Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach

Berthold Auerbach


DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.
GH 900 A. 2



Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Zweiter Band.



Druckerei von August Osterrieth, Frankfurt a/M.

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

Zweiter Band.



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1884.



1870.

349.

Berlin, 1. Januar 1870.

Du hast heute, lieber Jakob, bereits einige Worte von mir, und doch ist der erste Federzug im neuen Jahre wieder zu dir, lieber Jakob. Mir ist, ich kann nicht anders — ich trete in das neue Jahr mit einer Ruhe und Zuversicht, mit einer Stille des Gemüths wie noch nie.

Der 22. Januar 1870.

Vergangene Nacht konnte ich schwer zur Ruhe kommen. Ich las im Abendblatt, wie tief roh und zerstörungslustig die hiezu fabelhaft disciplinirten Sozialdemokraten einen Mann wie Johann Jacoby behandelt, der so viel und so tapfer ausdauernd gekämpft und gelitten. Du wirst das auch in den Zeitungen lesen und mit mir fragen: Was ist denn Volksbildung? Was ist denn all unser Mühen, Helligkeit und sittliche Führung in die Massen zu bringen? Mich jammert es tief, daß ich das erleben muß. Und doch, was soll werden? Was kann man thun gegen die Gemeinheit, die mit Gier und Lust das Chaos will?

Ich kam schwer zur Ruhe und hatte eine entsetzlich schlaflose Nacht. Ich mußte heute früh gerüstet sein, denn ich wollte die Antrittsrede unseres Freundes Geiger hören, bei dem ich gestern Mittag eine gute Stunde war.

Ich fuhr nach der Oranienburger Straße und kam noch zeitig und zu gutem Platz; der große schöne Bau füllte sich allmählich ganz. Der Cultus ist etwas gedehnt, vielleicht erscheint er nur mir so. Endlich bestieg Geiger die Kanzel. Er hatte einige Dehnungen und breite Paraphrasen, aber die Wortfassung war stets rund, sicher und bisweilen treffend zugespitzt, Alles aber hatte den Hauch der Unmittelbarkeit, und der Gesichtspunkt oder vielmehr der Gesichtskreis war so weit gespannt, daß man sich ganz hinein=

gehoben fühlte. Ohne von Programm zu sprechen, gab er es so sachlich als begeistert und ruhig entschieden. Es war eine wohlbemessene Strategik und immer gedeckt. Eine Parabel von drei Söhnen, die er erzählte, machte eine wunderbare, Alles packende Wirkung, die sich zum Höchsten steigerte, als er den Vater seine Söhne segnen ließ und mit diesem Segen schloß.

In der Vorhalle umarmten sich die Menschen in Wonne. Alles war entzückt und beglückt, die Freigesinnten triumphirten, auch die widersacherischen Orthodoxen schienen umgestimmt.

Ich war so bewegt, daß ich nicht heim konnte. Auch wollte ich Geiger Gesellschaft leisten. Ich weiß ja, wie die Menschen sind, sie wischen sich den Mund und lassen den Aufgeregten allein. Ich holte Geiger in der Sakristei ab und blieb bis 4 Uhr bei ihm. Ich sättigte mich auch wieder einmal im Freundschaftsgefühl, ich leide hier Hunger daran.

350.

Berlin, 25. Januar 1870.

Gestern war Geiger noch bei mir, er ist frisch und innig und neu gehoben, wie das ein so sicheres Durchdringen geben muß.

Abends war ich mit meiner Frau und August in einer großen Gesellschaft bei Gutzkow. So viel Widersprechendes auch in unserm beiderseitigen Wesen ist, so habe ich doch stets das Bestreben guten Vernehmens, denn G. hat nicht nur stets fest zur Fahne der Freiheit gehalten, er bedarf auch der Stützung nach solchen Erlebnissen, die ihn ins Extrem stürzten.

Es wurde gestern musizirt, und bei Tisch brachte G. einen Toast auf die Gesellschaft, freundliches Einleben für sich und die Seinen erbittend. Ich hatte mir vorgenommen nicht zu sprechen, aber jetzt kamen Lazarus, Rodenberg und Alle, sie sagten, es müßte erwidert werden, und Niemand wollte es thun, denn nur ich müßte das. Ich that's und sagte kurz, daß Gutzkow, wie er hier in heimatlichen Boden zurückkehre, auch alten heimatlichen Boden in den Herzen finde. Gutzkow war sehr gerührt, und sein Auge füllte sich mit Thränen, als er mir die Hand reichte.

Er war auch in der Versammlung gewesen, in der Johann Jakoby so hart behandelt wurde. Er war ganz empört.

Den 28. Januar 1870.

Ich habe das Mathy-Buch von Freytag nun sorgfältig durchgelesen, und der Gesammteindruck ist: dieses Werk ist eine Zierde der deutschen Literatur, und einen solchen Biographen zu finden, erscheint eines Lebens voll Mühe und Schmerz werth. Dieses Buch ist eine Rettung in neuem Sinne, es rettet eine markvolle Gestalt vor der Vergessenheit, es fixirt ein Stück Geschichte zur Unvergänglichkeit, und das ist um so wichtiger, da keine

oder nur wenige äußere Denkmale für die spätere Zeit Kunde geben. Das verflatternde Journalistische im weitesten Sinne ist zum Stehen und zum Bestande gebracht, die Culturgeschichte ist von der Marksäule heraus aus der Zellenbildung des individuellen Lebens bereichert.

Das Leben Mathys ist ein modernes Epos von erschütternder Tragik und persönlicher Heldenhaftigkeit. Wir Süddeutschen sehen allerdings recht wohl, daß Freytag, der Sohn des Bürgermeisters von Kreuzburg in Oberschlesien, die volle Fühlung für süddeutsches Leben und Kämpfen von 1830—1848 nicht hat; aber dafür setzt sich ein Großblick ein, den doch nur der Preuße hat. Ich finde freilich auch Mängel im Einzelnen, gewaltsame Zurechtrückungen, mehr künstlerische als lebensgerechte Abrundungen; diese werden aber immer dem geschriebenen Worte und der fixirten Geschichte anhaften; der Fluß des Daseins, die Mischung der einmündenden Bäche, die Einwirkungen der Atmosphäre lassen sich nie ganz geben. Da kann man immer nur annähernd die ganze Wahrheit erreichen.

Ein Hauptfehler Freytags ist, daß er Mathy zu einem Kanon des Gothaismus machte, zu einer Incarnirung eines Prinzips, das eigentlich kein Prinzip, sondern eine Resignation oder eine Concilianz ist, wie es eben die praktische Politik erheischt, und da fließt sogar etwas von Fanatismus unter, der alle nicht so Handelnden aus dem Reiche der Moral excommunicirt. Ich kann nicht einstimmen, daß ein Biograph ein Panegyrist sein muß; aber Freytag wurde das unwillkürlich. Er hat eine geschichtliche Hauptsache nicht eingesehen. Die Politiker, die sich vor 1848 abgekämpft hatten, dämmten die Märzbewegung zu früh, sie ließen sich von den geängsteten Fürsten zu Ministern machen &c. und hemmten damit den vollen Ausbruch, der zur vollen Sühne hätte führen können. Freytag aber findet Alles, was sein Held that und unterließ, als das absolut Vernünftige, während Mathy selbst das nie von sich annahm.

Stilistisch ist Freytags Buch unsäglich fein, vielleicht zu fein, er hat Gedanken, die in einem Satze auszudrücken waren, in ein einziges Adjectivum gezwängt. Ich glaube, er hat an dem Buche zu lange gearbeitet und bei der Durchsicht bald da, bald dort noch ein Licht aufgesetzt, ohne das Ganze demgemäß abzutönen. Ich habe mir verschiedene Stellen angestrichen. Bald ist der Bibelton angeschlagen, bald der Nibelungenstil; beide sind sorgfältig hineingearbeitet, aber der wohl aufmerkende natürliche Sinn findet das Unvereinbarliche.

Freytag gibt seinem Helden keine rechte Entwicklung, er läßt ihn schon früh, viel zu früh, fertig sein. Schon auf dem Hambacher Fest soll Mathy der kühl Betrachtende sein, während doch ein Bild erwähnt ist, worauf er in gewaltiger Aufregung steht.

Freytag hat sich redlich bemüht, zu zeigen, daß Mathy eine bedeutende, aber doch nicht dominirende Figur in der Zeitgeschichte war, er hat den allgemeinen Hintergrund, auf den sich die Gestalt aufsetzt, stets wohlbemessen gehalten; es bleibt in unserer Zeit der Massenbewegung, in dem großen Chor, immer schwer, Figur und Solostimme der Persönlichkeit kenntlich zu machen. Wenn wir aber viele oder doch mehrere solcher Biographien hätten, würde sich uns und für unsere Nachkommen das Bild unserer Zeit zusammensetzen. Mir fällt eben ein, daß als eine parallele Figur zu Mathy der Heinrich Simon von Breslau dasteht. Johann Jakoby hat, nach Aufzeichnungen der Schwester Simons, die Biographie herausgegeben. Er hat sich's aber zu leicht gemacht, er hat in der Redseligkeit der Frau und Schwester fast nur gestrichen, er kann eben nicht arbeiten, zumal nicht literarisch, wie Freytag. Aber Heinrich Simon wäre eine ergiebige Correspondenz zu Mathy. Simon eine durch und durch vornehme Natur, aus dem preußischen Beamtenthum, norddeutschen Literaturinteressen, durchzogen von Hegel'schen Elementen, zum initiativen politischen Charakter erweckt, stramm sich haltend bis zum Tode im Wallensee.

Ich habe beide Männer gut gekannt und ich hoffe, wenn ich dazu komme, in meiner Selbstbiographie ihnen gerecht zu werden. Bis dahin will ich auch die Ergänzungen aufbewahren, die ich zu Mathys Leben zu geben habe. Ich sehe jetzt, daß ich recht hatte, den Wunsch der Frau Mathy abzulehnen, daß ich die Biographie ihres Mannes schreiben möge. Ich habe ihr sofort gesagt, daß Freytag das viel besser kann, und ein solches Buch, wie das von Freytag, hätte ich nie schreiben können.

Die Schimpfbezeichnungen gegen die Anhänger Heckers sind unschön, und ich frage mich auch, ob es nicht in der oft hervorgekehrten Antipathie Freytags gegen die Juden liegt, daß er zwei Momente ganz ausläßt. So zuerst, in Bezug auf Persönliches, erwähnt er des trefflichen Moritz Veit gar nicht, der ein eifriger Parteigenosse und naher Freund Mathys war. Ein Anderes aber ist ein noch schärferer Mangel, oder geradezu ein Unrecht. Mathy trat als Abgeordneter von Constanz entschieden für Emancipation der Juden ein, er erhielt dafür ein Mißtrauensvotum seiner Wähler (da kein Jude in Constanz wohnen durfte), und er antwortete scharf darauf öffentlich. Ich erinnere mich dessen ganz genau und werde zu dem Behufe im Sommer in Karlsruhe das Aktenmäßige aufsuchen. Ich möchte gern eine Recension über das Mathy-Buch veröffentlichen, aber ich kann es jetzt nicht, ich bin an Anderem.

Berlin, 29. Januar 1870.

Heute erhielt ich Brief von Keil, daß meine Erzählung dem Setzer übergeben sei. Ich bin begierig, was du zu dieser Arbeit sagen wirst; mir

selbst ist sie eigentlich fremd, und ich schrieb sie wesentlich in einer Art technischen Vergnügens; ich wollte auch einmal in Wasserfarben malen, leicht, frischweg und ohne ethische Accente, eben bloß eine Geschichte. Das Motiv mit der Tochter des Parlaments wäre eigentlich zu Größerem ergiebig.

Ich habe eine neue Geschichte vor; Venedey, der jetzt hier ist und mir sehr behaglich, brachte mich darauf, da er mir von einem Bekannten erzählte. Das gestaltete sich mir gleich, und nun verläßt es mich nicht mitten im fremdartigen Treiben, und es rundet sich allmählich, ja ich bin daran, eine ganz neue Form zu wählen, die mir, wie ich glaube, gut in der Hand liegt. Wenn ich die Kraft hätte, in einem Zuge an einem Tage das fertig zu schreiben, wär's gut. Entschuldige, daß ich dir so von etwas spreche, das ich dir doch nicht erzählen kann. Um dich noch neugieriger zu machen (du darfst aber nichts weiter fragen) sage ich dir nur: die Geschichte heißt: Die neue Loreley. Wenn es mir gelingt, wird es was Besonderes.

Was sagst du zu der Petition der hiesigen Katholiken an das Abgeordnetenhaus: man solle den Freimaurerorden aufheben? Mich freut es. Die Sache kommt zum Austrag, und es zeigt sich jetzt schon, daß wir bei den nächsten Wahlen sehr viel von den Katholiken zu fürchten haben.

351.

[Berlin], 2. Februar 1870.

Ich habe auf der Bibliothek einen alten Universitätsfreund Dr. Bruns, er erinnerte mich, daß ich zehn Jahre nicht bei ihm war. Ich werde viel mühselige Arbeit haben bei der Erneuerung der Spinoza-Biographie. Hier ist auch ein Pentateuch in fünf Bänden, der wahrscheinlich das Handexemplar Spinozas. Auf einem Titel ist sein Name eingeschrieben, es scheint mir fast unzweifelhaft seine Handschrift, ich habe dieselbe bisher nur im Facsimile gesehen. Ich suchte in den Büchern, ob nirgends etwas von ihm eingezeichnet ist, es fand sich nichts; aber wie ich so die in braun Kalbleder gebundenen Bücher in der Hand hielt, berührte mich's eigen: das hielt einst Spinoza so in der Hand, auf diesen Blättern hat sein Auge geruht. Ich kann mir die Reliquien-Verehrung der Gläubigen erklären. Die Geschichte verflüchtigt die verschwundene Persönlichkeit, und da ist es erwecklich, etwas von dem Verehrten, was in seinem Gebrauche war, in der Hand vor Augen zu haben. — Hast du im Magazin des Auslands die herzlich eingehende Recension über meinen Roman gelesen? Da wird mir vorgeworfen, daß ich zu mild gegen Kirchliches und Widersacherisches sei. Ich verdiene diesen Vorwurf, weil ich mich so gern und leicht in die Denkweise

Anderer versetze; ich kann nicht anders, ich sehe auch in der Reliquien-Verehrung die gerechte psychologische Grundlage.

Gestern Abend hörte ich in den Dienstags-Vorlesungen den Vortrag von Dr. Cassel über die Armenpflege bei den Juden. Sehr instructiv und klar. Der Hauptsatz, daß Institute für Wohlthätigkeit erst entstehen, wenn sich die concrete persönliche Bethätigung von Mensch zu Mensch, Nachbar zu Nachbar verflüchtigt hat, und zur allgemeinen Pflicht im Staat und Gemeinde wird — ist sehr ergiebig. Und ich kam ja auch schon auf diese Fährte mit meinem Kampfe gegen die Schenkung in die todte Hand. Alle festen Institute können zur todten Hand werden. Hier liegen große Probleme und tiefer als man meint. Die moderne Zeit löst alle Personal- und Naturalleistung ab und verwandelt sie in Geld, und da tritt eine allgemeine Verwaltung ein. Wer weiß, wo das hinführt? Aus der Arbeitstheilung, aus der Isolirung wieder in die Gemeinsamkeit hinaus, in persönliches Einsetzen, das ist ein schwerer Weg.

Den 3. Februar 1870.

Daß dir der Vortrag von Eduard Zeller über Lessing so eingehend war, ist erfreulich. Was du aber sagst, daß einer so ausgeprägten Individualität wie Lessing sich der Spinozismus nicht assimiliren kann, klingt besser, als es mir wahr zu sein scheint. Ist denn Goethe keine ausgeprägte Individualität? Und wie steht er in Allem im Spinozismus! Der Gegensatz von allgemeiner Substanz und Individuation muß neu gefaßt werden, als Verhältniß des Individuums, des Einzelnen, zum Allgemeinen — als Volk, Staat, Geschichte und Menschheit, und da liegt eben der Mangel in Lessing oder vielmehr in seiner Zeit; es war keine Wechselbeziehung zu einem lebendigen Allgemeinen, man hatte nur eine solche zur Gelehrtenrepublik, die ein ideal gestelltes Allgemeines ist. Und dazu kommt noch, daß ein Hauptmittelglied vom Individuellen zum Allgemeinen abging, das war sein Mangel an Natursinn. Im 17. Jahrhundert war Naturwissenschaft und Landschaftsmalerei so regsam wie noch nie vorher, im 18. war Alles auf den Menschen gerichtet, und bei Lessing besonders, er war abgelöst vom Naturhintergrund.

Goethe fehlte auch der Staatssinn, aber er hatte den Natursinn, empfindend und forschend, und das führte herüber und hinüber aus dem Isolirten, aus dem Privatmenschen der Gelehrtenrepublik ins wirklich Allgemeine.

Den 6. Februar 1870.

Ich sehe, daß ich ein Fremdling in dem jetzigen literarischen Getriebe werde. Ich brauche still gefaßte bedenksame Menschen, und Alle haben jetzt etwas von der zitterigen Bewegtheit der Eisenbahn. Stillhalten, in den

Moment versenken, wer will das noch? Und die Kritiker, statt dem Publikum zu sagen: Sammle dich zu Denken und Empfinden — geben ihm Recht in seiner Eilfertigkeit und ziehen mitten in allen Seelenerregungen die Uhr heraus; sie haben einen Fahrtenplan, worauf die Minuten des Aufenthaltes verzeichnet sein sollen. Auf diese Weise kommt nichts in sich Gedeihendes mehr auf.

Den 7. Februar.

Gestern war ein ruhiger Sonntag. Ich blieb Abends zu Hause und allein. Ich studirte wieder Spinoza, und ich meine, ich verstehe ihn erst jetzt recht. Welch eine wunderbare Erscheinung! Ich glaube, es ist eine jüdische Sage — die vom Salamander, daß wenn man sieben Jahre oder siebzig Jahre ein Feuer brennend erhält, endlich ein Wundergeschöpf herauskommt, das durch nichts zerstört werden kann, nicht durch Feuer, nicht durch Wasser, nicht durchs Schwert. Ich möchte eigentlich Spinoza als jenes Wundergeschöpf darstellen, das aus den Scheiterhaufen des Mittelalters als eine Neubildung, als eine Creatur incommensurabler Art hervorgegangen ist. Dieser Gedanke ließ mich die vergangene Nacht fast nicht schlafen, und lange bildeten sich daraus die wunderlichsten Märchengestalten. Ich darf das aber nicht in die Biographie bringen, ich will sie in einfach gutem historischen Stil halten, ohne Decoratives — plastisch correct und scharf, wie der Held selber. Ich habe ein Ideal der Biographie vor Augen, aber ich weiß schon, ich erreiche es weit, weit nicht. Ich lege das Manuskript fertig eine geraume Zeit hin, dann hoffe ich doch noch zu was Besserem zu kommen.

Den 10. Februar.

Ich war im Abgeordnetenhause, ich wollte bei der Debatte über die Klosterfrage sein. Im Büffet des Abgeordnetenhauses erfuhr ich bald von Freunden, daß man nur motivirte Tagesordnung beschließen werde, wenn die Sache überhaupt noch vorkäme. Die Debatte kann böses Blut machen, und man hat für die nächsten Wahlen die Ultramontanen zu fürchten, die stärker sind als man glaubt; auch müßte ein Spezialgesetz gegen die Klöster gemacht werden.

Der Einblick in die Abmüdung der Abgeordneten war sehr traurig. Sie tauschten, da Samstags geschlossen wird, ihre Photographien aus und überall gab sich Bedrückung und Verdrossenheit kund. So viel Arbeit und was der Erfolg?

Den 10. Februar.

Soeben erhalte ich die Nachricht, daß die Revue des deux mondes meinen letzten Roman im Auszuge bringen will. Das freut mich sehr, da sich die Verhandlung mit dem Temps zerschlagen hat.

Auch aus England und Amerika bekomme ich erfreuliche Nachrichten über das Buch, wenn auch noch immer kein Honorar, was mir doch auch sehr erwünscht wäre.

352.

Berlin, 14. Februar 1870.

Ich bin Mitglied der neugegründeten anthropologischen Gesellschaft hier geworden. Virchow warb mich an. Ich war vorgestern zum erstenmal in der Versammlung. Die Vorträge beschränkten sich meist auf Urgeschichte, Pfahlbautenfunde u. dgl. In Virchow ist eine wunderbare Kraft. Morgens der entscheidende Referent über das Staats-Budget im Landtag und Abends ausführliche Darlegung über Funde in den Mooren und Seen.

Auch sonst waren bedeutende Capacitäten da. Solch eine Großstadt hat eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Geistesarbeit. Ich weiß aber nicht, ob ich öfter bei diesen Erörterungen sein werde. Nach der Versammlung gingen die Meisten in ein Bierhaus. Wir blieben bis zwölf, und ich ging mit Virchow heim, der mein Nachbar ist. Virchow wünscht, daß ich auch mehr psychologische Fragen vorbringe, ich möchte aber, da es mir zu viel Zeit nimmt, da nicht initiativ sein, sondern nur mitdebattiren.

Den 18. Februar 1870, Abends 7 Uhr.

Ich war heute Nachmittag bei Professor Holtzendorff. H. ist ein so weitblickender und warmherziger Mensch, daß mir's immer wohl bei ihm ist und ich gar nicht fortkomme und gewaltsam abbrechen muß. Er ist auch, wie du weißt, im Protestanten-Verein hervorragend thätig und greift überhaupt in allen Culturfragen tapfer und aufopfernd an. Er ist auch überzeugt, daß die Idealität, wie sie als Religion erschien, eine neue Fassung gewinnen muß, und er sah auch den Hintergrund, aus dem mein letztes Buch hervorgegangen war, mit vieler Liebe. Wir wurden nicht fertig in Erörterung der Frage, ob dem neuen Ideenleben die gemeindebildende Kraft gegeben sei.

Auf dem Wege traf ich dann noch Professor Erdmannsdörffer, den ich in diesen Tagen besuchen wollte. Er hat, wie mir J. G. Kohl aus Bremen schrieb, auf dem Archive dort gearbeitet, und ich hoffte neue Data von ihm für die Gestalt Heinrich Oldenburgs; er hat wenig gefunden, aber er will mir's geben.

353.

Berlin, 22. Februar 1870.

Mit grundmäßigem Behagen kann ich dir jetzt wieder schreiben. Ich habe deinen Brief von gestern, er frischt mir das Bild deines häuslichen

Seins und deines Arbeitens auf und gibt mir gute Weisung. Ich muß dir aber gleich eine Mahnung geben und bitte dringend, ihr nachzufolgen. Denke daran: principium omnium rerum est, suum esse conservare.

Du fragst über Strodtmann. Ich kenne ihn persönlich. Er war, so viel ich weiß, in Amerika. Er ist ein Christ, hatte sich sehr eingehend und weitgehend mit der sozialen Frage beschäftigt, übersetzt Gedichte sehr schön aus dem Englischen und ist selbst ein Poet. Ich habe mir auch vorgenommen, sein Leben Heines zu lesen. Du hast Recht, man hat bei Heine immer mit einem Lügner zu thun, und neben dieser persönlichen Lügenhaftigkeit Heines gibt die Lyrik — wie ich bei ganz redlichen Menschen oft erfahren habe — noch eine allgemeine. Das Dichten mit und aus dem Ich steigert die Illusionskraft ins Persönliche und macht die künstlerisch nothwendige Continuation und Abrundung zu einem quid pro quo vor sich selbst, und nun gar bei einem Talente und einer Individualität wie Heine, der sich in sentimentalen und ironischen Grimassen vor dem Publikum gefiel. Wir wissen z. B. jetzt auch, was es mit dem „todten Liebchen" Lenaus für eine Bewandtniß hat, und was hat der im Grunde so wahrhafte Mensch daraus gemacht! Ich wollte, ich könnte das einmal ausführen, es würde allerdings viel böses Blut machen. Goethe steht auch hier wieder rein, aufrichtig und fern von allem Nursothun da.

Ich werfe die rohe Skizze [zur Spinoza-Biographie] einstweilen mit dicken Farben so hin und werde sie nachher schon ausmalen. Aber nur nicht eintrocknen lassen! Der Maler Eduard Hildebrandt sagte mir einmal in Gesellschaft: ich muß nach Haus und morgen früh malen, ich habe einen nassen Himmel stehen.

23. Februar 1870.

Bei der Petition an den Reichstag um Abschaffung der Todesstrafe im neuen Strafrecht — die die namhaftesten Juristen und Gelehrten Norddeutschlands unterzeichneten — hat Holtzendorff mir die Ehre erwiesen, mich als den Miteinreichenden zu nennen, er that es, weil ich, wie er sagte, in dieser Sache so entscheidend gewirkt, und allerdings ist Holtzendorff erst durch mich (bei Mitwirkung im Kalender) thätig in die Sache eingetreten.

25. Februar.

Durch die Stadt geht das Gerücht, und heute steht es auch bereits in der Zeitung „Die Zukunft", daß Bismarck erklärt habe, er ziehe das ganze Strafgesetzbuch zurück, wenn der Reichstag Abschaffung der Todesstrafe beschließe. Daß die Hinrichtung in Gotha stattfand, weißt du. Es gibt wahre Fanatiker für die Todesstrafe. Es hat sie gewiß auch einmal für die Tortur gegeben. Man wird milder gegen an sich kaum begreifliche Vergangenheiten, wenn man sieht, was die Gegenwart noch in sich birgt.

Ich habe dir geschrieben, daß ich mich von persönlichen Bethätigungen zurückhalten müsse, aber es geht doch nicht. Vergangene Nacht hielten wir von 9—12 Sitzung und werden sie heute und morgen wieder haben. Julian Schmidt und Herman Grimm regten an, daß wir etwas thun müssen, um die verkehrte Auffassung des Gesetzes über literarisches Eigenthum in die rechte Bahn zu lenken. Außer den Beiden waren noch Th. Mommsen und Abgeordneter Wehrenpfennig (Redakteur der Preußischen Jahrbücher) da. Wir erörterten das Gesetz § für § und wir wollen eine öffentliche Erklärung abgeben. Wir werden uns heut Abend über die Fassung der Erklärung verständigen. Schmidt, Grimm und ich, ein jeder macht einen Entwurf. Mir ist es immer peinlich, daß ich mit dem A anfangend, da vornan stehen muß. Ich will sehen, ob sich das ändern läßt.

26. Februar 1870.

Gestern Abend also haben wir die Erklärung über das Gesetz der Autorrechte beschlossen. Zu Grunde gelegt wurde die Fassung von H. Grimm mit einem Zusatze von mir, und das Ganze faßte Mommsen zusammen. Wir einigten uns, Niemand weiter zur Unterzeichnung aufzufordern, so daß nur wir fünf sind, und Mommsen sagte, er scheue sich gar nicht davor, daß man das hochmüthig finden werde. Ueberhaupt zeigt sich in Mommsen eine metallne Festigkeit und Sicherheit der Haltung. Es war einmal die Rede davon, daß er Cultusminister werden solle. Das wäre ein weitwirkender Fortschritt, aber es kommt nicht dazu.

Daß wir fünf allein auftreten, wird viel böses Blut unter meinen Collegen machen. Ich lasse mir das gefallen, ich habe die Sache nicht angeregt und konnte, namentlich der entschiedenen Haltung Mommsens gegenüber, nichts ändern, zumal es allerdings schwierig ist, bei der Erweiterung der Theilnehmer eine Grenze zu finden.

Die große Niederlage, die die Nationalliberalen bei der Debatte über den Eintritt Badens in den Nordbund erlitten, wird schwer empfunden.

Sonntag, 27. Februar 1870.

Du sollst morgen Brief von mir haben, lieber Jakob. Denn morgen ist mein 58. Geburtstag, und ich bin da doch mit Gedanken und Erlebnissen bei dir.

Wenn ich das vergangene Jahr überschaue, so ist es doch eins der befriedigendsten seit lange her. Daß ich je zu eigentlicher voller Ruhe komme, glaube ich nicht und ist eben so unnöthig als meinem Naturell widersprechend. Ich lebe zwar jetzt wie ein Quiescirter, aber ich trage mich doch immer mit Planen für neue Lebensgestaltungen und Arbeiten, und so wird es wohl bleiben bis zuletzt. Ich habe durch mein letztes Buch keine

Mehrung, aber auch keine Minderung meiner Position bekommen, und das ist unter gegebenen Verhältnissen ein gutes Resultat.

. . . Die Kunst wird nicht gefördert, wenn man sich der Tradition und dem Geschmack des Tages accommodirt. Man muß zu Neuem, Reinem sich und das Publikum zusammenzufassen und zu erheben suchen; aber das wollen die Meisten nicht, sie wollen reizen, gefallen und geben sich herab oder standen an sich nicht höher.

Ich habe heute auch Brief aus Amerika von Fr. Kapp, der mir die Akten der Verhandlungen mit den amerikanischen Verlegern von The villa on the Rhine schickt. Der Schluß ist, ich bekomme nichts. Die Concurrenz des Bostoner Verlegers hat den Gewinn zerstört. Die mitgeschickten Recensionen sind sehr freundlich.

354.

Berlin, 28. Februar 1870.

„Daß du von Onkel Jakob keinen Brief hast, scheint mir ganz natürlich, hat er dir doch erst gestern geschrieben und dir zu heute nichts Besonderes zu sagen, da du doch selber weißt, was er fühlt und dir sagen könnte."

So sagte August vor einer Stunde beim Frühstück, als ich ihm die vielen angekommenen Briefe zum Lesen gab. Und jetzt eben — 10 Uhr — kommt doch ein so guter Brief von dir, und um 12 Uhr, wenn du heimkommst, ist der meinige für dich da. Ja, lieber Jakob, wir haben das volle Glück der Freundschaft und wissen, was das ist.

Heute ist die erste Verhandlung über das Strafgesetzbuch (wahrscheinlich Todesstrafe) im Reichstage. Ich kann nicht hingehen, da viele Glückwünschende kommen werden.

Was du von Freytags Buch sagst, unterschreibe ich. Ich habe die von dir bezeichneten Stellen und noch viele andere auch in meinem Exemplar angestrichen. Es ist eine junkerliche Vornehmigkeit, von Hecker u. A. nur als von wilden Knaben zu sprechen, und es ist unhistorisch dazu, Mathy zum Urbilde des Nationalliberalismus zu machen. Der falsche Grundzug aber ist immer der: Freytag versteht unser süddeutsches Leben und unser politisches Streben ganz und gar nicht.

Ich fühle mich jetzt wieder in die scharfe politische Opposition versetzt. Ich bin nicht für ein Großpreußen, sondern für ein wirkliches Deutschland.

1. März 1870, am sonnenheitern Morgen.

Ich konnte dir gestern nicht weiter schreiben. Es kamen viele Glückwünschende. Auch unser Freund Geiger kam mit Sohn und Tochter, es war uns wohl beisammen. Ich schlug dem jungen Dr. Ludwig Geiger vor,

mir bei Ausarbeitung der Spinoza-Biographie in Bereitung des Materials ꝛc. zu helfen, und er erklärte sich damit einverstanden.

Es ließ mir keine Ruhe, trotz meiner Abmattung durch die vielen Besuche, ich ging noch um 2 Uhr nach dem Reichstage, wo heute die Abschaffung der Todesstrafe auf der Tagesordnung stand. Eben sprach ein Herr von Brauchitsch sehr breit für die Todesstrafe mit den bekannten Gründen. Nach ihm kam Professor Aegidi, der Schluß ging auf facultative Todesstrafe. Nach ihm kam Lasker — ein Athemanhalten in der Versammlung, auch der Kronprinz in der Hofloge legt sich aufmerkend vor. Ich habe Lasker wieder neu bewundert, er spricht aus dem Vollen, aus der Rechts- und Lebenskenntniß, wie auch aus der reinsten Ethik. Du mußt seine Rede lesen.

Um halb 5 mußte ich heim zu Tisch und Abends waren Freunde bei uns bis nach 12.

Die Debatte über die Todesstrafe wird heute fortgesetzt und hoffentlich heute abgeschlossen, ich glaube, daß die Abschaffung durchdringt. Ich bin voll Spannung. Ich gehe nochmals in den Reichstag. Dann aber soll kein Tag mehr verloren gehen für meine Arbeit.

Den 2. März 1870.

Das war gestern ein Tag, so inhaltschwer und dann so bunt bewegt — in der That ein Faschings-Dienstag ganz besonderer Art.

Ich arbeitete mit Ludwig Geiger bis nach 12 Uhr. Um halb Eins ging ich mit ihm nach dem Reichstag. Die Journalisten auf der Tribüne sprachen sich mir sehr erfreut über unsere Fünfer-Erklärung aus. Sie wird wirken. Ich hörte, daß ein katholischer Geistlicher, Namens Küntzer aus Breslau bereits mit großem Eindrucke gegen die Todesstrafe gesprochen habe. Jetzt stand der von den Conservativen entbotene bekannte Wagener auf der Tribüne und sprach advokatorisch und zuletzt kirchlich-religiös für die Todesstrafe. Nach ihm Staatsanwalt Genast aus Weimar schwungvoll, aber ohne Schlagkraft, für Aufhebung. Jetzt erhob sich Bismarck; in seinem halb schläfrigen, halb aus concentrirter Heftigkeit gepreßten Tone, den Ausdruck wohl bemeisternd, eiferte er gegen die Sentimentalität und gegen die Schwächlichkeit der Richter (ich habe vergessen, daß ein Gerichtspräsident Becker aus Oldenburg sehr warm darlegte, was es heiße, die abgeschaffte Todesstrafe wieder einzuführen), da Niemand mehr volle Verantwortung für scharfes Thun auf sich nehmen wolle.

Ich ging nach der Restauration des Hauses. Als ich auf die Tribüne zurückkam, ging es an die Abstimmung. Die Spannung war groß, und zuletzt entschied sich's [für Abschaffung] mit 118 gegen 81 Stimmen.

Ich verließ nun mit August, der auch gekommen war, das Haus. Wir gingen nach dem Thiergarten.

Dort begegnete ich meiner Frau und Ottilie, die mir sagten, daß ich auf den Abend zum Hofball eingeladen worden sei.

Den 3. März 1870.

Ich konnte gestern doch nicht weiter schreiben, ich war zu sehr abgespannt, ich muß dir also heute kurz weiter berichten.

Ich kam nach dem Schlosse, ich kenne die Räume, die Anordnungen, und doch macht das Ganze immer einen zauberischen Eindruck, zumal der weiße Saal, worin getanzt wurde. Das flimmert und glitzert, es ist als ob die Wände und die Decke Licht ausstrahlten, von der großen Treppe aus erscheint Alles wie ein Märchen, wie sich da die schön geschmückten Menschen tummeln und frische Musik ertönt. Ich ging durch die anderen Zimmer und die reich mit Bildern behangenen langen Hallen. 1500 Menschen waren geladen, ich traf viele Bekannte, man erkennt sie aber in der Uniform nicht sofort. Mit dem Präsidenten Simson, mit dem früheren Minister Patow war ich lange, auch viele Abgeordnete traf ich. Ich war auch viel mit unsern Künstlern Adolph Menzel, Plockhorst, dem Bildhauer Bläser und dem Erbauer des Rathhauses Wäsemann.

Mit Geheimrath Friedberg, dem Gesetzesarbeiter im Ministerium, war natürlich von der Abstimmung über die Todesstrafe die Rede. Friedberg war sehr angegriffen, er hat im Parlament das Strafgesetzbuch zu vertheidigen, er hat anderthalb Jahre schwerster Mühen auf die Ausarbeitung gewendet, und nun steht die ganze Vorlage in Frage.

Eine besondere Ueberraschung hatte ich, als ein Mann mit vielen höchsten Orden auf mich zu kam und mir die Hand reichte mit den Worten: „Verzeihst du mir?“ Ich erkannte ihn erst nach Besinnen, es war mein alter lieber Freund Karl von Schwendler, Koburgischer Minister. Wir hatten früher in Weimar viel zusammen gelebt, und seine Mutter, eine Hofdame alten Schlages, war meine besondere Gönnerin. Er ist Mitglied des Reichstages und war noch nicht bei mir. Wir hielten uns nun im Austausch der Erlebnisse lange zusammen, bis wir im Wogen der Gesellschaft auseinander kamen. Viele ließen sich mir vorstellen, und Bethusy-Huc, der Führer der Freiconservativen, that das von selbst, da er mir für viele Freuden danken müsse.

Die heiterste Stunde hatte ich aber mit dem Major von Korff, dem Schwiegersohne Meyerbeers, mit dem ich oft zusammenkomme. Er ist ein vollendeter Kavalier und Gardeoffizier und dabei an allem Geistigen theilnehmend. Er war der besondere Gast des Khedive bei Eröffnung des

Suez-Kanals und ist, heimgekehrt, wieder ein lebhaftes Mitglied der philosophischen Gesellschaft. Er berichtete mir, was sich alles auf solch einem Balle gestaltet.

Korff stellte mich mehreren Damen vor, und ich mußte viel über mein letztes Buch sprechen. Ich machte mich aber bald frei und ging mit Bürgermeister Stephani aus Leipzig, dem Maler Hosemann u. A. durch die Säle, die Kunstwerke betrachtend. Einen wunderbaren Eindruck machten auf uns alle die wachhabenden Gardesoldaten, wahre Riesengestalten, denen gegenüber man sich wie aus einer andern Welt vorkommt.

Ich blieb noch lange im Tanzsaal. Die Königin saß zuschauend an der Seite des Thronhimmels, und ein reizender Anblick war, als in einer Tour sämmtliche Damen und Herren im Halbkreise sich aufstellten und vor der Königin sich verbeugten und Hoch riefen. Dies Untertauchen und Erheben (es geschah dreimal) gab dem Tanz etwas besonders schön Feierliches; die Königin erhob sich jedesmal dankend.

Zuletzt wurde noch der Kehraus gespielt, denn es war Fasching, und um halb Drei machte ich mich auf den Heimweg. Ich konnte mich kaum zum Wagen schleppen, so müd war ich.

Du wirst gestehen, daß das ein sehr angestrengter Tag mit Vergnügensarbeit war.

Den 4. März 1870.

Ich habe gestern auch ein neues Stück: Der Graf von Hammerstein von Ad. Wilbrandt gesehen. Der Grundfehler des Stückes ist, daß das Stück keine Katharsis hat, oder äußerlich nur eine äußerliche Leidensgeschichte, die sich als solche gibt. Gefreut hat mich aber, daß das von Offenbach und Blödsinnspossen verliederlichte Publikum noch so viel reinen Sinn behalten, um die wirklich poetischen Momente des Stückes warm aufzunehmen.

Den 9. März 1870.

Jetzt, da ich dir fast chronikalisch schreibe, fällt mir selber auf, wie wirr und zerstreuend dir mein Leben vorkommen muß. In der That finde ich auch wenig Sammlung, und zum Austragen eines dichterischen Planes wäre diese Daseinsart durchaus ungeeignet. Ich getröste mich daher, in meiner Heimat wieder zu mir selbst und meinem Berufe zu kommen. Jetzt bin ich froh, wenn es mir nur gelingt, die Thatsachen zur Spinoza-Biographie zusammenzustellen, und dabei habe ich vorzügliche Hilfe in Dr. Ludwig Geiger, der täglich zwei Stunden bei mir ist und mit mir das Nöthige ordnet. Ich muß oft darüber staunen, wie überjugendlich die erste Fassung der Biographie im Jahre 40 war, aber der eigentlichen Gesinnung nach habe ich kein Wort zu streichen von dem, was ich vor 30 Jahren geschrieben habe.

Den 17. März.

... Ich meinerseits bin kein Pessimist, ich glaube nicht, daß durch die Dogmatisirung [der Unfehlbarkeit] eine große Wendung eintreten wird. Die Bischöfe werden sich fügen und mit ihnen die gläubigen Laien, die Freigesinnten dagegen sind lau und zur Religionserneuerung nicht aufgelegt. Durch jedes neue Dogma wird die Verbindungsbrücke zwischen Denkenden und Gläubigen immer mehr abgetragen, und ein Dogma aufgestellt, ist nur mit mühevollen Kämpfen wieder beseitigt. Würde das neue Dogma verworfen, ich hielte das für besser; jetzt ist der Pessimismus nur ein schlechter Trost. Die Geister der Menschen sind nach anderen Richtungen gewendet, der Protestantismus hat nicht Festigkeit und nicht Anziehungskraft, und eine sogenannte freie Religion will sich nicht bilden lassen[1].

Berlin, 19. März 1870.

Das war gestern wieder ein Tag, an dem ich Abends ein Brausen des Gehirns fühlte von all den verschiedenen Erregungen.

Ich arbeitete Morgens mit Ludwig Geiger, ging dann mit Eugen spazieren und in die Ausstellung, wo neue Bilder von Piloty und von Knaus angezeigt waren. Um 4 Uhr aß Gustav Kühne mit seiner Tochter bei uns. Kühne ist bei seinen 64 Jahren ungemein lebhaft. Dann kam Gutzkow, er ist in ungelöstem Conflict mit Kühne, und ich mußte in einem andern Zimmer mit ihm bleiben, während Kühne und Tochter mit meiner Frau und den Meinen Kaffee trank. Gutzkow hat etwas gedrückt Mildes, und ich muß sagen, das öftere Aufflammen seines Zorns und seiner Begeisterung hat etwas tief Rührendes, es ist ein alter Kämpfer, der die entsetzlichsten Narben trägt. Wenn ich etwas von Gutzkow lese, bin ich verstimmt, und dazu durch die ungeheuerliche und incorrecte Form gereizt; wenn ich ihn sehe und sprechen höre, bewegt mich's im Herzen, und dazu ist er originell und bestimmt.

Ich kann dir nicht genug sagen, wie sehr ich nach Ruhe und Alleinsein lechze. O, wie gut wird's sein, wenn ich im Gernsbacher Thale wandle.

355.

Berlin, 20. März 1870.

Ich schreibe dir oft in Ermüdung. Das läßt sich nicht ändern. Dieser Winter ist eben ein Vergnügling, der nicht einmal einen exacten Bericht, geschweige eine freie Arbeit zuläßt. Ich kann mir jetzt ganz gut denken, wie es um einen gebildeten Unterhaltungsmenschen steht. Man

---

[1] Aus einer Mittheilung über ein Gespräch.

kommt nur noch zu abgerissenen Gedanken. Sonst beschäftigte mich ständig dies und jenes im Geiste, und ich suchte es zu fixiren. Jetzt bin ich froh, wenn ich meine Zeitung gelesen habe und etwa noch einen Roman u. dgl. durch Wochen kapitelweise durchlese. Ich kann dir aber sagen, es ist mir nicht wohl dabei, es fehlt mir immer etwas, und ich meine immer, es müsse Jemand kommen, der mich heimholt. Ist es die Mühe, die so lange vergebens meiner wartet? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist meine Sehnsucht nach Alleinsein in mir unsäglich groß. Ich wage es nicht, den Tag zu bestimmen, wann ich von hier fortkomme, aber vor dem 1. Mai muß es sein.

Gestern also war das solenne Stiftungsfest des Vereins für arme jüdische Studirende. Ich wurde von allen Seiten bedrängt, einen Toast auf den Vorstand auszubringen. Ich mußte dem Drängen nachgeben. Ich bin doch kein Redner, ich überstürze mich, ich bin vom Thema beherrscht, statt es zu lenken. Das was mir zum Dramatiker fehlt, fehlt mir auch zum Redner, nämlich die auf den Effekt bemessene Haltung, die Zuspitzung und Contrastirung, und jene Dosis wohlberechtigter Koketterie, die dem Affekte die gefälligste Attitüde gibt und einen Gedanken sozusagen auf die Drehscheibe setzt, daß er von allen Seiten gut gesehen wird.

Ich kam erst um 2 Uhr heim, und heute um 12 Uhr mußte ich zum Fürsten Hohenzollern.

356.

Berlin, 27. März 1870.

Ich lebe fast ausschließlich meinem Hause und bin auch etwas bequem geworden, so daß ich, wenn es nicht sein muß, nicht ausgehe, sondern ruhig in meinem Lehnstuhl sitze und Allerlei lese, besonders Spinozistisches. Hast du den bisher ungedruckten Brief Goethes in Westermanns Monatsheften (März) gelesen? Immer aufs neue muß man bewundern, wie Goethe nicht nur das Wesentliche erkennt, sondern auch das allein deckende Wort dafür gibt.

Das unruhige Leben hier läßt zu nichts in sich Beruhigtem kommen. Man wird stumpf und übernächtig. Dieses Berlin kostet viel zu viel Opfer. Die Menschen sagen, daß man Eindrücke bekomme, ich brauche aber keine mehr, ich werde mit denen, die ich habe, im Leben nicht fertig, daß ich sie verarbeite, und ich war viel behender und kühner, als ich mit Wenigem, mit einzelnen festen Figuren an die Produktion ging.

357.

Berlin, 1. April 1870.

„Es freut dich eigentlich mehr, es Onkel Jakob zu berichten, als es erlebt zu haben“, so sagte mir August heute, als er mir etwas berichtet

hatte. Und in der That, August hat eine große Eindringlichkeit in meine Art. Mein bestes Stück Leben ist — an dich zu schreiben. Wenn ich in einer Produktion stehe, weißt du ja, tritt das zurück.

Mit innigster Erregung erzählte mir August, daß in der Stockholmer Zeitung mein letzter Roman übersetzt erscheint und sehr viel Theilnahme erweckt. Bei der Verhandlung über die Emancipation der Juden im Storthing habe daher der Hauptredner auf mich hingewiesen u. s. w. Was kann es Besseres geben, als solche Wirkung zu üben?

Den 5. April 1870.

Eben erhalte ich deinen Brief vom 3. Abends; so kurz er ist, freut er mich doch. Gewiß, lieber Jakob, wir wollen es einrichten, daß wir eine gute Fußreise machen, und zwar in kleinen Märschen. Ich bin auch nicht mehr so marschlustig. Seit der Arzt in Teinach mir gesagt, daß ich beim Bergsteigen Herzklopfen habe, merke ich das auch viel mehr und muß bei meinen 3 Treppen jedesmal in der Mitte verschnaufen. Der Sommer soll das alles wieder gut machen.

Ich habe bereits den Plan einer Geschichte niedergeschrieben, die ich ins Gernsbacher Thal verlegen werde. In der Sehnsucht nach dem Aufenthalte dort hat sich mir ein Motiv gestellt, das, wie ich hoffe, ergiebig genug ist, um das veränderte Dorfleben durch die Eisenbahn zu fixiren. Jener Mittag, da wir am Wege saßen und die Waldkirschen verschmausten, dann bei den Bahn-Ingenieuren waren und durch den halb fertigen Tunnel wanderten — mitten in allen Gemüthserregungen und philosophischen Speculationen ist mir die Erinnerung wieder erwacht — woher, wer kann das sagen? Ich werde nun sozusagen mit einem Bauplan reisen.

Den 8. April 1870.

Ich war gestern in einem Vortrage von Uhlich aus Magdeburg. Ich war es dem tapfern, so heldenhaft ausharrenden Manne schuldig, und ich glaubte, daß auch Andere ihm wenigstens den Dank gewähren, daß sie seine Worte hören. Ich ging mit Eugen hin, und der Vortrag Uhlichs über das Thema: Was ist Wahrheit? war vortrefflich; er zeigte in wunderbar klarer und ruhig überzeugender Darlegung, was Wahrheit 1) nach Seite der Natur, 2) nach Seite der Geschichte, 3) nach Seite des menschlichen Innenlebens in Empfinden und Denken, und so Naturerkenntniß, Geschichtserkenntniß und Selbsterkenntniß.

Ich habe jetzt auch Gutzkows neuesten Roman „Die Söhne Pestalozzis" bis zu 200 Seiten gelesen. Ich werde nicht weiter kommen. Traurig in Erfindung und Empfindung.

Das was du mit Recht Naturlaut nennst, fehlt durchaus. Er will immer scharf accentuiren, Aufsehenmachendes bringen, und Alles ist gewaltsam. Kann eine Mutter je sagen: Ich könnte meine Kinder entbehren, so glücklich bin ich mit meinem Manne? Das ist durch und durch unmöglich. Und dazu noch dieser grausame Stil, immer nichts als ein Lumpensack mit zerknüllten und geballten Flicken.

358.

Den 22. April 1870.

Aus den Briefen Eugens ersehe ich immer mehr, welch ein Gutes ich ihm bereitete, daß er die Schweiz in sich aufnimmt, und das nicht bloß als Reisender mit ausschließlichen Forderungen der Natureindrücke, sondern als Einwohner, als geistig Arbeitender.

... Mit Lasker hatte ich wonnige Stunden. Dieser im höchsten Sinne säuberliche, unselbstische und mit dem weittragendsten Blicke begabte Geist hat eine Continuität reiner Stimmung, eine Hingabe für das Einzelne und doch dabei die Ausschau in das Ewige, daß ich für ihn das schönste Glück der Liebe und Verehrung habe. Ich möchte ihm immer etwas Gutes thun, aber er bedarf eigentlich gar nichts in der Welt, er lebt im Genügen seiner hohen Pflichterfüllung. Dabei ist er, ohne irgend einen Zwiespalt in sich, klar und einig und warmherzig.

359.

Berlin, 27. April 1870.

Bist du ein regelmäßiger Leser der Darmstädter Allgemeinen Schulzeitung? Soeben erhalte ich Nr. 16 unter Kreuzband, und die warme Art, wie Professor Stoy über meine Ansicht vom Schullesebuch ꝛc. spricht, thut mir wohl. Man wird hier — oder vielleicht nur ich — wahrhaft hungrig nach einem erwecklichen warmen Wort. Es geht mir beim Schluß eines Aufenthalts hier immer ganz eigen; wie eine Kugel, die in den Wurf gebracht, ihre Bewegungskraft allmählich aufbraucht und zuletzt ermattet niedersinkt, so geht's mir auch.

Den 29. April 1870.

Bei jeder Abreise tritt eine Verzögerung ein. Ich habe stets noch so viel zu suchen und zu absolviren, und dazu tritt jedesmal die gereizte Empfindung, daß dieses immer sich erneuernde Wandern ganz gegen meine Natur ist.

Seit einigen Tagen ist Frau Sophie Hohenemser hier. Sie war die erste höhere Frauennatur, die in mein Leben eintrat, und ich sehe in der 61jährigen Frau noch die anmuthvolle Erscheinung im Mannheimer Schloßgarten. Sie sprach mir auch viel von mir und meinem Thun, und als sie

vom Gerede der Welt sprach, drängte ich sie zu wissen, was man denn an mir so sehr tadelt? Und was kam? Was so oft und immer gesagt wird: ich sei eitel. Wenn ich dann frage, worin besteht denn meine Eitelkeit, kann man nichts finden, als daß ich Lob nicht lügnerisch ablehne und daß ich ein Gespräch &c. ernst zu leiten suche. Dann wird zurückgehuft, und ich weiß nichts mehr zu sagen. Ach, du lieber Himmel! Ich wollte ich wäre eitel, ich hätte dann auch mehr kleine Freuden. Ich bin froh, daß ich schon seit lange Material zu einer Geschichte ordne, die den Titel hat: Er ist eitel.

360.

Karlsbad, Drei Schwalben, 4. Mai 1870, 12 Uhr.

So, lieber Jakob, da bin ich also, die Sonne scheint und ich bin heiter. Soeben war mein Arzt, Dr. Zimmer da, und was fand er nach genauester Untersuchung? Daß ich kerngesund sei und mir eigentlich gar nichts fehle, ich könnte in 8 – 14 Tagen schon wieder fort, drei Wochen wären besser; es hat sich nur etwas Fett am Herzen angesammelt. Werde sehen, was ich mache, ob ich länger hier bleibe oder nicht. Aber froh bin ich doch, daß ich hieher bin. Es gibt mir Ruhe und Zuversicht für den Sommer und länger.

Ich glaube, daß mich schon die Reise gesund gemacht hat, da sie mich aus der Vergrübelung und Unruhe herausriß. Die Reise war beschwerlich. Den ersten Tag auf der Eisenbahn war ich allein, den andern Tag fuhr ich von Schwarzenberg hieher mit einem magenkranken Stärkefabrikanten aus Frankfurt an der Oder und einer umfangreichen Krämersfrau aus dem Dessauischen. Sie erzählten mir gern ihre Verhältnisse, und ich that wieder gute Einblicke in die tüchtige arbeitsame Natur der Norddeutschen. Hier wurde ich von alten Bekannten freundlich empfangen. Ich wohne jetzt im Thale, weil mir das nothgedrungene Bergsteigen beschwerlich fiel. Ich hörte heute zum erstenmal den Kuckuck, aber die Vegetation ist um drei Wochen zurück gegen Berlin, nirgends ein grünes Blatt, während dort Alles blüht, und dazu ist es empfindlich kalt. Auf dem Wege hieher lag an den Bergen noch tiefer Schnee.

Soeben erhalte ich Briefe von Hause nachgeschickt. Darunter ein besonders erfreulicher. Dr. Wilhelm Hemsen, dessen du dich von Köln her erinnern wirst, ist Bibliothekar des Königs von Württemberg mit dem Titel Hofrath geworden.

Auf dem Rückwege heute gesellte sich der von Dresden aus mir bekannte Militärschriftsteller Julius von Wickede zu mir; der Arme, der jetzt 51 Jahre alt ist, hatte das Glück, vor drei Jahren eine geliebte Frau heimzuführen, vor 6 Wochen starb sie ihm mit dem Kinde im Wochenbett.

Erschütternd war mir's, wie er mir erzählte, daß er in den ersten Tagen nichts that als Kisten zunageln, das Hämmern that ihm wohl und er sagte sich dabei: du nagelst dir dein Glück auf ewig zu.

Den 7. Mai 1870.

Ich sehe schon, ich werde dir von hier sehr wenig schreiben. Das Umhertreiben macht müde.

Eine sehr anmuthende Begegnung ist mir hier die des Lustspieldichters Gustav von Moser. Wir fabuliren Allerlei zusammen. Innerlich aber verläßt mich seit vielen Tagen ein Gedanke nicht. Ich meine, ich muß mich in den Wendepunkt des Zeitlebens auswirkend stellen, und das läßt mir keine Ruhe. Wenn ich meine Thätigkeit übersehe, so habe ich dahin zu wirken gesucht, den sogenannten höheren Ständen eine bessere Anschauung vom sogenannten niedern Volke zu geben. Und jetzt? Jetzt sollte man dahin wirken, dem Volke zu zeigen, daß nicht alle Besitzenden und Gebildeten selbstsüchtige und verworfene Menschen sind. In das, was man soziale Frage nennt, spitzt sich das Problem der neuen Welt zu, und da muß Verständigung angebahnt werden, nach oben und unten.

Den 9. Mai.

Ich bin froh und frei, lieber Jakob, wie seit lange nicht. Der Brunnen thut mir wohl, und eben komme ich von einem erquickungsvollen Spaziergang mit Gustav von Moser, und ich habe wieder ein Thema zu einer kleinen Novelle mit sehr ergiebiger Wendung. Ich werde sie am nächsten Ruheort schreiben. Auch sonst sehe ich viele freundlich Begegnende.

361.

Karlsbad, 12. Mai 1870.

„Das ist der deutsche Wald!" rief mir heute der Kronprinz entgegen, als ich ihm mit seinen Begleitern auf dem Morgengange am Waldesrande begegnete. Ich verstand anfangs nicht, was er meinte und sprach von der sinnlosen Waldcultur oder vielmehr Uncultur hier zu Lande, bis er wiederholte: Das ist der deutsche Wald, heißt es in der Frühscene Ihres Buches. — Wir sprachen lange über das Thema [von der Verwahrlosung des Waldes].

Seit gestern ist Prutz hier, er ist schwer krank, er hat einen Schlaganfall gehabt und leidet im Rückenmark. Ich suche ihm möglichst beizustehen.

Ich bin wieder nicht gescheit gewesen, ich habe mich mit zu vielen Menschen eingelassen und das Zurückziehen wird mir schwer. Aber ich muß es. Ich fühle oft Schwindel und schlafe wenig.

Den 13. Mai 1870.

Heute bin ich frischauf. Ich habe einen zweistündigen Gang im regengetränkten Walde gemacht, und nun will ich doch dir schreiben.

Wie oft, lieber Jakob, habe ich dir schon von wunderbarem Zusammentreffen erzählt! Heute schicke ich dir die Wiener „Presse", die eine Art Scenengedicht: „Der Strike der Schmiede" enthält, das seltsamerweise in der Vorstellung zum Besten des Schillerdenkmals vorgetragen wurde. Es ist schlecht übersetzt; schon dadurch, wenn man Alles in das Präsens gesetzt hätte, wäre es besser. Aber wie ergreifend ist es doch, obgleich oder vielleicht weil es mit einer Dissonanz schließt. Da hast du etwas von jener neuen Poesie, von der ich dir in meinem letzten Briefe schrieb, freilich noch stotternd, ohne organisirende Lösung, aber wer weiß diese schon? Und findest du es nicht auch wunderbar, daß das Motiv — ins Tragische oder vielmehr Traurige übertragen — ganz dasselbe ist, wie in der kleinen Geschichte der Bazarzeitung, die ich dir schickte? Ja, ich habe erst in der letzten Correctur den Titel: Das „Stein-Duell" ausgemerzt[1], weil er mir zu pretentiös erschien, und dafür „Ein Feierabend" gesetzt. In der neuen Bewegung der Massen, die sich gruppiren, in dem Kampf um Arbeit liegt eine tiefe, vielleicht die Hauptquelle der neuen Poesie, die in die Culturgestaltung eingreift. Kampf um Arbeit — das Wort hat mich heute auf dem Wege begleitet.

Karlsbad, Sonntag, den 15. Mai 1870.

Ich denke der Tage, als wir vorm Jahr miteinander durch die Wälder bei Teinach wanderten. Könntest du nur auch jetzt hier bei mir sein! Es ist so wonnig, dieses Aufsprossen mitzuerleben. Heute Morgen war ich unsagbar glücklich. Ich wanderte stundenlang allein durch den Wald, in dem es nach dem gestrigen Regen sang und duftete, und jetzt von der Höhe solch eine zartgrüne Buche oder Birke im Morgendufte stehen zu sehen und wie die Sonne die jungen Blätter durchleuchtet, daß sie wie feuerflüssig dastehen — — und weißt du, was das Beste bei diesem Eintauchen in Wonne ist? Ich schwimme darin, ohne etwas weiter daraus oder davon zu wollen. Im Chaos, jetzt freilich erst wie ein Wunsch, bewegt sich's mir in der Seele: ich muß noch den Kreis meines Schaffens runden, und dazu hat mich die Anzeige von D'Israelis Roman: „Lothair" neu angeregt; ihm, dem Judgebornen stellt sich auch die Religionsfrage, und er geht kühnen [Schritts] drauf los. Nach der Inhaltsangabe bereue ich, daß ich aus Furcht vor Verkennung und Erregung von Haß 2c. den ersten Plan aufgab, Roland nach Rom gradaus zum Papst wandern zu lassen und den scharfen Gegensatz des Humanismus herauszuarbeiten. Doch, das ist nun vorbei, und ich werde schon noch dazu kommen, das was ich noch zu sagen und zu gestalten habe, zu formiren.

[1] In den Sammlungen: „Zur guten Stunde" und „Deutsche illustrirte Volksbücher" wieder beibehalten.

Ich habe nie durch Anregung von fremder Produktion etwas gearbeitet: der Roman von D'Israeli aber reizt mich nicht sowohl, als er gibt mir Muth, und ich werde schon die rechte feste Fabel finden und scharf accentuiren, so daß das Gesprächliche nicht überwuchern darf. Laßt uns einen Menschen schaffen! Das Wort des Schöpfers in der Bibel gilt für den Poeten vor Allem. Ich will schon noch Menschen schaffen, die der Versuchung ausgesetzt werden und leben sollen.

Den 17. Mai 1870.

An Prutz sehe ich wieder, welch eine besondere Gunst des Geschickes es ist, dem Namen und dem Streben eine bestimmte Signatur geben zu können. Wir alle sehen in Prutz einen Motor der Zeit; wenn ich aber den Leuten seine Bedeutung erklären und bezeichnen soll, was er geschaffen und was sie von ihm lesen sollen, weiß ich nichts Festes zu sagen, und das Härteste ist, daß Prutz selber die scharfe Empfindung hievon hat und sich doch vor Verbitterung und Hader mit dem Geschick hüten möchte.

Der Lustspieldichter G. von Moser bleibt mir hier der erquicklichste Umgang, er steht fest im Leben und kennt die Grenze seiner literarischen Kraft.

Den 21. Mai 1870.

Ich habe dir lange nicht geschrieben. Ich kam in diesen Tagen nicht dazu. Ich habe einen größeren Artikel über meine Waldbeobachtungen hier geschrieben. Lies ihn in der Allgemeinen Zeitung unter dem Titel: Vom kranken Walde um Karlsbad.

Gestern hatte [ich] einen so reichen als schönen Tag. Ich war noch etwas müde von vorgestern, wo von Freunden und Freundinnen, besonders aus Schwaben, mir zu Ehren ein Fest gegeben wurde (mit Lorbeerkranz, Reden 2c. und einem Pokal von böhmischem Glas mit Inschriften). Gestern war nun ein so rein schöner Tag, wie man solche nicht in Wirklichkeit erleben zu können meint. Ich war mit einer größeren Gesellschaft im Hans-Heilingthal, es war ein sonniger, nicht zu heißer Tag, und Scherz und Heiterkeit war ohne Ende. Ich kann nicht genug sagen, welch ein wohliges Nachgefühl ich habe.

Den 23. Mai 1870.

Heute wird in dritter Lesung in Berlin über die Todesstrafe entschieden. Es scheint, daß sie doch noch beibehalten wird, und das ist schlimm, denn Jahrzehnte lang wird kein neues Strafgesetzbuch gemacht. Ich als Abgeordneter würde sagen: lieber entbehre ich noch einige Jahre ein verbessertes Strafgesetz, ehe ich die Todesstrafe wieder feststelle.

Lieber Jakob! Wenn ich hinauskomme, sehe ich erst wieder, wie allgemein ich durchgedrungen. Heute als ich mit meinem Reisegefährten, dem

Hauptmann Max Jähns [ging], kam uns athemlos eine Frau nach und rief in fremdländischem Ton: Ist es möglich, daß Sie Berthold Auerbach sind? Es stellte sich heraus, daß sie eine Polin, Frau v. Czaky, die mein Barfüßele polnisch übersetzt hat, und ihre Begeisterung war über alle Maßen.

Den 25. Mai 1870.

Also morgen früh reise ich. Ich habe dir noch unendlich viel zu erzählen von großer Liebe und schönen Ehren, die mir hier geworden. Aber ich komme heute nicht mehr dazu. Eine Beschreibung des gestrigen Festes, von einem Freunde aufgezeichnet, lege ich dir bei.

362.

München, 26. Mai 1870.

Eigentlich wollte ich nicht bis hieher reisen. Ich hatte mir vorgenommen, in Landshut zu übernachten, um wieder ein in sich lebendes Städtchen genau zu sehen. Auch hätte ich gerne das Lokale angesehen, um eine neue Erzählung dahin zu verlegen. Aber es ging anders.

Die Reise von Karlsbad bis Eger in entsetzlichem kalten Winde war durchfröstelnd, aber äußerst anmuthend und gefällig war mein Reisegefährte, der Hauptmann Max Jähns, ein Gelehrter und Soldat zugleich, und ich gewann neue Einblicke in Formation und Stimmungszustände des Soldatenthums.

In Eger trank ich mit Jähns eine Flasche Champagner, das belebte neu, und ich entschloß mich, sofort bis hieher zu reisen. Ich muß so bald als möglich in Stuttgart sein. Unterwegs schlief ich gute Stunden, dann las ich die erste Lieferung von Dickens neuem Roman: Edwin Drood. Der Mann spielt stets seine alte Drehorgel, und es fehlen Stifte auf der Walze, so daß sie quiekst. Ein junges zierliches Paar, incommensurable Originale drum und dran, das geht so fort. In jedem Kapitel fängt die Geschichte neu an, aber er weiß doch zu packen und läßt den Zusammenhang ahnen.

Stuttgart, 28. Mai 1870.

Nun bin ich hier. In Augsburg auf dem Bahnhof wurde ich unversehens umarmt, von Kaulbach, der nach Nürnberg reiste. Er war sehr liebreich und sehr erfreut von meinem letzten Roman.

. . . Ich kenne wenig Menschen, die mir so grundmäßig erquicklich sind, wie W. Lübke, der Kunsthistoriker, und auch seine Frau ist ständig in idealen Interessen; er hat das Unglück, ein Auge verloren zu haben, mit schönem Gleichmuth verwunden. Er war mit der Königin Olga einen Winter in Rom und spricht sehr gut von ihr. Lübke ist einer der Menschen, die ich immer zu täglichem Umgang haben möchte.

Stuttgart, 29. Mai 1870.

. . . Was du mir über Gutzkow schreibst, ist mir höchst verwunderlich. Uebrigens laß dich nicht abhalten, etwas Gutes über ihn zu publiziren. Ich gönne ihm jede Ermunterung, ich selber kann sie ihm leider nicht geben.

Heute hatte ich einen herrlichen Mittag, ich war allein mit Freiligrath und seiner Frau zu Tische. Das sind wahrhaft glückliche und dem Allgemeinen hingegebene Menschen. Wir verstanden uns mit dem halben Wort. Von besonderem Interesse war mir auch, daß sich Freiligrath nicht in die sozial-demokratische Chaosmacherei hineinziehen läßt.

Den 1. Juni 1870.

Gestern ist Hemsen hier angekommen, wohnt im selben Gasthofe mit mir und ist treu anhänglich wie immer. Ich war mit ihm und seinem Onkel, dem Professor Vischer gestern den ganzen Abend. Vischer, dieser großartige, wie aus getriebener Arbeit feste Mann hat in der Einsamkeit sich ein wunderliches Leben zusammengestoppelt. Und welch ein Leben hätte der Mann haben müssen! Jedes Wort von ihm ist gediegen und schön. Ueber meinen letzten Roman sprach er mir viel, er haßt den Erich und findet den Roman anfangs zu breit und dann überstürzt. Uebrigens, sagt er, hat der Roman ein Kaliber, das der deutschen Literatur gut ansteht, und er setzte noch viel Lob hinzu, das ich nicht schreiben mag.

Den 2. Juni 1870.

Du sollst den Brief bald haben, drum schreibe ich dir gleich Morgens. Ich war, wie ich es gewohnt bin, heute schon sehr früh spazieren, in den prächtigen Anlagen hier. Am Teich wurde ich durch einen Schuß erschreckt, ein Gärtner sagte mir, man schieße nach den Raben, die die jungen Schwäne rauben. Der Rabe raubt den jungen Schwan, das ist ein wunderbares Sinnbild und gäbe eine Geschichte vom Pfaffenthum.

363.

[Stuttgart], 6. Juni.

Wie du siehst bin ich noch hier. Ich habe Gutes zu Stande gebracht, zunächst für mich bei Karl Hoffmann und dann bei Cottas. Es erscheint eine neue Auflage der gesammten Dorfgeschichten. Kannst dir denken, wie frei mich das macht.

Hier ist große Aufregung, aber eigentlich häßlich verqnickte. Die Sozial-Demokraten halten hier Congreß, und die Lassalleaner lassen die Anderen nicht zu Worte kommen. Ist es nicht jammervoll, daß wir, die wir lebenslang für das Volk arbeiteten, da nebenaus stehen und den Un-

sinn und die Verführung sich austoben lassen müssen. Das Korn Gerechtigkeit, das in der Arbeiterbewegung steckt, wird erstickt, und was wird dann?

In der Nähe des Bahnhofes war großes Gedränge und eine wahre Menschenfluth, besonders Bauern mit ihren Familien sind an den Pfingsttagen sehr zahlreich da. Vom sozial-demokratischen Congreß wollen sie freilich nichts. Mir persönlich gab diese Wanderung des Landvolkes viel zu denken. Der Bauer setzt sich an Feiertagen auf die Eisenbahn und fährt mit Frau und Kind nach der Stadt. Das löst das in sich beschlossene Volksleben, das feste sonntägliche Dasein vielfach auf, wirft Anschauungen, Strebungen, Bummelgenüsse in die Menschen draußen hinein, wobei sich gar nicht berechnen läßt, was diese Elemente in Alt und Jung erzeugen werden. Das muß ich einmal packen und fixiren. — Das Produkt des Feldbaues und der Feldbauer selbst ist beweglicher geworden. Das läßt sich nicht mehr aufhalten.

364.

Gernsbach, Hotel zum Bad, 8. Juni 1870.

Ein Wohlgefühl ohne Gleichen sagt mir, daß ich hier gut sein und bleiben werde. Heute früh 7½ Uhr bin ich abgereist, Hemsen war noch bei mir am Bahnhofe, und trotz schweren Kopfwehs erfüllet mich die Zuversicht, daß ich der Ruhe und Befreiung entgegengehe. Ich war gut allein auf der Fahrt und — du kennst ja meine Vorliebe für das badische Land — es ward mir immer wohler. In Karlsruhe, wo man in andere Wagen stieg, that mir ein junger Mann gute Handreichung. Ich war indeß müde und schlief bis Rastatt. Von da an war mir's, wie wenn ich auf einmal in eine ganz andere Region des Athmens versetzt wäre. Und jetzt fahre ich nach dem Orte, wo ich mir vielleicht ein Stück Erde erwerbe! Ja, guter Jakob, die Welt gehört dem, der sie erobert. Ich will auch etwas davon haben. Ich sah mir die Nußbäume am Wege an — wie wird mein Nußbaum sein? und die Wiesen sind so frisch und der Regen thut ihnen gut, und an den Stationen spricht man vom badischen Sängerfest und dem Einzug der Sieger beim Wettsingen — ja, das ist eben meine Heimat! Ich hatte immer gemeint, es sei nur eine Station von Rastatt bis hieher, es sind indeß deren vier, aber was für lustige erinnerungweckende Orte: Kuppenau! Gaggenau! Rothenfels! Mein Weißenbach von Lorlegedenken her muß abseits liegen. Es regnete und es regnet noch jetzt, aber es ist doch wunderschön. Bei der Einfahrt in den Ort erquickte die Fülle der blühenden Rosen in den Gärten, und hier im Gasthofe kam ich gerade zur Mittagstafel. Es sind nur Holländer und Engländer bei Tische, aber schmackhaftes Essen und lustiger Markgräfler, und ich konnte still sein und genießen.

Jetzt schreibe ich dir und schaue und horche dabei manchmal zum Fenster hinaus — ich sitze am offenen, in einem bequemen kurzbeinigen Lehnstuhl im rechten Rhythmus zur Tischhöhe — draußen rauscht die Murg über das Wehr, wellige Wiesengelände, mit Nußbäumen bestanden, drüben am Ufer, und höher hinauf Häuser in einer Thalbucht, und oben die bewaldeten Berge, daran Wolkenfetzen hangen — mir ist, als badete ich mich im Aether.

Ich habe hier einen Bekannten, den Amtsrichter Mallebrein, vielleicht suche ich den gegen Abend auf, ich bin nun einmal ein menschenbedürftiges Geschöpf, trotz aller Sehnsucht nach Einsamkeit.

Eben erinnere ich mich, daß ich einstmals mit Rabbiner Willstätter als Ministrant bei einer Hochzeit hier war. Ich meine oft, das alles hat ein anderer Mensch erlebt als dein nunmehriger, nach Haus und Baumgarten ausschauender und zahlungsfähiger Berthold.

365.

Gernsbach, 9. Juni 1870.

Bin ich ein Glückskind oder was bin ich? Seit mehreren Tagen regnete es und war kalt, heute früh scheint die Sonne hell und Alles ist voll Duft und Vogelsang. Und was habe ich schon seit gestern für strotzendes Leben erschaut! Ich ging zum Bahnhof nach Briefen; das Haus, das mit blühenden Rosen umstanden ist, gehört einem alten Bekannten von mir, Gottfried Klumpp, dem Sohne des kerngediegenen alten Klumpp in Schwarzenberg, bei dem ich vor Jahren mehrere Tage war und der mit seinem Hause und seiner Umgebung mir vielfach seitdem Modell in der Erinnerung war, und den ich einmal geradezu in „Des Waldschützen Sohn" und mit Namen schilderte. Die Freude war groß im Hause. Der Alte lebt noch, achtzigjährig und frisch. Ich werde ihn besuchen.

Nach dem Nachtessen ging ich noch die Landstraße dahin gen Obertsroth; da stand ein junger Mann am Wege in stiller Betrachtung, ich redete ihn an und fragte nach Land und Leuten, er antwortete gut, und ich sagte ihm bald: Sie sind Lehrer, und er ist's. Er war natürlich sehr verblüfft, ich hieß ihn mit mir gehen, und er erzählte mir, daß er Reallehrer hier sei ꝛc. Ich frug ihn, ob er mir in Schreibereien helfen will, er war gern bereit, und als ich ihm meinen Namen nannte, zitterte er, wie ich noch selten einen Menschen zittern sah; es ergriff mich tief, wie er mir sagte, was er mir danke.

Ich ging früh zu Bette und heute nach sechs wanderte ich nach Schloß Eberstein durch den herrlichen frischgetränkten Wald. Ich meine immer, es wäre den Fichten und Tannen nirgends so wohl als im Schwarzwald.

Und wie gut beforstet ist hier der Wald! Droben auf dem Schlosse, o wie herrlich, und so allein, und am Gemäuer duften die wilden Rosen, und der Blick ins Murgthal ist eine Labung ohne Gleichen. Ich frühstückte und notirte mir dabei Mancherlei. Ein überaus kräftiges, wohlgebildetes junges Mädchen, das mir den Kaffee brachte, erzählte mir, daß der Verwalter, den ich von früher her kenne, vor wenigen Tagen den rechten Arm und rechten Fuß gebrochen beim Stürzen von einem Kirschbaum, als er einen jungen Bienenschwarm einfangen wollte.

Bald kamen sechs junge frische Menschen mit Ränzchen auf dem Rücken, sie benahmen sich mit gutem Anstand und ließen sich schon so früh vom hieländischen Rothen, sogenannten Ebernblut geben. Ich erfuhr bald, daß es Polytechniker seien aus Stuttgart, die einen Pfingstausflug machen. So wie diese Jünglinge hier, wandert jetzt mein Eugen, mit Kameraden in der Schweiz. Ich warnte die jungen Leute vor dem Spiel in Baden, ich wollte, daß sie einander das Wort geben, nicht zu spielen; sie versprachen mir, sie wollten Jeder nur einen Thaler verlieren, ich sollte ihnen aber auch sagen, wer ich sei. Nun ging der Jubel los, und ich mußte jedem Einzelnen meine Visitenkarte geben.

Ich ging zum Verwalter des Schlosses, das Mädchen, die Nichte, kam mir mit flammenden Wangen entgegen; sie habe alle die Leute besucht in Weißenbach, die ich im Lorle geschildert hätte, der Wadeleswirth sei gestorben u. s. w. Wunderlich, ich weiß von Weißenbach nur das, daß die neue Kirche nicht wie die alte auf den Berg, sondern ins Thal gebaut wurde, als ich vor Jahren durchreiste, und nun werden meine Phantasien zu Sagen, die sich an Personen heften. Klumpp will mich auch zu dem Brosi bringen, den ich geschildert habe. Ich traf den Verwalter, einen großen vollbärtigen Mann, im Bett, die Geduld wird ihm schwer.

Ich ging bergab an dem schönen Bienenstand vorbei — die Leiter liegt noch am Kirschbaum — nach Obertsweier. Schon um 9 Uhr kamen die Kinder aus der Schule, sie sagten mir, daß der Unterricht im Sommer schon um 6 Uhr früh beginne. Das ist sehr gescheit, da bleibt den Kindern viel freier Tag. Von einem noch nicht voll sechzehnjährigen Steinklopfer am Wege erfuhr ich, daß er 36 Kreuzer täglich verdiente; sonach ist der Taglohn hier zu Land seit zwanzig Jahren um das Doppelte gestiegen.

Nun aber eine Frage: Bis wann sind deine Ferien? Denke bei Zeiten daran, daß wir wieder Wochen miteinander leben können. Wir haben es uns ja vorgenommen, jedes Jahr das ins Werk zu setzen.

Den 10. Juni 1870.

Gestern Mittag bei Tische stellte sich mir ein behäbiger Mann vor, Kreisschulrath Alt aus Karlsruhe. Er erinnerte mich, daß wir zusammen

Vorlesungen bei Daub gehört haben, und ich erinnere mich auch des Stud. theol. Alt aus Mosbach, eines Burschenschafters. Er erzählte mir, daß er Aehnliches erlebt wie Eugen Baumann im „Neuen Leben", und daß er oft gemeint habe, ich müßte sein Schicksal und Streben gekannt haben; er war in die Revolution verwickelt, dann lange verfolgt und ist jetzt endlich in guter Stellung, aber kränklich. Ich werde mit Alt zu Schulprüfungen gehen. Der Mangel an Volkslehrern ist hier auch groß, so hat z. B. der katholische Lehrer hier ganz allein 160 Kinder zu unterrichten, und man findet keinen Hilfslehrer für ihn.

Nach Tische — ich wollte nach Weißenbach — saß ich lange am Wege und sah den Flößern zu, die ein Floß zusammenfügten. Ein Mann, der in einem Einspänner daherkam, rief mich an, ob ich mitfahren wolle. Wohin? Nach Weißenbach. Ich steige ein. Der Mann kennt mich, ist Spiritusfabrikant aus Ettlingen. Der Weg ist prächtig, aber kürzer als ich geglaubt. Wir kommen in Weißenbach an im neuerbauten Wirthshaus zum grünen Baum an der Brücke (jetzt ohne Aushängeschild, nur mit Tafel am Hause, früher hing da ein blecherner Baum und daher meinte ich, es hieße zur Linde). Ein blondes, hellfarbiges dralles Mädchen in städtischer Kleidung mit hoher gewölbter Stirne, rosaroth auf Wangen und Kinn, begrüßte uns und nun ging die Neckerei mit Lorle los. Das Mädchen hat die Geschichte noch nicht gelesen, wird aber oft von den Gernsbachern damit geneckt und nennt meinen Namen als einen Mann, der vor grauen Zeiten so etwas geschrieben, aber ein anderes Weißenbach gemeint habe; die Mutter des Mädchens, eine verwittwete Notarin aus Baden, gesellt sich dazu und die Neckerei geht lustig weiter, und als der Spiritusfabrikant mich endlich demaskirt, ist die Lustigkeit groß. Der Krämer wird gerufen, er will mich gekannt haben, ich weiß aber nichts davon. Ich muß versprechen, wiederzukommen. Der Rückweg ist schön. — Ich finde namentlich die kleinen Knaben und Mädchen hier so lebhaft und schön; später macht die harte Arbeit und wohl auch die geringe Kost die Menschen früh altern, leuchtende große Augen finde ich aber immer.

Ich war am Abend am Bahnhofe, um einen Brief an Gruber in Baden abzugeben. Auf dem Bahnhofe unter den jungen zahmen Kastanienbäumen saßen die Kinder auf einer Bank und spielten Schullehrerchens, es war sehr lustig. Die Bahnhöfe haben das Gute, daß sie überall freie Lustplätze gründen; in Jahrzehnten wird es an allen Orten wohlangelegte, baumbepflanzte öffentliche Plätze geben, wie vordem nie. Das ist doch auch eine Errungenschaft unseres modernen Lebens.

Ich ging nach dem Casino, es ist im Sommer unbesucht, ich las dort die Zeitungen. Nach einem langen erfrischenden Gang in der Mondnacht

schlief ich wieder einmal voll und ganz, aber jetzt spüre ich doch wieder eine rechtseitige Migräne, die mich schon in Stuttgart plagte; ich hoffe, sie durch gutes einfaches Trinkwasser zu vertreiben.

Ich habe heute auch schon einen erfrischenden Gang und eine Entdeckungsreise gemacht. Der Lehrer May sagte mir vom Rumpelstein, auf dem man eine schöne Aussicht habe; es steht noch eine zerfallene Hütte dort, gerade über dem Bauernhäuschen am Wege, das ich mir kaufen, niederreißen und neu aufbauen möchte, es ließe sich vom obern Stocke eine Brücke in den Wald führen. Auf einem guten Waldwege kam ich nach der Höhe, es ist ein schöner geschützter Fleck, so daß viele zahme Kastanien hier hoch gediehen sind, und da ist eine trockene Thalmulde mit kräftigen Wiesen und Nußbäumen, hieher sollte man Häuser bauen.

Samstag, den 11. Juni 1870.

Ach was! Schreiben! Arbeiten! Ich kann es nicht, oder doch jetzt noch nicht. Ich möchte immer reisen und schauen. Ich erlebe so gut. So rief es gestern in mir, als ich arbeiten, ordnen wollte, und dazu plagte mich der Druck auf dem rechten Auge. Ich war kurz entschlossen, ich gehe nach Rastatt und Bühl. Um halb zehn war ich auf der Bahn und kam um zehn in Rastatt an, dort muß man warten bis zwölf, da geht der Zug landauf.

In Rastatt habe ich einen vortrefflichen Freund; ich habe dir schon von ihm erzählt — er stand mir immer vor Augen, als ich den Major Bronnen ausgestaltete, er ist seitdem Oberst bei den Schützen geworden — den wollte ich nun besuchen.

Ich ging nach der Stadt, an den Wällen und in den Festungsgräben wird bereits geheuet, und hier in diesen Gräben ist manches vaterländische Herz von Standrechts-Kugeln getroffen worden. Das Standrecht ist doch eigentliche Rache und kein Gericht, man will nicht warten, bis sich die Gemüther beruhigt und geklärt haben. Traurige Erinnerungen! Aber wir können hoffen, daß wir die Periode der Revolutionen von unten auf überwunden haben, freilich sind uns noch schwere Kämpfe vorbehalten. Ich wurde aus schwerem Sinnen geweckt, Wagen mit rothgelben Fahnen und bänderflatternden Maien fuhren daher, darin Rekruten fuhren, singend und johlend noch einmal heimwärts; ein Mäher am Wege sagte zu mir: die werden bald nicht mehr so johlen.

Als ich in der Stadt eben nach der Hofapotheke fragen wollte, wo Oberst Müller wohnt, ging ein Offizier vorüber, bleibt stehen, fragt laut: Ist es wahr? Bist du es wirklich? Es war mein vortrefflicher Freund, und unsere Freude war groß. Er bat mich, ein paar Minuten auf ihn

im nahen Museumsgarten zu warten. Ich ruhte mich im Garten bei einer haarsträubend zopfigen Flora aus, die wohl schon länger als hundert Jahre ihre steinernen Blumen aus dem Füllhorn schüttet. Müller kam, und wir gingen nun nach seinem Hause, er wohnt prächtig und ist ständig geistig belebt, und wir konnten mit einander reden als ob wir uns gestern Gut Nacht gesagt; seine Frau kam mit ihrer Schwägerin, Geheimräthin Vierordt. In Rastatt, das man sonst nur als Wall ansieht, habe ich nun ein freundschaftliches Innenleben, und wir machten aus, daß wir uns oft Nachmittags sehen. M. begleitete mich nach dem Bahnhofe, und wir saßen noch eine gute halbe Stunde in besten Besprechungen über vaterländische und poetische Dinge.

Als ich einstieg, stieg eben der berühmte Landwirth Professor Stengel ein, um nach Gaggenau auf das Gut Amalienhof zu fahren. Ich kenne Stengel vom landwirthschaftlichen Feste in Bühl her, er hielt damals den Vortrag, der im Feuilleton stand und den ich nachmals im Buche strich: er ist eine frische initiative Natur, und die Versetzung von Norddeutschland hieher hat ihm gut gethan. Ich werde ihn oft sehen und viel von ihm lernen.

Ich besuchte [in Bühl] den Amtsrichter Eichrodt (der die köstlichen burlesken Gedichte Biedermaiers verfaßte, jenes Erzphilisters, der mit Salbung Abgedroschenes noch einmal aufkreiselt) und ging mit ihm und Frau Massenbach und deren Tochter und dem Sohne meines Freundes Gruber, der hier Amtsaccessist ist, durch die prächtigen würzigen Wiesen spazieren.

Als ich in Rastatt auf die Zweigbahn stieg, war Gottfried Klumpp da, mit seiner Frau und vielen anderen Frauen von Karlsruhe kommend. Am Bahnhofe wurde ich von Klumpp der Holzgrafschaft hier vorgestellt, Männern und Frauen, alt und jung, und ich ging in die Stadt wie weiland Erich Dournay, aber die Murg kühlt am Abend scharf ab und man muß sich ordentlich zuknöpfen. Um so geschützter ist es aber auf dem Rumpelstein, wo die Kastanie gedeiht.

Es ist heute ein erquickender Tag, der Himmel ist bedeckt, wir werden Regen bekommen, die Murg rauscht lauter als sonst, die Vögel schweigen in den Zweigen, dafür gackern die Hühner um so lebhafter, ein Strom von Rosenduft zieht aus dem Garten herauf durchs offene Fenster — ach, solche Stunden, in denen man so athmen und so sich seiner besten Seele kundgeben darf, die sind doch das reine Lebensglück; ich will sie festhalten und ich fühle, sie strömen und sickern auch in das, was mein Beruf ist. Laß sehen, was noch werden mag mit deinem Berthold.

366.

[Gernsbach], Montag, den 13. Juni 1870.

O solch ein Sonnentag voll Frische, Rosenduft und Waldeskühle und ein Empfinden, das Alles hat und nichts will — ja, das ist Leben, das

ist unendliches Sein; ich fühle mich wie ein Baum im Grunde, ach, ich weiß nicht wie, denn Jegliches ist Bild und Jegliches ist nur endlich. Es ist wohl das Gefühl der vollen Gesundheit, das mich überkommt. Ich bin allein, ich bin still, habe heute noch kein Wort gesprochen, als das Frühstück bestellt.

Ich las gestern Nachmittag im Casino die Zeitungen, da hörte ich, daß in Kuppenheim Fahnenweihe der Feuerwehr sei, die hiesige ist dahin gezogen. Es war leider zu spät, daß ich zur eigentlichen Feier kam, aber ich fuhr doch noch um 7 Uhr hin. Meine alte Anschauung, daß in diesen Instituten sich das Volksleben erneue und eine ungekannte friedliche und schöne Organisation gewinne, die das Beste vom Soldatenthum hat und doch nicht soldatisch ist, bewährte sich mir aufs neue. Bei der Ankunft in Kuppenheim zog eben ein behelmter Trupp ab und wurde mit Musik und Hochrufen entlassen. Im schönen breitstraßigen Dorfe war jauchzendes Leben, die Häuser bekränzt, beflaggt, Triumphbogen errichtet, überall Musik, in einem Garten spielte eine Zigeunerbande überaus lustig, die Soldaten von Rastatt waren da und schäkerten mit geschämigen Mädchen, bis es zum Tanze ging. Leider mußte ich bald wieder umkehren. Ich schloß mich einem schönen jungen jüdischen Manne an, der einen grünen Tirolerhut mit Feder trug, Soldaten begrüßten ihn, und er erzählte, daß er Artillerist und Metzger und Viehhändler in Hördten. Die beste Rede hatte in Kuppenheim auf der grünen Tribüne heute ein Jude (auch ehmaliger Soldat und seines Gewerbes Viehhändler) gehalten. Er hatte mit treffenden Worten dargelegt, daß man zur Noth verbunden sei, aber auch in Freude zusammenhalten müsse. Er soll große Wirkung gehabt haben. Mir thut es besonders wohl, daß die Juden da kräftig mit eintreten, drei sind Führer der Feuerwehr, kühn und gewandt. Das einigt das Leben und das ist die rechte Art, in die geschlossene Reihe einzutreten.

Ich ordne jetzt eben die Dorfgeschichten in 16 etwa 8 bogige Bände, es geht schwer, und ich will die Reihenfolge nicht zerreißen. Dann habe ich die Kalendergeschichten noch zu ordnen, also viel Unmuß, wie die Schwaben sagen, aber hier in der erfrischenden Luft werde ich Alles leicht ausführen.

Wenn ich vom Papier aufschaue auf die sonnenbeschienenen Bergwiesen und Wälder, weiß ich allemal gar nicht, wie man noch etwas Anderes thun soll, als da leben und träumen und faullenzen.

Was geht's mich an, daß noch so viel weißes Papier da ist? Ich schließe und sage dir nur noch, mir ist's wohl, und ich bin erst 18 Jahre alt und habe noch gar nichts geschrieben und nichts Schweres erlebt, es ist Alles nur geträumt, ein Sommermittagstraum. Gib Acht, ich fasse doch noch einmal dies Urbehagen im Worte fest.

367.

Gernsbach, 14. Juni 1870.

Und immer wieder schreibe ich dir, lieber Jakob.

Ich wollte gestern ruhig und am Fleck bleiben, es ging nicht. Bei Tische war der hiesige zweite Arzt, ein junger Mann, frischen hellfarbigen Antlitzes und leichten anmuthenden Gebarens. Ein Karlsruher Gasfabrikant, der sich mir genähert hat, machte uns bekannt. Ich war dem Fuhrwerk des Dr. Faas schon oft begegnet. Er sagte, er habe mich schon mehrmals ansprechen wollen, und nun war's gut. Ich entschloß mich schnell, mit auf Praxis zu fahren, der bequeme offene Einspänner stand vor dem Hause, und gut mit Cigarren versehen, fuhren wir dahin.

In Obertsroth grüßte am Wirthshause ein schöner junger Engländer, der schon mehrere Jahre da wohnt. Der Arzt machte uns bekannt, ich versprach wiederzukommen, und — da hast du's, ich habe heute auf dem Morgengange nach Schloß Eberstein mir bereits eine Geschichte von dem Engländer fabulirt und habe sie in fertigem Entwurf bereits diktirt. Weiter ging's, und von jedem Hause erfahre ich etwas. Die neue Straße, die ich noch nicht kannte, ist so kühn gebaut als überraschende, sich zu vollen Bildern gestaltende Ausblicke bietend, im Ochsen zu Langenbrand ist eine Aussicht, wie sie kein Schweizerthal schöner hat.

Der Arzt erzählte mir viel und gut, von den Menschen umher und von sich selbst. Er ist seit 8 Monaten Wittwer, hat drei Kinder und wußte schon ein Jahr vorher, daß seine Frau unrettbar verloren ist — und dazu noch die Angst um Vererbung des Uebels auf die Kinder. Und wie glücklich war der Mann! Es ist ein wahres Idyll, wie er von seiner Gymnasiasten-Liebe in Wertheim erzählt, und diese erste Jugendliebe konnte er heimführen. Der Doktor ist Katholik, überzeugter Theist, seine Frau war protestantisch und die Kinder sind es auch. Erhebend war es, wie er ganze Gedichte aus den Bergpsalmen Victor Scheffels recitirte; diese Gedichte sind ihm Geleit auf vielen Wegen und beim Erfassen von Naturbildern.

Wir kamen in Forbach an, gingen bergauf durch das Dorf nach dem Forsthause, das draußen in einer schönen Bucht liegt. Vor dem Hause saß der Förster mit zwei Baubeamten aus Baden im Freien beim Rothen, auch die Försterin war da, eine kernhafte und säuberliche Erscheinung. Ich wurde herzlich willkommen geheißen. Der Förster gab mir gute Auskunft über die Beforstung hier und dabei viel Anziehendes aus seinem Leben. Es ist ein Zusammenhang nach antik gastfreundlicher Weise unter den Forstleuten. Ich mußte die schönsten Rosen mitnehmen.

Ich fuhr mit dem Doktor heimwärts. Vor Langenbrand stiegen wir aus, gingen ins Thal über die Brücke und am Waldesrand im erfrischen-

den Abend eine kleine Stunde bis Weißenbach. Die Rehe ästen an den Waldwiesen und drunten am Bach huschte ein Fischotter. Solch einen Waldgang zu machen, das ist und bleibt doch das Beste. Der Doktor erging sich mit eifrigem Bedacht in Darlegung seiner Kämpfe in religiösen Dingen, bis er wieder zum Positivismus kam, ohne kirchlich katholisch zu werden, und die alte Geschichte, daß das Volk nicht ohne Kirche leben könne, kam natürlich auch. Ich hüte mich sehr, wenn ich einen Menschen auf diesem Boden feststehend sehe, ihn irgend ins Schwanken bringen zu wollen; ich konnte aber doch nicht umhin, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß es zwei Säulen gibt, auf denen die Welt sicher bestehen kann, und das sind: Wahrhaftigkeit und Fleiß.

Was ist das für eine Welt, in der zwei Männer am Sommerabend im Wald sich in solchen Erörterungen ergehen! Aber es quillt doch auch aus unserm neuen religiösen Urgrunde.

Wir kamen bei Vollmondschein ins Dorf Weißenbach jenseits der Brücke. Heimwärts durch die linde Mondnacht ging's.

Ich war äußerst belebt, aber ich sollte noch einen jähen Schreck haben. Ich las in der Zeitung: Boz-Dickens ist plötzlich am Gehirnschlag gestorben. Meine erste Empfindung war: er ist nur gradaus 21 Tage älter als ich, er und mein Freund Otto Ludwig sind mit mir im selben Monat geboren und nun beide todt. Ich hatte eine schlimme Nacht, ich konnte gar keine Ruhe finden. Ich glaube, Dickens hat zu viel gearbeitet, wir arbeiten in unseren Tagen alle zu viel, er hat dem Grunde seiner Seele keine Brache gelassen. Ich habe dir geschrieben, daß ich unterwegs den Anfang seines neuen Romans las. Ich hatte immer viel Sympathisches mit ihm, aber ich mußte mich bei jedem seiner Werke immer wieder erst an seine eigene Beleuchtung gewöhnen und an die Spinngewebe, den Schmutz und die Absonderlichkeiten, durch die er einen führt, aber er hat einen Muth und eine Sicherheit der Zeichnung und Farbengebung, in denen ihm Keiner gleichkommt.

Den 15. Juni.

Der Tod von Dickens geht mir noch schwer nach. Ich habe nie die Bewunderung für ihn empfunden wie Andere, sein gentlemanartiges Spielen mit niederen Figuren — trotz manches Herztones — wie er sie pudelmäßig über den Stock springen ließ, überhaupt die humoristische Auffassung ist mir fremd; aber ich verkenne doch seine hohe Dichterkraft nicht, und er hatte das Glück ein Engländer zu sein. Was sind wir? Immer und immer Provinzialmenschen. Wir haben kein Centrum, das Jeder kennt, wir haben keine Nationaltypen, zu denen Jeder einen Bekannten einsetzt, und wir haben keine Colonien, so daß wir unsere Helden aussenden und heimkehren lassen

können. Was hat Freytag und was habe ich gemacht? Doch nur provinziales Leben. Wir müssen von der Peripherie ins Centrum. Der englische und der französische Dichter hat ein Centrum und eine Nationalgeschichte und kann überall antönen und ist des Wiederklangs sicher.

Ich werde soeben unterbrochen, ich erhalte ein Telegramm von meinem Karlsbader Reisegefährten Hauptmann Jähns, er kommt mit seiner Frau von Baden nach Schloß Eberstein. Ich mache mich auf den Weg dahin.

Den 16. Juni.

Auf der Bergwiese vor meinem Fenster wird das erste Gras gemäht, die Sommerhöhe ist erstiegen, jetzt gehts abwärts. Was thuts? Ich lebe Alles mit und habe gute Menschengemeinschaft dazu.

Ich war also gestern Abend auf Schloß Eberstein und traf sofort Jähns und seine Frau, die mir alsbald vertraulich und anmuthend war. Jähns übernachtet hier im Stern, wohin er Victor Scheffel ein Stelldichein gegeben. Ich bleibe diesen Morgen allein und werde ihn bis nach Tisch mit Scheffel lassen, dann werde ich diesen auch kennen lernen. Ich freue mich sehr auf ihn. Ich weiß Mancherlei von ihm, er ist der Sohn eines Militärs und einer hochgebildeten Mutter, die nun beide todt sind.

Den 16. Juni 1870.

Also Nachmittags 2 Uhr kam Scheffel mit den Berlinern zu mir, auch Dr. Faas, der Scheffel von früher kennt. Wir saßen bei mildem Sonnenschein, während das Heu von den Bergen herüber duftete, im Garten, wir lustwandelten und blieben beisammen bis sieben Uhr. Die ergiebigsten Gesprächsthemas flossen ineinander, das läßt sich aber nicht fixiren. Nur Einiges weiß ich noch. Zuerst muß ich dir sagen, daß das ganze Wesen Scheffels, wie ich nicht anders erwartet, mir tief sympathisch ist. Die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete.

Wir sprachen natürlich bald von Dickens Tode, und als ich sagte, daß ich trotz vieler Widersprüche doch sagen müsse, wir Deutschen hätten keine Talente, die sich mit Dickens und mit George Sand vergleichen könnten, sah mich Scheffel groß an; er fühlte, daß ich meine volle Ueberzeugung ausspreche. Er erzählte viel, wie er, als er den Trompeter von Säckingen schrieb, unter dem Eindrucke von Heines Atta Troll stand, dann aber aus dem Eigenen gab, was er hatte, wie er nach Vollendung des Ekkehard gar nicht die Figuren los werden konnte; er reiste darum nach Italien und versenkte sich ausschließlich in Kunstanschauung. Er berichtete,

wie er das Glück habe, ganz allein leben zu können. Er hat zwei Jahre mit einer alten Haushälterin am Schliersee gewohnt; die Bauern versorgten ihn mit Allem, wofür er ihnen Bier einlegen mußte, das sie oft heimlich vor den Frauen holten. Mit köstlichem Humor erzählte er Anekdoten und wie wunderlich es sei, daß die Studenten, seiner „Lieder aus dem Engern" eingedenk, ihn immer zum Kneipen haben wollten.

Natürlich kamen wir auch auf unser modernes Elend, daß wir keine ideale Gemeinschaft und keine Weiheformen für unser gegenwärtiges Leben haben. Scheffel erzählte von der Dürrheit bei den neu eingeführten bürgerlichen Trauungen. Er fügte ausdrücklich hinzu, daß der Vers nicht von ihm sei, sondern von einem Oberländer Bürgermeister, der schlug nämlich vor, man solle bei den bürgerlichen Trauungen die Formel einführen:

Wenn d'r enander wennt,
Gent enander d' Händ!
Im Namen des Gesetzes
So! Jetzt hätt's es.

In vielen Stücken erinnert mich Scheffel an meinen herrlichen Freund Otto Ludwig; dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen; denn es ist eine dumme Fabel, daß die Dichter nicht wissen, was sie machen. Ihr Wissen ist kein Professorenwissen mit Kategorien, es ist eben lebendige Gesetzlichkeit, es ist freie Sprachbewegung und Sprachbildung, die die Grammatik kennt, aber nicht declinirt und conjugirt.

Ich begleitete Scheffel und die Berliner zur Bahn und fuhr noch eine Strecke mit ihnen bis Hördten, dort stieg ich aus, der Abend war so schön und die Seele mir so voll. Ich saß lange still sinnend am Wege. Ich besprach mich dann mit einem jungen aufgeweckten Steinklopfer und erfuhr, daß die Steine beim Regen viel weniger leicht sich zerspellen lassen als bei Hitze, und der beste Stil für einen Steinhammer ist das Stämmchen einer jungen Tanne, das ist von dem vielen innerlichen Harz biegsam und zerspließt nicht.

368.

[Gernsbach], 21. Juni 1870.

Das war heute ein rein schöner vollkommener Sommertag, wie er selten. Von halb sechs früh bis halb sieben Abends war ich draußen und fast immer im Walde.

Gottlieb Klumpp sagte mir, daß große Holzversteigerung in Herrenwies, ich solle mit und die schönste Waldfahrt machen. Ich war natürlich bereit. Um halb fünf mußte ich heute schon heraus und um halb sechs

fuhren wir ab. Die Nebel verzogen sich an den Bergen, wir fuhren wohlgemuth dahin. Von Forbach an ging es die Waldwege an den ehemaligen Schwallungen vorüber, wo sich auch auf den Steinen im zerklüfteten Bett eine rothe Flechte angesetzt, die wie Veilchen riecht und den Stein durchdringt. Wir kamen frohgemuth nach Herrenwies, das aus 7 Häusern bestehend, einsam in einer eingebuchteten Wiese liegt. Doch nein, vom Förster, von der Versteigerung, vom Schulmeister — das alles kann ich dir nicht erzählen. Ich hoffe einmal alle Eindrücke auszugestalten. Nur von der Rückfahrt will ich dir noch sagen. Wir fuhren, ohne zu einem Hause zu kommen, länger als 4 Stunden durch den Bergwald, der prächtig beforstet ist, Jungholz unter alten Stämmen, und da und dort sprang ein Reh durch das Gras und die doldenreichen Blüthenstengel des Fingerhuts, und so ging's fort und fort, man möchte ewig so dahinziehen. Ich habe einen tiefen Athemzug Wald gethan, den ich nicht mehr verliere. Wie habe ich mich den ganzen Winter darnach gesehnt!

Jetzt aber bin ich doch müde und kann nicht weiter schreiben. Sehr gern möchte ich dir noch die Erzählung des muntern frischen Kutschers aufzeichnen, der seine Geschichte des Feldzugs von 1866 als württembergischer Kavallerist erzählte. Das ist ein Stück aus der tragikomischen Vaterlandsgeschichte, das viel beleuchtete, aber ich kann's nicht fixiren, wenigstens jetzt nicht, und ich werde sehen, daß ich den Burschen einmal beim Glase zum Berichte von Anfang bis Ende bringe.

Den 23. Juni 1870.

Nun also kann ich dir, lieber Jakob, wegen unseres Zusammentreffens Bestimmteres und hoffentlich Bestimmendes schreiben. Ich bleibe etwa bis zum 8. Juli hier. Du kommst dann hieher, und wir machen dann miteinander die Fußreise über Freudenstadt nach Nordstetten. Es ist mir wie eine letzte Zusammenfassung, einmal mit dir in Nordstetten und Umgebung zu sein, und ich weiß sicher, es ist auch dir von Bedeutung und du hilfst mir gern in Mancherlei.

369.

Den 2. Juli 1870.

Seit mehreren Tagen (es sind nur noch wenig Vögel laut, aber der Fink und die Spottdrossel noch besonders) hörte ich das Winseln der jungen Nußhäher, hier Schäken genannt, das tönt wie Bellen junger Hunde. Heute früh hatte ich die Freude, zum erstenmal im Leben eine Nußhäherfamilie ausfliegen zu sehen, d. h. ich sah sie erst, als die Alten und die Jungen bereits auf der Bergwiese saßen, und die Alten reizten die Jungen und hackten an ihnen herum, sie schienen müde oder nicht muthig, es gab bitteres Kindergeschrei. Ich konnte nicht unterscheiden, wodurch Ruhe ein-

getreten war, wahrscheinlich ward eine Maus, Blindschleiche oder Eidechse gefrühstückt. Endlich flogen sie allesammt auf, prächtig sich wiegend über den Waldgipfeln und in der Luft jauchzend.

O, wie echt gut ist's hier! Ich lebe Alles so frei und ohne dreingemischten Essigtropfen.

Sonntag, 3. Juli 1870, Mittags halb ein Uhr.

Vor einer halben Stunde bin ich mit meiner Erzählung, betitelt: Mumienweizen fertig geworden, d. h. in erster Niederschrift, sie hat mich doch sehr aufgeregt. Nun bin ich frei, nun will ich los und ledig wandern, und ich hab dabei eine ziemlich fertige Arbeit im Koffer, sie ist 5—6 Bogen stark, noch unebenmäßig, aber das wird schon.

Der junge Dr. Stern und der junge Dr. Valentin, beide Söhne der Professoren, prächtige frische junge Männer, sind angekommen, ich habe sie noch spazieren geschickt, jetzt essen wir bald miteinander, dann fahren wir miteinander nach Ebersteinburg.

370.

Gernsbach, 9. Juli 1870.

Hast du, lieber Jakob, meinen am Mittwoch abgesendeten Brief nicht erhalten? Warum gibst du mir keine Nachricht über unsere Reisebestimmung?

Die Luft ist schwer gespannt, und es will sich kein Gewitter entladen, und jetzt ist es auch in den Welthändeln so. Ich halte es für sehr möglich, daß es zum Kriege kommt. Wir wollen uns weder von einem Gewitter in der Luft noch in der Politik unsere Waldwanderung und den Besuch in der Heimat stören oder gar zernichten lassen. Kommt das Unabänderliche, dann wollen wir uns schon bergen. Schreib mir also sofort, ob und wann du kommst.

371.

Nordstetten, 18. Juli 1870.

So muß ich dir also wieder schreiben, lieber Jakob! Mir ist heute, als hätten wir uns übereilt, du hättest wohl noch einige Tage bleiben können, und wir hätten noch viel miteinander erlebt. Doch, das ist einmal und nun fertig und abgethan.

Ich fühle mich heute frisch und muthig. Ich glaube, daß ich die Kraft gewinne, während es draußen gewittert, einstweilen still zu beobachten und Erinnerungen zu fixiren. Es ist mir eine psychologische Thatsache, daß man in der Spannung der Seele nach Anderem hin gerade ein concret vor die Sinne Gerücktes genauer erfaßt. Ich habe den gestirnten Himmel bei Nacht, Pflanzenleben und Menschenleben bei Tag nie schärfer erfaßt,

als eben dann, wenn ich auf etwas wartete in freudiger Erregung, ja sogar im Leide.

Als du in Eyach weiter fuhrst, traf ich am Imnauer Omnibus sofort Bekannte. Ich kam nach Imnau und bald war ich von freundlich Ansprechenden umringt. Auf der Post traf ich deine Briefe. Die Tochter meines Lehrers Frankfurter begleitete mich bis Mühringen. Ich ging durchs Dorf. Ich traf auf dem Wege Viele, die ich in der Jugendzeit kannte. Ich kann dir nicht sagen, wie ich erschrocken bin, es waren Gespenster — verkommene, schmutzige, abgedörrte Gestalten, und das waren Männer, die ich ehedem in frischer Kraft kannte. Bin ich denn schon so alt, und muß ich erst an Anderen sehen, wie alt ich bin? Ich fühle mich noch frisch und behend, und es ist nur traurig zu sehen, wie Armuth und Verwahrlosung die Menschen herunterbringt.

Das Mühringer Schloß ist in gutem Stil neu erbaut. Im heißen Mittag wanderte ich die Straße dahin, aber das Gehen wird mir nicht schwer. Vier halbwüchsige Bursche mit Zeichenmappen u. s. w. begegneten mir. Ich erfuhr von ihnen, daß sie Handwerker seien und aus der Sonntags-Gewerbeschule in Horb kommen.

Da ist doch wieder ein Ergebniß unserer Zeit, das keine andere hatte und das hoffentlich kein Krieg wird vertilgen können. Ich finde, daß die Eisenbahn den Menschen den Begriff der Entfernungen verändert hat. Von Mühringen nach Horb in die Sonntagsschule, anderthalb Stunden weit — das erschien ehedem unmöglich, es war eine Reise.

Der Weg hieher hat sich ganz verändert, ehedem ging er großen Theils durch den Wald, jetzt gar nicht mehr, der Brunnenwald, das Laubwäldle sind verschwunden, überall Aecker und Hopfenpflanzungen. — Die Volkstracht ist hier ganz verschwunden. Mir begegnete die Magd aus unserm Hause, ich kannte sie nicht, sie trug einen modischen runden Hut.

Im Kirschenbusch, wo aber jetzt wenig Bäume mehr sind, saß ich lange. Von dort sieht man den jüdischen Kirchhof ganz nahe, dort liegen meine Eltern und Geschwister.

Ich raffte mich auf und ging heimwärts. Die Leute hier wundern sich gewaltig, daß ein Mensch, der ein Fuhrwerk bezahlen kann, zu Fuße geht. — Abends ging ich nach Horb und war mit Dr. Hailer und seiner Frau sehr behaglich.

372.

[Nordstetten], 19. Juli 1870.

Wie du siehst, lieber Jakob, bin ich noch hier und doch rumort mir der Krieg in der Seele, daß ich oft nicht fasse, wie ich hier so auf Kleines achten kann und Erinnerungen skizzire. Was ist das Einzelleben in solcher

Zeit? Wann werden wir wieder die Ruhe zur Vertiefung ins Innere gewinnen? Ich denke aber doch wieder, die Cultur ist stark genug, daß keine Barbarei, wie solch ein Krieg ist, sie im Grunde schädigen kann.

Die Kriegsnachrichten sind sehr bedrohlich. Ich meine doch, ich muß fort, aber ich bringe mich schwer zum Entschlusse, da ich nicht weiß wohin.

Nordstetten, 21. Juli 1870.

Noch bin ich hier, lieber Jakob, und das war gestern ein schwerer Tag. Meine Schwägerin ist angekommen, sie wohnt im Erdgeschoß meines elterlichen Hauses. Ich mußte auch in den obern Stock, und die [dort wohnende] Frau [eines Vetters] wollte durchaus, daß ich alle Zimmer sehe, während mir das Herz sich zusammenpreßte, so meine Elternstube verfremdet zu sehen; Alles ist anders, nur der Ofen, an dessen Figuren mein Kindersinn so viel räthselte, war noch derselbe. Ich ging rasch wieder fort.

Auf 6 Uhr war das Leichenbegängniß des B. angesagt. Ich stand bei dem Grabe meiner Eltern mit den drei Wittwen meiner Brüder, ich konnte mich nicht mehr halten, und es erleichterte mich, daß ich weinen konnte. Ich habe auch den Platz gesehen, wo ich begraben sein will.

Als Alles fort war, blieb ich noch eine Weile allein, die Kiefern säuselten und die Lerchen sangen — so wird es einst sein. — Doch genug.

Ich kann dir nur sagen, ich war, als ich heimkam, so müde, als ob ich über den höchsten Berg gestiegen wäre. Jetzt aber hat mich der Schlaf und ein Gang ins Freie doch wieder erfrischt. Ich habe nun das Schwerste schwer durchgemacht und will nun trachten, daß ich frei ausschaue.

Schreib du mir auch, wie du lebst, und die Deinen. Was wird uns die nächste Zeit bringen? Wir wollen in uns fest stehen und uns einander halten. Leb wohl und laß dir die Sorge nicht zu nahe gehen. Die Stunde rollt, auch durch den schlimmsten Tag — ist der alte Wahlspruch deines Berthold.

373.

[Nordstetten], 24. Juli 1870.

Gestern nach arger Hitze hatte ich doch noch einen ergiebigen Abend. Ich wanderte mit einem alten Schulkameraden, dem Schuhmacher Herzle, den Weg, den du kennst, über Egelsthal nach Mühlen, und unterwegs gab es viel gute Erweckungen an Jugendspiele und Schulereignisse. Herzle ist ein Mensch, wie es wenige gibt, namentlich wenig Juden. Ich war oft bei ihm, als er in Horb beim sogenannten Fußbekleider in der Lehre war, er wanderte als Handwerksbursche und litt viel unter der strengen Beobachtung der Speisegesetze. Als ich Gymnasiast war, war er Soldat in Stuttgart, und auch da lebten wir viel miteinander. Er verheirathete sich hier und

blieb bei seinem Handwerk. Er arbeitet seit bald 40 Jahren hier, täglich, Sommers und Winters von 5 Uhr Morgens an bis Nachts 8 Uhr, kümmert sich nichts um schnellen Gewinn der Handelsleute, hat sich ein gutes Vermögen erarbeitet, hat brave Kinder und lebt zufrieden und arbeitsam wie wenig Menschen; sein ganzes bescheidenes und dabei so tüchtiges und festes Wesen macht den besten Eindruck, und ich freue mich an einer so stillen und gediegenen Natur, die keine Wünsche nach irgend einer Erweiterung hat und nichts will als arbeiten, satt essen und schlafen und brave Kinder erziehen.

Am Abend ging ich allein durch die Kniebis=Gasse, wo das Häuschen der feindlichen Brüder steht, an der Ziegelhütte vorbei, wo die „Kriegspfeife" spielt, nach dem Buchhof. Die Straße nach dem Buchhof ist herrlich, mit weitem Ausblick. Wie im Schießmauernfeld, wie du gesehen hast, nur Gerste gepflanzt ist, ist hier im sog. Kirschenbusch nur Weizen, und die einzelnen Wiesen sind von der langen Dürre fast so trocken wie Straßen. Ich muß mich hier draußen immer bezwingen, den Anblick oder vielmehr den Eindruck vom jüdischen Kirchhof zu verwinden, dann aber ist die Umschau großartig, weit hinaus die Kette der rauhen Alb, die Burg Hohenzollern zeichnet sich auf dem vereinzelten Bergkegel ganz scharf ab. Ich sehe erst jetzt, wie schön die Landschaft meines Heimatsortes ist. Ich wußte als Kind nicht, daß ich kurzsichtig bin, und jetzt mit der Brille erfasse ich die Weite und Größe. Der röthlich goldene Weizen schimmerte in der Abendsonne, und drüben sangen die Lerchen so lustig, so voll und reich.

Von der Straße ab ging es nach dem Buchhof. Aus dem offenen Hofthore sprang ein braunes, kaum einige Monate altes Füllen, nicht weit von mir blieb es stutzend stehen, schaute mich mit seinen großen Augen an, schüttelte den kurzmähnigen Kopf und sprang mit kühner Wendung in die Wiese und wie im Jugendübermuthe im Kreise umher, die Füße keck werfend, den Schwanz hoch. Im Hofe, wo Kinder auf der Steinschwelle saßen, fragte ich nach dem Buchmaier; ich wurde nach dem Ochsenstall gewiesen. Der Buchmaier (er ist der Sohn des von mir geschilderten) kannte mich nicht mehr. Er begleitete mich zur Wiese (er ist natürlich gar nicht ärgerlich, wie ich seinen Vater geschildert) und ich ging dann die alte, seit dem neuen Wege verlassene und mit Gras bewachsene Straße nach dem Taberwasen. Die Dämmerung war eingetreten, und ich ging auf dem Taberwasen den Weg, der durch die Vorhalle der Kirche führt; die Kirche war offen, in der Vorhalle knieten zwei Frauen; auch ein Mann stand bei Seite und hatte die Mütze in den gefalteten Händen und betete, er hielt aber die Pfeife im Mund und ließ sie nicht ausgehen. Diese Menschen

haben doch von dieser Andacht eine gewisse Beruhigung, einen Tagesabschluß, wie solches ihnen nichts Anderes geben kann.

Ich ging die Thalmulde hinab. Die Nordstetter Glocke schlägt jetzt die Stunden in viel schnellerem Rhythmus an als ehedem. Ich weiß, wie ich mich als Kind ärgerte, daß sie so langsam schlug, so daß man inmitten des Zählens zerstreut werden konnte. Das ist jetzt anders. Ueberhaupt finde ich überall Aenderungen. Der Brunnen auf der Taberwaser Gänseweide, wohin ich mir Barfüßele dachte, ist jetzt ein Schöpfbrunnen und daneben eine Pumpe. Ich ging durchs Dorf, die Menschen kennen mich fast wieder alle, und Einer macht mich dem Andern bekannt. Des Maurizeles Marann, die als Magd bei uns gewesen und bei der ich tanzen gelernt hatte, war wieder glückselig, mich zu sehen.

Ich hätte hier mein volles Genügen, wie seit lange nicht, aber der Krieg! der Krieg! Es soll nicht sein, daß man je etwas voll und frei erlebt. Ich hoffe aber doch Material genug zu haben, um im Winter, wenn Frieden ist, die vorgesetzte Arbeit zu unternehmen.

374.

Nordstetten, 25. Juli 1870.

. . . Uebrigens betrachte ich jetzt, über die Greuel hinüber schauend, diesen Krieg als eine nationale Nothwendigkeit, und es ist als ein Glück anzusehen, daß Recht, Ehre, Sittlichkeit so allein auf unserer Seite. Nach diesem Kriege ist eine Mainlinie nur noch ein Mythus aus alter Zeit. Die Männer aus dem Norden und dem Süden, die Schulter an Schulter gekämpft, können im Friedensschluß nicht mehr getrennt bleiben. Blut ist ein gewaltiger Kitt. Jetzt gewinnen wir die deutsche Einheit, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß wir das noch erleben, so traurig es auch ist, daß ein Kampf auf Leben und Tod vorausgehen mußte.

Wie gesagt, in der Zuversicht, daß wir das erreichen, wofür wir zeitlebens gestritten und gelitten, bin ich ruhig und gefaßt und zu Opfern bereit. Ich glaube, daß in diesem Kriege und gewiß nach ihm die schwarzrothgoldne Fahne flattern und preußisch nur noch Provinzialbezeichnung sein' wird.

Nun will ich dir aber von gestern erzählen. Ich schrieb Morgens Vielerlei auf, was der Schuhmacher Herzle in mir erweckt, und auch Anderes. Nachmittags war ich zuerst bei der Lehrerswittwe, dann beim Herzle. Sein Lehrbub, ein Christ, war am Sonntag nicht da, und ich saß auf dem Schusterstühlchen, dem Fleißigen, der seit einigen Jahren zur Arbeit eine Brille trägt, gegenüber. Die Werkstatt hat die Aussicht nach dem obern Schloßgarten, wo wir oft miteinander gespielt und wo vordem der einzige hier heimische zahme Kastanienbaum gestanden hatte. Herzle schlug Stifte in die frischbesohlten Stiefel für ab-

ziehende Soldaten, er arbeitet sehr exact, und eine Sohle richtig festmachen, erfordert viel Hin- und Herwenden, Nähen, Klopfen, Feilen, Schaben. Es ist eine wahre Labung, dem braven Kerl zuzusehen und zuzuhören. Meine Fragen vom Tag vorher erweckten ihm auch mancherlei Erinnerungen, die er nun still auf seinem Schusterstühlchen für mich ausdenkt.

Ich wurde soeben von der alten Mathel, der Tochter des sog. großen Lehrers besucht. Sie hat meine Mutter in ihrer letzten Krankheit treu gepflegt, sie betet noch täglich für sie und sagt: „die Edel hat gewiß einen guten Platz im Himmel, so gibt's keine Frau mehr, unter Juden nicht und unter Christen nicht.“ Sie erzählte mir viel von meiner guten Mutter.

375.

Cannstatt, 30. Juli 1870.

Gestern also, lieber Jakob, bin ich mit Eugen hieher gereist. Es duldete mich nicht mehr in Nordstetten. Ich muß unter Menschen meiner Betrachtungsweise sein. Ich muß sehen, daß ich etwas thue. Ich halte diese ständige thatlose Spannung nicht aus.

Die Fahrt, meist unter strömendem Regen, war sehr belebt. Ueberall Kriegsgespräche, Vermuthungen ꝛc., alle Welt ist jetzt Diplomat und Stratege, aber ein frischer, muthiger Geist bricht überall durch. Wenn denn die Barbarei des Krieges nicht zu vermeiden war, so ist es gut, daß er jetzt und so ist, wo das sonnenklare Recht auf unserer Seite. Ich sah in Tübingen den Platz, wo das Uhland-Denkmal errichtet werden soll. In welcher Stimmung wird das geschehen? Ich hoffe, in der glücklichsten. In Reutlingen sahen wir das Denkmal für Friedrich List. Hoffentlich gibt es nie mehr solche Märtyrer.

Unterwegs wurde mir auch eine Bauernfrau gezeigt, die nach Stuttgart reiste; sie kam aus der Gegend von Sulz, ihr einziger Sohn war vor wenigen Tagen erstochen worden, er war beim Train, stand vor dem Gasthofstall, wo eingekaufte Pferde waren, Wache, ein verkommener Mensch will in den Stall eindringen und Pferde stehlen, der Soldat wehrt es ihm, der Lump sticht ihn mit dem Taschenmesser nieder. Die Frau setzte sich zu mir, da ich sie ansprach, und sie klagte: „Ach, es war ein so guter und so schöner Sohn, er hat einen Stiefvater, ich hab' nur noch ein einziges Mädchen, aber der Stiefvater hat ihn so lieb, wie ein eigen Kind, und mein Sohn, er ist auch Müller, ist in Zürich gewesen und hat dort die Tochter des Müllers heirathen können und ist heim in den Krieg. Wäre er im Feld gefallen für das Vaterland (ipsissima verba), ich hätte es ertragen müssen, wie tausend Andere, aber so! aber so! Mein guter schöner Sohn! Ich will sehen, wo sie ihn begraben haben und will

den sehen, der ihn umgebracht hat, meinen guten schönen Sohn." Es gelang mir, sie von dem letztern Gedanken abzubringen. Sie dankte meiner Theilnahme.

Von Plochingen an ging ich in die 2. Wagenklasse und traf einen trefflichen Mann in einem Artillerie-Offizier Namens Lenz aus Bayern, der als Quartiermacher nach dem Badischen reist.

Ich besuchte [heute] Freiligrath, er las mir ein Gedicht vor, das morgen in der Rheinischen Zeitung erscheinen wird. Ich machte ihm ein Amendement (da, wo Germania in die Hände klatscht, muß sie die Fäuste ballen, das verlangt die Continuation der Haltung und Empfindung), er stimmte mir sofort bei und wird das beim zweiten Abdrucke ändern. Ich war dann noch bei Hemsen auf der Hofbibliothek. Wie still ist's da in den ehemaligen Räumen der Karlsschule.

Sonntag, 31. Juli 1870, Nachts 11 Uhr.

Gestern Abend kamen noch Hemsen, Lübke und der treffliche Liedersänger Stockhausen (der hier wohnt) zu mir.

Heute früh habe ich Eugen den Entwurf meines Flugblatts[1] diktirt. Ich war bei Stockhausen, der wunderbar sang, Lübke war auch da und der kernhafte berühmte Chirurg, Professor Billroth aus Wien, der als Pommer sich ins Feld zur Hilfe begeben will.

376.

Cannstatt, 3. August 1870, Morgens.

. . . Ich war gestern Abend bei Lübke, fuhr nach 11 Uhr mit Stockhausen und dessen Frau hieher. Beim Aussteigen begrüßte uns der Wirth, und ich sah das Lesezimmer erleuchtet. Ich frug, was das ist. „Eine geschlossene Gesellschaft" war die Antwort. Ich ging auf mein Zimmer und zog mich eben aus, als Lichter vor meinem Fenster im Garten sich zeigten und viele Männer. Ich rief Eugen, was das sei. Bald war es klar, sie stimmten ein Lied an. Ich kleidete mich wieder an, sie sangen drunten ein Lied mit dem Endreim „Du warst mein Traum in stiller Nacht", wunderbare metallvolle Männerstimmen, und die Nacht war so still und ruhig. Jetzt sangen sie ein Vaterlandslied, und nach ihm sprach ein großer Mann (wie ich später hörte, Dr. Tritschler) in ergreifenden Worten ihre Verehrung aus: das erste Lied hätte dem Dichter 2c. gegolten, das zweite dem Vaterlandsfreunde, der aus dem Herzen und zum Herzen Aller heute gesprochen, und sie schlossen mit einem Hoch.

[1] Abgedruckt in „Wieder unser". (Stuttgart, Cotta 1871.)

Ich antwortete vom Fenster aus und knüpfte an die Worte an: „Du warst mein Traum in stiller Nacht", wie das der große Gedanke der Einheit Deutschlands war, der kein Traum der Nacht mehr ist, sondern in hellem Tage sich jetzt als Leben gestaltet. Wir haben jetzt schwere, bittere Opfer zu bringen, aber groß und erhebend ist die Zeit, wir kommen ans Ziel, wir gewinnen das einige Deutschland, und ich brachte diesem ein Hoch.

Nun sangen sie noch die Wacht am Rhein. Ich ging hinab und begrüßte Einzelne. Es war der beste Gesang-Verein, die Concordia, 38 Männer, angesehene Bürger; sie hatten um 5 Uhr den Aufsatz im Merkur gelesen, sofort Versammlung anberaumt und das Ständchen beschlossen. Alle kamen mir die Hände zu drücken.

Ich schlief lange nicht, so etwas erlebt zu haben, das macht glückselig. Mein Wort hat einen guten Ort gefunden.

377.

Karlsruhe, 10. August 1870.

Ich will dir, lieber Jakob, nur schnell sagen, daß ich hier bin und bereits zu Großem mitwirken konnte. Du erhältst ausführlichen Brief, sobald ich dazu komme.

378[1].

Lampertheim, 29. August 1870.

Ich reise morgen von hier ab, wahrscheinlich nach Gmunden, um meine Frau und Kinder von dort abzuholen. Wenn du mir schreiben willst, adressire Cotta Stuttgart, wo ich übermorgen zu sein hoffe.

379.

Gmunden, 16. September 1870.

Ich habe dir gar viel zu schreiben. Aber wo soll ich anfangen?

Ich bin wie natürlich in vielfältig bewegter Gemüthsverfassung. All mein Sinnen und Denken gehört den großen Ereignissen des Vaterlandes, und mitten heraus muß ich der Familienpflicht nachkommen. Und daneben bewegen mich trotz alledem literarische Pläne für die Zukunft.

380.

Straßburg, 26. October 1870.

Was ich draußen im Lager empfunden, was mir oft in der Vorstellung das Herz zerschnitt, da ich die Barbarei des Krieges sah, was mir eigentlich doch auch wie ein Befreiungsruf war, daß ich fort mußte — das sehe ich jetzt in einer erschreckenden Wirklichkeit vor mir, wie es doch keine Phantasie ausdenken kann. Eine ganze Stadt ist zum Krüppel geschossen,

[1] B. A. war seit dem 16. August im Hauptquartier des Großherzogs von Baden.

durch die Brust, durch die Gliedmaßen, ich weiß nicht, wie sie sich wieder aufraffen soll.

Und wenn die Menschen erzählen, was sie gelitten! Das Brandschießen hat die Bürgerschaft verhärtet, statt wie man draußen glaubte, sie zu erweichen.

381.

Heidelberg, 4. November 1870.

Da bin ich nun, lieber Jakob, bei meiner Schwester und deinem Bruder, und eine gewisse Beruhigung im Gefühl der Heimatlichkeit kommt über mich.

Es war meine Absicht, in Straßburg feste Bilder zu fixiren, vor Allem zum Abschluß meiner Lager-Briefe[1], die ich so jämmerlich unterbrechen ließ und unzähligen Mißdeutungen u. s. w. bloßstellte. Ich war aber in dem zerschossenen und von Krankheit und Jammer erfüllten Straßburg so traurig und matt, daß ich plötzlich davon ging.

Ich hatte auch den Plan, aus meinen Wahrnehmungen und der großen Zeitgeschichte einen Roman zu formiren, etwa unter dem Titel: Zwischen Schwarzwald und Vogesen. Ich habe die Linien einer Fabel dafür und gebe den Gedanken noch nicht auf. Aber jetzt kann ich eben gar nichts.

Den 5. November.

Ich bin heute etwas frischer gestimmt. Besonders wohl thut mir das Leben hier im Hause.

Ich sehe großmäuliges Aufprotzen und Niederhalten der Freiheitsbewegung voraus, aber ich fürchte sie nicht. Ich hoffe, wir sind als Nation stark genug, zu holen was wir brauchen.

Den 6. November 1870.

Ich war gestern in Mannheim. Abends war ich bei Gervinus, der mit Kümmerniß den Teutonismus sich aufblähen und die Reaction hereinbrechen sieht, er will erst wenn der Friede geschlossen wird, eine Flagge an seinem Hause aushängen. Dann war ich mit Treitschke und Wattenbach im Museum beim Abendessen. Du siehst also, daß ich schon wieder in den Menschenstrom stürze.

382.

Heidelberg, 10. November 1870.

Habe ich dir schon gesagt, daß mein vortrefflicher Freund Oberst Müller von Rastatt, den du ja auch kennst, schwer verwundet, aber gerettet ist und in den nächsten Tagen zurückgebracht wird. Es wird als wahres Wunder angesehen, daß Müller, der einen Schuß in die Brust bekommen hatte, doch am Leben blieb. Seine Frau hatte ihn in Raon l'Etape treu gepflegt.

[1] In der Allgemeinen Zeitung.

Den 12. November.

Ich bin Willens einen Nachtrag zu meinen Straßburger Briefen zu schreiben und diesen entweder in die Allgemeine Zeitung zu schicken oder, was vielleicht noch besser, die Briefe mit diesem Nachtrag als besondere Broschüre erscheinen zu lassen. Ja, es fällt mir ein, daß ich vielleicht noch mehr und besser thun kann. Ich möchte ein Buch herausgeben unter dem Titel: Drei Tagebücher von Berthold Auerbach[1], enthaltend: 1. Tagebuch aus Weilbach (aus dem Jahre 1840, im „Freihafen" gedruckt), friedlich, idyllisch, 2. Tagebuch aus Wien (aus dem Jahre 1848) und 3. Vom Kampf um Straßburg, die Briefe in der Allg. Ztg. mit dem Nachtrag.

383.

Heidelberg, 21. November 1870.

Die zwei Tage, die Hemsen bei mir war, thaten mir wieder sehr gut, er ist so getreu und dienstwillig und dabei von einer feinen Art im edelsten Sinne.

Gestern Abend, als er bei mir war, kam Helmholtz und blieb wohl zwei Stunden. Es war mir eine Ueberraschung oder eigentlich eine Bestätigung, die nur in der Form das Ueberraschende hatte, zu finden, daß streng wissenschaftliche und künstlerische Produktion nach demselben Prozeß verlaufe. Wir sprachen, so viel ich mich noch erinnere, im Zickzacklaufe des Gespräches auch über die Kritik von Vischer über Strauß' „Voltaire" und kamen dann auf Gervinus zu sprechen. Es war mir von Interesse, zu wissen, was Helmholtz über Gervinus' Buch: „Händel und Shakespeare" denkt. Er erklärte sehr fein, daß Gervinus eben nur das Poetische in der Musik zu fassen vermöge, aber nicht das eigentlich Musikalische, das ein ganz Besonderes ist. Nun legte Hemsen scharf dar, daß Gervinus eigentlich allen Dichtern das Concept corrigire und ihnen darlege, wie sie es eigentlich hätten machen sollen und sogar was ihnen oblag. Ich konnte dagegen setzen, daß Gervinus im Grunde eigentlich Psycholog im eminenten Sinne, er versteht die produzirenden Persönlichkeiten besser als die Produkte; darum deutet er diese, wie z. B. bei Shakespeare moralisch, statt künstlerisch ästhetisch, er sieht — was von großer Bedeutung ist — immer Alles im logisch historischen Zusammenhang, weiß, wo in die Lücken des Einen sich der Andere und das Andere einsetzt. Er ist Geschichtsphilosoph im neuen Sinne, nicht eigentlicher Darsteller; er kennt das Netz und seine Verknotungen, das über alles Geschehende gebreitet ist, er ging mit seinen logisch mathematischen Linien sogar so weit, in seiner Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts gradaus zu prophezeien; aber die Geschichte wie das Leben der

[1] Vgl. Brief vom 14. Januar 1871.

einzelnen bedeutsamen Menschen hat einen Punkt, wo das Genetische ins Geniale abspringt, unberechenbar, eine neue Macht mit neuem Gesetz hervorbringend.

Wir kamen auf das Geheimste, was es gibt, auf das Verhältniß des Bewußtseins zur künstlerischen Produktion. Du weißt, daß mich das Thema schon lange nicht losläßt. Da war's nun, wo Helmholtz in tiefster Weise auch seine wissenschaftlichen Feststellungen und Neubildungen erörterte. Ich wollte, ich wüßte es noch Wort für Wort, denn es war so klar als tief. Er erklärte, daß sich Wahrnehmungen, Eindrücke, Vorstellungen in der Seele ansammeln, aus denen es dann plötzlich blitzt, so daß ein Zusammenhang und neue Anschauungen sich bilden, neue Gesetze hervortreten und Alles stimmt. Tausende sammeln die gleichen Materialien, so dichterisch, so wissenschaftlich, aber in dem Einen gewinnen sie Neugestaltung, und weil Alle dasselbe Material hatten, aber lose und ohne jene Entzündung, begrüßen sie wissenschaftlich und künstlerisch das Dargebotene als auch ihnen zugehörig und aus ihnen kommend.

Helmholtz sagte, daß Alles, was er geschrieben (die Lehre der Tonempfindung, seine Nervenlehre rc.), er schon als Student gehabt hatte, ohne wissenschaftlich gesetzliche Sicherheit; das sammelte sich und im Fortgange gewann Einzelnes selbständiges Leben, wie eine dichterisch sich fortsetzende und aufbauende Gestalt, nicht mehr eigentlich gewollt oder gewußt. Wie gesagt, ich kann es nur dürftig wiedergeben, aber dahin zielte es, natürlich schärfer als ich es dir hier schreibe. Es waren Stunden reinsten Gemeinlebens, und das ist der Lebensmühen werth. — Ich freue mich sehr, Helmholtz künftig in Berlin zu haben.

384.

Darmstadt, 28. November 1870.

Ich schreibe dir heute wieder besser, lieber Jakob. In den zwei Tagen guten Beisammenseins hat sich wieder so Vieles ausgesprochen, daß sich leichter brieflich anknüpft.

Ich traf vorgestern Abend Bankdirektor Schmoller am Bahnhofe, er erwartete mich. Ich wohne aber nicht bei ihm, sondern im Darmstädter Hof. Bei dem prächtigen jungen Paare (seine 18jährige Frau ist die Tochter der Frau Werner-Parens in Bingen, die eben auch hier) hatte ich einen heimisch wohligen Abend.

Gestern früh war ich bei David Strauß, er zeigte mir die neue Bearbeitung seines „Hutten", er will ein rundes, von allem gelehrten Ballast befreites Volksbuch daraus gestalten, und es freute mich besonders, da er ganz unbefangen froh sagte: Ich lese das alte Buch wieder, und es ist ein gutes Buch und ich hab meine Freude dran. Ich glaube, daß es besonders

wichtig ist, eben jetzt, wo wir die innern Kämpfe auszutragen haben, ein solches Buch in die Hände des Volkes zu geben.

Sehr viel Anmuthendes erzählte er mir von der Prinzessin Alice und von der Widmungsgeschichte des „Voltaire". Es war, solang er die Vorträge hielt, sein Gedanke, der Prinzeß das Buch zu widmen; bei der Durcharbeitung und allmählich stellte sich's doch heraus, daß ihr dies Ungenehmes bereiten könnte. Da sagte sie einmal plötzlich: Nun sollten Sie mir das Buch widmen. Jetzt war er der Abwehrende, er bestand darauf, daß ihr Gemahl alle Bogen lese. Er legte ihr zwei Widmungen vor, die eine, die er sich ehedem gedacht, und eine andere verwahrende und formelle; sie wählte die erste, wie sie jetzt ist, und als von Unannehmlichkeiten 2c. die Rede war, sagte sie: Ich hatte so viele Freuden von diesen Vorträgen, daß ich schon etwas dafür hinnehmen kann.

In Strauß' Leben bringt dies Verhältniß einen belebenden Reiz, wenn er sich auch ganz frei hält, es bringt anmuthige Bewegung in sein vereinsamtes Dasein.

Strauß steht Morgens früh auf, kocht sich selber seinen Kaffee, arbeitet bis Mittag 1 Uhr, geht dann zu Tische, wo er neben Otto Roquette (der eine feine und reine Natur) sitzt, geht dann nach Haus schlafen, dann in jedem Wetter zwei Stunden im nahen Tann spazieren, wieder nach Hause, arbeitet bis 8 Uhr, trinkt dann seine Flasche Bier und ißt etwas, geht noch bis 9 Uhr, ohne zu lesen, in der Stube auf und ab, Allerlei sinnend, und legt sich dann schlafen. So tagtäglich.

385.

Heidelberg, 3. Dezember 1870, 6 Uhr.

Statt um 4 sind wir erst kurz vor 5 hier angekommen. Es war sehr kalt unterwegs, ich habe aber gut im Rochholz gelesen und später mich mit einem Kaufmann aus St. Gallen sehr gut unterhalten. Er kam eben aus Brüssel und erzählte viel von dem Blaguiren der Franzosen dort und daß seit Erklärung der Republik auch viele Schweizer mehr zu Frankreich geneigt sind, wie die Belgier auch.

Hier habe ich Alles wohlauf gefunden und schreibe dir in meinem wohldurchheizten Zimmer. Die drei Tage, die ich bei dir und den Deinen war, sind mir warm und wohl im Herzen.

386.

Heidelberg, 6. Dezember 1870.

Ein deutscher Kaiser! Auch das also erleben wir noch! Warum können wir nicht voll aufjubeln bei der Erfüllung unseres Jugendideals?

Ich habe dir erzählt, daß schon im Lampertheimer Lager von der

Nothwendigkeit der Kaiserernennung die Rede war und feststand, daß nur der König von Bayern die Initiative ergreifen dürfe.

In Straßburg waren hohe Militärs Gegner der Kaiser-Ernennung, aus dem ganz richtigen Gefühle, daß damit das eigentliche Preußenthum in seinem spezifischen und historischen Bewußtsein aufgelöst würde. Und das ist nun eigentlich das Beste, was damit erreicht wird neben dem, daß jeder deutsche Soldat nunmehr dem Kaiser huldigt und die Einheit eine feste Form und Gestalt in der Volksvorstellung gewinnt. Freilich bleibt da noch viel schwere Arbeit. Wenn es aber wirklich würde, daß (wie der Correspondent der Times sagt) der Titel: Kaiser von Preußen rc. angenommen würde, dann wäre alle einfach gerade Volksempfindung vermantscht.

Ich bin kein orthodoxer Burschenschafter, aber ich finde, daß auch Strauß bei der Debatte über die Flaggenfarben die Hauptsache nicht getroffen. Man mußte einzig deshalb Schwarz-Roth-Gold nehmen, damit es keine Oppositionsfahne mehr gibt. Loyal sein zu dürfen, ist das Glück, das wir erwartet haben.

Den 7. Dezember.

Ich bin (und das ist das Aergste, was einem Menschen und Schriftsteller passiren kann) in manchen Einzelheiten nicht sicher und über das Ganze zweifelhaft, und Luther hat Recht: was man mit Wankel-Gemüthe unternehmen will, soll man lieber ganz lassen.

Ich schreibe indeß die Sache fertig. Es sind einzelne gute Partien darin, und wenn man nach zehn Jahren das Ganze liest, wird man doch ein Bild unserer Stimmung und den Rhythmus unseres Pulses daraus entnehmen können. Ich bin auch schon auf den Gedanken gekommen, Alles zu sagen bis auf das Concreteste und Persönliche hinaus und das Manuskript liegen zu lassen, damit es später, vielleicht erst nach meinem Tode, gedruckt werden kann. Was meinst du dazu?

Den 8. Dezember.

Ich mache es wie jener Rathsherr in Sachsen bei der Ueberschwemmung, der sagte weise: Einstweilen thun wir gar nichts und sehen zu, was wir morgen, wenn das Wasser höher steht oder gefallen ist, zu thun beschließen.

So ist's. Einstweilen thue ich gar nichts als lesen und rauchen, und damit läßt sich auch das Leben herumbringen.

387.

Heidelberg, 10. Dezember 1870.

Ich habe heute die ersten drei Bogen Correctur des Weilbacher Tagebuches bekommen. Ich muß dir sagen, mir hat das Ding ganz gut gefallen, und meine geistige Constitution ist sich doch ganz gleich geblieben. Wunder-

lich nimmt sich freilich der gedämpfte Censurton aus, aber ich meine, es ist gut, wenn die heutige Welt und besonders die Jugend wieder sieht, mit was und wie wir uns vordem abplagten.

Deutsches Reich und deutscher Kaiser! Das haben wir nun doch, und ist auch in der Verfassung verteufelt viel Verknorztes — jene Worte sind doch viel, sind mehr als Worte und ändern auch viel an der Sache. Ich hätte — freilich mit schwerem Herzen — aber doch auch Ja gestimmt als Abgeordneter. Der Gang der Geschichte ist ein ewiges Pactiren, ich möchte sagen, er ist wie unser leibliches Gehen ein stets aufgehaltenes Fallen.

Unsere Kinder haben's doch weit besser als wir, und sie sollen eben auch noch schwere Arbeit haben.

388.

Heidelberg, 12. Dezember 1870.

Diese Woche fängt mit einem Briefe von dir an, und das ist gut. Auf deine Frage muß ich dir sagen, daß ich eben in jenem Sommer 42 in Weilbach den Ivo schrieb. Die Scene, wie Ivo am Bergrande reitet, Pferd und Reiter sich scharf am rothen Abendhimmel abhebend, erinnere ich mich ganz genau dort erschaut zu haben.

Auch habe ich damals „Aufzeichnungen eines Bahnwärters“ geschrieben, von denen ich nur noch einzelne Notizen habe, das ganze Manuskript ist verloren gegangen. Ich weiß nur noch, daß ich damals die ganze Neuheit des Lebensberufes und der Situation durch fast täglichen Besuch bei einer Bahnwärterfamilie fixirte; ein Nachklang davon ist in den Schluß der „Sträflinge“ übergegangen, deren erste Scene überhaupt bei Leisler (Heister) in Wiesbaden spielt, ich meine die Scene von den beiden Universitätsfreunden. Auch der Regierungsrath, den ich jetzt nicht mehr zu nennen weiß, ist gesehen.

Eben, indem ich schreibe und Vergangenes zurückrufe, wird mir klar, warum mir meine jetzige Arbeit so überaus schwer wird. Natürlich, daß ich auf fremdem Gebiete und ohnedies jetzt zaghaft, ist ein Hauptgrund; aber ein anderer liegt auch noch darin, daß ich durch meine Schwester ständig in Erinnerungen und Feststellungen aus meiner Kindheit lebe, und komme ich dann zu dem Denken von heute, zumal an die Betrachtung der großen politischen Neugestaltungen, da komme ich eben in eine fremde Welt oder vielmehr, ich muß mich wieder ganz neu fassen. Es ist das ein Doppelleben ganz eigener Art, und ich kann immer nur eines sein, ich kann, während ich Musik höre, nicht sprechen und — du weißt schon, was ich meine.

Heute früh erwachte ich mit dem Gedanken an Penelope und wie das auch als Symbol gefaßt werden kann. Wer auf etwas wartet, mit seinem innersten Denken auf Entferntes gerichtet, zu dem doch kein führen-

des und verständigendes Wort gelangt — wird im Lauf der Zeit, bei aller Treue, von Zwiespalt heimgesucht, hat kein zielsicheres Thun mehr und trennt am Abend auf, was am Morgen gewoben.

In Bezug auf die Tagebücher bin ich zu der Ansicht gekommen: Wir Nichtwitzigen haben auch ein Recht auf Festhaltung subjectiver Erlebnisse, so gut wie die Reisebilder-Macher, zumal wenn wir ein Allgemeines subjectiv erleben.

Heidelberg, 15. Dezember 1870.

Hast du die Vorrede von Gervinus zur neuen Auflage seiner Literaturgeschichte gelesen? Wo nicht, so lies sie bald. Mir macht sie einen tiefpeinlichen Eindruck. Auf Grund strenger Wahrhaftigkeit hielt sich Gervinus in absoluter Eigenart und Unabhängigkeit, die ihn aber nicht nur isolirt, sondern auch gewaltsam gegensätzlich macht. Er spricht in seiner Vorrede von Dahlmann und den Grimms (denen das Buch gewidmet war), und er verständigt sich gleichsam mit ihnen, in der Ueberzeugung, daß sie ihm beistimmen. Da liegt's! Er hat Umgang mit Verstorbenen, aber keinen mit den Lebenden, oder wenigstens nicht mit solchen, die er als geistige Pairs anzusehen genöthigt ist.

Der Fortbewegung des Lebens gegenüber gibt es mit Verstorbenen keine Verständigung und steht denselben auch keine vollständige Rechtsprechung zu. Wer kann sagen, wie Lessing einen Strauß oder Uhland, Kepler einen Humboldt oder Gauß beurtheilt haben würde? Das geistige Weltganze und die Geschichte bringt neue Motive, und eben weil Lessing die Concentration einer bestimmten Zeit war und ebenso Kepler u. A., und wie sie nur innerhalb ihrer Zeit gerecht angesehen werden können, könnten auch sie, wieder lebend gedacht, keine andere Zeit gerecht verstehen. Es gibt unzweifelhaft ewige Maßstäbe für alles Geschehende, aber dieses bringt nach Gehalt und Gestalt immer etwas Neues, das sein Maß und Gewicht bestimmt. Der Grundsatz der Blasirtheit, den schon König Salomo aufstellte: Es gibt nichts Neues unter der Sonne — ist nur halbwahr. Das in der Natur und dem Menschen Gesetzte ist ewig das Alte, aber auch ewig das Neue. Wir messen die Dampfkraft nach Pferdekraft, aber sie ist doch nicht dieselbe, und eine Lokomotive von 100 Pferdekraft kann z. B. eine Schnelligkeit einsetzen, die hundert Pferden nicht möglich ist. Und so geht es auch in der Geschichte. Die Motoren lassen sich an den immer gleich bleibenden Seelenkräften Einzelner und ganzer Nationen messen, aber der Bildungsinhalt und die Leidenschaften geben ein Neues und verändern sich mit elektromagnetischen Telegraphen, gezogenen Kanonen und Luftballons &c.

Dahlmann und Jakob Grimm können, weil sie todt sind, nicht über unsere Zeit urtheilen. Der Satz, „der Lebende hat Recht" ist dahin zu mo-

difiziren: der Lebende hat zu dem alten ein neues Recht. Gervinus hat sich in seinem Unabhängigkeitstriebe nicht unter die Lebenden, sondern unter die Abgeschiedenen gestellt. Wenn er vom Auge des Tages und dem Auge der Geschichte spricht, so traut er sich eine Perspective zu, die Niemand hat. Das **omnia sub specie aeterni** hat seine Bedingtheit im betrachtenden Individuum, das eben als solches keine Aeternität hat oder vielmehr durch seine genetische Entwicklung eine endliche Bestimmung und Fassung in sich hat. Wenn Lessing einmal sagt, daß nur ein Zeitgenosse seine Zeitgeschichte schreiben kann, so meint er gewiß, daß er als Mitlebender und Mitempfindender jene Stimmung mitrepräsentirt, die kein Nachkomme aus Fakten und Dokumenten componiren kann. **Sine ira et studio** ist ein Erforderniß, das man sich als Geschichtschreiber stellen muß, aber doch nie vollkommen erreichen kann. Ich glaube mit meinem Worte vom aufgeregten Zuschauer Recht zu haben.

Ich muß noch ein neues Blatt nehmen, um dir zu sagen (du wirst sehen, daß ich leider Recht habe), diese Kundgebung von Gervinus ist von unberechenbaren traurigen Folgen. Nicht nur die Ultras und die Chaosmacher im Vaterlande werden rufen: Seht her, da ist unser Mann! Auch im Auslande wird diese Stimme eines so hochgeltenden Geschichtschreibers schlimmste Wirkungen haben. Es ist nur gut, daß uns die Stimmungen des Auslandes nicht thatsächlich schädigen können.

Ich habe noch Niemand über diese Vorrede gesprochen. Gestern auf dem Museum fragte ich Bluntschli um seine Betrachtung, er that, als ob er nur flüchtig hineingesehen habe. Er wollte sich offenbar nicht äußern, und ich schwieg.

16. Dezember 1870.

. . . Nun aber, warum zögerst du mit den Correcturen? Ich kann mir denken, daß sie dir viel zu thun machen, brauchst aber nur kurze und boshafte Bemerkungen zu machen, sie treffen mich in furioser Streichstimmung. Bei Manchem, was mich wirklich freut, ist so viel Unvergohrnes und gewaltsam Aufgebauschtes, so viel was bloß dazu da ist, um gewisse Niederschläge aus der Spinoza-Uebersetzung los zu werden — daß ich da unbarmherzig dreinstreiche. Es ist durchaus nicht nöthig, daß man solche Entwicklungsphasen immerfort nachschleppt — zumal da ich in dem Vorgebrachten auch eine gewisse Eitelkeit, ein sich zeigen Wollen mit Allerlei sehe.

Ich traf vorgestern hier den alten Hofrath Gritzner aus Wien, den ich (s. Tagebuch aus Wien) drei Tage mit Lebensgefahr verborgen gehalten; er hat sich hier in der Nähe ein kleines Häuschen gebaut, lebt da mit einem alten Diener, raucht und liest. Solch ein Leben möcht' ich auch

haben, vergessen und vergessend. Aber ich komme nicht dazu, und es mag auch gut sein, daß ich nicht dazu komme.

389.

Heidelberg, 27. Dezember 1870.

Ich war mit August und Eugen in Mannheim bei Ellers zu Tische. Es that mir herzlich wohl, meinen Söhnen solche Altbefreundete zu geben. Eller (jetzt Gemeinderath geworden) ist hier Führer der Volkspartei, und wir hatten Gegensätze zu vermeiden. Frau Eller hat sich mit großer Energie zu bedeutender seelischer Reife entwickelt, und die Art, wie sie sich August (als Freundin seiner Mutter) näherte, war herzlich wohlthuend.





1871.

390.

Stuttgart, 14. Januar 1871.

Nun bin ich hier und fühle mich auch hier von so viel freundschaftlichen Herzen erquickt. Besonders Hemsen ist mir so treu und ständig dienstwillig zur Seite. Er hat meine Straßburger Sachen hier gelesen und ist überaus begeistert davon, aber er ist mir so wohlgesinnt und geht so liebevoll auf alle meine Intentionen ein, daß ich keine volle Sicherung in seinem Urtheil finde. Denn du hast Recht, man muß auf die Feinde und Uebeldeuter gefaßt sein. Ich habe mich aber heute entschlossen, die ersten zwei Tagebücher doch vorerst wegzulassen und die Straßburger Sache ꝛc. allein hinauszugeben unter dem Titel: Wieder unser.

391.

Wien, 10. Februar 1871.

Ich habe dir so viel zu sagen, und es wird mir so schwer, einen Brief zu schreiben. Es ist ein wunderliches Leben, keine Nacht vor zwei Uhr ins Bett, bis tief in die Nacht hinein so viel mit so vielerlei und oft bedeutenden Menschen sprechen, Morgens um 10 aufstehen, kaum Zeit ordentlich die Zeitung zu lesen, und dann wieder in den Trab, zu Fuß, zu Wagen.

Das war gestern ein Tag der verschiedensten Bewegungen. Ich hatte Morgens viel Geschäftsbriefe zu schreiben. Als ich Mittags beim Friseur war, las ich das Abendblatt, und was sehe ich zuerst? Venedey ist gestorben. Die gute treue Seele, allzeit selbstlos und voll edelster Hingebung für Freiheit und Vaterland. Und er war mir so gut von je her. Du erinnerst dich des offenen Briefes, den er als Flüchtling an mich schrieb, von Havre aus, sofort nach Erscheinen des ersten Bandes Dorfgeschichten, und noch vor wenigen Tagen schrieb er mir spontan und so warmherzig über die kleine Erzählung: Mumienweizen.

392.

Berlin, 9. März 1871.

So bin ich nun wieder hier. Ich bin allein über Breslau hieher gereist, meine Frau und Kinder über Dresden.

In Breslau hatte ich einen sehr bewegten Tag, äußerlich und innerlich. Welche Erinnerungen erwecken sich mir in jeder Straße, beim Anblick dieses und jenes Hauses! Mein Schwiegervater ist fast ganz gelähmt, dabei aber frischen Muthes wie je. Albert hat eine schöne wohlausgestattete Häuslichkeit, prächtige Kinder und eine feinsinnige, echt schönbürgerliche Frau, die sich in Pflege und Liebe wahrhaft verehrungswürdig gegen den Schwiegervater benimmt. — Ich sah auch viele alte Freunde.

Als ich am Abend hier durch die Stadt fuhr, zeigte sich sofort auffällig der Unterschied von Wien. Keine schnellfahrenden Equipagen, keine geputzten Menschen hier, dafür aber Lastwagen in Menge, hastig rennende Menschen. Berlin ist eben Arbeitsstadt, und Wien ist Vergnügungsstadt. Man meint, man müßte hier der Stadt ansehen, daß sie die siegreiche, die hochaufsteigende ist. Aber man sieht nichts als den derbsten Werkeltag.

Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, nach 10monatigem Vagabundiren wieder zu Hause zu sein, im eigenen Bett zu schlafen.

Als ich heute zum erstenmal ausging, dachte ich, um die Ecke der Linkstraße biegend: wer wird mir zuerst begegnen? Und siehe, eine meiner liebsten Erscheinungen in Berlin war die erste Begegnung: die Frau des Professors Gneist, die Tochter August Böckhs. Sie reichte mir beide Hände dar und war nicht minder erfreut als ich. Sie erzählte mir, daß am Abend vorher ihr Mann ihr mein Elsaß-Buch vorgelesen habe. Sie ist mir immer noch besonders anhänglich, weil ihr Vater mir so gut war und wir so gut von ihm miteinander sprechen können.

Die Leute auf der Straße bieten freundlichen, oft herzlichen Gruß; aber ich weiß, wie das hier ist. Niemand hat Zeit für den Andern. Ich betrachte es als ein Glück, daß das Elsaß-Büchlein von mir heraus ist. Ich habe dadurch die Fragen über mein Leben der letzten Zeit leichter zu beantworten.

Den 10. März.

Ich muß es lernen, mich an das herbe Klima hier wieder zu gewöhnen, und ich muß mich erinnern, daß man nach so langer Abwesenheit auch die Menschen daran gewöhnt hat, einen nicht zu entbehren.

Den 22. März.

Gervinus todt! — Du weißt, wie viel ich noch mit ihm im vergangenen Winter gelebt, und nach einem so großartigen Wirken ist es

doppelt hart, daß er nach einer so schrillen Dissonanz mit der ganzen Zeitstimmung aus der Welt geschieden ist. Und wenn ich an die Frau denke, die so mit ihm lebte, als wären Beide nur ein einziger Mensch, und die ihm das Einzige zubrachte, was sein herbes Wesen schmeidigte, nämlich die Musik, und die nun kinderlos einsam ist!

Den 23. März.

Ich erhalte die Nachricht, daß von meinem Elsaß-Buch eine neue Auflage gemacht werden muß. Ich hätte gern dem Büchlein einen neuen Zusatz eingefügt. Es fehlt darin offenbar der ans Wunderbare grenzende Umschlag der Stimmung durch die Schlacht bei Wörth. Wir hatten damals alle gefürchtet, nicht nur, daß wir zuerst geschlagen würden, sondern sogar, was fast noch ärger gewesen wäre, daß Friede geschlossen werden könnte, bevor Süddeutsche und Norddeutsche miteinander ihr Blut vergossen. — Auch in Bezug auf die Juden habe ich ein gutes Wort vergessen — daß nämlich ein Elsässer Jude sagte: Bisher waren wir Franzosen und jetzt werden wir deutsche Juden! — Beides hätte ich gerne nachgetragen. Aber ich meinte, daß ich nichts hinzusetzen dürfe, und so corrigirte ich nur einen einzigen sinnentstellenden Druckfehler.

Der Tod von Gervinus liegt mir noch schwer in der Seele. Gewiß ist sein Tod dadurch beschleunigt, daß er in so herber Differenz mit aller Welt war. Das erträgt man bei gesundem Leibe, sich stramm aufrecht haltend, aber nicht, wenn man krank ist und darniederliegt.

Den 26. März 1871.

Es geht mir noch immer so: auf allen Wegen hab ich freundschaftliche Stationen zu halten. Bald Dieser, bald Jener begegnet mir — kurze Gespräche, Erinnerungen, Austausch der Empfindungen. Unter den ansässigen Berlinern, zumal denen der Fortschrittspartei ist eine aufsässige oder mindestens gemischte Stimmung. Man ist eben in Preußen nicht in der gleichen Herzbewegung wie wir aus dem Süden. Der Preuße war bereits in einer großen Familie, hatte ein gewisses befriedigtes Selbstbewußtsein und kommt nicht wie der Süddeutsche jetzt erst in die große Gemeinschaft. Dazu überhaupt das Nüchterne und Kritische. Vielleicht liegt darin aber auch eine Gewähr der Haltbarkeit, denn die große Arbeit geht jetzt erst an.

Ich war Abends im Theater, wo ein Stück von Bernhard Scholz aus Wiesbaden: „Eine moderne Million“ gegeben wurde. Ich kannte das Stück schon vom vorigen Jahr her. Der General-Intendant Hülsen hatte mir das gedruckte Manuskript geschickt, weil das Stück offenbar nach dem „Landhaus am Rhein“ gearbeitet ist, und zwar nach dem Feuilletondruck, nicht nach der Buch-Ausgabe. Ganze Stellen und Situationen sind ver-

ballhornt, das Ganze ein erbärmliches, mit Edelmuth und Brandstiftung versetztes Theateropus, aber Alles so verrenkt und gewaltsam verbogen, daß man den ersten Anstoß der Bewegung nicht mehr sieht, und die Menschen empfinden alle geradezu naturwidrig. Nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge wird man naß, wenn es regnet; die Menschen dieses Dramen-Machers aber werden trocken, wenn es regnet. Ich wollte aber doch sehen, wie das Ding sich auf der Bühne macht, und es ist wahrhaft empörend, und man möchte vor Aerger davonlaufen, wie die Zuhörer von sentimentalen Phrasen sich betäuben lassen. Dazu verstehen die Schauspieler hier gar nicht mehr, in natürlicher Tonart zu sprechen — lauter geschminkte Töne.

Nach dem Theater ging ich in die rheinische Weinstube von Beckerath. Dort traf ich mehrere Reichstagsabgeordnete und Jenaische Professoren. Mit Rudolph von Bennigsen, dem ehemaligen Haupt des National-Vereins, dessen klar durchschauendes und staatsmännisch haltungsvolles Wesen mir immer sehr anmuthend war, hatte ich gute Ansprache, auch mit einigen von meinen schwäbischen Landsleuten. Es herrscht viel Aufregung, da sich eine neue Partei bilden will, unter Anregung und Führung von Roggenbach, die verschiedene Elemente, Partikularisten, Einheitsstaatler, Altliberale und Männer wie Völk aus Bayern in sich vereinigen soll. Ihr Programm soll in den nächsten Tagen erscheinen.

Ich kann an der Politik nur im Allgemeinen theilnehmen, aber freilich in meinem Berufe kann ich jetzt auch nichts thun. Das individuelle Leben tritt vor der großen Massenbewegung zurück, und wer will etwas erfinden, was einer Gemüthserregung mit dem Tag von Sedan nur irgend ein Aehnliches bieten könnte. In jenem Momente — das sehen wir jetzt immer deutlicher — liegt der Drehpunkt der neuen Geschichte. Da ist das Charnier. Ich habe Bennigsen versprochen, morgen Abend zu einer Besprechung mit der elsässischen Deputation zu kommen.

Den 27. März.

Gestern Morgen war der badische Finanzminister Ellstätter bei mir. Es ist von großer Bedeutung, daß der Großherzog von Baden Ellstätter zum Mitglied des Bundesraths ernannt hat.

Nachmittags machte ich einen guten Gang mit Geheimerath Löwenberg vom Justizministerium. Natürlich werde ich immer über das Elsaß ausgefragt. Der Wirrwarr in Frankreich zerrt die Empfindung hin und her. Nur Tocqueville und Serre haben den Franzosen die Wahrheit gesagt; aber sie konnten sie nicht hören. Es ist wirklich wie in der biblischen Prophetenzeit beim Untergange des jüdischen Reiches. Ich meinerseits sehe das entsetzliche Selbstverzehren des französischen Volkes auch als eine Nothwendigkeit an.

um die Herrschaft der französischen Cultur zu brechen. Würden die Franzosen nicht die Verwesung der geschminkten Lüge so offen und so abscheuerregend erweisen, in zwei, drei Monaten tanzte die ganze Welt wiederum den literarischen Cancan. Wer wird die liebenswürdigen Eigenschaften der Franzosen verkennen? Sie haben in Verwirklichung der Humanität, in der Kunst Großes und in der Gewerbsamkeit Vollendetes hervorgebracht. Aber die Eitelkeit richtet sie zu Grunde.

Der Oberbürgermeister Seydel schickte mir eine Einladung zu dem Bankett, das die Stadt dem Reichstag gibt.

Hast du die Recension von Frenzel in der „National-Zeitung“ gelesen? Uebrigens wird das Büchelchen überall gut aufgenommen, und Lasker, auf den ich sehr viel gebe, der vergangene Woche mit mehreren Reichstagsabgeordneten bei uns zu Abend aß, ist mit Vielem einverstanden; nur glaubt er, ich hätte die Cannstatter Rede nicht wieder abdrucken lassen sollen; eine Rede sei etwas Vorübergehendes und müsse das auch bleiben.

Den 18. April.

Ich muß dir doch von dem gestrigen Tage berichten. Als ich nach mehreren Besorgungen heimkam, fand ich einen Brief des Kronprinzen, den ich dir in Abschrift hier schicke, und bald darauf, als ich mich eben zum Feste umkleidete, kam der Orden des Großherzogs von Baden mit einem Briefe von Sternberg, den ich dir ebenfalls in Abschrift beilege.

Unter strömendem Regen fuhr ich dann mit Julius Rodenberg nach dem Rathhause. Wir waren von den ersten Gästen. Unter Anleitung des Professor Reuleaux sahen wir den geschmückten reichen Prachtbau in seinen Details. Auch die Kunstindustrie hat sich in der Ausschmückung reich und in gutem Stil gehen lassen können. Es ist ein erhebendes Gefühl, daß das Bürgerthum unserer Tage solch einen Palast sich zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit erbauen kann.

Allmählich füllten sich die Räume, und bei der allgemeinen schwarzen Kleidung fiel der Bischof von Mainz in seinem Costüm besonders auf.

Ich war in der Lage, wieder Vermittler zwischen Nord und Süd zu sein. Ich stellte meine Landsleute den Norddeutschen vor, und da man bei uns daheim noch vielfach meint, Berlin bestände nur aus Junkern und Geheimräthen, so war mir's lieb, ihnen das gediegene Bürgerthum zeigen zu können. Bürgermeister Hedemann las dann eine geschriebene Anrede an die auf einer Erhöhung stehenden Präsidenten des Reichstags, und Simson erwiderte. Sein Ausdruck hat etwas vom Festgewande, mit großem Faltenwurf. Ich stand ihm nahe und sah sein Antlitz. Es pulsirte darin, und wenn er wieder neu Athem schöpfte und ausholte, zog sich

die Oberlippe ganz ein, wie krampfhaft. Dann sprach er wieder mit jener Sicherheit, die den verschlungensten Periodenbau mit prägnanten Zwischensätzen fest in der Gewalt hat. Das Leben dieses Mannes, seine ganze Haltung, in Erscheinung und Ton zur Repräsentation geboren — in der That ein unbewegter Schiffshauptmann, mit scharfen Sinnen begabt, mit den vielfältigsten Wendungen ausgerüstet — ist wie ein eingepaßtes Complement zur Geschichte unserer Zeit.

Es wurde Hoch gerufen. Der Kaiser, die Kaiserin, der Kronprinz, Bismarck kamen, und Simson war eine Art von Hofmarschall. Er holte aus der Masse immer wieder einen und den andern Abgeordneten, um ihn der Kaiserin, dem Kronprinzen 2c. vorzustellen.

Unter Musik ging's dann zur Tafel. Ich wurde gewiß 200 Menschen vorgestellt und habe vielleicht mit ebensovielen angestoßen und ihnen zugetrunken. Aber ich kann was vertragen in Wein und in Ehre. Es war 2 Uhr, als ich mit Graf Lurburg, dem Präsidenten von Ober-Elsaß, und Gneist noch zusammensaß, als gäbe es gar keine Zeit zum Heimgehen. Endlich ging's mit Gneist doch fort.

Den 30. April 1871.

Ich habe heute eine erquickungsvolle Anschauung gehabt. Von meinem Freunde, dem Statistiker Engel, war ich eingeladen, um elf Uhr in der Fabrik von Wilhelm Borchert zu sein, in welcher die neue Einrichtung der Theilhaberschaft aller Arbeiter am Gewinn eingeführt ist und wo heute die Antheile ausgehändigt werden. Eine ansehnliche Versammlung war da, Mitglieder des Bundesraths und des Reichstags, angesehene hiesige Beamte und bekannte Männer. Die Versammlung war im großen Arbeitssaal. Der Fabrikinhaber trug den Jahresbericht vor; ihm gegenüber standen die Arbeiter. Jeder Einzelne erhielt seine Berechnung, oft namhafte Summen. Als die Arbeiter beisammenstanden, war nichts Charakteristisches auffällig. Als aber jeder Einzelne hervortrat, da zeigte sich lebendiges behendes Wesen, anmuthige Kraft und Intelligenz. Ein Arbeiter hielt eine Dankesanrede. Dann sprach Direktor Engel.

Das schwere Räthsel der sozialen Frage läßt sich doch nur im Anschluß an die faktische Solidarität durch die ideelle lösen. Davon ist diese Fabrik ein gutes Zeugniß. Und ein Wort, das mir der Fabrikbesitzer sagte, soll, wie ich hoffe, einmal zu einer Produktion werden, denn er sagte mir unter Anderem: Ich verlängere durch diese Einrichtung mein Leben, ich bin dadurch gesunder, ich habe keinen Aerger mehr über Verschwendung des Materials, Vernutzung und Mißbrauch der Werkzeuge. Die Arbeiter sind selber darauf bedacht, denn es sind ihre eigenen Sachen, und Einer ist der Wächter des Andern.

Den 3. Mai.

Das war gestern ein wundersam erfüllter Tag. Ich ging in den Reichstag. Du wirst die Rede von Bismarck über Elsaß lesen. Die Sicherheit, mit der er spricht — und doch liegt in seinem Tone etwas Ueberwachtes (er steht freilich auch erst um 11 Uhr jeden Morgen auf, da er bis 4 Uhr arbeitet), aber er hat etwas wie ein bildender Künstler mit fester Hand: der Stift gleitet ihm nie aus, nicht der kleinste Theil einer Linie wird anders, als er will. Und dabei muß er doch das Bewußtsein haben, daß er vor der zuhörenden ganzen gebildeten Welt spricht. Er benützt die parlamentarische Rede geschickt, um zum eignen Volke, zu fremden Völkern und zu den Kabinetten zu sprechen. Er hat sozusagen drei Akustiken.

Ich ging mit Geheimerath Friedberg vom Reichstage weg. Derselbe hatte erst gestern Abend mein Elsaß-Buch ausgelesen und war sehr erfreut davon. Ein schönes Wort sagte er mir in Bezug auf das Elsaß. Er sagte: „Elsaß erscheint mir wie ein Palimpsest. Verstehen wir's, die französische Auflagerung und Aufschrift gut abzulösen, so finden wir den reinen deutschen Grundtext darunter. Wenden wir aber schlechte Säuren und überhaupt ungeschicktes Verfahren an, so verderben wir mit Abbröcklung der Oberschicht auch den Grundtext."

Ich aß mit mehreren Reichsräthen und dem Abgeordneten Schauß aus München, dessen Frau eine Nichte von Ludwig Steub ist, und um nun das Maß voll zu machen, mußte ich Abends mit Freunden und meiner Frau und Tochter ins Theater, um die Klara Ziegler als Grillparzers Medea zu sehen.

Grausamer Anblick! Diese Nachbildung einer Antike in Unschlittfett! Und das soll uns als reine Poesie aufgeschwatzt werden, weil es fremd und in griechischem Gewand, und das wird zugestutzt, um einer Virtuosin Gelegenheit zu geben, die Skala ihrer Stimmmittel zu produziren.

In Wien durfte man's nicht laut werden lassen, welch eine Phrasenverderbtheit es ist, daß man wagen konnte, weil Grillparzer 80 Jahre alt geworden, ihn nun direkt in den Olymp, zu Lessing, Schiller und Goethe zu versetzen.

Den 4. Mai.

Hast du das Buch von Bernstein über die Patriarchen gelesen? Es ist ein bewundernswerther Freiblick darin, oder auch — ich möchte sagen: eine Chemie des Mythos, die wahrhaft überraschende Resultate bringt. Aber im Synthetischen und Constructiven geht Bernstein doch zu weit. Es ist wahr und muß immer wieder neu gezeigt werden, daß man zu allen Zeiten mit Wasser kochte; aber die Sagenbildung behält immer etwas elementarisch Unlösliches. Merkwürdig ist mir, welch ein Widerstreben gegen das Persönliche in allen Gebieten sich zeigt.

Den 6. Mai 1871.

Der Einzige, den ich eigentlich hier habe, der mir persönlich und allgemein etwas sein könnte, wäre Geiger. Aber er wohnt zu weit weg von mir, und überdies steht er so fest und bestimmt begrenzt in seinem Gebiete, und ich brauche Einen in künstlerischem Schaffen. Ich glaube, ich finde Niemand mehr, der mir so ist und mir das ist, was mir Otto Ludwig war. Er hörte mir immer so gut zu, er hielt jedes Moment und jedes Motiv, das ich im Lauf der Rede fand und erfand, wie mit Klammern fest und fragte dann nur: was wird aus dem und aus dem? — und das machte neu produktiv. Und in solchen Momenten und Stunden vergaß er ganz sich selbst und das, was er machen wollte. Dafür konnte ich zu andrer Zeit auch wieder absolut ihm leben, für ihn finden und erfinden. Ja, solch ein Verhältniß findet sich nicht zum zweitenmal im Leben.

Berlin, 7. Mai 1871.

Ich war gestern bei Helmholtz, der mit mir in derselben Straße wohnt. Wir hatten eine gute belebende Stunde, er gab mir das zweite Heft seiner Vorträge und schrieb mir einige Worte hinein und Frau Helmholtz las mir einen Brief von ihrer Tante Julius Mohl mit den Nachrichten ihres Onkels aus Paris. Auch von Gervinus Tode berichtete mir Frau Helmholtz; der Abend vor meiner Abreise, wo wir noch alle zusammen bei Gervinus waren, war sein letzter Gesellschafts-Abend. Professor Friedreich, der ihn in seiner Krankheit behandelte, sagte, er wisse eigentlich nicht, woran Gervinus gestorben sei; er hatte einen Katarrh, der Congestionen im Kopfe herbeiführte, aber alsbald trat Phantasiren rc. ein und führte das Lebensende herbei. Da war eben die geheimnißvolle Verbindung zwischen Gedanke und Gehirnfaser, und nur aus der Aufgeregtheit durch den Zerfall mit der Zeitgenossenschaft und die in Krankheit schwer zu ertragende Isolirung läßt sich dieser rasche Tod etwas erklären.

393.

Berlin, 9. Mai 1871.

. . . Ich muß dir heute auch noch sagen, daß ich wahrscheinlich ein Dichter-Jahrbuch herausgebe, zum Theil aus eigener Initiative, zum Theil von einem jungen befreundeten Verleger angeregt. Vielleicht gelingt mir's, der höheren Kunstform der Erzählung ein Organ zu schaffen, und zugleich wäre es mir auch sehr erwünscht, alljährlich etwas Festes in Aussicht zu haben. Ich habe da keine Redaktion — denn dazu tauge ich nicht — was die Mitwirkenden einsenden — es sollen nur 6—7 sein — vertreten sie selbst durch ihre Namen.

Wir haben hier ständig naßkalt, und das will Frühling sein. Es gibt dieses Jahr keine Raupen, dafür faulen auch die Blüthen von den Bäumen. Ich sehne mich nach dem Frühling unserer Heimat.

Den 11. Mai 1871.

Gestern hatte ich die Freude, daß früh W. Lübke zu mir kam. Du weißt, wie von Herzen lieb ich ihn habe.

Lübke hielt am Abend in der Aula des Wilhelms-Gymnasiums einen 1½stündigen Vortrag über die moderne französische Kunst, zum Besten des Vereins der Künstlerinnen. Er spricht überaus treffend und schön, er beherrscht sein Thema vollkommen, sieht das Allgemeine und das Einzelne gleich scharf und gruppirt die Thatsachen mit künstlerischer Meisterschaft.

[Ich ging] dann mit ihm und seiner Frau und noch vielen Anderen in den Rathhauskeller. Es wurde Berathung gepflogen über die künstlerischen Ausführungen zum Einzuge des Heeres. Es fragte sich auch noch um ein fehlendes Bild, das den Zusammenhang und die Thätigkeit der Heimat für die Kriegenden draußen darstellen sollte: Eisenbahn, Post, Frauenthätigkeit sind schon in der Fertigstellung begriffen, es fehlt noch Eins, ich schlug vor: die Presse und zeigte, wie leicht sich das fügt, oben Gutenberg, der die Blätter hinabfliegen läßt, drunten Gruppen der Freudigen über die Depeschen und Gruppen derer, die die Verlustlisten lesen; da ist ein kaum zu bewältigender Reichthum von Einzelgestalten und Gruppen. Mein Plan wurde freudig begrüßt, Otto Heyden wird das Bild ausführen und zum Dank für meine Angabe mir die Farbenskizze schenken, die er besser als sonst gewöhnlich eine Skizze ausführen will.

Erst spät in der Nacht gingen wir in der frühlingsfrischen Luft heimwärts.

Den 13. Mai.

Gestern war ich bei Kapellmeister Bernhard Scholz aus Mainz, der mir von seiner Kindheit her bekannt ist und mir gegenüber wohnt. Er geht — wie alle jetzigen Komponisten — auf Freiersfüßen, auf der Suche nach einem Operntext. Ich fand ein Thema, das mir früher zu einem Drama im Sinne lag, und jetzt ist es nicht nur allgemein menschlich, sondern auch zeitlich von Anziehungskraft — es ist: Erwin von Steinbach. Eine gute Fabel ist da, und in der Oper läßt sich das Leben der Steinmetzen wie andrerseits das Gepränge in großen Gruppen ganz schicklich dargeben. Scholz ist auch bereits ganz begeistert davon.

394.

Berlin, 20. Mai 1871.

. . . Wenn ich über die Linden gehe, so muß ich immer über viele Bekannte weg und es kommt leicht, daß ich auf Hin- und Herweg mit drei, vier verschiedenen Menschen zeitweis gehe oder von ihnen begleitet werde. So ging ich gestern mit meinen Landsleuten, Staatsrath Rümelin (dem Shakespeare-Realisten) und dem vormaligen Kriegsminister Wagner aus Stuttgart. Wir sprachen vom Reichstag.

Wir sahen dann ein neues prächtig charakteristisches Bild von Vautier, es stellt das Festmahl im Dorfe dar, und mir kam der Gedanke, daß ich einmal den Text zu einem Vautier-Album verfassen möchte, er versteht Novellen zu malen mit lebenskenntlichen Gestalten.

Den 21. Mai 1871.

Ich war gestern im Reichstag, du wirst die wunderbare Rede von Treitschke lesen. Er hat einen großen Blick und sieht alle Dinge politisch. Gerade das Unvermittelte durch seine Taubheit, dieses Heraustreten aus einer einsamen Zelle inmitten des bewegten Lebens, dieses historische Pathos und dabei eine gute Partikel dichterischer Concentration — alles das macht Treitschke zu einer der vornehmlichsten Erscheinungen des Reichstages.

Um 5 Uhr war ich zum Diner bei Kapp mit Abgeordneten und dem deutschen Gesandten in Amerika. Auch Lazarus war da; er freut sich, daß Augsburg den „goldenen Saal“ zur Abhaltung der jüdischen Synode anbot. Es war neben vielem Andern auch viel von der Zerstörung der Vendomesäule die Rede, und ich hörte mich plötzlich allein reden, da ich ausführte: das ist eine jener Thaten, die man gerne geschehen sieht, ohne daß man sie selbst vollziehen könnte oder wollte. Der Napoleonismus ist ein Götzendienst, ein noch bestehender und traurig wirkender, und da hat der nach seiner Ueberzeugung Kämpfende das Götzenbild zu zerstören, seine ästhetische Schönheit gilt jetzt noch nicht, so lange es ein Götze ist. Ein gläubiger Christ zertrümmert eine griechische Statue mit innerm Recht als Verkündiger der neuen Lehre, er kann sie nicht aus ästhetischen Gründen in ihrer Integrität belassen.

395.

Berlin, 25. Mai 1871.

Nun ist doch wieder Brief von dir da, lieber Jakob, und ich kann dir wieder ordentlich schreiben, soweit es eben mein jetziges vielfach beunruhigtes Leben zuläßt. Ich meine aber damit nur, daß mich einerseits die Politik nicht losläßt — der Reichstag spielt sich immer in meine Arbeitsstube herein; andererseits nimmt mich die Spinoza-Arbeit so sehr hin, zumal da ich fühle, daß ich ihr jetzt nicht ganz gewachsen bin, und doch mich

nicht mehr auf spätere Zeit vertrösten darf. Und schließlich stecken mir allerlei dichterische Plane zu kleineren Arbeiten im Kopf, und ich muß sehen, daß ich sie bald los werde. Ich fühle auch, daß die Naturumgebung hier mir gar keine Erfrischung bietet. Ich komme ermüdet, aber nicht erfrischt nach Hause. Dennoch bleibe ich bis Mitte Juli jedenfalls hier. Ich war zehn Monate draußen herum und bin das sehr satt.

... Schon Nachmittags hatte ich [gestern] gehört, daß Tuilerien und Louvre in Paris brennen, und dieses grausenhafte Herüberleuchten der Flammen läßt keine Frühlingslust empfinden, die ich mir gern auf einem Gange ins Feld geholt hätte. Ich weiß nicht mehr, wo ich's in der Kindheit gelesen habe, aber ich erinnere mich noch des Eindruckes, daß in Jerusalem die Parteien einander massakrirten, während draußen der Feind anstürmte. Die Pariser Schriftsteller und Redner haben die Phantasie des Volkes mit Ausmalung der Mordbrennerei und der Verwüstungskraft der neuen Chemie und des Petroleums aufgefüttert, nun ist's da, von ihnen selbst gegen sich selbst. Wir erleben das Grausenhafte und mit getheilter Empfindung. Die Franzosen haben andere Völker und sich selbst nicht erkennen wollen, jetzt müssen sie büßen, und ideelle Besitzthümer, zumal der Kunst, die der ganzen Welt angehören, werden verwüstet. Das ist entsetzlich.

Den 26. Mai.

Ich kam gestern noch gerade recht zur Rede Bebels. Du wirst sie lesen. Es gehört ein gewaltsamer Fanatismus dazu, in der Stunde, da Paris brennt, die Commune zu verherrlichen und mit der gleichen Revolution des Proletariats für Deutschland zu drohen. Wenn es nicht gelingt, auf sittlichem Wege dem beizukommen, was man soziale Frage nennt, haben wir keinen innern Frieden.

Nach Bebel sprach Bismarck. Du wirst seine Rede genau lesen (denn er hält darauf, daß sie stets nur von ihm corrigirt 2c. in die Oeffentlichkeit kommt), sein etwas elegisch müder Ton, seine wunderbaren Neubildungen in der Gedankenverknüpfung wie im Ausdruck des Wortes überraschen und fesseln, aber heute war er offenbar im Unrecht, und das Empfindliche in ihm trat scharf heraus. Lasker antwortete ihm mit gesunder Dialektik und warmem Herzton. Endlich wurde doch Vertagung durchgebracht, und Abends soll in der Commission eine Verständigung mit Bismarck zu Stande gebracht werden.

Abends war ich mit Frau und Tochter im Theater und sah Antonius und Kleopatra in neuer Einrichtung. Das Stück ist doch nur aus dem Flicksack von Effekten zusammengesetzt, man hat eigentlich für Niemand ein rechtes Interesse und gespielt wurde komödiantenhaft. Als ich mit Köchly

zu Nacht aß, sah ich, daß mir beim Ausgang meine goldene Uhr aus der Tasche gestohlen war. Ich kann dir nicht sagen, wie mich das erschreckte, so ausgeraubt zu sein, und die Uhr ist auch werthvoll und ich trug sie 21 Jahre. Jetzt am Morgen bin ich schon ruhiger und verwinde den Verlust.

396.

Berlin, 4. Juni 1871.

Gestern war ich beim Künstlerfeste im Walde bei Schulzendorf. Es war der erste leidlich sonnige Tag, denn ich muß in meinem Zimmer bereits wieder heizen. Die Maler waren voll frischen Humors. Ich hatte zugesagt, ehe ich wußte, daß gestern auch die Hegel-Feier war. Uebrigens ging die Enthüllungsfeier eben jetzt am Vorabend des Siegeseinzugs hier sehr nüchtern her, und Helmholtz ist jetzt viel wichtiger als Hegel.

Den 10. Juni.

Gestern habe ich die dritte Abtheilung von Geigers Geschichte des Judenthums erhalten und am Abend und heute am Morgen mit großer Erquickung schon viel darin gelesen. Welch ein in sich fester und freiblickender Geist ist in unserm Freunde, wie beherrscht er das Detail und bewahrt sich den überschauenden Gesammtblick. Und in seinem Kampfe handhabt er den Revolver mit scharfem Visir. Dennoch ist diese Partie eigentlich nur schwer bedrückend. Müssen wir jetzt, da wir ein vaterländisches Siegesfest ohne Gleichen feiern, noch solche Gehässigkeiten abwehren?

Den 11. Juni 1871.

Ich habe heute eine rechte Freude, und davon sollst du auch gleich haben. Renck, der Direktor des badischen Oberschulraths, wünschte (auch im Auftrage des Ministers), daß ich für das neue badische Schullesebuch die Geschichte des letzten Krieges schreibe und — doch ist es am besten, ich schicke dir den Brief und du bewahrst mir ihn gut auf. Zur Orientirung habe ich dir nur noch zu sagen, daß ich mit Renck während meines Lampertsheimer Aufenthaltes vielfach und gut verkehrte. Es reizt mich nun sehr, den Auftrag auszuführen; gerade in die Jugend einzuwirken, ist mein liebster Wunsch. Ich weiß aber noch nicht, wie ich das Ding anpacke. Ich hoffe indeß, das wird sich finden.

Hier ist jetzt ein Wogen und Wallen in den Straßen, ein Hämmern und Rüsten zum großen deutschen Siegesfeste, daß es nicht möglich ist, sich irgend einem andern Gedanken zuzuwenden. Und warum sollte man auch? Wir dürfen uns vollauf dem Glücke hingeben, daß wir die Erfüllung unserer Sehnsucht erleben. Ich muß dabei aber immer doch auch denken, wie grausam die Menschengeschichte ist, daß nur durch Niederwerfung eines anderen Volkes das eine sich in sich geborgen fühle.

397.

Berlin, den 15. Juni 1871.

Das solltest du sehen, lieber Jakob, die Fahnen, die Säulen, die Bilder, die Triumphbogen, es sind die Sichtbarlichkeiten der innern Empfindung, die uns alle erfüllt, wir erleben das Größte, was wir hoffen durften, und wir können getrost über viele anhaftende Kleinlichkeiten und noch nicht abgethane Verkommenheiten hinwegsehen. Ein künftiges Geschlecht wird uns glücklich preisen, daß wir das miterwirken konnten, und was heute kein Dichterwort ausdrücken kann, wird der Genius einer kommenden Zeit erfüllen.

Durch die Straßen ist Wallen und Wogen von Tausenden, und alle haben eine Empfindung: wir sind ein einiges Volk. Es gehört eine phrasenhafte Vermessenheit dazu, mit abgehausten Allegorien ꝛc. dem allem einen deckenden Ausdruck geben zu wollen.

Den 15. Juni, Nachts spät.

Ich kann keine Ruhe finden, vielleicht wird sie mir wieder im Schreiben an dich, lieber Jakob, und ich komme wieder zum Bewußtsein der Selbstständigkeit aus dieser großen Meeresströmung heraus. Was ist der Einzelne? Da ist die große Seele eines Volkes, einer Zeit, und Volk und Zeit so groß wie noch nie vordem. In das Centrum dieses Gesammtseins sich hineindenken, den großen Pulsschlag in der eigenen Brust fühlen, wer vermag das? Die messianischen Hoffnungen unseres Vaterlandes sind erfüllt; es gibt noch viele, schwere Arbeit, aber der Boden ist da, der feste Grund, und unsere Kinder wissen nicht, wie wir arbeiten und leiden mußten, sie sollen das alles als freies unbelastetes Erbe haben. Ich ging allein, die Siegesstraße zu beschauen. Ich habe hier keinen Kameraden, mit dem ich Arm in Arm wandle. Es gibt Viele, die mir gut sind, aber das hilft mir nichts.

Die bildende Kunst hat Großes geleistet in der Siegesstraße, und das Größte — der Schüler Lessings, A. von Werner, der Freund Scheffels; er vereinigt die Corneliussche Compositionskraft mit der A. Menzelschen Charakteristik. In seinem Bilde, das den doppelten Boden des Realismus und erhabenen Idealismus hat, ist in vollster Weise die Größe der Thaten und Empfindungen ausgeprägt. Glücklich die bildende Kunst, sie kann still und glanzvoll in Farben fixiren und dann dem Sinne Aller dargeben, das kann in ihrer Weise nur noch ähnlich die Plastik, aber nicht die Musik, nicht die Dichtkunst.

Fast auf gleicher Schönheitshöhe ist die Germania mit Elsaß und Lothringen vor dem Schlosse, und besonders neu schön die Reliefs am Postamente, da ist unser gesammtes Heute in die klassische Ewigkeit hineingehoben.

Ich war so voll Erquickung, daß ich gern Jedem davon gegeben hätte, und inmitten des Trubels fand ich auch noch meine kleine eigene Freude. Ein Liederbuch wird ausgeboten, ich kaufe es und sieh' da (ich schicke dir es hier), auch mein Elsaß-Lied ist darunter. So habe ich doch auch etwas gegeben. Ein Tontropfen in der großen Tonwelle. Seltsam! Da sind die Lieder, die im Volksmunde leben sollen, und keines von unseren Dichterheroen ist dabei; lauter Namen minderen Ranges. Ja, das haben wir doch neu, und das wird erst recht und voll von nun: die Basis unserer Empfindung ist die für das Allgemeine, während unsere Dichterheroen Privatmenschen mit Privatempfindungen sein mußten.

Ich wanderte noch lange umher und aß dann mit dem Correspondenten des Daily Telegraph, der mich gestern besucht hatte, zu Nacht. Bei ihm war ein junger Breslauer, der in Paris etablirt, von dort ausgewiesen, hier wieder als Commis arbeitet, sein einziger Bruder ist bei Gravelotte gefallen. Es that mir wohl, daß er sagte: Wir werben jetzt nicht mehr um Wohlwollen und ein gutes Wort eines einzelnen Ausländers, wir haben das Ausland gezwungen uns gerecht anzuschauen.

Den 17. Juni, Morgens.

Wie soll ich's zusammenfassen? Ich habe Weltgeschichte von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das Dasein hat eine Füllung, der nichts mehr gleichkommen kann.

Auf einem großen Umwege fuhr ich mit den Meinen nach der Mittelstraße, von wo aus wir in das Freundeshaus unter den Linden kamen. Ich kann dir den Triumphzug nicht schildern. Das nur muß ich dir sagen, als die 81 französischen Tricoloren und goldenen Adler vorübergetragen wurden und ein Jubelschrei ohne Gleichen erdröhnte, da durchschauerte es mich unsagbar: es ist vollbracht, der sinnverwirrende blutlechzende Dämon der Gloire ist niedergeworfen, hoffentlich für alle Zeit. Wie ganz anders, wie verloren und verzweifelt sähe die Welt aus, wenn die Franzosen so unsere Fahnen einhertrügen zwischen den Hunderten von aufgepflanzten Kanonen. Wir Deutschen haben hoffentlich das Glück und die Kraft, daß uns dieser Sieg ohne Gleichen nicht anders macht, nur unser redliches Bemühen, unser Dichten und Trachten für alles Gute und Schöne soll ungeängstigt vom bösen Nachbar sich frei ausleben.

Wie stramm und fest ziehen die Sieger dahin, zu Fuß, zu Roß, ein Jeder muß doch fühlen, daß er eine neue Welt mitgeschaffen.

Der Kaiser kommt! hieß es. Ihm vorauf ritten Bismarck, Moltke und Roon. Der Kaiser ritt allein, Niemand neben ihm. Der wunderbare Greis muß eine überlebensgroße Menschenkraft haben, diese äußeren Stra-

pazen und innern Bewegungen so zu überdauern, und ich glaube, daß nur eine elementarisch einfache, unzergrübelte Natur so aushalten kann.

Es duldete mich nicht mehr im Hause. Ich ging auf die Straße, ins Gedränge, überall eine Gehobenheit, ein Strahlen von Glück und daneben in Gruppen Hunderte von herzlichen Bewillkommungen und darüber der hellste, so lang entbehrte volle Sonnenschein.

Ich traf Scherenberg, der das von der Festjungfrau gesprochene Gedicht verfaßt hat, man hat ihm aus Zimperlichkeit das Wort „in deiner Mannespracht“ gestrichen. Da ist sie also noch immer und wieder — die Bedientenwelt.

Ich traf den neuen Direktor des Victoria-Theaters, den ich von Leipzig her kenne. Er sagte mir, daß er in voriger Woche vom Theater-Agenten hier das Manuskript einer dramatischen Bearbeitung von Auf der Höhe bekommen habe, die aber, obwohl sehr wirksam, doch noch nicht theatergemäß sei. Ich werde daher heute an den Theater-Agenten schreiben, zumal da der Schriftsteller Adami hier mir von seiner Dramatisirung sprach und meine Einwilligung haben will.

Ein Musikkorps von einem heimziehenden Gewerke spielte das Schleswig-Holstein-Lied. Das gab mir viel zu denken. Wie war's doch noch vor wenigen Jahren? Damals hätten wir's als Glück angesehen, Schleswig-Holstein von den Dänen los und einem Herzog zu bringen. Bismarck hat's besser verstanden und besser gemacht. Von Schleswig-Holstein ist ein Lied und Melodie da. Vom 66er Krieg ist es klanglos in der Welt und soll es bleiben, es war das Entsetzlichste, es war doch ein Bruderkrieg, und jetzt ist Lied und Melodie von der „Wacht am Rhein“ da. Das sind merkwürdige Stufen, die unser Empfinden und unser politisches Leben bezeichnen.

Ich war von all den Gemüthsbewegungen Abends so müde, daß ich die Illumination nicht ansehen konnte. August sagt, sie war wunderbar und alle Menschen in guter Ordnung.

398.

Berlin, 18. Juni 1871.

Ich hatte mir vorgenommen, dir von jetzt an weniger zu schreiben, zumal ich hoffen durfte, dich bald wieder zu sehen. Ich weiß nun aber nicht, wann und wie dies der Fall, und muß dich auf dem Laufenden halten.

Ich habe, wie ich dir geschrieben habe, eine Anfrage an den Theater-Agenten gestellt, der das dramatisirte Auf der Höhe versendet hat, und erhalte heute zwei Briefe von ihm, die auf Schrauben gestellt sind, aber so viel sicher erscheinen lassen, daß ich da Widrigkeiten und schließlich keinerlei Ergebniß oder Recht haben werde, denn noch sind unsere Gesetze gegen Nachdruck lückenhaft. Ich werde mich hüten, jetzt nach bald 25 Jahren wieder

eine Verdrießlichkeit wie beim Lorle mir aufzuladen. Aber hart bleibt es doch immerhin.

Den 19. Juni 1871.

Ich ging gestern nochmals die ganze Siegesstraße ab. Das Gedränge noch immer das gleiche, wie mir schien meist aus Einwohnern benachbarter Dörfer und Städte; von Einheimischen sah ich sehr viele mit Gebetbüchern in der Hand. Es ist so, es ist ein frommer Zug im Volke, und es gibt keinen andern Ort als die Kirche, wo man sich von der großen Herzbewegung befreien könnte. Ich lauschte überallhin, da, dort, ich konnte gar nicht genug kriegen, überall helle Freude, aber auch tiefes Mitleid mit dem Franzos, der nun „genug haben wird". Es thut wohl, endlich einmal unter seinen Volksgenossen in einer Einheit des Gefühls zu gehen.

399.

Berlin, 23. Juni 1871.

Die verquerte Geschichte mit dem dramatisirten Auf der Höhe hat mir nun doch einige Tage genommen, und schließlich läßt sich nichts dawider thun; es gibt da kein positives Gesetz, und die Abgrenzung ist freilich auch schwer zu finden.

Dem Einblick in das Theaterwesen bietet sich ein schwieriger Wirrwarr, da sind so viel abgehauste Persönlichkeiten, bei denen ein idealer oder moralischer Ansatzpunkt gar nicht mehr zu finden ist. Man fand meine Annahme höchst naiv, daß durch meine Verwahrung irgend eine Direktion von der einträglichen Verwendung des räuberisch Angemaßten sich abwendig machen ließe. Und so muß ich der Sache ihren Lauf lassen, zumal da ich durch öffentlichen Widerspruch kein Gesetz zu Stande bringe, sondern — wie mir selbst Wohlwollende sagen — dadurch in den Schein komme, daß ich ein Honorar erjagen wollte. Also fertig damit und vorbei!

400.

Berlin, 26. Juni 1871.

Ich erhalte soeben deinen Brief und sage dir nur, daß ich dich sehr wahrscheinlich auf deiner Reise nach Augsburg in Stuttgart sehen werde. Wahrscheinlich bin ich auch schon zu Anfang nächster Woche bei dir in Frankfurt.

401.

Berlin, 29. Juni 1871.

Ich komme doch nicht so schnell fort, als ich gemeint und gewollt habe. Cottas drängen mit Recht auf Ablieferung der Spinoza-Biographie, und auch ich fühle mich nicht frei, wenn das nicht erledigt ist. Ich mache also die Arbeit fertig.

Den 2. Juli 1871.

So lang in den Sommer hinein war ich noch nicht hier, aber da es täglich regnet, läßt sich's aushalten. Ich habe gestern Abend wieder hochgehobene Stunden verlebt. Es war das Jahresfest des Handwerker-Vereins. Auf Aufforderung Dunckers sprach ich auch einige Worte, und zwar über den Unglauben an die Bildung und Verständigung, der die Pariser Greuel erzeugt hat. Ich glaube, daß ich den rechten Ton getroffen habe, wenigstens war die Wirkung eine gewaltige. Wir blieben bis nach 1 Uhr, 5—600 Handwerker, und noch in später Nacht war, so oft ein Redner auftrat, die lautloseste Aufmerksamkeit. Es ist eine Freude, diese Dankbarkeit und Disciplin lebendig wahrzunehmen. Könnte ich nur mehr in dieser Weise wirken!

402.

Berlin, 10. Juli 1871.

Ich komme auch heute noch nicht fort, lieber Jakob, und ich eile jetzt auch nicht mehr. Heute früh, als ich so still geruhig allein saß, da begann es wie im Wolkengebilde sich in mir zu gestalten zu einem neuen Roman, und ich hoffe, daß es zu immer Festerem kommt. Ich fühle mich von der schweren Arbeit frei und sofort regt es sich in mir zu freier Produktion.

Ich war gestern mit den Meinen — auch August war von Potsdam gekommen — in Pichelswerder in den Kiefernwäldern, wo die hiesigen Kleinbürger sich sonntäglich im Walde lagerten und da und dort in Thaleinschnitten zur Drehorgel tanzten. Und das wirkt nun nach in mir und macht mich neu lebendig.

Ich möchte in dem neuen Roman das ganze badische Leben, das intim Concrete, wie das Allgemeine in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege und dann in ihm selbst fassen[1].

Einstweilen habe ich noch Zeit zum Austräumen der Fabel und der Verwicklung, und ich kenne mich, es schadet nichts, daß ich vorher noch vieles Andere zu erledigen habe; ich trage solches still in mir fort durch alle Verhältnisse hindurch, wie ein zweites Leben.

Jetzt in diesem Augenblick — ich habe mich im Briefe unterbrochen und am Plane geschrieben — jetzt ist mir's, als könnte ich an einem Tage, in einer Stunde das Ganze fixiren, die Kniee zittern mir vor Aufregung und — es ist unsagbar, wie mir zu Muthe. Aber ich muß ruhig sein. Das will alles bedachtsam entwickelt und geordnet sein. Aber ich reise jetzt glücklich. Ich trage ein Großes, ein neu Belebendes in der Seele.

[1] Umfassender und in ganz freier Weise ausgeführt in der vaterländischen Familiengeschichte: Waldfried (Stuttgart, 1874). Vgl. Brief v. 24. Januar 1874.

403.

Cannstatt, 23. Juli 1871.

Also muß ich dir wieder schreiben, lieber Jakob, da wo du gestern noch bei mir saßest auf dem Balkon mit dem Ausblick über die gestutzten Bäume hinweg nach der Villa und der Kirche von Berg; drunten im Garten singt nur noch eine Schwarzamsel.

Eben indem ich, auf das Trocknen der Tinte wartend, auf dem Balkon hin und her gehe, fällt mir (nun sag mir Einer, aus welchem Seelengrund das kommt) der Titel meines neuen Buches ein, und ich sag ihn dir zuerst und dir einzig und allein, und ich bitte, sag mir nichts dagegen, laß mich dabei, denn er gibt mir frohen und festen Anhalt. Er lautet: Der Bürgermeister von Waldhausen[1].

Ich kann dir nicht sagen, welchen wohligen Nachschmack ich von unserm Beisammensein habe und wie wohl ich mich überhaupt fühle. Ich bin wieder ganz frischauf.

Den 24. Juli 1871.

Gestern besuchte [ich] den Archiv-Direktor Kausler, den Bruder meines Freundes Rudolph, und er und seine Schwester waren überaus glücklich, daß ich, wie du dich erinnerst, mit Minister Golther über Rudolph gesprochen, der ihm nun förderlich sein wird. Rudolph hat aber keinen Schlaganfall gehabt, nur einen schweren Rheumatismus in Folge der Feuchtigkeit seiner Kanzlei; er wird auf drei Wochen mit seinem Bruder nach Vorarlberg reisen.

Ich besuchte dann Golther, und es war unsagbar wohlig und so reinlich schön in seinem Hause, seine Frau, eine geborne Autenrieth, war mir von ihrer Mädchenzeit bekannt, er hat auch eine stattliche erwachsene Tochter, den kleinen Wolfgang kennst du ja. Jedes Wort von Jeglichem kam aus einem ehrlich gesunden und von reichen Quellen gespeisten Urgrund. Solche schöne in sich gesättigte, ständig im Höheren gehaltene Existenzen hat doch nur unser Vaterland. Am Abend war ich mit Leopold Kaulla und den Seinen sehr vergnügt hier.

Den 25. Juli 1871.

Gestern schickte ich dir von Cottas Bureau aus sofort die angekommene Allgemeine Zeitung, da bist du als Verfasser der Resolutionen [der Augsburger jüdischen Synode] genannt. Ich schicke dir heute ein zweites Exemplar. Du darfst dich innerlich vollauf begnügt fühlen, diese Concretion deines und des Zeitstrebens gegeben zu haben.

---

[1] Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

Auch die Rede von Lazarus ist gediegen, und daß er die mise en scène seiner Ideen so technisch bedachtsam und künstlerisch effektvoll gibt, ist gar nicht zu tadeln. Die Schönheit herausmeißeln, das ist ein großer Vorzug von ihm und des modernen Lebens überhaupt.

404.

Pforzheim, im Adler, 27. Juli 1871.

Von hier aus habe ich dir noch nie geschrieben, aber die ruhige Morgenstunde, die ich habe, soll dir Kunde geben, wie ich weiter lebe.

Meine Abreise von Cannstatt, so ruhig vorbereitet, war doch wieder überhastet, aber das geht immer so, jede Abreise hat etwas von der Schlußscene des 5. Actes. Auf dem Bahnhofe war ich wieder sehr unwohl, und bei dem langen Warten wurde ich wieder zweifelhaft, ob ich reisen soll. Ich glaube aber, daß Luftveränderung und vor Allem heimatliche Waldluft mich heilen wird. Ich dürste wahrhaft nach Waldluft. Ich nahm wieder Billet erster Klasse, und als ich einsteige, wer streckt mir die Hand entgegen? Prinz Wilhelm von Baden, er kommt von St. Moritz, sieht heldenhaft und wettergebräunt aus, und die Schußnarbe in der linken Wange ist ganz ausgeheilt. Wir waren ganz allein im Wagen und sprachen von Allem, was sich im Vaterlande bewegt. Von Bedeutung war mir besonders, was ich über den Siegeseinzug in München und über den König von Bayern hörte. Es bleibt fest, daß dieser junge König durch seinen energischen Entschluß im vorigen Jahre Großes für das Vaterland geleistet hat.

Es regnete beständig, und ich stieg hier aus. In der großen Gaststube wurden eben die Versetzungen der badischen Offiziere gelesen: nach Neiße, nach Wittenberg, nach Stallupönen, es geht den Deutschen doch schwer ein, Deutsche zu sein, aber Baden ist da wieder voran.

An einem Seitentisch spielten mehrere Männer Karten. Als sie weggingen, ließen sie mich durch den Wirth grüßen, sie hätten mich erkannt, hätten mich aber nicht stören wollen. Es waren Lehrer des Städtchens. Und nun, lieber Jakob, will ich fort.

Gernsbach, 28. Juli, Morgens.

Den frischen Waldduft möcht' ich dir, lieber Jakob, in dies Papier hinein hauchen können. O, wie wohl ist mir! Ich meine, hier erringe ich noch das zu fester Gestaltung, was mir wie Wolkengebilde in der Seele schwebt.

Heute ist nach vielen Tagen der erste sonnenhelle, und ich komme aus dem Walde, wo noch überall die Waldwässer rieseln und gurgeln.

Ich besuchte noch in Pforzheim den Reichstagsabgeordneten August Dennig, der in Berlin oft bei mir gewesen war. Unter strömendem Regen

reiste ich dann nach Königsbach. Bald kam mein Neffe, ein stattlicher Bursch, er hat den ganzen Feldzug, alle badischen Schlachten mitgemacht und ist heil geblieben; er ist noch der einzige Sohn meiner Schwester, denn der andere, der als Dragoner den 66er Feldzug mitmachte, ist an seiner bei Aschaffenburg erhaltenen Schußwunde gestorben. Bald kam auch meine Schwester, sie (wie meine verstorbene Schwester in Altdorf) sieht dem Vater ähnlich, während wir anderen Kinder alle der Mutter gleichen oder vielmehr glichen, denn wir sind nur noch wenig, von elf verheiratheten nur noch vier.

Als ich auf die Zweigbahn nach hier kam, erschien plötzlich heller Sonnenschein, und mit Wonne sog ich den Hauch der erfrischten Felder und Waldberge ein. Ich war allein im Wagen, und ich hätte immer laut singen mögen; so wohl war mir's lange nicht wie da, und ich schrieb Mancherlei für mein Buch auf und — lache mich nicht aus — auch einen neuen Titel, aber ich sage dir ihn jetzt noch nicht. Ein neuer eiserner Steg über die Murg ist gebaut und die im vorigen Jahre am Wilden Mann gepflanzten Linden sind gut gediehen, Alles heimelt mich an. Klumpps sind nicht hier, sie sind in der Schweiz. „Guten Tag, Herr Auerbach" grüßten mich die Kinder vor den Häusern. Alles im Hause begrüßte mich heimisch. Ich habe mein altes Zimmer wieder mit den beiden geschlossenen Wänden, und da schreibe ich dir jetzt, die Fenster sind offen, die Murg rauscht übers Wehr und von den Wiesenbergen kommt würziger Athem.

Nachdem ich etwas ausgeruht und gegessen hatte, ging ich auf Schloß Eberstein. Da im Walde, der so erfrischt ist, unter den hochstämmigen Tannen, war mir so wohl wie dem Baum im Erdengrund, ich hielt gewiß zwanzigmal an.

Den 4 August.

Ich erhalte soeben von Dr. Abel in Berlin (dem Correspondenten der Times) anliegenden Brief und dazu das Blatt mit der Recension von Carlyle. Es erhebt mich und macht mich zaghaft zugleich, daß ich so mit meinem Worte in die Welt hinausdringe, und gerade daß Carlyle sich so eingehend ausspricht, ist von besonderer Wichtigkeit.

405.

Gernsbach, Sonntag, den 6. August 1871.

So, lieber Jakob, jetzt ist endlich wieder Sommer, und ich schreibe dir stehend. Ich habe mir ein Pult machen lassen, das auf dem Tisch steht, ich habe es soeben erhalten, und nachdem es für meine Größe oder vielmehr Kleine entsprechend abgesägt ist, schreibe ich dir jetzt. Lach mich nur aus, das Ding kostet nur drei Gulden, und habe ich kein eigen Haus, so habe ich einstweilen eigenes Pult.

Gernsbach, 8. August 1871.

Ich war gestern mit Frau Eller und deren Tochter auf dem Bahnhof, um die Ankunft ihres Sohnes aus Amerika abzuwarten. Der Zug verspätete sich, ich las auf dem Bahnhofe die eben eingetroffene erste Nummer von der Erzählung der Marlitt: Haideprinzeßchen. Das wird wieder mächtig wirken, denn der Sensations-Teufel ist doch der gewaltigste, und dieser Teufel ist so klug, daß er die Tugend falsch aufputzt, und die krasseste Unnatur für eitel kindhafte Naivetät austrommelt.

Heute früh ging ich endlich auch nach Loffenau, wo der Schultheiß-Arzt Oechsle mir sehr zugethan ist.

Im Dorfe muthete es mich sofort spezifisch Württembergisch an, wir wissen gar nicht zu ermessen, was eine langjährige Regierungsart aus dem Menschen macht.

So viel neue Quellen thun sich mir auf und strömen und sprudeln, daß ich meine, ich fange das Leben erst an. Ich muß doch noch, wenn ich das Buch absolvirt habe, neue Dorfgeschichten (nach der Eisenbahn) schreiben.

406.

Gernsbach, 15. August 1871.

Heute vor einem Jahre fuhr ich ins Elsaß und kam in Lampertsheim an. Ich möchte jetzt wieder nach dem Elsaß und das veränderte Leben fassen, aber ich gehe nicht vom Fleck, bis ich meinen Arbeitsplan genau und fest fixirt habe.

Ich war gestern in Herrenalb. Heute nun ging ich früh die Straße dahin, Schaaren von Kindern begegneten mir mit Blumenbüscheln, da heute Himmelfahrt Mariä und Würzweihe ist. Die katholische Kirche versteht es, die Jugendgemüther in der Wurzel zu lenken. Welche tiefbewegende Empfindungen haben die Kinder beim Einsammeln der Waldpflanzen und nun beim Hintragen in die Kirche und dann beim Heimweg. Das vergißt sich nicht und bildet ein Eden in jedem Einzelleben. Und wie gescheit war Napoleon, seinen Heiligen und damit die Feier seiner selbst auf diesen Tag verlegen zu lassen.

Den 18. August 1871.

Ich hatte gestern Nachmittag eine große Freude, als die beiden stattlichen Bände der Spinoza-Werke ankamen. Ich bin doch ein glücklicher Mensch, daß ich so in die höchste Welt hinein arbeiten darf. Ich müßte eigentlich viel braver sein, um das zu verdienen; aber ich kann eben nicht mehr viel an mir ändern, und vielleicht bin ich nur so dazu gerüstet, so Vielerlei zu absolviren. Ich muß leider auch hier viel Besuch aushalten, und ich verstehe es noch immer nicht, mich gesprächlich zurückzuhalten; ich

gebe mich noch viel zu viel aus, aber ich tröste mich wieder mit dem Worte: Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell.

Den 28. August 1871.

Heute hatte ich einen gesegneten Morgen. Ich erwachte in dem Gedanken: Heute ist Goethes Geburtstag, und dieser Gedanke begleitete mich auf meinem Morgengang, der bereits etwas vom herben herbstlich kräftigen Anhauche hat; im gemischten Bestande des Waldes beginnt bereits das Laub sich zu färben, und ich habe einen so scharfen — oft störenden — Geruchssinn, daß ich meine, ich rieche jedes Blatt, und man hört nichts als den Habicht und die Nußhäher. Die Weiber gingen auf der Straße truppweise zu Markte und plauderten, sie tragen hier die Körbe über Bauschen auf dem Kopfe und brauchen sie nicht mit der Hand zu halten.

Ich lebe jetzt so in Gedanken, daß mich der Morgengruß der Menschen fast stört. Kinder und Frauen, die den Bauarbeitern die Morgensuppe bringen, kennen mich bereits und grüßen mich mit Namen, auch die Wegknechte versäumen das nicht, besonders die mit Soldatenmützen. Ich ging in den Wald, und da ging immer das Gedenken an Goethe mit mir. Welche unendliche Fülle von Lebensführung und Durchklärung hat er der Welt gegeben und warum ist das nicht ein großer Gedenktag? Die Glocken werden ihm nie läuten, aber es gibt noch andere Weiheklänge. Es liegt aber auch ein Trost darin, daß dem nicht so. Die Religionsstifter konnten in gedrängte Sätze ihre Erkenntniß einfügen, das kann Spinoza nicht, kann Goethe nicht, aber ihr Geisteswalten schwebt in der Luft und läßt sich tausendfältig auf bewegte Menschenseelen nieder. Eine Gedenkfeier kann darum auch nicht in einen Tag sich einschließen oder doch nur für einen erlesenen Kreis.

Ich saß lange auf einem Felsen im Walde, und ich dachte, wie das fortgrünt, wenn ich nicht mehr bin, aber ich war erhoben im Bewußtsein, daß ich mit und in Spinoza und Goethe gelebt, und wenn wir für uns das Wort Andacht in Anspruch nehmen können, so hatte ich sie im Tiefsten, und so gering auch die Spur meines Daseins im Vergleich mit den Heroen, es sitzt doch auch vielleicht einmal ein Mensch im Walde und gedenkt an das, was mir durch die Seele ging.

Den 1. September.

. . . Vorgestern kam Lasker zu mir von seiner Schweizerreise, ganz erfrischt und vergnügt, er ist ein gewaltiger Fußgänger, 12—14 Stunden Bergwanderung ist seine tägliche Portion. Nachmittags wanderten wir selbander nach Weißenbach und über Eberstein zurück. Am andern Tag, es war regnerisch, reiste er ab, ich begleitete ihn bis Rastatt. Ich wollte ohnedies Oberst Müller einmal besuchen. Lasker reiste Mittags weiter. Ich

blieb bei Müller, er zeigte mir die Schußnarbe in der Brust, aber er ist ganz frischauf, und die Frau erzählte mir ihre Reise zu ihrem auf den Tod verwundeten Mann. Gegen Abend fuhr ich mit Müller und seiner Familie bis Gaggenau, von dort wanderte ich heimwärts, und ich saß oft auf den Steinen am Wege und schrieb, wie ich glaube, Ergiebiges. Ich bin ganz glücklich. Das kann ein Buch werden, in dem ich mein Bestes niederlege.

407.

Gernsbach, 15. September 1871, Morgens 9 Uhr.

O wie schön ist's hier! Wie thut mir's so weh, aus dieser durchsonnten Ruhe wegzugehen! Ich meine, ich kann das Rauschen der Murg nicht mehr entbehren.

Ich habe wenig einzelne Worte von meinem Vater behalten, er sprach ja selten Intimeres, aber deutlich weiß ich noch, wie er mir (ich glaube beim Weggang von Stuttgart) sagte: du kommst immer schwer von einem Orte fort, du machst dich zu arg daheim; aber es geht auch anderswo.

Heute nach 6, als ich meinen altgewohnten Gang nach Obertsroth machte, an der neuen Mühle vorbei, die ich nun fast ganz bauen sah, lernte ich auch den Weg-Inspektor kennen, und er zeigte mir etwas ganz Neues. Er hat die Vogelbeerbäume am Wege, eben bei der Mühle, mit Birnenzweigen okulirt, und heuer trugen schon mehrere Bäume Birnen neben den Vogelbeeren. Erst im dritten Jahr blüht der okulirte Baum und trägt Früchte. Ist diese Veredlungskunst nicht so anmuthend als wichtig? In rauhen Gegenden wird der mächtig gewordene Stamm des Vogelbeerbaums zu einem Obstbaum verwandelt. Daß ich dieses neue Lebenschaffen so vor mir sah, ist mir wie ein überraschender und erquickender letzter Abschiedsgruß von hier.

Ich gebe diesen Brief zur Bahn, wenn ich abreise.

408.

Baden, 18. September 1871.

Vorgestern bin ich hieher übergesiedelt. Dr. Faas führte mich in seinem Einspänner hieher. Die Fahrt war erquicklich. Mir ist schon heute, als läge der Aufenthalt in Gernsbach weit hinter mir. Hier ist ein ganz anderes Sein. Ich habe hier natürlich schon viele Menschen begrüßt. Der Ort ist wunderbar schön in diesem sonnigen Herbst, und wie wird es erst sein, wenn kein Spiel mehr da.

Die beiden Brüder Winterhalter, die berühmten Porträtmaler, sind auch hier und ich ging eine gute Stunde mit ihnen. Sie wollen nur noch einmal nach Paris, um ihre Sachen zu holen, und dann auch nach hier und Karlsruhe übersiedeln. Es kann kein Deutscher mehr in Paris leben.

Baden, 21. September 1871.

Heute, lieber Jakob, ist der Herbst eingebrochen. Es hat in der Nacht geregnet, alle Blätter an den Bäumen sind überständig, und nun wird's mit Macht kahl und kalt werden. Noch gestern war heißer Sonnenschein. Was thut's? Ich kann sagen, ich habe den Sommer vollauf empfunden, und mein einziger Wunsch ist nur, daß mir jetzt im Herbst das Arbeiten frisch von der Hand gehe. Ich gehe in den nächsten Tagen nach Freiburg und mache mir dort gutes Winterquartier.

Ich war gestern Mittag bei Geh.-Legationsrath Abeken, mit dem ich mich immer am besten verstehe, er ist der Mann, der die Staatsschriften abfaßt, und stammt aus der Wissenschaft.

Nachdem ich Mittags mit Frau und Tochter und den Guaitas aus Frankfurt einen weiten Spaziergang gemacht, besuchte ich Abends Turgénjew, der am Podagra leidet. Ich traf den riesenhaften Mann an Krücken gehend. Er hat seine Villa verkauft und zieht mit den Viardot-Garcias von hier weg. Wir sind in allen Fragen des Lebens und besonders unserer Kunst bald mit einander in Consonanz. Wir sprachen über Frankreich, Turgénjew hat viele Jahre in Paris gelebt. Er erzählte, daß er vor kurzem mehrere Wochen in Boulogne und 14 Tage in Paris war. Hier hat er nicht nur seine wissenschaftlichen und künstlerischen Freunde, sondern auch seine Handwerker besucht. Unter jenen fand er nur zwei Kategorien, Verzweifelnde und Rachesüchtige, unter diesen noch immer den falschen Elan. Sein Schuster, ein sonst gescheiter Bürger, schilderte als höchsten Ruhmesglanz den Einzug der Versailler Truppen in Paris: „Wir sind noch immer die Ersten in der Welt. Das vermögen doch die Preußen nicht ꝛc." Immer Wirkung nach außen und nicht Einkehr in sich wird erstrebt. Was sich in der Literatur zeigte, ist auch im Volkscharakter, man will nicht Wahrheit, sondern Geistreiches, Frappantes. Man gibt einer Figur Empfindungen, man erfindet Situationen, was liegt daran, ob es wahr ist? Wenn es nur geistreich ist. Ein Schriftsteller wie Thakeray, der sein eigen Volk züchtigte, ist in Frankreich unmöglich. Turgénjew sagte mir, daß man die Stellen in Quinets Revolutionsgeschichte, die die Fehler der Franzosen geißeln, als von fremdem Einflusse erzeugt, verwarf.

Das Bedeutsamste aber war, daß er mir Folgendes erzählte: Nach dem Krim-Krieg fiel es keinem Russen ein, von Rache an Frankreich, England ꝛc. zu sprechen. Man sah ein, daß man sein Leben ändern müsse, und selbst der Kaiser, der immer nur seinem Vater folgen wollte, änderte seine ganze Anschauung und emanzipirte die Bauern ꝛc. Es war eine tiefe Einkehr in sich. „Man lachte über andere Dinge als vorher."

An das knüpfte ich an und ermahnte Turgénjew diese Wendung zu

schildern. Das würde eine historische Dichtung im eminenten Sinn, und seine tiefere optimistische Anschauung käme endlich auch zu Tage. Er war ganz glücklich von dieser Anregung, und meine Hand fassend und haltend, sagte er: wenn er das Buch schreibe, werde er es mir widmen. Und wieder kamen wir darauf, wie traurig es sei, wenn ein Mensch, ein Volk nicht umkehren könne; Frankreich will jetzt Alles für sein Soldatenthum thun und hätte doch ganz Anderes zu thun. Es war mir schwer, von Turgénjew wegzugehen, so tief heimisch war es uns beiden, und es war traurig, wie der großgeartete mächtige Mann darlegte, daß er zum Familienleben geschaffen, doch nie dazu gekommen sei. Er hat sich an die Garcias angeschlossen, deren Kinder Franzosen sind, er zieht vorerst mit ihnen nach Frankreich, und dann will er nach Rußland.

Den 27. September.

Gestern früh hatte ich einen erquickungsvollen Morgen mit Turgénjew bei ihm in seinem Hause. Mit einem im gleichen Berufe Schaffenden und doch aus ganz anderer Weltregion Kommenden die Quellenbildung der Gedanken und Gestalten aufhellen, das macht nicht kritisch zerfahrend, sondern frisch produktiv.

409.

Straßburg, 2. October 1871.

Nun bin ich endlich gestern hieher gereist. Ich mußte der Unentschiedenheit ein Ende machen, denn nichts erlahmt mehr als das, alles Thun und Sein wird provisorisch. Die Meinigen bleiben noch einige Tage in Baden. Ich fuhr im selben Coupé mit der Gräfin Muchanoff, die ich von früher kenne (sie ist die, der Richard Wagner seine Judenbroschüre gewidmet hat), ihrem Mann und zwei Baronen Loë.

Unter strömendem Regen kamen wir hier an. Ich traf Wolfgang Müller. Es hellte sich auf. Ich ging mit ihm und Loë viel in der Stadt umher und bei vielen Gruppen, auch bei Bauern, fanden wir noch entschiedenen und tiefen Widerstreit gegen Deutschland. Die jungen Leute, die wir sprachen, waren alle Gefangene in Deutschland gewesen, und Bauernbursche sprachen von Auswanderung nach Algier. Eine Bonne rief einem deutsch redenden Kinde zu: il faut parler français à cause des Prussiens. Es steckt in den Menschen neben Andrem ein bittres Gefühl der Beschämung, daß man etwas geworden ist, wozu man sich nicht gemacht hat, daß man eben über sich verfügen lassen mußte, und Mißstimmung und Zorn hierüber ist naturberechtigt.

Im Kaffeehaus traf ich viele Beamte mit den Herren von der Bibliothek. Ich ging auch noch allein lange mit einem Schutzmann aus Berlin. Preußen gibt auch diesen so schwer Beamteten nur 30 Thaler Monatsgehalt. Er

war nicht recht klar, wer ich sei und woher mein Interesse stammt, da ich viel fragte. Mit einer gewissen Zurückhaltung erzählte er mir, wie schwer hier das Leben. Wenn er in ein Wirthshaus kommt und etwas essen und trinken will, rückt Alles bei Seite, und man gibt ihm nur unwillig das Geforderte.

Den 3. October.

Ich habe mit Roggenbach gestern lange gefrühstückt. Wir haben die Liste der an die Universität zu Berufenden durchgegangen.

Martin Philippson ist angekommen. Ich ging mit ihm auf die Bibliothek, wo namentlich ein Landsmann von mir, ein Dr. Euting, der große Reisen gemacht, mir sehr viel Bedeutsames erzählte und zeigte. Ich aß mit Philippson in einer Restauration, ein Ehepaar aus Grafenstaden saß bei uns; es schienen behäbige Leute. Ich verstand mich bald mit ihnen, und sie erzählten mir ihre Erlebnisse während des Krieges.

Nachmittags nahm ich einen Wagen und fuhr mit Dr. Schricker und dessen Frau und Martin Philippson nach Mundolsheim. Es war trübes Wetter, und wie ganz anders, als damals bei der Belagerung, sah Alles aus! Die Stellen, die ich damals nennen hörte, sah ich jetzt und viele Verwüstungen und Neubauten. Wir fuhren beim ersten großen Hause in Lampertsheim an; dort hat General Werder gewohnt, und ich bin damals mit dem Bauer Beret, seiner Frau, seiner Mutter und Schwiegermutter gut bekannt geworden. Als ich eintrat, war großer Jubel im Hause. Die alte Mutter rief ihrer Tochter, diese der Schwiegermutter und dem Mann, und das kleine Töchterchen schmiegte sich an mich; es war, wie wenn ein Verwandter käme. Der Bauer war sehr glücklich, mich wieder zu sehen, und begrüßte meine Freunde wie Zugehörige. Es wurde Wein aufgesetzt und Käse und Brot, und sie erzählten mir, was sie alles seitdem erlebt. Ich erklärte ihm unsern großen landwirthschaftlichen Verein; er kannte schon etwas vom Badischen her und er hoffte viel davon. Im Garten hinter dem Hause war noch Alles voll Himbeeren, und jetzt that es die Bäuerin nicht anders, wir mußten mit ihr in den Weinberg und er war dort oben in der Nähe, wo die Bank des Großherzogs gewesen war. Wir ließen uns die Trauben wohl schmecken, wir besahen uns die Aussichtspunkte von damals, gingen über den obern Weg nach dem Kirchhofe, wo uns die Bäuerin die Gräber ihrer Angehörigen zeigte, und im Hause mußten wir nochmals Speise und Trank annehmen, und ich habe nicht bald einen Menschen wohlgemuther gesehen, als der kräftige Bauer mit uns war. Endlich mußten wir an die Abfahrt denken. Der Bauer kam noch und brachte einen großen Korb voll Trauben, den er der Frau Schricker auf den Schoß stellte; wir wollten sie nicht annehmen, aber er drang darauf, und ich sagte endlich:

„Nun, so sei es denn; ich wünsche Ihnen so viel gute Tage, als da Beeren sind!" „Und ich", erwiderte der Bauer, „ich wünsche Ihnen, daß Sie aus jeder Beere einen süßen Gedanken mitnehmen".

Wir fuhren nach Lampertsheim. Wie still war es jetzt auf dem Weg! Wir kamen in mein altes Quartier. Wir gingen aber bald zum Nachbar, der mit Frau und Töchtern überaus glücklich war wegen des Wiedersehens und uns Briefe zeigte von den bei ihm einquartierten Soldaten.

Endlich ging's an die Heimfahrt. Aus all dem Erlebten klang uns der Abschiedsgruß Berets wie eine Volksmelodie in der Seele nach.

Den 4. October.

Ich habe wieder die besten Morgenstunden mit Roggenbach verbracht, dann machte ich bei meinem alten Freunde, Professor Baum, einen Besuch. Der prächtige, gediegene, kernhafte Mann ist der alte Feste geblieben. Er hat mir Wunderbares erzählt aus der Belagerung. Mehrere Geschosse fielen in sein Haus, in den Garten. Es ist das Pfarrhaus von St. Thomas. Er war mit den Seinen im Keller, und als einmal, ich weiß nicht mehr an welchem Tage, mehrere Stunden lang das Schießen aufhörte, fiel er seiner Frau um den Hals und rief: O Gott im Himmel! Die Franzosen kommen wieder. Ein Freund besuchte den Professor Ungerer. Er traf ihn in der Stube, an der eine Granate die Vordermauer eingerissen hatte, und als der Freund ihn zu trösten beginnen wollte, rief Ungerer: „Hoch Deutschland!" Es berührt wie ein Wunder, daß es solche festhaltende deutsche Naturen noch im Elsaß gab. Baum lud mich auf heute zu Tische. Ich machte, als ich von ihm wegging, noch einen Besuch bei dem Präsidenten Möller. Wir sprachen viel über Schuleinrichtungen, und ich wies besonders auch auf die Stellung der Juden hin. Ich glaubte, ihm das Beste damit zu erweisen, indem ich ihm altbewährte, zuverlässige Männer nannte, auf deren Personalkenntniß er sich verlassen konnte. Möller ist eine bedeutsame Erscheinung, der Zutraulichkeit und Reserve vereinigt.

Bei der 6 Uhr-Tafel fand ich Julius Rodenberg.

Den 5. October.

Gestern früh ist Oberst Müller aus Rastatt hier angekommen; wir waren zusammen eine gute Stunde bei Roggenbach. Dann spazierten wir durch die Stadt, und er brachte mich zu Baum, der auch noch die Professoren Bruch, Ungerer und Reiß eingeladen hatte. Wir waren überaus wohlgemuth bei Tische. Ich wollte, ich könnte noch Alles erzählen, was aus der Belagerungszeit berichtet wurde. Der alte Bruch brachte einen mich tief ergreifenden Toast auf mich aus. Die Dorfgeschichten hatten doch wunderbar auch auf die Elsässer gewirkt.

Nachmittags fuhr ich mit Rodenberg nach Schiltigheim und Bischheim in dem Omnibus. In einem Erdgeschoß hörte ich eine Frau und zwei Kinder schön singen. Die Fenster waren offen, ich grüßte, wir gingen hinein. Die Frau und die Kinder machten Filetarbeiten und es gab heitere Unterhaltung.

Den 7. October.

Gestern ging ich mit Rodenberg durch die Stadt und auf den Wochenmarkt, wo wir reiche Wahrnehmungen machten. Die Marktweiber sind noch sehr gegen Deutsch. Dann ging ich zu Baum. Ich war lange mit der Frau allein. Sie erzählte mir, wie sie für die Deutschen beteten. Nach dem Einzuge der Deutschen kam eine Freundin zu ihr und sagte: Gottlob! jetzt darf ich doch wieder Guten Tag sagen; Andere dagegen waren und blieben antideutsch.

Ich blieb bei Baum zu Tische, und da ich ein Dorf im Hagenauer Forst kennen lernen wollte und sehen, wie es vor, in und nach dem Kriege war, rieth mir Baum nach Hundsbach zu gehen. Ich entschloß mich schnell und fuhr Nachmittags ab, obgleich der Zug nicht bis Hundsbach, sondern nur bis Hagenau ging.

Ich kam in Hagenau an; im Festungsgraben turnten die preußischen Soldaten, und Franzosen in kurzen Blusen und Knaben, die oben standen, ahmten ihnen spöttisch nach. Ich ging in die Stadt. Wie still war sie jetzt gegen damals, als ich nach Lampertsheim fuhr. Es war mir unbehaglich und fröstelnd. Ich ging in ein Kaffeehaus, da spielten zwei preußische Unterofficiere Billard. Ich wandelte in der Stadt hin und her, da sah ich die Juden nach der Synagoge gehen. Ich ging auch dahin. Die altbekannten Melodien bewegten mir die Seele tief.

Wäre ich nur gestern noch in Hagenau geblieben, aber mich trieb's nach dem Dorfe, als ob dort meiner Wunder was warte. Ich kam in Hundsbach an. Der Inspektor wunderte sich über den Ankömmling und gab mir den Bahnwart mit, der auf einem Schiebkarren mein Gepäck führte. Der Weg ins Dorf war noch weit. Der Bahnwart war aus Düsseldorf. Er bekundete sich bald als wohldenkender und gewissenhafter Mann, hat Frau und Kind im Dorfe angesiedelt und empfindet die Verpflanzung schwer. Wir kamen ins Dorf. Alles still, nirgends ein Licht, nur die Hunde bellten von allen Seiten. Beim Wirthshaus mußten wir lange klopfen, bis aufgemacht wurde.

Am Morgen schickte ich nach dem Lehrer, er kam. Wir gingen miteinander zum Pfarrer. Er hieß mich willkommen; er hatte im vergangenen Winter Barfüßele den Seinen vorgelesen. Er mußte nach dem Filial. Wir begleiteten ihn, der Weg war schön über eine Anhöhe, dann das Thal

hinab, und der Pfarrer erzählte mir viel. Wir kamen beim Lehrer des Filials an, das kleine Haus äußerst wohnlich. Der Alte war auch Lehrer gewesen, und jetzt hatte sein Sohn, ein frischer Mensch, die Stelle. Der Pfarrer ging mit dem jungen Mann zur Kirche. Ich blieb bei dem Alten und dessen Frau und ließ mir viel erzählen.

Wir kehrten zurück, der Pfarrer erklärte sich mir als Orthodoxer und wiederholte oft, die ganze Menschheit und Frankreich besonders hätten eine Züchtigung verdient, weil wir dem Meineidigen huldigten. Als die Turkos ins Dorf kamen, sprangen sie wie wilde Katzen und schrien immer: **Prussiens!** und zeigten an den Hals. Am Bartholomäustag war Alles voll Furcht. Die Protestanten erwarteten mit Sicherheit, daß die Katholiken kommen und sie alle ausrotten. Eine katholische Bettelfrau, die sonst ins Dorf kam, nahm nichts mehr. Sie suchte sich ein Haus aus, das sie nach der Ermordung der Protestanten zu eigen haben wolle. Der Pfarrer hielt eine Leichenrede. Da fiel ein Schuß. Man grub schnell die Leiche ein, Alles eilte davon, es hieß: Die Preußen kommen, dieses und jenes Dorf brennt und sie nehmen alle jungen Leute mit und stellen sie in die vorderste Reihe der Soldaten.

Die Preußen kamen. Am Tage nach der Schlacht von Weißenburg nahmen sie 3 Kühe vom Pflug, das erregte großen Schrecken. Aber die Preußen benahmen sich sehr gut. Sie brachten da, wo sie einquartirt waren, den Leuten bald ihre Gesangbücher und zeigten, daß es Zugehörige seien. Ein Schullehrer unter ihnen spielte am Sonntag die Orgel in der Kirche und half dem Lehrer Schule halten.

410.

Den 10. October 1871.

Freiburg im Breisgau, im behaglichsten Gasthofe in der anmuthigsten Stadt des deutschen Reiches.

Ja, da bin ich nun endlich, lieber Jakob, und ist es nicht, als ob ein schalkhafter Dämon mit uns spielte? Da bin ich nun endlich zur Ruhe, d. h. zur Arbeit, habe einen ganzen Erntewagen voll Motive, und nun es ans Ausdreschen geht — planz, ich habe den Wagen zwar nicht umgeworfen, aber ich muß das Eingeheimste noch unabgeladen stehen lassen, denn mein linkes Auge ist von einer Erkältung ganz roth durchlaufen. Es schmerzt mich zwar wenig, aber ich werde doch einige Tage in Grübeleien und Aergerlichkeiten verbringen müssen.

Ich habe hier ein prächtiges Zimmer, teppichbelegt, mit zwei geschlossenen Wänden, Morgensonne, Ausblick über die Weingärten nach den Tannenbergen und — was die Hauptsache ist, absolute Ruhe und Stille.

411.

Freiburg, 12. October 1871.

Mein schlimmes Auge stört mich doch mehr, als ich geglaubt habe.

Ich habe die Freude, den Professor Dubois-Reymond, den Mathematiker (Bruder des Physiologen), den ich noch von seinem Elternhause her kenne, zum Tischnachbar zu haben. Ich ging gestern mit ihm nach Günthersthal. O wie herrlich ist's hier, und ich bedaure nur, daß ich nicht zur Sonnenzeit hieher ging. Jetzt sind morgens lange steife Nebel.

Am Abend war ich im Museum. Das sind doch schöne Anstalten in Süddeutschland. Man trifft immer angemessene Gesellschaft, und Militär und Civil ist, namentlich im Badischen, nicht getrennt. Ich war mit den Professoren. Es sind lauter jüngere Leute.

Den 13. October.

Es geht mir besser, lieber Jakob, der Augenkatarrh löst sich.

[Gestern] war ich im Theater, um ein Lustspiel von Putlitz und die Tochter Ferdinand Hillers als Actrice zu sehen. „Die böse Stiefmutter“ heißt das Lustspiel, und es war mir von Interesse, gerade hier, wohin ich meine „Stiefmutter“ verlegt, das zu sehen. Es ist natürlich eine gute, und die Fabel streift an das Thema meines neuen Romans.

Ich traf Herrn von Hillern, den Mann der Schriftstellerin (geborene Birch), und ging mit ihm auf die Bühne, Toni Hiller zu begrüßen. Um einen Moment wäre es uns passirt, daß der Vorhang aufgezogen wurde, während wir noch auf der Bühne standen.

Ich erhielt gestern die erste Lieferung der „Guten Stunde“[1] (ich lasse sie dir auch schicken), und du weißt ja, wie es bei mir ist: in den ersten Tagen nach Erscheinen eines Buches von mir habe ich immer meine besondere Freude daran und lese es, dann aber nie mehr.

Den 14. October 1871.

Gestern war ein Tag, wie ich mir ihn eigentlich wünsche: Mittags heiter bei Tische (nach stiller Arbeit am Morgen), Nachmittags ein erquickender Spaziergang aufs Dorf in guter Sonne und Abends Lektüre. Ich ging Nachmittags allein nach Zähringen, der Athem und der Ausblick hier ist wunderbar erfrischend. Die auf den Feldern Arbeitenden, es werden jetzt Rüben ausgethan, sangen die Wacht am Rhein, und ebenso drin im Dorfe die Kinder.

[1] Zur guten Stunde. Gesammelte Volkserzählungen ꝛc. (Stuttgart, Hoffmann).

412.

Freiburg, 16. October 1871.

... Während du beim Leichenbegängnisse Dr. Ginsbergs warst, erfuhr ich hier den Tod von Jakob Kaufmann. Du erinnerst dich vielleicht seiner von Wien her oder von seinem ersten Auftreten als Herausgeber des Taschenbuchs Jeschurun (Der Dorfgänger ist von ihm). Er war eine feine selbstlose Natur und arbeitete viel und gut und stets anonym und für Andere. Es hat mich immer am meisten gekränkt, daß Gustav Freytag, der Kaufmann nahe befreundet war, in seinen „Journalisten" nur einen Schmock als Juden herausgriff, während er doch eine so edle Natur wie Jakob Kaufmann vor Augen hatte.

413.

Freiburg, 18. October 1871, Abends 7 Uhr.

Per ardua ad astra (drüber drei Sterne)

steht auf dem Giebel des Hauses, in dem ich nun wohne, bei Professor Sengler, dem Philosophen.

Was sagst du dazu, lieber Jakob? Nicht wahr, ich erscheine unstet? Laß dir erklären. Es war mir herzlich wohl beim Bruder Laskers, die gediegenen Menschen thaten gern Alles zu meinem Behagen, aber das Geräusch der Fabrik unter mir, so gering es an sich war, das läßt sich nicht abstellen, und ich bin nun eben einmal so, ich kann Derartiges nicht verwinden. Ich bedarf der absoluten Ruhe. Ich ging in die Stadt, und sah mich um. Es findet sich schwer. Da sagte der Neffe Laskers, der bei Tische war, daß in der Nachbarschaft in dem schönen Hause, das mitten im Weinberg allseitig sonnenbeschienen steht, vielleicht Wohnung sei. Ich schickte ihn sofort hinüber mit meiner Karte und erhielt zur Antwort, daß man mich gern aufnehme. Ich ging hinüber, der Professor, seine Frau und Tochter saßen beim Nachtisch. Es wurde noch eine Flasche Hochheimer heraufgeholt. Sengler sagte mir, daß eben mein übersetzter Spinoza auf seinem Tische liegt, und die Frau sprach dankend von Barfüßele, und so bin ich nun da in einfach guten stillen Parterrezimmern. Ich schlafe heut Nacht schon hier.

414.

Freiburg, 20. October 1871.

„Wie der Bräutigam — oder Neuvermählte — unterm Trauhimmel hervorgeht", dieses biblische Bild des freudestrahlenden Antlitzes hat mich stets — wie ich mich erinnere, schon in meiner Kindheit — besonders angemuthet. Als meine Schwester Estherle heirathete, sah ich dem Bräutigam ins Antlitz, indem ich „Wie der Bräutigam &c." vor mich hinsagte. Ich habe an ihm nichts davon gesehen und auch sonst nicht. Ich bin heute so freudig aufgestanden, daß mir dabei jenes Bild einfiel.

Ich stand am Fenster und schaute den Winzern zu, die im Nebel die Trauben abschneiden und in Bütten davon tragen. Man sagt allgemein, es gibt heuer einen sauren Wein, aber man muß doch herbsten, und vielleicht wird der Wein im Faß noch besser. Und so muß ich's auch machen. Ich herbste nun einmal mein Jahresgewächs.

415.

Freiburg, 21. October 1871.

Seit gestern will mich wieder ein exoterischer Gedanke beunruhigen. Ich halte es für Pflicht, persönlich und aus der menschheitlichen Solidarität, daß wir in Deutschland eifrig für die Abgebrannten in Chicago sammeln. Ich denke nun öffentlich zu deren Besten eine meiner Erzählungen hier oder in Basel vorzulesen. Aber ich fürchte mich davor, daß ich dadurch wieder auf viele Tage aus der Strömung meiner Arbeit herauskomme, und dann ist das Opfer zu groß. Was meinst nun du?

Sonntag, 22. October 1871.

Ich muß und' muß mich zusammenhalten für meine nächste Arbeit allein. So erscheint mir's heute.

Ich habe auch ein Anderes von mir abgelehnt. Seit meiner Rückkehr aus dem Elsaß mahnt es mich, und gestern kam mir besonders heiß in den Sinn: ich muß ein öffentliches Wort darüber aussprechen, daß im Elsaß nun wiederum Trennung von Civil und Militär in altpreußischer Weise installirt wird. In Städten wie Straßburg, Hagenau, Colmar, Mülhausen &c. richten die Offiziere ihr Militärcasino ein, und die Beamten müssen für einen besondern Unterschlupf sorgen. Und hatten wir nicht gehofft, daß von dort aus endlich einmal der entsprechende Ausgleich komme und wir die im Innern abgerissenen Provinzen einen? Ich hätte da, wie ich glaube, manches gute Wort zu sagen, das vielleicht auch Erfolg hätte, aber — ich fürchte jede Ablenkung durch Polemik und überhaupt jedes andere Engagement, und so lasse ich auch das.

416.

Freiburg, 23. October 1871.

Dank dir für deine rasche Antwort. Ich hatte gestern einen gesegneten Tag. Ich habe in einem Zug von halb 8 bis halb 2 gearbeitet. Das Ding kriegt sein eigenes Gefälle, und schließlich ist jede Produktion wie ein Naturstrom mit scheinbar willkürlichen Windungen und Biegungen. Das läßt sich nicht wie ein Kanal gradaus ziehen.

Heute zu Montag früh habe ich gar viel Zusendungen bekommen, die mich von meiner geraden Arbeit ablenken wollten; aber ich habe die

Zügel fest gefaßt. Ich war gestern in Güntersthal, mit einem trefflichen jungen Offizier, Oberleutnant von Röder, der mir viel aus dem Kriege, besonders aus dem Kampf um Dijon und dem Aufenthalt dort erzählte. Ich habe auch nie in meinem Leben so schöne Herbstfärbung der Wälder auf den Bergen gesehen wie hier.

Den 25. October 1871.

Der Tag war wunderbar schön und hell, und ich nahm mir vor einmal thalaus zu gehen, um bei der Heimkehr immer die wundersam welligen Berge vor mir zu haben. Dubois-Reymond begleitete mich ein Stück Wegs. Er ist ein frischer, vielseitiger Mann, er zeigte mir die Terebinthen, die hier in der freien Promenade zu hohen Büschen gedeihen, sie sind eine Art in Gebüsch aufgeschossene Eriken. Ich lerne von Dubois-Reymond auf Schritt und Tritt. Ich ging dann allein gen Hugstetten, weit das Thal hinaus, in dem leider hier auch preußische Signal-Uebungen die ruhige Stimmung verscheuchen. Ich lenkte ab gegen das Dorf Lehen.

Auf dem Heimwege in der hellen Abendbeleuchtung war mir gar wohl, und Manches für die Arbeit wurde verzeichnet. Da überfiel mich schwer ein Berechnen, wie es möglich wäre, daß ich nach meiner jetzigen sehr fleißigen Art zu arbeiten fertig werde. Ich sehe jetzt, der Roman kann eine intime deutsche Geschichte der letzten 50 Jahre werden und überhaupt, ich will nichts überhasten. Darum kann ich aber auch bis Neujahr unmöglich fertig werden. Und so habe ich nun den Entschluß gefaßt, mir gar keinen Termin mehr zu setzen, denn ein solcher ist stets hinter mir wie ein quälender Treiber. Das zerstört die wohlige Bewegung, die das Beste der Geistesthätigkeit ist und vor Allem der Phantasie. Seitdem ich den Entschluß habe, ist mir meine goldene Ruhe und Stille noch viel beglückender. Ich habe hier keinerlei Erheiterung, aber Ruhe, Stille, ungestörtes Innenleben, das ist genug, ist ein so hohes Gut, daß man weiter nichts dazu wünschen darf.

417.

Freiburg, 26. October 1871, halb 1 Uhr (ich habe seit 8 Uhr unausgesetzt geschrieben).

Du mußt Alles wissen, die ganze lebende Skala meines Lebens und Schaffens. Wenn ich wie jetzt am Mittag die Bogen nummerire, die ich am Morgen geschrieben, und sie in die Mappe lege, ist mir so wohl und frei zu Muthe, wie noch nie. Wenn ich aber am Abend an die Arbeit denke, oder auch wenn ich Zeitungen und besonders Recensionen anderer Schriften darin lese, erscheint mir Alles so entsetzlich fraglich; bin ich aber am Morgen in der Arbeit, sind alle Bedenken verflogen und ich lebe ganz in meinen Gestalten. Es ist jetzt Methode, daß man bei Fiebernden alle

paar Stunden ein Thermometer anlegt; gäbe es ein solches für meine Seelenthätigkeit, es würden sich die wunderlichsten Sprünge zeigen. Aber was thut's? Fort und weiter! Das ist gelebt.

Auch technische Bedenken wollen mich oft zupfen: Halt ein, das geht für die Ichform zu weit, das ist zu heiß, während doch hier Alles kalt gewordene Vergangenheit ist, gar kein Präsens. Aber ich lasse mich doch gehen, und es wird schon werden.

Den 28. October.

. . . Ich bin oftmals wie von der Strömung getragen, und doch geben sich mir auch manche neue Wahrnehmungen, vor Allem, daß der Vortragende im Ichroman selber keine Entwicklung oder Neubildung mehr haben kann; er ist nicht werdend, er berichtet vielmehr nur Gewordenes, und in der Art, wie er sich zu charakterisiren glaubt und doch sich ganz anders darstellt, als er meint, lassen sich viele Feinheiten anbringen, und ich spüre jene Künstlerfreiheit, die die Romantiker als Ironie bezeichneten.

Noch bin ich nicht klar, welche Details durchcomponirt werden dürfen und welche nicht, da ist viel Spielraum für Willkürlichkeiten; und doch muß sich da auch ein Maß finden. Aber genug, ich bin im Zuge, und mag ich thalaus oder bergein gehen, ich lebe und webe nur in meiner Arbeit. Ich spüre in meinem Knecht Rothfuß einen weitläufigen Vetter von Sancho Pansa oder vielmehr das ewige Gegenbild des nüchternen trockenen Verstandes gegen das Pathos.

418.

Freiburg, 29. October 1871.

Du erinnerst dich wohl kaum mehr des Studenten Winter, Sohn des liberalen Buchhändlers in Heidelberg? Gestern kam er mit herzlicher Anrede zu mir, er ist Ministerialrath und Regierungs-Präsident hier, und er wünscht die alte gute Beziehung zu erneuen. Auch ein preußischer Adjutant hier, von Arnim mit Namen, stellte sich mir selber vor und sprach mit großem Verständniß von der Mitwirkung der geistigen Mächte im Kriege, und er erzählte mir, daß er als Adjutant des Generals Stiehle, von diesem dazu ermahnt, in den Dörfern in Frankreich die Schule und die Lehrmittel genau prüfte. — Als ich Abends draußen bei den Zigeunern war, die hier jenseits der Dreisambrücke ein völliges Lager aufgeschlagen haben, stellte sich mir General Weiler mit seiner Frau vor, die eine Engländerin ist. Und schließlich traf ich noch meinen Karlsruher Wohnungsgenossen, den Oberbaurath Hochstetter und war mit ihm und dem Heiligen-Maler Dürr einen Abend recht behaglich in dem Kaffeehaus zum Kopf. Du siehst also, es fehlt mir nicht an freundlicher Ansprache. Aber das Beste ist, ich bin gern in meiner gut geheizten stillen Stube und arbeite. Wir hatten heute den

ersten Frost, und es ist so schön hell, daß ich mit Dubois-Reymond nach Altbreisach hinüber fahren will. Dort soll ein prächtiger Aussichtspunkt sein.

Den 1. November 1871.

Nun ist's wieder gut. Ich war gestern Morgen sehr verstimmt. Ich ging nach Tisch zu dem jungen Professor Mendelssohn, dem Sohne von Felix, den ich noch als wunderschönen Knaben gekannt hatte; seine Mutter war eine Schwester von Jeanrenaud, dem eleganten Studenten, der Anno 1834 oft mit mir ging. Ich ging mit Mendelssohn spazieren, zuerst die Landstraße gen Günterstbal und dann durch den Wald zurück. Wir sprachen von Alexander Mendelssohn, der eben heute oder gestern begraben wurde, er ist der letzte vom Stamme Moses Mendelssohns, der noch Jude war, und er war ein großartiger und thätig wohlwollender Mann, auch ein ganz spezieller Freund Alexander Humboldts.

Wir sprachen auch viel von des Professors Vater Felix, von dem ich ihm auch erzählen konnte. Er gibt jetzt dessen Briefe an und von Goethe heraus.

Als ich heimkam, war ich in meiner warmstillen Stube so angeheimelt, daß ich mein Pensum für den Tag noch schrieb und so den verlorenen Morgen einbrachte. Freilich regte mich's sehr auf und ich schlief die Nacht nur wenig und das immer in schweren Träumen.

Den 2. November 1871.

Professor Mendelssohn war gestern bei mir, er brachte mir die Correcturbogen der Schrift: Goethe und Mendelssohn. Ich machte ihm sofort einige kleine Bemerkungen in der Einleitung, und er nahm die Aenderung willig und leicht an. Nach Tisch holte mich der Lieutenant von Röder ab, und wir machten einen herrlichen Waldgang von Günterstbal nach dem Loretto-Berg. Solche Waldfrische, solche Stämme Weißtannen hauchen mich belebend an. Heimgekommen las ich die Briefe und die Gespräche Goethes mit Felix Mendelssohn, und ich muß sagen, das ist noch mehr als alle Waldfrische.

419.

Freiburg, 5. November 1871.

Ich war gestern Abend beim Stiftungsfest der sogenannten Zimmermänner, einer erlesenen Gesellschaft lebensfreudiger Männer aus besten Ständen. Alles ist wie man's nur wünschen kann, aber ich lebe jetzt in ganz Anderem und darf nicht heraus. Ich habe sogar selbst gesprochen, einen, wie ich glaube, nicht unebenen Gedanken ausgeführt, indem ich sagte: Im badischen Land war man bei der Schmalheit desselben und der windigen Nachbarschaft wie unter einer zu schmalen Bettdecke, kaum rührt man sich, so liegt man bloß und Rheumatismusluft weht von Westen, jetzt haben

wir die Decke breit gemacht, wir können uns behaglich bewegen, wollen aber doch nicht bloß schlafen, sondern auch wach sein.

Den 7. November 1871.

Ich war gestern Abend mit noch einigen jungen Professoren bei Professor Mendelssohn. Mendelssohn und Professor Binding hatten gestern den gedruckten Nachlaß erhalten, den Frau Gervinus (bei Braumüller in Wien, da Engelmann es nicht drucken wollte) herausgegeben hat. Ihre Vorrede ist sehr schön und gediegen, ganz aus ihrer entschiedenen und doch weiblichen Natur. Ich konnte nur die Denkschrift an das preußische Königshaus lesen, und da kommt die Marotte, daß man nach 1870 den Welfen &c. hätte wieder einsetzen sollen. Jedenfalls wird dies Buch viel Aufsehen erregen und ich fürchte, den Feinden Deutschlands willkommenes Material bieten. Die Unabhängigkeit und Neuheit, mit der Gervinus stets alle Dinge ansah, hat einen Eigensinn in ihm verhärtet, der gar nicht mehr diskussionsfähig war.

420.

Freiburg, 11. November 1871.

Was war das gestern ein sonnig heller Tag, und mein erstes Denken war: das ist schön für die Schillerfeier in Berlin. Schiller konnte prophetisch das Wort sagen: ich bin ein Bürger künftiger Jahrhunderte. Ich hätte gern hier eine Festgenossenschaft zusammengebracht, aber es ging nicht, die Menschen gehen nicht freiwillig aus dem Alltag heraus, und doch, wenn es eine Chemie des deutschen Geistes geben könnte, man würde bei einer exacten Analyse einen großen Bestandtheil finden, der Schiller heißt.

Ich ging Nachmittags allein und ich quälte mich mit dem Gedanken, ob ich nicht vielleicht in einer alten Romantik befangen, Cultus verlange. Abends war ich zu Gaste bei meinen Hauswirthen, und da traf ich einen Docenten der Philosophie, der drei Jahre Kapuziner-Mönch gewesen war, in Freiburg in der Schweiz und in Solothurn. Er erzählte mir seine höchst merkwürdige Lebensgeschichte, er hatte stets das stolze Gefühl, ein christlicher Diogenes zu sein, bis er durch Xenophon und Plato, die er sich stahl, andern Sinnes wurde und das Noviziat aufgab, in welchem er z. B. ein Jahr lang auf dem Boden von Mauerziegeln knieend zu Mittag aß.

Sonntag, 12. November 1871.

Der Winter ist da. Im Garten sind die Weinstöcke, die Bäume mit Schnee behangen und fort und fort schwebt es still herab. Ich aber, ich unterdrücke jede Heimsucht, ich freue mich, daß ich da in der gutgeheizten Stube stehen und arbeiten kann.

Gestern hatte ich noch einen (wahrscheinlich heuer letzten) schönen Gang und Ausblick. Ich ging nach Tisch mit Dubois-Reymond durch Herdern nach dem Jägerhaus. Die Stadt, die Schwarzwaldberge, der Kaiserstuhl, die Vogesen — Alles bot sich so scharf und klar dem Auge zu voller Erquickung, und der Wald neben uns so vielfarbig sich abhebend aus den wunderbar schönen Weimuthskiefern am Waldrande.

Heute weiß ich nun, es war ein voller letzter Abschiedsblick.

Den 16. November 1871.

So draußen sein in Fremde und Einsamkeit, zum Zwecke der Arbeit, ist ähnlich, wie wenn man zur Sommerfrische ausgezogen, und es will nicht jeden Tag schön Wetter sein. Aber das gute Hinkende hat's doch, daß man zur Arbeit zwingen kann, zum Sonnenschein aber nicht. Freilich braucht wiederum auch die Arbeit ihren eigenen Sonnenschein, und es zeitigt kein rechter Duft die Frucht bei künstlicher Heizung.

So arbeite ich denn stramm weiter. Ich kenne mich und meine Sache. Freilich hat der Meister Recht:

> Hast du am schlimmen Tag geruht,
> Ist dir der gute doppelt gut.

Aber ich nehme es buchstäblich. Inmitten einer großen Arbeit darf man oder wenigstens darf ich nicht länger als einen Tag der Mißlaune nachgeben. Thue ich das, so erscheint mir bei der Wiederaufnahme Alles nicht nur fraglich, sondern völlig unwerth. Lasse ich aber meine Phantasie nicht umschweifen, dann kommen im Bauen wieder neue fruchtbare Bildungen. Unsere Sprache hat den Ausdruck: es macht sich. Und so ist's. Wenn man das Pflänzlein Sollen nur recht beharrlich in die Willens-Sonne stellt, da fängt es doch stets neu zu treiben an, es gehen Knospen auf und setzen sich neue an. Wer kann ermessen, wie, wo und wann die im Hintergrunde des Bewußtseins schlummernde Willenskraft das Denken und Phantasiren bewegt und auf einen bestimmten Punkt concentrirt?

Das Buch wird fast gegen meinen Willen ein politischer Roman, aber ich fasse das Politische persönlich und concret und damit innerhalb des poetischen Bereichs.

421.

Freiburg, 21. November 1871.

. . . Vergiß nicht, den Nachruf Gustav Freytags auf Jakob Kaufmann (Nr. 43 von „Im Neuen Reich") zu lesen, er ist mit schönem Takte und dabei mit reservirter, man möchte sagen, kühler Wärme geschrieben, die Freytag so besonders eigen.

Lies auch (National-Zeitung vom 17. November ꝛc.) die Abhandlungen

vom Philosophen Hartmann über Aktien-Industrie. Er hat Manches ausgesprochen, was ich auch oft dachte und nicht packen konnte. Ich habe aber auch viel Neues daraus gelernt. Sobald ich einmal wieder ruhig oder vielmehr arbeitsledig bin, werde ich Hartmann ordentlich studiren. Ich glaube, daß ich viel bei ihm bekomme, und ich habe wieder Verlangen nach Philosophie. Ich brauche sie auch zum Leben. Ich bin noch immer so von dem unmittelbar Nächsten abhängig.

Den 25. November.

Was sagst du zu den Reichstagsverhandlungen gegen die Hetzpredigten der katholischen Geistlichen? Wenn ich im Reichstage wäre, ich stimmte doch gegen das Gesetz; es ist Censur, Aufpasserei und Polizei gegen ein Geistiges. Da sind wir nun mit jener Theilung des Lebens in Weltliches und Geistiges. Wenn der Geistliche nicht vom Staatsleben sprechen darf, wo soll er denn das Leben packen? Im privaten allein? Ich hätte im Parlament etwas ganz Anderes vorgeschlagen, das Vielen freilich lächerlich erschienen wäre, nämlich die Aufhebung des Gesetzes über Religionsstörung. Es lag ein echtes Stück Freiheit und wirkliche Religion darin, daß bei den alten Juden das Gemeindemitglied dem Prediger widersprechen konnte. Das bloße Anpredigen von oben, das Predigtwesen überhaupt ist eben auf falschen Grund gebaut. Es läßt sich ganz gut denken, daß trotz Disputation der Cultus ein weihevoller bliebe.

Den 27. November.

Ich habe mich nicht entziehen können, gestern Abend auf zwei Stunden in der Gesellschaft von Gisbert von Vincke (Bruder Georg Vinckes) zu sein. Es wurden auch die großen Dialoge zwischen Wallenstein und Wrangel und dann zwischen Wallenstein und der Terzky gelesen. Ich mußte an Otto Ludwig denken, der immer sagte: die Gräfin Terzky ist der einzige Mann im Stück. So unfaßlich unwahr und doch wieder mit einem Colossalblick für alles Menschenthum ist dieser Wallenstein gefaßt. Ich habe heute viel über Schiller mir notirt.

422.

Freiburg, 30. November 1871.

. . . Die dritte Lesung des Kanzelparagraphen ist also vorbei. Ich habe alle Reden genau gelesen und ich muß doch dabei bleiben, das Gesetz mag zeitgemäß und zweckgemäß sein, aber doch nur als erster Vorstoß gegen den Erbfeind des menschlich Schönen und Einheitlichen. In einem gesunden, von der Idee getragenen Staat darf es gar keine geistliche Behörde geben, die sogenannten Geistlichen sind nur Lehrer, der Staat hat sie zu examiniren und sie sind in der Staatspflicht. Es soll keine Staatsreligion geben, so wenig als eine Staatsmusik. Ich verstehe jetzt vollkommen, warum

Spinoza nur eine Religion (nicht Kirche) in einem Staate zulassen wollte, und warum er die höchsten Staats- und Religionsämter in denselben Personen vereinigen wollte. Dadurch allein ist die Weihe des Geistes immanent im Staat und im Staat allein. Sobald man den Menschen in einen weltlichen und in einen geistlichen Bestand theilt, ist die Hierarchie eine nothwendige consequente Institution. Wenn der Staat profan und die Kirche heilig, dann hat das Heilige das Recht, über das Profane zu herrschen.

Wie ganz anders wird einem zu Muthe, wenn man die Rede von Virchow bei der Rostocker Anthropologen-Versammlung liest. Da ist ein Weitblick, der unsere moderne Cultur auf ganz andere Basis stellt und ihr ein wirkliches Fundament zu geben sucht. Besonders gefreut hat mich, wie Virchow nicht nur gegen Georg Forster, sondern auch gegen Herder gerecht wird und überhaupt die Philosophie, vor Allem die vergleichende Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie würdigt.

Die Theologie bringt der neuen Menschheit nichts mehr, ganz andere Wissenschaften treten das Erbe des Geistes an. Man wird in künftigen Zeiten (freilich in sehr künftigen) kaum mehr fassen, wie wir uns noch so lange mit der theologischen Flausenmacherei abkämpfen mußten.

Ich glaube, ich habe dir auch schon oft gesagt, daß uns auch die Naturwissenschaften eine neue Poesie bringen werden. Während z. B. noch Schiller und auch noch Goethe mit griechischer und auch mit christlicher Mythologie operirt, wird man künftig, wenn die Kenntniß der Naturgesetze in das elementare Wissen Aller eingedrungen, ganz andere Bilder zur Veranschaulichung von Gedanken und Empfindungen darbringen können. Das alte Anheimelnde wird von einer Freizügigkeit des Geistes aufgelöst und abgelöst werden, die uns jetzt noch erschreckend erscheint, weil wir Einzelarme der alten Welt sind — aber das Leben wird nicht minder groß und schön werden.

Den 1. Dezember 1871.

Hast du schon die neue Ausgabe des illustrirten Barfüßele gesehen? Ich war vor ein paar Tagen dabei, als hier bei Laskers die Bilder durchgesehen wurden, und da zeigte sich etwas Neues (vielleicht für die Illustration Bedingendes): die Geschichte erweist sich schaubar so in Bildern, daß sie annähernd aus den Bildern sich darstellt, wie, glaube ich, Schlegel gesagt hat, daß man ein Drama vom Sehen allein ohne Wortverständniß müsse fassen können. Wahrhaft widerlich ist mir, daß dies Büchlein nun mit der Goldelse von der Marlitt verglichen wird, das Thumann illustrirt hat. Die Geschichten von Tromlitz sind besser als diese der Marlitt, und solches Zeug wird nun vom allmächtigen Keil als etwas Besonderes der Welt vorgeschüttet, und populus, auch der vornehme, frißt Heu wie Stroh. Da sage man noch,

man soll sich durch Lob nicht eitel machen lassen; das Lob der Meisten, die Marlitt im selben Athem mit Heyse nennen, hat gar keinen Werth.

423.

Freiburg, 4. Dezember 1871.

... Was man ersten Wurf und erste Inspiration nennt, ist für sich recht und gut, es ist Metall mit der Erdschlacke des Moments, das umgegossen werden und zu ganz neuen Bildungen sich verwenden lassen muß; wenn das nicht wieder neu flüssig werden will — fort damit! Dann war das Vorgefaßte erste Schicht, die nicht bestehen konnte; es setzt sich eine neue Welt drauf mit neuen Gebilden, aber die erste mußte da sein zur Auflagerung der andern.

Ich meine, ich sehe jetzt Alles so klar in meiner Kunst. Wenn ich's auch nur so machen könnte, wie ich's sehe. Aber vom Erkennen zum Können — und die Kunst ist das höchste Können — ist ein gewaltiger Tellsprung, und die Hauptsache ist, man muß im Erproben des Könnens das Erkennen als solches wieder vergessen und es nur als Ausgeturntheit in sich haben.

Ich habe schon eine gute Montagsfreude. Ein Brief Cottas sagt mir, daß die 14. Auflage, also das 64. Tausend der Octav-Ausgabe von Barfüßele gedruckt werden muß.

Den 6. Dezember 1871.

Ich glaube, ich habe dir noch gar nicht von Professor Ecker (dem Anatomen und Anthropologen) und dessen Frau erzählt. Er ist einer meiner ältesten Bekannten hier und mir durch sein Buch über Hebel besonders lieb geworden. Er hat eine hervorragende Stellung in der neuen physiologischen Schule, ist maßvoll und bürgerlich gediegen. Seine Frau ist eine Enkelin von Voß, und rührend war, wie sie erzählte, daß sie noch Erinnerung an den Großvater habe. Sie war damals vier Jahre alt, als sie in jenem Hause in Heidelberg war im Garten beim Museum, und der Großvater ging jeden Morgen auf die Terrasse in Schlafrock und Zipfelmütze und trank ein kleines Glas Malaga. Diese Aeußerlichkeiten hat sie am besten behalten.

Mir war Alles besonders anschaulich, da ich eben jetzt abends im Bett die Briefe von Charlotte Schiller lese, worin auch ein Besuch bei Voß geschildert ist. Diese Briefe sind mir überhaupt eine Erquickung, und ich möchte, daß die Frau meines Helden etwas von Charlotte Schiller bekäme.

Ich muß dir auch noch sagen, wie ich's mache, daß nicht wieder zu viel Reflectirendes und psychologische Exegese in mein Buch kommt. Ich schreibe alles Derartige als Aphorismen auf besondere Blätter für die „Tausenderlei Gedanken des Collaborators," die ich künftig einmal herausgeben will.

424.

Freiburg, 10. Dezember 1871.

. . . Wir haben jetzt hier herbe Kälte. Gestern als ich mit Dr. Langerhanns nach der Eisbahn auf der Basler Straße ging, sahen wir erfrorene und verhungerte Sperlinge am Wege unter den Bäumen liegen, und die Raben kommen in großer Zahl in die Nähe der Stadt, und der Hunger scheint ihnen die Vorsicht benommen zu haben, sie werden viel geschossen. Das freie Naturleben hat auch den Untergang durch gemeine Noth und Hunger und Kälte, und es will auch in der Menschengemeinschaft nicht gelingen, diese Unholde zu verscheuchen. Wenn ein Thier das andere frißt, so ist es darauf angewiesen, aber Tod durch Hunger und Kälte für nichts, da läßt sich das Räthsel der Weltordnung schwer deuten.

Ich hatte heute auch schon eine kleine Freude. Zwei neue Hefte der „Guten Stunde" sind angekommen, und die Sammlung dieser Geschichten macht mir eigentlich die größte Freude von allen meinen Sachen. Es ist mir oft ganz unerklärlich, wie ich zu all dem gekommen bin, und das noch dazu aus sehr schweren Stimmungen heraus.

425.

Freiburg, 14. Dezember 1871.

Heute früh erhielt ich deinen Brief, der mich herzlich freute.

. . . Ich will dir nur sagen, daß ich es nicht ablehnen konnte, nächsten Sonntag bei der Todtenfeier für Jakob Venedey in der Freimaurerloge hier zugegen zu sein und einige Worte zu sprechen.

Was du über die „Philosophie des Unbewußten" sagst, ist mir sehr ansprechend. Ich weiß natürlich noch nicht, wie Hartmann auch das Unbewußte im Menschen fassen will. Ich hoffe indeß nach Allem, was ich höre, viel Erweckliches von Hartmanns Buch. Habe ich dir schon gesagt, daß die „Briefe über Religion" (unter dem Namen Müller in Stuttgart erschienen) auch von Hartmann sein sollen?

Den 18. Dezember 1871.

Ich bin noch ganz bewegt vom gestrigen Tage. Um halb elf wurde ich in die Loge abgeholt. Ich hatte mir zur Denkrede auf Venedey ein Schema gemacht. Zuerst wurde eine Lebensgeschichte des verstorbenen Dollfus gelesen, der bei der Gletscherforschung und sonst sich einen bedeutenden Namen verdiente. Sodann die Personalien von Venedey. Ich knüpfte an, daß im Gegensatze zur fortschreitenden Vergletscherung der Welt eben ein Mann wie Venedey die fortschreitende Durchleuchtung und Erwärmung darthue. Ich fühlte, daß ich Idee und Wort leicht regierte, und sprach über eine Stunde in einer Erregung, wie du sie an mir kennst und wie sie eigentlich, oft wiederholt, meine Lebenskraft aufzehren müßte.

Abends mußte ich, da Tony Hiller das Käthchen von Heilbronn spielte, ins Theater. Ich fand sehr gute Ansprache an dem hochgebildeten commandirenden General von Glümer, der mit mir in derselben Loge war. Die Tochter Ferd. Hillers spielte meisterlich, ohne Sentimentalität und ohne Tremuliren, der Ton stand in jeder Beziehung fest. Aber ich bin ein Ketzer, dieses romantische Gethue ist doch nichts als Conventional-Poesie. Sie haben sich eine Kategorie gemacht, was poetisch ist, während doch Alles nur durch das Wie poetisch wird. Und dieses Käthchen ist gerade so gut eine Carricatur wie ihr Gegensatz, das Scheusal Hildegard oder Adelheid von Thurneck. Was ist Carricatur? Ausrecken natürlicher Verhältnisse, und zwar unproportionirtes Ausrecken; das kann nach der schönen Seite eben so gut sein wie nach der häßlichen, soweit diese Thatsachen in die Kunst hineinragen.

Den 21. Dezember 1871.

Vor meiner Heimreise mußte ich noch eine Reise nach Mannheim machen. Unterwegs begann ich das Shakespeare-Buch von Otto Ludwig zu lesen. Es ist mir eine Erweckung von tausenderlei Gesprächen, und Ludwig hat eine Physiologie der Poesie in aphoristischer Form gegeben, wie sie noch nie auch nur versucht wurde. Ich sehe aber auch immer deutlicher, wie er damit seine Produktion ruinirte. Es geht nicht, daß man so ins Wissen vom Phantasiren sich eingräbt und dabei noch in freier Athmosphäre wirklich die Phantasie walten lassen kann. Ludwig hat sich als Opfer dargebracht, und dies Buch ist von der umfassendsten Bedeutung, aber natürlich nur für Wenige.

Ich kam in Mannheim an. Vor einer Stunde hatte ich die Worte Otto Ludwigs über Richard Wagner gelesen, und ich weiß ganz deutlich, daß auch Angeregtes aus einem Gespräche mit mir darin ist, und da falle ich in Mannheim in den Wagner-Schwindel hinein. Die ganze Stadt ist voll, er gibt ein Concert, und da er keine Instrumentalmusik componiren kann, natürlich mit Beethoven und Mozart, und man bringt ihm ein Ständchen und kann kein Lied von ihm singen.

Es ist trotz alledem offenbar ein Etwas in Wagner, das wirklich aus der Kunsterneuerung stammt, aber an den Menschen verzweifeln könnte man, daß daraus solch ein Sums gemacht wird. Und ganz tüchtige Menschen sind in den Strudel gerathen. Ich war andern Mittags mit Dr. Eckhard, einem der trefflichsten und wahrsten Charaktere, beim alten Bürgermeister Reiß zu Tische, und auch Eckhard hat sich von der Wagnerei benehmen lassen.

Den 22. Dezember 1871.

Gestern Abend war eine Versammlung derer, die dem sog. Altkatholizismus günstig. Mein Hausherr, Professor Sengler, ein freisinniger, aber sich

nicht leicht in Wort fassender Mann, sprach dabei, und es stellte sich eben heraus, daß die Sache keinen vollauf wahren Kern hat. Und so wird eben die Sache in Kleines verlaufen. Religion und Gesinnung decken eben einander nicht mehr, und was will ein Protest gegen die Unfehlbarkeit bedeuten? Dennoch hofft man von einer nächsten Versammlung in Karlsruhe viel. Die Wühlereien der Pfaffen im Elsaß wecken die Staatsmänner.

426.

Freiburg, 26. Dezember 1871.

Morgen muß ich fort von hier, heißt's im alten Wanderliede, und die sentimentale Melodie geht mir durch den Sinn. Ich war den Weihnachtsabend mit Ferd. Hiller, seiner Tochter und deren Tischgenossen und ließ mich zu alten Spaßgeschichten verleiten. Ich erzähle Derartiges nur noch, wenn's sein muß, aber wir waren doch sehr lustig.

Ich habe gestern Vielen auf dem Museum und Einzelnen im Hause Adieu gesagt. Ich habe hier so gesunde Verhältnisse, so gesund wie die Luft draußen, vom Rheine hier, von den Schwarzwaldbergen dort. Einen Mann wie Gisbert Vincke und Dubois-Reymond auf der einen und Ministerialrath Winter und Oberbürgermeister Fauler auf der andern Seite, und da und dort noch viele Tüchtige mit dabei, wo habe ich das noch? Ich fühle, daß ich hier noch einmal zu einer Lebenserneuerung kommen kann. Und das soll werden.

Ich werde einen Tag bei dir bleiben. Länger geht's nicht. Ich muß spätestens Samstag zu Hause sein.





1872.

427.

Berlin, 3. Januar 1872.

... Mein Schwager Julius Meyer ließ mich [gestern] rufen, um mir zu sagen, daß mein Schwiegervater Moritz Schreiber in Breslau gestorben ist. Ich hatte diese Nachricht seit geraumer Zeit von Tag zu Tag erwartet.. Vorigen Frühling, als ich in Breslau war, hat mir Dr. Grätzer bereits gesagt, daß keine Rettung mehr möglich und nur nach Monaten noch gezählt werden könne.

Ich war in letzter Zeit mit dem herrlichen, in jeder Beziehung durch und durch gediegenen und großherzigen Manne nur noch in zeitweise Verbindung gekommen, aber ein wunderbar schönes und wehvolles Stück aus meinem Leben bricht da ab.

428.

Berlin, 27. Februar 1872.

Gestern Abend hörte ich einen Vortrag von Fr. Kapp über Washington; die schlichte sich im einfach deckenden Worte genügende und anschaulich gruppirende Darstellung war tief erquicklich. Ich habe mir dabei noch einen eigenen Trost geholt. Fr. Kapp hat fast zwei Jahrzehnte lang in Amerika für alles Deutsche in bester Art gewirkt, ist nun mit Familie heimgekehrt, eine machtvolle Erscheinung und gesund und voll in jedem Gedanken. Er hält zum erstenmal einen öffentlichen Vortrag, und von den vielen Gesinnungs- und Thatgenossen ist kaum ein halb Dutzend da. Es ist eben hier kein menschlich warmer Zusammenhalt, und ich darf mich nicht mehr darüber beklagen.

Ich war dann mit Kapp und noch drei Abgeordneten in einem Bierhaus, ich fuhr mit Kapp heim, und er sagte mir, daß es ihm hier auch so gehe: man kommt hier zu Niemand und Niemand kommt zu einem, Jeder

hat zu viel mit sich zu thun, und steht in seinem gewiesenen Kreise. Ich habe mit einer tiefen Verstimmung über diese Isolirungen zu kämpfen, ich möchte mein Leben nicht hier in ständiger Fremde beschließen, und doch meine ich wieder: ich habe Berlin gewählt, in der Zuversicht, daß es deutsche Hauptstadt wird, und darf ich es jetzt, da es das geworden, verlassen? Ist es nicht Unselbstheit und Verlangen nach Bequemlichkeit, die mich hier forttreibt, und mache ich nicht auch meine Kinder wieder unstet? Ich bin in meinem Wegzugsplane wieder schwankend.

Ich finde hier schwer die poetisch continuative Stimmung. Ich bin ein Kind des Dorfes und der Stille. Wenn ich ausgehe, macht mich der Wagenlärm und die Nöthigung aufzumerken, um nicht überfahren zu werden, ganz wirr, ich komme noch nervös aufgeregter heim als ich ausging. Ich kann hier nur Kurzathmiges und Reflectives ausarbeiten. Ich habe einen Aufsatz: „Das Denkmal am Rhein" für die Allgemeine Zeitung geschrieben, und gestern habe ich eine Studie und Erinnerung an Dawison fertig gemacht, die ich Rodenberg für seinen „Salon" gebe.

Habe ich dir schon gesagt, daß das illustrirte Barfüßele nun auch in England erscheint. Ich bekomme honorariell wenig dafür, aber die Sache freut mich doch sehr. Und nun erhalte ich soeben einen Brief von Tauchnitz: eine dritte Auflage der Uebersetzung von Auf der Höhe ist nöthig. Das ist mir ein guter Gruß am letzten Tage meines 59. Jahres.

Den 28. Februar 1872, 1 Uhr.

Sechzig Jahre bin ich heute alt, ich kann mir's nicht glauben, ich kann mir nicht denken, daß ich so alt bin. Wenn ich mich besinne, wie mir ein sechzigjähriger Mann erschien, so ist mir's unfaßlich, daß ich nun auch so sei. Was thut's? Ich fühle mich frisch und so eingefriedigt wie lange nicht.

Aus dem Ueberschwall der Briefe, Telegramme und Besuche habe ich jetzt eine Pause und da schreibe ich dir . . . Heute Nacht schlief ich wenig. Merkwürdig! Immer formulirte sich mir ein Lebensatz: „Leiste Jeglichem und erwarte von Niemand." Ja, könnte ich das nur immer!

Den 1. März.

Ich habe gestern die Erklärung wegen des dramatisirten Auf der Höhe in die Zeitung geschickt, ich habe sie dir sofort gesendet. Die Sache ist mir peinlich, aber Mathy sagte mir immer: Du bist wie die Reichen, die über Kapitalsteuer klagen; sei froh, daß du Kapital hast.

429.

Berlin, 10. März 1872.

Ich habe dir erzählt, welche Freude es mir ist, daß das illustrirte Barfüßele bei Dalziel Brothers in London erscheinen wird, und nun habe ich gestern noch ein ganz Unerwartetes bekommen. Denke dir! jetzt in dieser Zeit wollen die Franzosen etwas von unserm intimern deutschen Leben kennen lernen. Ich erhalte durch Cotta einen Brief von Hachette in Paris, worin Hachette in deutscher Sprache (die Franzosen schreiben nun doch endlich deutsch an uns) anfragt, ob und zu welchem Preise er die Clichés zu Barfüßele bekommen könne, um es französisch erscheinen zu lassen. Ich kann dir nicht sagen, wie erhoben ich mich fühle, daß das Buch nun so in neuer Form in alle Welt hinausgehen soll. Ich weiß wohl, daß es diese Erneuerung und Weltwirkung jetzt wesentlich den Vautierschen Bildern verdankt; aber ich bin doch auch dabei und bin doch eigentlich der Urheber. Das ist eine Wirkung und ein Ereigniß, die weit über alles Persönliche und alles bloß Literarische hinausgeht. Es ist vielleicht der erste friedliche Blick auf uns Deutsche.

Berlin, 11. März 1872.

Gestern, als ich schon den Ueberzieher anhatte, um zum Diner bei Delbrück zu fahren, erhielt ich deinen Brief. Ich konnte ihn erst im Wagen lesen und kam durch seinen Inhalt in guter Stimmung bei den Gastfreunden an. Mewissen, der Eisenbahnkönig aus Köln, ein überaus kluger, die Geldwelt beherrschender Mann, der sich eben erst auch wieder, wie schon auf dem „Vereinigten Landtag", jetzt im Herrenhaus bei der Schulfrage tapfer gezeigt hat, und Professor Mommsen waren meine Tischgenossen. Mit Mommsen sprach ich auch viel über Eduard Zeller, der auf die Berufung hierher an Trendelenburgs Stelle nicht eingehen will. Mommsen will noch das Seinige thun, und ich soll auch mitwirken, daß Zeller noch annimmt. Es ist von großer Bedeutung für hier, und Mommsen sieht es als ein Zeichen des Zerfalls der hiesigen Universität an, daß ein Mann wie Zeller ablehnt. In diesen Tagen soll indeß auch ein neuer Direktor der Kunstakademie angestellt werden. Offenbar will man jetzt die Culturinteressen mächtiger fördern. Besonders erfreulich war, wie Mommsen, der so hart Gekränkte und so niedrig Verleumdete, doch sehr betonte, daß die großen Culturaufgaben und die höhere Wissenschaft schwer Noth leiden würden, wenn Frankreich mit seiner Besonderheit fehlt.

Am Abend waren wir ruhig zu Hause. Heinrich Oppenheim kam und trank mit uns den Thee; er trägt das schwere Schicksal, daß er ein Auge verloren, mit männlicher Fassung, und er ist im Gespräche immer

klar und von eigenthümlicher Denkmacht und hat demgemäß auch, namentlich in politischen Kreisen hier große Geltung.

430.

Berlin, 15. März 1872.

Von einem Tage, wie der gestrige — und so geht's jetzt immerfort — kannst du in deiner stetigen Bestimmtheit dir kaum eine Vorstellung machen. Morgens erholt man sich kaum von den Strapazen der nächtigen Ueberwachung. Spät gefrühstückt, dann Zeitung gelesen, einige Briefe flüchtig geschrieben oder diktirt, dann ausgehen, um abends neuen Kraftverbrauch zu prästiren, so geht's fort und fort. Ich bin nur froh, daß ich mich physisch gesund dabei erhalte. Zu einem geschlossenen Denken komme ich jetzt gar nicht, ja, ich habe jetzt einen so lieben Freund, wie Ferdinand Hiller hier und kann mich ihm nicht widmen. Heute Abend gibt er sein großes Concert mit lauter eigenen Compositionen.

Den 16. März.

Ich war also gestern Abend mit den Meinen im Concert Ferdinand Hillers. Am merklichsten trat mir seine Besonderheit entgegen in dem oratorienhaften Stücke: Israels Siegesgesang, dessen Text aus Bibelworten zusammengestellt ist und sich leicht auf unsere nächste große Vergangenheit übertragen läßt. Da waren mächtige, massenhaft sich aufbauende Effekte. Wie die bildende Kunst sich neu in der Plastik bewährt zur Verherrlichung unserer neuesten Geschichte, so haben die Bibelworte etwas Paralleles für das Empfindungsleben. Aber es ist noch offenbarer übertragen aus dem modernen Leben in ein traditionirtes. Und doch läßt sich noch keine andere Form finden. Ich weiß nicht, ob ich dir's schon erzählt habe. Als vor einigen Jahren David Strauß hier war, wurde er von verschiedenen Seiten bedrängt, sich doch einmal die Versammlungen der freireligiösen Gemeinde, die doch eigentlich ein Resultat seines Geistes sind, anzusehen. Er wollte, daß ich mit ihm gehe. Ich lehnte es ab, weil wir dann sofort erkannt werden würden. Der Maler Professor Magnus begleitete ihn nun. Sie kamen in den Saal, und da lagen Blätter auf den Stühlen, und da war in Versform gedruckt etwa Derartiges: Ich bin ein Mensch und freue mich meiner Kräfte und dgl. Magnus las die Verse und sagte zu Strauß: „Das wird doch nicht gesungen?“ So ist's! Unsere moderne Weltanschauung ist noch nicht sangbar. Wer weiß, ob überhaupt die Sangbarkeit noch eine Form für dieselbe ist. Das fiel mir gestern wieder ein, als ich die transponirten Bibelworte mit dem Halleluja-Schluß hörte.

Ich habe in meinem kleinen Buche: „Wieder unser“ auch einen Excurs geben wollen über die Wirkung des religiösen Elements im deutsch-französi-

schen Kriege: was wirklich Wahres und was Herkömmliches und Accommodirtes dabei war. Bei einem Dichter wie Geibel, dem Pfarrerssohn, der sich mit dem Kirchenthum in individuellem Schwung verträgt, ist das Zionsmäßige noch an die Wahrhaftigkeit grenzend. Bei einem Manne wie Freiligrath, der sich auch in Einzelnem damit aushalf, ist es nur ein ausgeliehener Orgelton.

Und auch das muß gesagt werden: Große, gewaltige Menschen mit weltgeschichtlichen Verantwortungen brauchen etwas, vor dem sie sich beugen, oder doch an das sie sich anlehnen. Ich glaube, es sind nur Wenige in Deutschland, die dieser Erscheinung auf den Grund gehen, und noch Wenigere, die sie offen zu legen den Muth haben. Darum bleibt sie unerörtert.

Ich glaube, ich habe es im „Landhaus am Rhein" ausgesprochen und in der Buchform wieder ausgelassen: „Die alten Vorstellungen der Religion sind nur zu besiegen durch mehr Religion, nicht durch Unreligion." Wer nur einmal dies Thema offen und gerade ausführen wollte!

Den 18. März.

Gestern Mittag war Ferdinand Hiller bei uns am Familientisch, und seine so innige als klare Art gibt nicht nur mir, sondern all den Meinigen ein Gefühl warmen Behagens. Ich wollte, ich könnte noch Alles wiederholen, was er in erschöpfender Weise berichtigend auf eine Bemerkung von mir darlegte, daß sich die musikalische Composition, die sich dem Worte anschließt, parallel verhalte mit der bildnerischen Illustration zu einem Werke der Dichtung. Mir ist nun neu klar geworden, daß die Durchillustrirung eines Werkes doch auch wieder so sein muß, daß sie abgelöst vom Worte und ohne dasselbe auch bis zu einem gewissen Grade verständlich sein muß.

Abends gingen wir in eines der zweiten Theater, wo ein in den Blättern gelobtes Lustspiel „Anti-Xantippe" gegeben wurde. Beim Anblick solcher Machwerke findet man's wieder verzeihlicher, daß die elegant verputzten Gemeinheiten der französischen Theaterdichter so viel Anziehung ausüben können. Da ist doch noch immer Schliff und technisch wohlangelegte Spannung.

131.

Berlin, 25. März 1872.

Ich könnte auf meine Prophetengabe stolz sein; aber was nützt sie mir? Sie ist mir eher störend, da ich nicht rasch genug mit Ausführung bin. Da lese ich nun heute in der Zeitung, daß George Sand binnen kurzem im Temps einen Roman veröffentlichen wird, der nach Anlage und Ausführung offenbar viel Aehnlichkeit hat mit dem, dessen Ausarbeitung ich nun drei volle Monate sistirt habe und heute noch nicht weiß, ob und wie

ich wieder in die Erwärmung für das Thema hineinkomme. Auch die Form — und das hat mich am meisten erschreckt — ist bei George Sand ganz wie die meine: auch eine fingirte Selbstbiographie, auch die Geschichte eines Einzelnen, der mit seiner Familie nebendraußen steht und doch die ganze Zeitgeschichte individuell familienhaft miterlebt. Was will ich machen? Vielleicht ist's auch gut und es erweist sich wie der Verlauf der Ereignisse von einem deutschen und einem französischen Auge angesehen wird.

Freilich nach ihren Reisebriefen scheint George Sand den gesunden, rechten Blick verloren zu haben, und nach den bereits vorliegenden einleitenden Worten scheint sie das beliebte Spiel mit den traditionellen theologischen Redensarten zu treiben.

Den 1. April.

So ist's. Wenn man in Bedrängniß ist, wird man noch ein Verschwender und läßt Alles draufgehn. Ich habe so Tausenderlei zu besorgen, habe keine Zeit zur Sammlung, und doch habe ich vorgestern einen fünfviertelstündigen Vortrag gehalten. Es war mir schmerzlich, daß ich wieder abreise und gar nichts für den Handwerker-Verein gethan haben sollte. Ich erbot mich daher zu einem Vortrag, und derselbe wurde vom Vorstande auf Samstag Abend festgesetzt. Ich hatte mir ein Schema notirt, um über den Gang meines Vortrags sicher zu sein. Ich war aber doch den ganzen Tag sehr aufgeregt, und wir hatten hier eine Sommerschwüle, welche die Aufregung noch steigerte.

Ich sprach über die Bilder an der Wand in den Wohnzimmern, historisch, ästhetisch und patriotisch betrachtet. Eugen hat den Vortrag stenographirt, und ich hoffe ihn einmal gelegentlich auszuarbeiten und ihn dann dir zu senden. Ich fühlte schon während des Vortrags, daß ich die volle Aufmerksamkeit der Zuhörer hatte, und nach demselben wurde mir auch von vielen Seiten der Dank ausgesprochen. Ich muß gestehen, ich war nicht zufrieden mit mir. Einzelnes, was gar nicht so von Bedeutung war, führte sich mir zu stark aus und zerstörte die Symmetrie.

Nun war ich gestern früh um 11 Uhr in der Synagoge bei der Todtenfeier für den kernbraven und in edelster Weise wirkungsreichen Dr. Kosch, den langjährigen Abgeordneten von Königsberg, der mir auch persönlich gut befreundet war und der durch still thätiges Wirken großes Ansehen genoß und besonders für die Juden, für ihre rechtliche Stellung und ihre soziale Würdigung von großer Bedeutung war. Geiger sprach vor dem mit Palmen und Blumen umstandenen Sarg. Nach Geiger erhob sich Löwe-Calbe, und die Worte des Christgeborenen und in Wahrheit voll freien und schönen Menschen, wie er so klar das Wesen des Verstorbenen und die Bedeutung dieser Feier darlegte, waren tief bewegend. Das war

alles so zutreffend, so gerade, so groß im Gedanken und so tief in der Empfindung, daß man nichts dazu und nichts davon wünschen konnte. Beim Herausgehen sagten mir viele Abgeordnete: Ziegler, Bunsen, Kloß, daß sie von der Rede Geigers sehr erquickt seien. Sie wüßten keinen christlichen Geistlichen, der so das rein Menschliche betont hätte.

Ich habe Brief von Dr. Eimer. Ich habe dir, wie ich glaube, von dem alten Burschenschafter geschrieben, der vom Frankfurter Attentat her so lange dort im Gefängniß saß. Dr. Eimer schreibt mir, daß der Baron Gayling, dessen Frau eine Schwester Roggenbachs ist, mir sein Schloß Ebnet auf den Sommer vermiethen will, eine kleine Stunde von Freiburg im sogenannten Himmelreich. Ich nehme das an und hoffe mit den Meinen dort zu gedeihen und vor Allem, daß meine Arbeit dort zu gedeihlichem Fortgang und Abschluß kommt.

432.

Berlin, 3. April 1872.

Ich schickte dir heute die Nummer der Vossischen Zeitung mit dem herzerquickenden Aufsatz von F. Ziegler (dem Verfasser vortrefflicher Novellen, die du lesen mußt, besonders Landwehrmann Krille). Es hat mich lange nichts so sehr gefreut, wie diese Worte des markigen Märkers, der — ehedem Oberbürgermeister von Brandenburg — als Abgeordneter viel gekämpft und gelitten hat. Wir sahen uns ehedem, als wir noch in der Wilhelmstraße Nachbarn waren, sehr viel. Er hat viel Kaustisches und Lebemännisches, dabei ist er aber eine von jenen nordischen wettergehärteten Naturen, aus denen sich der neue Staat aufbaute. Ich sprach ihn noch vorgestern beim Ausgange aus der Synagoge, und er rief mich an und sprach das, was er hier schrieb, zu mir aus, während sich ein Zuhörerkreis um uns bildete. Ich habe ihm soeben einige Worte geschrieben.

Den 5. April 1872.

... Ich habe in diesen Tagen auch eine Recension über Gottfried Kellers „Sieben Legenden“ der Allgemeinen Zeitung geschickt. Lies sie dort nach. Es ist vielerlei Zeugs darin, das ich von Zeit zu Zeit abthun muß.

Ich erhalte soeben, da ich das Blatt weglegen wollte, deinen Brief von gestern. Deine guten Worte über den Dawison-Aufsatz thun mir wohl.

... Auch sonst bin ich in Allem, was du sagst, vollkommen mit dir einverstanden. Ja, lieber Jakob, wir sind alt, aber wir haben doch das Größte erlebt. Altwerden — Reifwerden. Ich war in diesen Tagen mit Woltmann, von dem ich wieder viel lernte, in der Bildergallerie und erfreute mich besonders auch an den Tizians, und da fällt mir ein, daß Tizian, als er, wie ich glaube, einige Neunzig alt war, ausrief: „Jetzt soll

ich sterben und jetzt weiß ich erst recht, wie man die Blende, den Augenstrahl, ins Auge malt."

Nun denn, ich will nur wünschen, daß ich auch für mein Buch reif sei, dann ist's gut.

Ich lege dir auch einen Brief bei, den mir Abeken über meinen Denkmal-Aufsatz geschrieben hat.

433.

Berlin, 7. April 1872.

Ich komme nun doch bald zu dir, und doch schreibe ich dir. . . .

Ich war gestern bei Prinz Georg zu Tische. Ich ärgere mich immer, wenn so viel von Richard Wagner die Rede ist. Wagner ist offenbar eine bedeutende schöpferische Kraft, aber was er Gutes macht, ist doch Melodie nach alter Weise und was er Neues macht oder eigentlich will, ist nicht gut. Der Mann vernutzt ein gut Stück der neuen Vaterlandsbegeisterung für sein gewaltsames Prophetenthum.

Den 8. April.

Ich habe heute schon zu packen begonnen. Ach, was hat man da so viel alte Plane, die sich wieder vor die Augen drängen. Ich komme wohl nie zur Ausführung des so Vielen, und doch muthet mich Mancherlei an.

434.

Freiburg, 12. April 1872.

Wir kamen um 5 Uhr hier an. Meine Frau drang darauf, daß wir noch nach Ebnet fuhren, und so sahen wir Schloß und Park noch im Halblicht, aber Alles erschien nicht nur großartig, sondern auch ansprechend. Besonders behaglich und abgeschlossen ist mein großes Arbeitszimmer.

Heute früh ging ich nun zuerst zu Dr. Eimer. Er wohnt im eignen Haus ganz allein mit seiner Frau, einer gebornen Schweizerin. Das Haus ist gar schön, von jener hellen, süddeutschen Sauberkeit. Ich traf Eimer im Garten. Er ist ein gar inniger, treuherziger Mann und freute sich besonders, daß er mir so Gutes ausfindig machen konnte.

Ich ging von da zu Senglers. Die Tochter Anna war allein zu Hause, und ich wurde begrüßt, als wär ich ein Bruder. Auf der Brücke kamen drei Mädchen auf mich zugeflogen und auch ihr großer Hund kam auf mich zu; es waren die Kinder des Herrn von Hillern. Dieser Gruß der Kinder that mir gar besonders wohl. Nachmittags fuhren wir nach Ebnet, und jetzt im Sonnenschein sahen wir erst, wie schön das alles ist. Das Schloß ist wohl eingerichtet, mehrfach noch mit Plafond-Malereien, und Ahnenbilder hängen an den Wänden und im Erdgeschoß ist ein großer kühler offener Saal. Und dann der schöne Park mit großer Wiese und

einem Teich, in den ein frischer Brunnen mündet, Blüthenbäume, schattige Gänge, Ruheplätze unter prächtig erwachsenen Weimuthskiefern, ein kleiner Bach, der durch den Park fließt, und großer Weingarten an der Seite, und über Alles hinaus der Blick in die wie Wellen aufeinander fließenden Berge — ich kann nur sagen, hier erfüllt sich mir ein Ideal. Baron Gayling war da, und mit weltmännischer Liebenswürdigkeit wies er uns in Alles ein und gab uns noch Alles, was wir wünschten.

435.

Schloß Ebnet, 15. April 1872, Abends 7 Uhr.

Nun bin ich hier und schreibe in meinem behaglichen Arbeitszimmer dir wieder das erste Wort. Ich hoffe, dir von hier aus viel Gutes zu schreiben.

Bei Tisch saß ich mit Faller von Lenzkirch zusammen. Aus dem Vielen, was er mir erzählte, sehe ich doch wieder, ich habe mich in meinen Schwarzwälder Geschichten zu sehr an das Bauernleben gehalten; die andere bedeutsame Seite, zumal die Großindustrie und das Wanderleben nach außen mit seiner Rückwirkung nach innen, fehlt mir noch. Faller und mit ihm eine Einung hat die große Fabrik in Lenzkirch und die bei Venedig; Anno 1875 besteht das Geschäft hier und dort 100 Jahre, und Faller hat so ziemlich eine Chronik derselben. Was er mir erzählte, ist höchst anziehend. Die Leute, die zum Geschäft gehörten, durften sich nicht auswärts verheirathen, sie mußten eine Schwarzwälderin ehelichen und dadurch Alles wieder an die Heimat binden. Nie gab es einen Streit; Alles wurde patriarchalisch geschlichtet, und noch heute haben sie lauter gute Arbeiter.

Nach Tisch machten wir uns alle auf, um hierher zu gehen. Hier trafen wir Gayling und auf dem Gange durch den Park sprachen wir viel Politisches. Das Schloß, in dem wir wohnen, gehörte einem Nachkommen von Franz von Sickingen, der von hier wegzog, als Ebnet modenesisch wurde. Es ist bis vor kurzem hier herum noch viel Zug nach Oesterreich gewesen. Gayling gab mir auch die **Mémoires de la baronne d'Oberkirch**, die von seiner Großtante sind, sowie auch das Leben des badischen Ministers Gayling unter Karl Friedrich, das er selber herausgegeben hat.

Den 22.

Ich war schwankend, ob ich zur Eröffnung der Straßburger Universität am 1. Mai dorthin reise. Jetzt bin ich entschieden, daß ich die Reise mache; denn ich habe darin etwas gefunden, das für mein Buch ersprießlich wäre.

Gestern Morgen blieb ich zu Hause, es windete stark draußen. Ebnet

ist nur eine Stunde von Freiburg, aber das Klima ist hier schon schwarzwäldisch rauh, nicht breisgauisch mild.

Ich las die meisterliche Rede Laskers über das Militär-Strafgesetzbuch. Dann erhielt ich einen Brief von Liebermann aus Berlin, wonach in Ismail in Rumänien fünf Juden, darunter auch der Rabbiner, wegen des Kirchendiebstahls, den sie durch einen getauften Juden angestiftet haben sollten, verurtheilt worden sind. Dort die Juden verfolgt wegen einer frech ausgeheckten Lüge, und hier kämpft ein Mann wie Lasker für die Feststellung der Gesetze im reinen Geist.

Nachmittags kam Gisbert von Vincke. Er ist eine feine Natur, die noch in Tieckschen Traditionen steht. Er brachte mir den ersten Theil des in der Kölnischen Zeitung stehenden Romans von Putlitz: Die Nachtigall. Das Wetter hatte sich aufgehellt, ich ging mit Vincke und den Meinigen im Thale, in dem nach dem Regen Alles so wundersam glänzte und duftete, spazieren. Ich las dann den ersten Theil des Putlitzschen Romans. Es Wilhelmmeistert stark darin, aber es ist auch ein schöner gerechter Zug gegen das moderne Leben vorhanden, und ich bin begierig, wie er seine Hauptfigur durchführt. Sie hat etwas von meiner Martella, aber freilich ganz anders.

Den 24.

... Ich las auch einen Roman, den du auch lesen mußt. Er heißt: „Die letzte Reckenburgerin“ von Louise de François. Die Sachlichkeit, die Knappheit und Herbheit des Vortrags ist äußerst anmuthend. Ich wünsche oft, daß ich jetzt auch eine ähnliche Tonart annehmen könnte, aber es geht nicht. Ich habe nur meine Stimme mit einer bestimmten Skala, und ich will mich zu nichts zwingen, und Eines darf ich mir doch sagen: Ich habe nie in meinem Leben irgend Jemanden und irgend etwas nachgeahmt. Freilich ist das keine Tugend, denn ich kann's nicht.

436.

Schloß Ebnet, 28. April 1872.

... Mein Leben hier könnte das wünschbar schönste sein, wenn nicht auch hier eben viele äußere Störungen eintreten würden. Es ist eben wie im Wald draußen, da sind plötzlich die Laubbäume ergrünt und nun schwärmen bereits ganze Wolken von Maikäfern, die die Blätter zernagen werden. Aber was thut's? Man zagt immer bei derlei, und der Wald bleibt doch grün und die Obstbäume bringen doch schließlich Frucht.

In der Nähe des Schlosses ist eine Knochenmühle, deren Gerassel mich sehr stört und noch dazu, wenn ich an die zermalmten Knochen denken muß, und es hilft nichts, daß ich weiß, man braucht Phosphat und alle Phosphor-

verbindungen für die Wiesen. Und noch störender als die Knochenstampfe ist mir jetzt der Gedanke an die Schauerlichkeiten in Rumänien, von denen wir eben jetzt Berichte bekommen.

Es ist ein sehr geringer Trost, daß man sagt, jetzt sind solche Dinge seltener und erregen allgemeine Empörung und Berichtigung.

Ich sehe diesmal inmitten des Schaffens die Structur und die Schwierigkeit der Fügung so deutlich. Es sind in meinem Plane zweierlei Strömungen, die eine zum großen welt- und zeitgeschichtlichen Epos und die andere nach dem concreten und am Individuellen sich auslegenden herzensgeschichtlichen Roman, und sie müssen doch beide durch- und ineinander gebracht werden. Es ist mir nicht mehr recht klar, wie das bei Homer ist, aber ich weiß, daß es dort doch auch. — Einstweilen lasse ich den Rappen laufen, oder vielmehr er ist so gescheit und geht von selber mit dem Reflexionsreiter durch.

Vor meinem Eckfenster, da wo ich den Ausblick nach dem Wehr und der Kirche an der Waldwand habe, steht eine wohlgediehene Blutbuche, die von unten an ihre Aeste behalten hat. Gestern noch hatte sie nur spitze braune Knospen, und heute über Nacht sind die röthlich überhauchten Blätter ausgeschlüpft und glitzern im hellen Sonnenschein.

Die Welt ist schön und es kommt Alles zur Entfaltung. Wenn man nur auch so ruhig und sicher warten könnte!

Montag, 29. April 1872.

Es ist heute ein bedeckter stiller Frühlingstag von erquickender Frische, es bereitet sich zum Regen und man athmet die Vorkühle in der Luft. Während ich jetzt eben schreibe, läutet die Glocke und ich hörte Gemurmel. Ich unterbrach mich und sah einen Leichenzug über die Brücke vor meinem Fenster ziehen, das Gefolge spricht Gebete, und das ist doch schön. Nichts ist widriger, als das Geplauder der Menschen, die einer Leiche folgen. Die katholische Kirche hat die Poesie der Dinge verstanden und sie zu ihren Zwecken eingefangen. Die Welt wird nicht befreit werden, wenn wir in der Freiheit nicht auch die Gefäße der Schönheit neu formen und mit neuem Inhalt füllen. Aber da ist die große Frage: Wie und Was?

Ich fühle mich wieder so belebt und so ganz in meine Arbeit eindringend, daß ich mich nur schwer von hier trenne. Aber ich weiß, ich würde das auch nicht aushalten, während der Straßburger Festtage hier zu sitzen. Und so wird der freie Vorsatz zum Gesetz. Es geht mir fast immer im Leben so.

Ich muß dir doch auch noch sagen, daß ich den Roman: Die letzte Reckenburgerin ausgelesen habe, mit einer Herzbewegung und Erschütterung aller Kräfte, wie ich mich seit lange nicht erinnere. Das ist ein klassisches Buch mit einer festen Hand geschrieben, als wäre sie von Stahl, aber von

biegsamem, siebenmal im Feuer geglühtem. Es liegen offenbar Memoiren zu Grunde, solche Zeit- und Tagesstimmungen kann Niemand aus bloß geschichtlicher Kenntniß nachträglich aufbringen, und dabei ist das Ganze so kunstvoll gewoben wie die farbenprächtigsten, im besten Stile gehaltenen Gobelins. Das Buch gehört fortan zum eisernen oder eigentlich zum goldenen Besitzthum deutschen Geistes, und noch nie ist die herbe gedrungene Kraft des Preußenthums besser so in ihrem Selbst erschienen. Das ist ein historischer Roman und ein psychologisch poetischer in eminentem Sinne. Merkwürdig ist mir noch, wie auch in diesem Buche wie im Landhaus am Rhein die Frage gegeben ist: wie vererbt man ein großes Besitzthum? und sie ist auch nicht gelöst. Wir können eben nicht Vorsehung spielen.

437.

Straßburg, 29. April 1872.

Da bin ich also, und es ist mir eine Stunde der Sammlung, dir zu schreiben. Ich weiß, wie mir's geht, sobald ich an einem Ort geschrieben habe, bin ich die Fremdheit und Reisestimmung los.

Ich kam noch am hellen Abend in Kehl an, aber beim Aussteigen waren die Droschken genommen, und der Zug nach Straßburg wartet hier 1½ Stunden. Ich ließ mein Gepäck tragen und ging mit einem Handlungsreisenden über die Schiffsbrücke. Drüben sollten Droschken sein. Man ist doch immer wieder neu bewegt, wenn man den Rhein sieht. Drüben war kein Fuhrwerk. Ich entschloß mich, zu Fuß nach Straßburg zu gehen. Der Abend war mild und hüben und drüben in den Gebüschen sangen die Nachtigallen. Der Bauer aus Dorf Kehl, der mir mein Gepäck trug, erzählte mir viel, wie er, ein armer Taglöhner, die Belagerung durchgemacht. Der Weg war doch weiter, als ich gemeint hatte. Nach einer halben Stunde war ich entsetzlich müde, es war so schwül. Ich setzte mich nun in ein kleines Wirthshaus am Wege und schickte den Bauer nach der Stadt, um mir eine Droschke zu holen. Der Wirth, der mit anderen Gästen französisch sprach, erzählte mir, wie das Häuschen verwüstet war, wie die Franzosen unnöthiger Weise die Bäume im Garten niedergehauen hatten; er hat von der deutschen Regierung bereits ⅔ der Entschädigung erhalten. Das letzte Drittel erhält er erst nach der Option. Der Wirth war Soldat gewesen, der Abschied hing an der Wand. Er will nicht auswandern, hat aber offenbar keine Lust, Deutscher zu werden. Er sagt nur, daß er bleibe, wo er sein Brot habe. Bald kam ein kleines Männchen mit einer Angel, die es dem Wirth zur Aufbewahrung gab, und einem Korb mit Fischen. Es setzte sich zu mir, und ich erfuhr, daß er Schuhmacher ist und seine einzige Freude darin findet, an Sonntagen und in Feierstunden zu angeln. Bald kamen auch

schöne und wild dreinsehende Gesellen. Sie sangen französische Lieder, und Einer, der der Matador schien, trug ein zartes Lied vor, das, wie er sagte, sein Vater immer seiner Mutter vorgesungen hatte. Ich verstand es nicht ganz. Mein Schuhmacher kannte die Leute. Es waren Arbeiter an den neuen Befestigungswerken und Einer (mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurr- und Knebelbart) ein Italiener von großer Schönheit und anmuthigen Bewegungen. Ich muß sagen, wäre ich in einer einsamen Waldschenke mit den Leuten zusammen gewesen, es wäre mir nicht gerade behaglich gewesen. Endlich kam eine Droschke, und ich nahm den Schuhmacher zu mir in den Wagen. Im Hôtel Ville de Paris, wo ich ein Zimmer voraus bestellt hatte, sagte mir der Wirth sogleich, Herr von Roggenbach sei im Saal. Ich ging hinein und saß eine Weile bei ihm, dem Grafen Hontheim und dem General Wittich. Roggenbach lehnte es — war es Bescheidenheit oder wirkliches Ungenügen? — ab, daß er ein Großes zu Stande gebracht. Mir scheint, daß sein staatsmännischer Ehrgeiz nicht mit dieser Sache befriedigt ist, und doch hat Bismarck auch da wieder die beste Wahl getroffen. Die Neigung Roggenbachs in allen Wissensgebieten sich umzuthun und seine wirkliche Vielseitigkeit eignete ihn vollkommen zum Gründer der Universität. Er sagte mir noch, daß die Professoren sich im Café de Lanterne zusammenfänden. Ich ging hin. Drei, vier Leute, die ich unterwegs fragte, antworteten mir französisch und Einer gab mir gar keine Antwort. Ich fand viele fremde Professoren bereits beisammen, Celebritäten, deren Bedeutung ich nicht ganz kenne, und außer den hiesigen Professoren auch den Mitredakteur der „Presse“ in Wien, meinen Landsmann Dr. Laußer; eine von jenen eigenthümlichen Erscheinungen, die die umfassende Bildung des Tübinger Stiftlers haben und denen dann der Weltschliff ein besonderes Anmuthendes gibt. Laußer hat als Journalist mehrere Jahre in Paris und in Madrid gelebt.

Den 30.

Das war ein bewegter Rüsttag. Beim ersten Ausgang begegnete mir mein alter Freund, Professor Sauppe aus Göttingen. Ich ging nach der Bibliothek zu Dr. Barack und dann zur Probe wieder hinab in den großen Hofraum, der zum Festsaal hergerichtet war. Hier traf ich eine liebe alte Bekannte, die Tochter von Friedrich Brockhaus in Leipzig, die an den hier stationirten Major von Ressinger verheirathet ist. Sie war in Trauer um ihre Mutter, eine edle, allzeit hochgestimmte Frau, eine Schwester Richard Wagners. Ich war in ihrem Elternhause, wie ein Zugehöriger daheim gewesen, und die Kinder hingen innig an mir. Die Majorin, zur Concertsängerin ausgebildet, sang mit im Chor. Sie stellte mich vielen höhern Offiziersfrauen vor, auch dem Präsidenten von Ernsthausen, der mir an-

kündigte, daß er Ferdinand Hiller zu Gast gebeten habe. Ich aß bei Dr. Barack zu Mittag und traf hier auch den alten Direktor des germanischen Museums, Freiherrn von Aufseß, der zum Feste gekommen war, aber so an Asthma leidet, daß er nicht ausgehen kann.

Nach Tisch fuhr ich mit Barack nach dem Jardin Lips. Dort und in der Umgebung sind noch allein hohe, schattige Bäume stehen geblieben. Unterwegs sahen wir viele Frauen, die in Trauer gingen und Immortellen trugen. Das ist Demonstration gegen die Deutschen. Die fremden Professoren aßen im Gartenwirthshaus. Es ging da lärmend her und ich blieb draußen mit Barack. Wir tauschten viele Heimatserinnerungen aus. Dann saßen wir noch im Garten mit den vom Wein erhitzten Professoren.

Tübinger Professoren begleiteten mich zum Präsidenten Moeller, den ich aber nicht traf. Ich besuchte noch meinen alten Freund Professor Baum an der Thomaskirche. Er und seine Frau sind herzwarme Menschen, und sie schalten mich, daß ich nicht bei ihnen wohnte.

Ich ging zur Versammlung im Rothen Haus. Dort traf ich zu meiner großen Freude Ferdinand Hiller. Und von hunderterlei alten Bekannten und von neuen, die mir vorgestellt wurden, wurde ich begrüßt. Die Redner zu morgen wurden gewählt und zu meiner besondern Freude für Wien Professor Tomaszek, den ich im Geroldschen Hause dort oft getroffen. Mit Ernsthausen, Sybel, Woltmann und Andern ging ich noch nach einer Studentenkneipe, kehrte dann aber bald heim.

Den 1. Mai.

Es wird schwer sein, den heutigen Tag zu fixiren. Ich will's versuchen. Ich hatte Morgens viele Besuche. Dann ging ich mit Professor Dubois-Reymond aus Berlin nach dem Festsaal. Hier traf ich den Commandanten Hartmann, den General Ramm, den Präsidenten von der Heydt aus Colmar und dessen schöne Frau, eine geborene Balan, Nichte Heinrich Sybels, mir bekannt, da sie noch ein Kind war. Auch der Appellationsrath von Puttkammer, früher Reichstagsmitglied unserer Partei, und seine schöne Frau traf ich. Ich weiß nicht mehr, wie Vielen ich vorgestellt wurde, namentlich auch Offiziersfrauen, und eine besondere Freude hatte ich, den ebenso anmuthigen als kräftigen Major von Reissinger zu begrüßen.

Von dem großen Actus, von den Reden erzähle ich dir nichts, das wirst du lesen. Ich kann dir nur sagen, ich war in einer Herzbewegung, die mich ganz glückselig machte.

Ich ging nach der Taverne Alsacienne. Und da hatte ich noch eine besondere Freude. Da saß mein Bauer aus Mundolsheim, von dem ich dir früher erzählt habe, und mit ihm viele gewichtige Bauern aus der Umgegend. Sie waren Geschworene beim Schwurgericht. Ich setzte mich zu ihnen, und

sie hatten Freude an mir und ich an ihnen. Sie erzählten mir auch, daß morgenden Tages sich 30 junge Leute aus ihrem Bezirke zum Freiwilligen-Examen gemeldet haben, aber darunter nicht ein einziger Katholik; denn die Katholiken sind des Glaubens, daß binnen einem Jahr Elsaß wieder französisch ist. Sie hatten sich gefreut, Döllinger zu sehen, der aber nicht gekommen war, und ich finde das ganz gut, denn durch die Anwesenheit Döllingers wären Demonstrationen entstanden, die die Physiognomie dieses Festes verzerrt hätten. Ohnedies hatte der Bischof erklärt, daß er wegen der Anwesenheit Döllingers nicht zur Eröffnungsfeier komme, und als man ihm sagte, daß Döllinger nicht komme, blieb er doch aus.

Ich fuhr mit Fürst Hohenlohe, der mit mir im Gasthofe wohnte, zum Festmahl. Ich erhielt meinen Platz gegenüber dem Präsidenten Ernsthausen bei Ferdinand Hiller und dem Maler Lessing. Auch von den Reden erzähle ich nichts. Das mußt du in den Zeitungen lesen. Und nach den ersten drei oder vier wurde kein Redner mehr gehört, selbst ein Mann wie Dubois nicht. Es gibt eben auch eine Sättigung des Ohrs, und so sehr es mich prickelte, doch auch ein Wort zu sagen — und ich meinte, ich dränge mit meiner Stimme durch — so unterließ ich es doch und war dessen froh. Der Dichter Georg Mühl, der gar nicht aus dem Weinen heraus kam, weil er das erlebte, und der Dichter Adolf Stöber kamen und umhalsten mich, und aus den vielen Offizieren, die sich zu mir gesellten, ist mir nur noch ein Oberst Lucas Kranach erinnerlich. Er ist ein direkter Nachkomme des Malers. Ich ging allein heimwärts. Ein schöner junger Mann gesellte sich zu mir und nannte sich als Prinz Wilhelm von Hessen. Ich ruhte aus, sah dann die wunderbare Beleuchtung des Münsters in Gesellschaft von Puttkammer und dessen Frau und folgte dann der Einladung des Commandanten von Hartmann zu einer Soirée bei ihm. Dort traf ich auch Waitz, Giesebrecht, und die Frauen hatten mir viel über Irma und Manna zu sagen. Ich war aber so müde, daß ich kaum ein Wort erwiderte. Mit Max Wirth ging ich heim, und so ist's gut.

Den 2.

Also habe ich doch geredet, und wie ich glaube, nicht ohne Eindruck.

In aller Frühe ging ich [um an dem gemeinsamen Ausflug der Festgenossen theilzunehmen] mit den Doktoren Varrentrapp und Spieß aus Frankfurt nach dem Bahnhof und gesellte mich dort zu Reßinger und Hiller. Erfrischend war die Fahrt am hellen Maimorgen, und in Oberehnheim sorgte Major Reßinger für uns, und er und Ferdinand Hiller und ich fuhren in einem Berner Wägelchen nach St. Odilien. In den Dörfern stand Alles am Wege, aber Niemand grüßte.

Wie ich durch ein unaufhörliches Hoch zum Reden herausgefordert

wurde, wirst du in der Zeitung lesen. Ich stand an die Linde gelehnt, an deren Wurzel sich eine Erhöhung gebildet hatte, und als ich nach den ersten Worten merkte, daß meine Stimme durchdrang, fühlte ich mich bei voller Kraft.

Unter voranziehender Musik marschirten wir dann bergan nach dem Mennelstein. Dr. Barack zeigte dem Prinzen Wilhelm und mir den Tumulus am Wege.

Droben war die Tribüne errichtet, und Ernsthausen hatte uns schon früher gesagt, daß er einen trefflichen Festredner bestellt habe, und das war in der That. Ich habe nie eine kernhaftere und angemessenere Rede gehört, als die des Generalprokurators Bacano. Er ist ein Rheinländer, ich glaube aus Köln, und nun in Colmar angestellt. Nachher wurde noch viel gesprochen von Professoren und Studenten, aber kaum mehr beachtet. Mit Robert Vischer, dem Sohne meines Freundes, des Aesthetikers, ging ich zurück nach dem Kloster. Wir fuhren sofort ab und kamen während der Bergfahrt in eine Gewitterwolke hinein. Der Regen prasselte nieder, und es donnerte gewaltig. Im Thale fuhren wir wieder auf staubiger Straße dahin. In Oberehnheim unterhielt ich mich lange mit drei jungen stattlichen protestantischen Feldgeistlichen. Sie behaupteten, daß ich nur einmal, im „Joseph im Schnee", gerecht gegen die Geistlichen gewesen sei. — Mit Professor Heitz aus Straßburg, meinem alten Bekannten, und mit Sauppe fuhren wir heim. Ein jüdischer Kleiderhändler aus Straßburg erzählte viel von den ersten Tagen des Krieges, und ein schenksüchtiger Pfarrer wollte mir gar keine Ruhe lassen. Bald sollte ich seine Pfeife, bald seinen Tabaksbeutel, bald sein Taschenbuch geschenkt nehmen, und dabei renommirte er mit seiner Unkirchlichkeit.

Ich fuhr noch spät Abends mit Dubois zum Commers. Der Präsident Moeller und viele Andere waren da mit Burschenbändern und Burschenmützen. Wir fanden aber keinen Platz und gingen bald wieder heim.

Den 3.

Heute früh war der Buchdrucker Wolf bei mir, der meine Rede nachgeschrieben hatte; ich sollte sie ihm noch ergänzen. Dann fuhr ich mit Springer, Hiller und Lessing nach dem Jardin Lips, wo die Studenten bereits wieder an langen Tafeln kneipten, aber heute doch etwas still. Wir kehrten zurück und frühstückten beim Präsidenten von Ernsthausen. Dieser war früher Oberbürgermeister in Königsberg gewesen, eine stattliche, kräftige Persönlichkeit, war auch, wie Moeller, wie Bismarck, ehedem Corpsbursche gewesen.

Ich telegraphirte dann heim, daß ich Abends komme, ging zu Dr. Schricker,

traf dort Professor Gelzer aus Basel, der mich durch die Art, wie er meine Sachen besprach, sehr erfreute. Dann machte ich in der Druckerei die Correctur und ging nach dem Münster, wo ich mit Scheffel zusammentraf, der wie traumverloren am Eingang gestanden hatte.

Schloß Ebnet, den 5.

Heute habe ich ein Eisenbahngespräch als Nachklang zur Straßburger Festfeier geschrieben[1]. Es ist nicht so geworden, wie ich mir's unterwegs ausgedacht hatte. Hätte ich hier meine Stimmung ruhig fortsetzen können, wäre es gewiß besser; nun muß es auch so gut sein. Ich finde, daß man gewisse flüchtige Stimmungen fixiren muß für sich und Andere, sonst verflattern sie.

438.

Schloß Ebnet, 12. Mai 1872.

Ich bekomme von verschiedenen Seiten, und von solchen, wo ich nur Wahrheit höre, die erfreulichsten Zurufe über meine Worte auf dem Odilienberge. Dazu der definitive Abschluß mit Hachette in Paris und mancherlei andere gute Zuschriften, und so bin ich in der glücklichsten Erregung nach allen Seiten. Mit Ausnahme von gestern haben wir beständig kaltes Regenwetter, die Berge sind verschneit bis herunter ins Oberrieder Thal. Und es war schon so schön. Ich habe wieder beobachtet — ich werde Naturforscher darüber befragen — daß mit dem Blühen des Roggens sofort die Wachtel zu schlagen beginnt. Jetzt ist draußen Alles stumm. Nur das Wehr im Bache rauscht gewaltig.

439.

Ebnet, den 17. Mai 1872.

Gestern Nachmittag hatte ich einen labungsvollen alleinigen Waldgang. Von dem mehrtägigen Regen ist Alles erfrischt, nur da und dort sind die Eichen von den Maikäfern zernagt, aber im Weißtannen- und Buchenwalde singt es und klingt es.

Ich ging dann von St. Ottilien nach der Karthause, wo ich die Meinigen traf und auch die angekommenen Zeitungen. Da ist die Nachricht vom Tode Moriz Hartmanns, du kanntest ihn ja auch. Als ich ihn im Winter 71 besuchte und so schwer leiden sah, wußte man, daß seine baldige Auflösung herankomme. Aber es ist doch etwas Anderes, wenn ein so schönes und reich ausgestattetes Menschenbild nun in der That verschwunden ist. Ich habe viel mit Hartmann gelebt. Es war mir eine Erquickung, mit ihm zu verkehren und ihn zu sehen; er war ja so schön,

---

[1] Zwischen Straßburg und Appenweier. Ein Gespräch im Eisenbahnwagen am 3. Mai 1872. (Deutsche Illustrirte Volksbücher, 3. Band.)

wie ein Christuskopf der besten Meister. Und dann seine wundersam erwärmende Stimme und sein inniges Lachen. Ich habe in Leipzig mehrere Wochen mit ihm Zimmer an Zimmer gewohnt und auch draußen in Dölitz bei Harkorts. Dann besuchte er mich in Breslau, wo er heimlich über die Grenze zu seiner Mutter ging. Das Beste seiner Gedichte ist eine Erinnerung an seine Mutter. Er nahm damals meine Pelzmütze und meinen Mantel, und er war so begeistert über meine Auguste, daß er nach ein paar Tagen ein Gedicht an sie schickte. Ich weiß nicht, wohin es gekommen ist. Dann sah ich ihn wieder, als er mit Robert Blum in der October-Revolution nach Wien kam. Er trug eine schwarze Sammtbluse, einen Calabreser und hatte einen Hirschfänger umgürtet. Er war ein Bild von Paul Veronese. Seine Schwester, eine wunderschöne Frau, besuchte mich in Dresden, und auf ihren Wunsch erwirkte ich ihm ein Asyl bei dem Herzog von Koburg. Er schrieb mir herzlich dankend, nahm es aber doch nicht an. Später sahen wir uns dann viel in Stuttgart, und er hat mir auch zweimal sehr gute Beiträge zu meinem Kalender geliefert. Er arbeitete sehr leicht, manchmal auch locker. Aber etwas von der Anmuth seines Wesens ging in jede seiner Arbeiten über. Ich habe nie einen Juden gekannt, der in Erscheinung und Haltung ein so schöner und vornehmer Mensch war wie er. Wir waren in politischen Dingen nicht mehr einig, aber wir hielten doch treu zusammen, und das Beste erneuerte sich wieder, als ich ihn in Döbling und in Wien besuchte, und eines der schönsten Erinnerungsbilder ist mir noch, wie er einmal in Stuttgart im Bahnhofe zu mir kam und mir seine schöne Frau zeigte und den Knaben, der einer Raphaelischen Engelsgestalt ähnlich war, zu mir in den Wagen hob. Er hatte eine vortreffliche Frau, die ihn unsäglich hochhielt und ihn pflegte, wie es besser nicht zu denken ist. Ach, wie viel Menschen muß man zu Grabe gehen sehn!

Den 18. Mai 1872.

Gestern Abend erhielt ich deinen Brief . . . Ich habe die Bedeutsamkeit der Rede [Springers] ebenfalls erkannt, nur störte mich noch etwas Persönliches. Ich kenne Springer seit mehr als zwanzig Jahren, er war vordem nicht frei von czechischen Hinneigungen. Er hat, wie ich glaube, erst durch H. v. Sybel sich zum vollen Deutschthum durchgerungen. Nun aber ist es gut.

Was du von meinen Worten auf dem Odilienberg sagst, ist vollkommen zutreffend. Ich habe das selber auch gefühlt. Bei der Erwähnung des Geschützes, das mir zuerst wie ein astronomisches Instrument erschien, fehlt der überleitende Zwischensatz, der eben die mathematischen Attribute u. s. w. hätte bezeichnen sollen. Ich finde immer mehr, daß eben die

Mnemosyne auch eine Muse ist, und ich habe den Fehler, mir nichts auch formell fest merken zu können.

Vorgestern erhielt ich von Friedrich Vischer seine Rede: Ueber Krieg und Kunst, und da sind in dem Vorwort treffliche Bemerkungen über den öffentlichen Vortrag nach Inhalt und Form. Ich finde es auch am besten, wenn man sich den Gedankengang fixirt, so daß man weder abliest, noch frei improvisirt. Denn bei dem Letztern kommt es doch immer so, daß man etwas sagt, was man nicht sagen wollte, und dagegen das, was man sich vorgenommen hatte, nicht zu Wort kommt. Wenn man die Kunst der Rede mehr pflegen könnte, ließe sich viel gewinnen. Aber freilich dürfte man dabei nicht so ganz in Flammen stehen, wie das bei mir immer der Fall, und wenn ich dann inmitten des Tongebens schnell inne werde, was ich gesagt habe und was ich noch zu sagen habe, komme ich leicht in Verwirrung. Immer und immer zeigt sich eben die nothwendig zu überwindende Schwierigkeit, vorbedachten Gang und doch aus dem Momente quellende freie Ergießung zu gewinnen.

Ich werde dir die Rede Vischers schicken. Sie ist sehr bedeutsam. Die kantige Individualität, die philosophische Abstractionskraft, wie die dichterische Farbengebung Vischers treten darin zu Tage, wie sonst selten.

Pfingstsonntag 1872.

Heute Morgen war unser alter Freund Koßmann bei mir, er macht mit drei Söhnen eine Fußreise. Sein getreues Wesen erfrischte mich etwas, denn ich bin wieder einmal tief traurig. Mein Leberleiden regt sich wieder, und ich fürchte, daß ich meine Arbeit unterbrechen und in ein Bad muß.

Eben, indem ich das schrieb, schrecke ich zusammen, es zwitschert über mir, ich sehe auf und bemerke im Spiegel vor mir, daß eine Schwalbe durch das offene Fenster herein geflogen ist; wie ich mich nun umwende und sie selber sehe, fliegt sie durchs Fenster davon und zwitschert noch zum Abschied. Das hat mich nun ganz wunderlich ergriffen und ich bin auf einmal viel heiterer.

Eben, da ich das Papier weggelegt hatte, kam die Zeitung, und mein Blick fiel zuerst auf Moriz Hartmanns Leichenbegängniß. Die Worte, die Kompert gesprochen, haben mich auch so ergriffen, daß ich weinen mußte, und jetzt ist mir auch schon leichter, wenn ich auch von dem Gedanken nicht loskomme, daß ein im vollen Sinne des Wortes so schöner Mann, der so zart und so stark empfand, nun in der Erde modert.

Den 20. Mai 1872.

Ich bin heute wieder munterer. Ich bin oft fröhlich und weiß nicht

warum, und traurig und weiß nicht warum. Es kommt doch gar so viel aus körperlichen Dispositionen.

Ich habe heute in der Zeitung gelesen, daß Bismarck wieder ein positiv Schönes schafft, eine Reichsgesundheitsbehörde. Das ist echt zum neuen Leben. Was ist dagegen der alte Polizeistaat, der immer nur verhindern oder besten Falls gehen lassen konnte? Es gilt, wirklich für das Wohl der Menschen zu sorgen und z. B. das Trinkwasser überall zu untersuchen. Das ist neues Kleid, nicht Flickschneiderei. Ich bin begierig, ob die öffentliche Stimme Derartiges zu würdigen weiß. Jedenfalls spüre ich heute schon etwas von der Reichsgesundheit.

440.

Schloß Ebnet, 1. Juni 1872.

... Ach, dieser Regen fort und fort! Man wird die innere Unruhe nicht los, wenn man nicht hinaus kann in Feld und Wald.

Und da kommt eben jetzt die Nachricht vom Tode Gerstäckers, des braven, herzgetreuen Menschen, mit dem ich viel gute Zeit gelebt habe; er war ein kernhafter Mensch voll Frische und Wahrhaftigkeit und in seiner Erscheinung etwas Gedrungenes, wie eine Gestalt aus getriebenem Metall. Gerade das, daß er keine Universitätsstudien gemacht und der allgemeinen Reflexion fremd war, hatte ihm seinen freien Jägerblick bewahrt und ihn zur Abenteuerlust ausgerüstet. Im vorletzten Winter war er noch zwei Tage bei mir in Berlin, und schon damals merkte ich, daß er sich zu sehr abgearbeitet hatte. Er war frisch und neu, so lang er Geschautes darstellte. Nun in die Schriftstellerei in der Stube gewiesen, sollte er dichterisch erfinden, und er erfand, aber er quälte sich damit ab, er war kein Dichter und er arbeitete übermäßig, und das untergrub seine Lebenskraft. Gerstäcker war eine zum abenteuerlichen Reiseleben prädestinirte Natur, und daneben hielt er sich gern bürgerlich eng und correct; er machte sich seßhaft, er heirathete, hatte eine starke Familie und war mit großer Ehrbarkeit für gute Häuslichkeit bedacht. So war selbst in diesem [Manne, der] Einer der Gesundesten, ein Conflict, ein Gegensatz, der nicht zu schlichten und auszugleichen war. In der Natur draußen stellt sich das Dasein als Kampf ums Leben dar, in der innern Menschennatur ist es Kampf mit dem eigenen Leben.

Ebnet, den 5. Juni 1872.

Du kannst dir kaum vorstellen, wie niederdrückend dieser ständig wiederkehrende tagelange Regen auf das Gemüth wirkt. Es ist ähnlich wie draußen im Aehrenfelde, die Halme sinken um und es bildet sich kein Mehl. Das kann nur die Sonne. Und dabei ist es so ruhelos und kalt. Die

Nachbarschaft der Menschen in der Stadt wärmt sozusagen das Haus. Ich tröste mich aber damit: Laß nur wieder die Sonne scheinen, und Alles wird in Wachsen und Gedeihen kommen.

Den 7. Juni.

Und heute endlich wieder ein sonniger Tag. Ich war früh draußen im Felde, der Roggen blüht, der Regen hat ihn bis jetzt in der Blust aufgehalten, sagte mein Wegknecht, der mit der Scheere an Seil und Stock die Bäume an der Straße raupt. Ich habe auch noch nie den Duft der Roggenblüthe so wohl geschmeckt wie heuer, so intensiv und voll.

441.

Ebnet, 11. Juni 1872.

... Ich ging gestern gegen Abend feldein den Weg nach Eschbach. Die von der Fluth verschont gebliebenen Felder sind im üppigsten Gedeihen; die Gerste streckt bereits den Bart aus der Hülse, der Hanf steht dicht und schuhhoch, die Wicke ist wie ein grünes Gewirre, und über all dem schwirrt die Lerche und sie hat mich zuerst wieder aus mir herausgebracht. Ich mache viel Beobachtungen aus dem Lerchenleben, die ich vielleicht einmal wie die über den Fink zusammenstelle.

Immer aufs neue sehe ich die Schwierigkeit und Eigenthümlichkeit des Ich-Romans. Man muß zunächst auf innere psychologische Motivirung der mithandelnden Personen verzichten. Das objective, abgelöste dramatische Selbstleben der Anderen ist aufgehoben; das Ganze ist ein Monolog, mit allen Vortheilen des Monologs an starker Subjectivität, aber auch mit dem Mangel des in Anderen befreiten Lebens. Die humoristische Fassung, wie sie Goldsmith hat, ist da sehr förderlich, denn da läßt sich zeigen: der Held meint, er schildert sich objectiv und ganz, und er ist doch durchaus subjectiv und nur halb; er wird anders angesehen als er sich selbst sieht, und er wird von Seiten gesehen, von denen er sich gar nicht sehen kann.

442.

Ebnet, 22. Juni 1872.

... Was du über meine politischen Kundgebungen schreibst, ist so wahr, so in allen Theilen gerecht, daß ich nur ergänzend hinzuzufügen habe, daß manches schief oder halb Herauskommende eben dadurch entsteht, daß ich aus einem nicht darzulegenden Hintergrunde herausspreche, und eine Partie davon ist eben, daß ich jetzt meine Kalender-Geschichten neu durchsehe, und da geht mir neu auf, wie schmerzlich und unablässig wir gerungen, und aus diesem Gefühl kommt dann ein Frohmuth über das Errungene, der über das Mangelhafte und noch zu Erringende hinwegsieht.

443.

Ebnet, 26. Juni 1872.

... Mit Robert Prutz ist mir auch wieder ein herzlicher Genosse aus dem Leben geschieden. Welche hohe Ziele stellten sich damals, als ich ihn zuerst 1845 in Halle besuchte, dem vollkräftigen jungen Manne. Verfolgung, Elend, Krankheit knickten ihn lange vor seinem Tode. Er war mir stets herzlich zugethan, und ich konnte auch in Gemeinschaft mit Johann Jakoby einmal ihm aufhelfen. Wir waren das letztemal auch noch in Karlsbad gut zusammen, aber der Lebenslustige war menschenscheu geworden. Nun auch dahin! Man wird das Sterben um sich her endlich gewohnt. Man darf nicht darüber denken, man muß auf seinem Posten stehen bis die Ablösung kommt.

444.

Freiburg, Zähringer Hof, Montag, 8. Juli 1872.

Ich war mehrere Tage schwer krank. Das Nähere werde ich dir später mittheilen. Jetzt bin ich wieder ganz auf der Besserung. Ich bin nur noch unsäglich schwach, aber es fehlt mir eigentlich nichts mehr. Du kannst also ganz ruhig sein.

Die Aerzte verlangen vollkommene Ruhe und Arbeitslosigkeit. Ich werde daher, sobald ich reisen kann, mit Dr. Ehrlich nach Tarasp reisen und dort bis Ende August bleiben.

Ich bin hier im Gasthof, wo ich den Aerzten 2c. näher bin.

445.

Freiburg, 11. Juli 1872.

Selber schreiben wird mir noch immer schwer, ja eigentlich unmöglich, aber ich war heute doch schon aus.

Ich will dir nicht wiederholen, wie weit draußen ich war. Jetzt ist nur soviel entschieden, daß die Harmlosigkeit des Daseins vorbei ist. Ich muß mich in Acht nehmen für die noch beschiedene Lebenszeit. Auf den Rath meiner hiesigen Aerzte und unter Zustimmung meines Freundes Dr. Löwe-Calbe reise ich Sonntags mit Dr. Ehrlich, einem Diener und einem jungen Herrn Platenius nach Tarasp, wo ich in der hohen Alpenluft und bei der Brunnenkur wieder ich selbst zu werden hoffe. Jetzt bin ich noch sehr angegriffen. Du kannst aber vollkommen ruhig sein, denn es ist keinerlei Gefahr mehr vorhanden.

446.

Tarasp, 19. Juli 1872.

Du sollst nur sehen, lieber Jakob, daß ich wieder selber schreiben kann, aber nicht viel, nur herzlichen Gruß dir und all den Deinen.

447.

Tarasp, 1. August 1872.

Ich kann noch nicht selber die Feder führen. Das heißt, ich kann's, aber ich bekomme alsbald wieder Congestionen nach dem Kopfe, wenn ich schreibe. Ich kann dir übrigens sagen, daß meine Gesundheit sich wieder herstellt. Aber ich habe die Zuversicht in meine Kraft noch nicht wiedergewonnen, und ich fürchte, ich darf nie mehr so frei dahinleben und arbeiten wie bisher. Ich habe dir nicht gesagt, wie weit draußen an der Grenze ich war. Ich habe bisher in einer gewissen jugendlich studentischen Sorglosigkeit gelebt und gearbeitet. Das ist, ich fühle es, auf immer vorbei. Am wehesten thut mir, daß ich nicht weiß, ob und wie ich die große Arbeit, die ich vorhatte, ausführen kann.

Ich habe in der letzten Zeit auch einen großen Schmerz erfahren, den ich auf einsamen Wegen immer wieder neu empfinde. Mein edler inniger, das reinste Menschenthum darstellender Freund Rudolf Kausler ist gestorben[1]. Du weißt ja, seit wie lange und wie beständig bis in die letzten Gründe alles Daseins vereint wir miteinander gelebt haben. Neben der treuen Zugehörigkeit, die mich ständig beglückte, war er mir gewissermaßen auch eine lebendige Garantie, daß das rein schöne humane Ideal, verbunden mit der höchsten innern Poesie, eine lebendige Wirklichkeit und nicht bloß ein Gedankending ist. Und nun auch verschwunden! Er ist nie zu einer vollen äußern Darstellung seines feinen und hohen Wesens gekommen. Es war ihm genug, daß er es in sich war und daß Einzelne, und ich darf sagen vor Allen ich, ihn so erkannten und liebten. Wir waren in Tübingen in schöner Gemeinschaft, und schon damals begeisterte mich diese fein organisirte Natur. Wir wohnten dann in Stuttgart ein Jahr lang in einem Zimmer, und nie war auch nur der Schatten einer momentanen Differenz zwischen uns. Ich war bei ihm, als er Vicar in Buoch war. Er kam zu mir nach einer bittern Wendung seines Lebens nach Frankfurt und blieb mehrere Monate bei mir. Wie oft war ich bei ihm in Stetten auf seiner Pfarrei, auf dem einsamen Dorfe, und dort habe ich den Plan zum Barfüßele und zu Joseph im Schnee gefaßt. Die Grabschrift in Joseph im Schnee ist von ihm und steht auf dem Grabe eines erfrorenen Kindes in La Pérouse, im hugenottischen Dorfe, wo er früher Pfarrer gewesen. Tausenderlei haben wir miteinander gedacht und geträumt. Er hatte mehrere großartige Dramen im Kopf, ganz im Detail ausgearbeitet. Aber es genügte ihm, sie ausgedacht zu haben, er schrieb sie nicht nieder. In seinen unter

[1] War ein Irrthum. S. Briefe vom 3. März und 23. April 1873 und 29. November 1874.

dem Namen Rudolf herausgegebenen Erzählungen sind Scenen und Gedichte, die Goethes würdig sind, und wie großartig mild und für ihn so selbstverständlich aufopfernd war er gegen seine verwittwete Schwester und deren Kinder, die er bei sich hatte.

Wie oft sprach ich (noch zuletzt in Eislingen auf der rauhen Alb) mit ihm von dir. Ihr hättet einander kennen müssen.

Ich habe vergangenen Sonntag mit meinen Kameraden einen weiten Weg ins Hochgebirge gemacht, durch das Val Tasna bis nach Urschai. Es war so heiß, daß ich mich im Schatten eines Felsens niederlegen mußte. Da mußte ich wieder an Kausler denken und wie oft wir so miteinander im Wald gelegen. Er war der beste Waldkamerad. Man konnte das Naturleben in Gemeinschaft mit ihm aufnehmen ohne jegliche Störung. Er drang nie Jemandem eine Empfindung auf und ging doch auf jede ein. Er hatte eine bescheidene Initiative, wie sie nicht wohlthuender gedacht werden kann.

Als wir heimkehrten, sahen wir eine Frau auf einem Felsen sitzen, die etwas nähte. Ein uns begleitender Lehrer aus Zürich erklärte, daß dies die Frau des Sennen sei, die ihren Mann besucht habe. Vor wenigen Jahren hat sich ein Kind der Eheleute von Haus entfernt, und erst nach vielen Tagen fand man es oben im Gebirge mit Schnee bedeckt erfroren, ganz wie die Einleitung zum Joseph im Schnee, die mir Kausler erzählt hatte.

Und nun genug! Ich kann doch nie von Kausler auserzählen. Er hat auch meinem Rudolf, dem ich ihm zu lieb den Namen gab, ein reizendes Märchen in Versen geschrieben. Ich hoffe, es findet sich noch vor.

448.

Tarasp, 4. August 1872.

... Gestern habe ich den letzten Bogen „Zur guten Stunde" corrigirt. Ich habe noch die Erzählung „Mumienweizen" dazu geben müssen, damit die Bogenzahl voll ist. Ich denke an Benvenuto Cellini, der, als er eine Figur goß und nicht Metall genug hatte, das Blei aus den Fenstern nahm und dreinwarf. Im Ganzen aber bin ich doch froh, daß das Buch von mir da ist. Es ist ein wirkliches Volksbuch.

Ich muß dir doch auch noch etwas Freudiges erzählen. Hier ist ein Amerikaner von guter Bildung, der mir berichtete, daß meine Landsleute wirklich in Wisconsin ein Neu-Nordstetten gegründet haben, ganz wie ich es im Briefe des Tolpatsch ausphantasirte. Sie sagen, daß sie mir einmal geschrieben hätten, aber ich habe den Brief nie bekommen.

Ich werde auch hier viel beunruhigt von Autographenjägern und von Menschen, die mir vorgestellt sein wollen. Ich suche mich möglichst zu salviren. Seitdem Professor Czermak fort ist, habe ich keinen eigentlichen

Kameraden mehr. Nur gehe ich bisweilen noch gerne mit Oberst Schumann aus Chemnitz, den ich noch von seiner Lieutenantszeit her kenne.

Ich habe dir in meinem Letzten von Kausler erzählt, und wie ich bei ihm einen Anstoß zur Abfassung vom Barfüßele erhalten habe. Es kommt mir jetzt oft ganz wunderlich vor, wie das geschah. Du erinnerst dich, daß Kausler jede Nacht bis ein, zwei Uhr las und dann erst spät aufstand. Ich frühstückte in der Regel mit seiner Schwester, der Professorin Caspar, die ihm Haus führte. Eines Morgens sagte sie zu mir: In La Pérouse ist einmal was Wunderliches geschehen. Da sind schnell nacheinander die Eltern von zwei kleinen Kindern gestorben. Die Kinder haben's nicht glauben wollen und nicht verstehen können, daß die Eltern todt seien, und jeden Morgen sind sie nach dem Elternhaus gegangen und haben dort geklopft.

Als mir die Frau das gesagt hatte, fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele: was wird aus den Kindern? Ihr Leben wäre auszuphantasiren. Ich nahm meine Tasse und ging auf mein Zimmer, und an jenem Morgen schrieb ich fast den ganzen Plan zu Barfüßele.

Ich habe noch ein Kinderbuch im Kopfe. Wenn ich nur das noch ausführen könnte, und vorher den Roman und meine Lebensgeschichte, dann, meine ich, wäre es genug.

Ich will dir heute nur noch sagen, daß ich auf meiner Heimreise über Frankfurt kommen und einen Tag bei dir bleiben will. Es wird Ende dieses oder anfangs nächsten Monats sein.

449.

Samaden, 22. August 1872.

Ich will dir nur sagen, lieber Jakob, daß es mir stetig besser geht. Ich darf wieder auf feste Gesundheit hoffen. Nur bin ich noch sehr reizbar.

Der Tod Ellers in Mannheim hat mich wieder schwer erschüttert. Es ist ein schön Stück Jugendleben mit ihm gestorben.

450.

Cadenabbia am Comersee, 3. September 1872.

Ich glaube wieder, daß ich wieder gesund werde — das sage ich mir heute zum erstenmal voll und ganz, und ich sage es gleich dir, lieber Jakob, ich bin ja dir im Leben so nöthig wie du mir.

Ich versuche es nicht, dir das wonnige Sein hier zu schildern, kein Wort deckt diese Umströmung von Schönheit und in sich gesättigter Lebenssaftigkeit, und das thut doppelt wohl nach der Herbigkeit der Hochschweiz. Dort Alles überwältigend, trotzig unnahbar, hier Alles so schmeichelnd und berauschend und so anheimelnd, denn das alles meint man bei aller überraschenden Neuheit doch vorgeträumt zu haben und noch zu träumen.

Aber genug! Denn ich kann's doch nicht sagen. Hier kann man nicht mit Worten dichten, hier könnte man nur malen und musiziren.

Ich war gestern in Villa Carlotta — ein geträumtes Paradies. Der Direktor Dürer gab mir als Landsmann Otto Ludwigs einen Lorbeerzweig. Ich schicke dir hier ein Blatt davon.

451.

Berlin, 5. October 1872.

Ich wurde gestern Abend zur Großfürstin Helene gerufen und sprach mit ihr allein von halb acht bis halb zehn. Ich war aber dann vom Sprechen so müde, daß ich selber bitten mußte, mich zu entlassen, denn seit meiner Krankheit ist mir anhaltendes Sprechen sehr beschwerlich. Wir besprachen Allerlei. Die Großfürstin ist durchaus freisinnig, und sie sprach wiederholt ihren Wunsch aus, wenn sie nur etwas für die neue Bewegung thun könnte. Aber das ist ihr vieler Umstände halber nicht gegeben. Unter Anderm erzählte sie mir auch, daß es im nächsten Jahre 50 Jahre sind, daß sie in Rußland anwesend ist, und sie will eine große Stiftung machen: ein Krankenhaus im größten Stil mit allen Mitteln der modernen Zeit und mit großen wissenschaftlichen Wirkungen. Ich hielt ihr entgegen, daß das an sich schön sei, oder vielmehr gut. Es wird ewig Kranke, Wittwen und Waisen geben, für die man zunächst sorgen muß, aber es zeigt sich doch, daß die Vielbesitzenden, wie Peabody, keinen Blick über die Noth hinaus haben, und ich meinte, daß die Großfürstin neben dem Krankenhause etwas stiften müsse, was die Signatur ihres freien weiterblickenden Geistes trage.

Den 6. October.

Ich war auf gestern Abend zu einer Sitzung des rumänischen Comités eingeladen. Ich traf die Notabeln der hiesigen Gemeinde. Wir traten bald in die Verhandlung ein. Zunächst sind 11 Personen aus Bukarest hier eingetroffen, von Peirotto empfohlen, die nach Amerika auswandern wollen und für welche wir nun die Ueberfahrtsgelder bewilligten, ohne daraus ein Präcedens schaffen zu wollen. Dann kam die große Frage des Congresses in Brüssel. Zunächst wurden herzerschütternde Zuschriften vorgelesen. 18,000 Menschen, meist Handwerker, wollen auswandern, und Peirotto schreibt, daß die Zahl auf 100,000 anwachsen wird, während die gesammte Einwohnerzahl der Juden in Rumänien sich auf circa 250,000 belaufe.

Zum Congresse in Brüssel, der Ende dieses Monats stattfinden soll, sind Deputirte aus London, Amsterdam, Paris, Wien, Berlin und voraussichtlich auch aus New-York angemeldet. Die rumänische Regierung will die Auswanderung befördern. Nachdem mehrere Andere gesprochen, nahm auch

ich das Wort und führte aus, daß es von Peirotto voreilig war, eine Massenauswanderung derart zu significiren und ins Werk zu setzen. Ich glaubte im Namen der Anderen und in meinem aussprechen zu dürfen, daß wir über die Frage von Massenauswanderungen noch nicht entschlußreif seien, ja, ich halte diese Anregung für gefährlich. Es ist doch eine Art Verjagung und kann böse Folgen haben. Was soll geschehen, wenn übers Jahr in Galizien oder sonst wo eine große Judenverfolgung ausbricht? Soll da wieder der Congreß eine Auswanderung bewerkstelligen? Und wird nicht dieser Vorgang von Demagogen und Pfaffen zu Greuelthaten benutzt werden? Herr Peirotto hat nicht das Recht, ein so schwieriges Problem ohne Weiteres in die europäische Welt hinein zu werfen. Hat der Jude einen gerechten kosmopolitischen Zug, so hat er doch auch einen patriotischen. Durch diesen Gedanken der Massenauswanderung wird etwas Zigeunerisches in die Stellung der Juden gebracht. Das ist sehr gefährlich, und ich erinnere mich andererseits, daß, als man einmal einem Indianerstamm vorschlug, auszuwandern, die Häuptlinge erwiderten: „Ja wohl! gebt uns dann aber auch die Gräber unserer Vorfahren mit!" So ist's. Wir sind in das Land eingewurzelt, wo unsere Eltern und Vorfahren im Grabe ruhen. Diese Frage der Massenauswanderung kann also nicht so kurzab behandelt werden und ist der reifsten Klärung bedürftig. So und noch vieles Dazugehörige brachte ich vor, und ich bin leider noch immer so, daß mir Leib und Seele dabei zittert. Ich fand namentlich in Dr. Kristeller und Dr. Neumann warme Unterstützung.

452.

Berlin, 24. October 1872.

. . . David Strauß [hat] mir mit einem liebenswürdigen Brief sein neues Buch: „Der alte und der neue Glaube" zugeschickt[1]. Ich las gestern die ersten Kapitel, und die durchsichtige Klarheit, die leichtmüthige und freimüthige Entschiedenheit hat mich unsäglich angesprochen, und ein alter, schon oft in mir gehegter Gedanke wurde mir immer fester: Wir finden es folgerecht und schön und muthig, daß die christgeborenen Freigewordenen keine Christen mehr sind und das geradezu bekennen. Wir Juden wollen uns aber immer noch als Juden accentuiren. Ich weiß wohl, man sagt: der Christ hat eine Dogmatik, er muß etwas bekennen; wir sind Juden durch die Geschichte und durch die Geburt. Das ist aber doch nur eine Ausflucht! Wäre ich jünger, kampfbefähigter und müßte ich nicht fürchten, durch Hin-

[1] In Betreff der Ansichten, die B. A. aus Anlaß der Schrift von Strauß in den nächstfolgenden Briefen äußerte, vgl. auch den Brief v. 22. März 1873.



zutreten die große einfache That von David Strauß zu verwirren und zu stören — denn die Christen würden rufen: „Seht her! Der Jude stimmt ihm bei“ — ich würde öffentlich heraustreten, und ich könnte da noch Dinge hinzufügen, soweit ich bis jetzt sehe, die, wie ich glaube, von Bedeutung wären.

Ich habe in der letzten Comitésitzung den Vorschlag gemacht, daß in Brüssel die Sache zunächst ihres spezifisch jüdischen Charakters entledigt werde, daß man dort einen interconfessionellen Verein gründe zur Beihilfe für alle Unterdrückten, zum Kampf gegen alle Rechtsverkümmerung. Ich fand keinen Anklang und die Sache hat auch zunächst keine Aussicht, und ich muß selber sagen, die Hilfe kann hier zunächst nur von dem bemessenen Kreise, also von den Juden ausgehen.

Den 25. October.

Ich möchte dir gern jeden Tag Rechenschaft geben über die Wirkung, die das Buch von Strauß auf mich macht. Seitdem ich als Student zum erstenmal Spinozas theologisch-politischen Tractat gelesen habe, habe ich keine ähnliche, bis in den letzten Grund dringende Bewegung erfahren. Es ist eine stromgleiche, fortreißende Naturmacht in den Darlegungen, daß man auf jeder Gedankenwelle leicht und erfrischt fortschwimmt, und dabei habe ich das Wohlgefühl, Alles bis auf den Grund durchsichtig zu erkennen: diese Vereinigung von Lessingscher Schärfe und Goethescher Farbensättigung, noch gehoben durch die dialektische Exerzirkunst Hegels, und dabei die volle und sichere Beherrschung des großen Geschichtsfeldes und der darauf ausgeführten Kämpfe, dieses Aushülsen der reifen wissenschaftlichen Frucht, daß der weiße Mandelkern erscheint — kurz, alle Bilder und alle Anwendungen erschöpfen nicht, was hier alles als objectives Ergebniß niedergelegt ist und dabei doch wieder so frei und rein in der Persönlichkeit steht. Strauß kann und muß von sich sprechen, und er thut das in der anmuthigsten Weise. Er führt den Schwabenstreich, der den Mann bis auf den Sattelknopf spaltet, mit Eleganz und mit jenem Grad von Echauffement, der so nöthig als schön ist. Das Wangenglühen der persönlichen Erregung ist sichtbar, aber innerhalb der Grenze gehalten, wo die leidenschaftliche Verzerrung eintritt. Es ist ein Muth der Besonnenheit, ein Winckelriedisches Auffangen der Lanzen, aber auch ein Zerbrechen derselben als Strohhalme.

Ach, wie oft schleppt man sich mit Vertuschen und Zuschmieren, mit der sophistischen Dispensation: Du bist nicht verpflichtet, die nackte Wahrheit zu bekennen. Strauß thut's. Ich bin der Ueberzeugung, daß dieses Werk des reinen heldenhaften Muthes eine Epoche in der Geschichte bezeichnet. Es ist einmal herausgesagt, daß man sich nichts mehr vorgaukeln darf.

Ich wollte, ich könnte jetzt in einem Zuge weiterlesen und dann in einem offenen Briefe an Strauß mich ihm zugesellen, aber ich kann das Eine und das Andere nicht. Zur Continuität solcher Anstrengung bin ich nicht stark genug, und zum Einspringen in den Kampf, zum Einsetzen der ganzen Lebenskraft fehlt mir so viel und bin ich an Hunderterlei gebunden. Strauß scheint grade auch im Leben und jetzt in solchem Alter wie hergerichtet und aufbewahrt zu solcher Befreiungsthat. Er hat ein bittres häusliches Leben hinter sich. Er hat jene Einsamkeit, wie sie Spinoza hatte. Er ist bedürfnißlos, auch in Bezug auf Menschengemeinschaft, geworden. Dazu aber ist er ein Freund in der intimsten Bedeutung des Wortes. Er hat Familienschmerz und Körperleiden, ein langwieriges Augenleiden, mit großer Ruhe und Bewahrung seines eigenen Selbst überwunden. Er hat die Vielseitigkeit, daß er in Philosophie und Theologie, in Politik und Poesie gleich heimisch und überall ins Mark gedrungen.

Ich kann heute nicht weiter schreiben.

Den 27. October.

Gestern las ich nun weiter in dem Buche von Strauß bis tief in die Nacht hinein, und immer gleich durchglüht und durchleuchtet fühle ich mich dabei. Ich habe mir zu Einzelnem auch Bemerkungen gemacht. Staunens- und bewundernswerth ist das Eindringen von Strauß in das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften, und wo er etwas berührt, ordnet sich das Material so exact, daß man Alles sachlich bekommt und zugleich in der Uebersichtlichkeit und Consequenz. Welch ein Weg ist von den Untersuchungen über die Abfassung der Evangelien bis zur Spectral-Analyse!

Ich schicke dir heute den Brief, damit du zu gleicher Zeit lesen magst, während ich fertig lese und dann nochmals von vorn anfange. Ich fühle, daß ich erst jetzt durch Strauß zu Rundung und Abschluß in meinem Denken gelange, das bis jetzt in diesen höchsten Dingen doch nur aphoristisch und zerstreut war.

453.

Berlin, 28. October 1872.

Nun hast du meinen Brief, und ich schreibe dir heute schon wieder. Ich habe diese Nacht fast gar nicht geschlafen und war eigentlich nicht unwohl, sondern nur wach und aufgeregt, als wär's früher Morgen. Das Buch von Strauß läßt mir eben keine Ruhe. Ich lebe und webe darin wie ein Student, und alle jene Erhebungen und Niedergeschlagenheiten, die man vom ersten strengen Philosophiren hat, kommen jetzt wieder über mich. Ich lag im Bett und konnte die Vorstellungen von der Bildung der Weltkörper und ihrer Umgestaltung nicht los werden. Es ist keine Frage, unsere Erde ist einmal so geworden und muß einmal wieder anders werden. Ob's

um Millionen und Millionen Jahre oder morgen — — und da leben wir und bauen Straßen und Häuser und schreiben Bücher, und einmal wird es heißen: Ratsch — Brr — ein anderes Bild! Freilich wird das nicht so schnell gehen; denn was lange sich gebildet, muß auch lange sich umbilden. Aber die Vorstellung und ihre nothwendige Consequenz hat doch etwas unendlich Bedrückendes. Freilich, jeder Einzelne muß sterben und lebt doch heiter und arbeitsam, und so ist's auch mit der Gesammtheit. In diesem Gedanken wälzte ich mich lange herum und wurde immer mehr wach. Ich zwang mich zu einem andern Gedanken. Ich zwang ihn herbei, und da kam nun die Vorstellung: Wie? was antworten wir den Philistern, wenn sie sagen: „Es wird nicht möglich sein, der großen Masse ein bestimmtes Religionsbekenntniß zu nehmen; der Bestand der menschlichen Gesellschaft ist dann nicht möglich." Ich dachte mir eine große Ausarbeitung über diesen Gedanken, und da wollte ich ausführen, daß das, was man fürchtet, ja schon eingetreten ist. Diese Tausende und Tausende von Arbeitern, die durch Strike ihre Lage verbessern wollen, entnehmen keinerlei Motiv mehr aus der Religion, und in der Welt ordnet sich bereits Alles nach den beiden entscheidenden Momenten: thatsächliche Macht und Nationalität.

Ich weiß nicht mehr, was ich alles in dies Thema hineindachte. Ich machte endlich Licht, es war drei Uhr. Mir war so heiß, daß ich eine Zeit lang das Fenster offen halten mußte. Dann las ich noch eine Stunde, um meinem Denken ein Gegebenes aufzuzwingen. Und endlich war ich doch müde und schlief gegen fünf Uhr ein, und jetzt bin ich munter und weiß nichts mehr von den Unruhen der Nacht. Aber, wie gesagt, du siehst, wie mich das Buch von Strauß aufregt. Ich werde nicht mehr abends darin studiren. Ich bin nicht mehr so jung wie damals in Tübingen, wo ich zum erstenmal in Hegel eingeführt wurde und mit Eduard Zeller alle Vorlesungen noch einmal durchstudirte und mich mit der „Phänomenologie des Geistes" abplagte.

Den 30. October.

Ich war gestern bei Eduard Zeller. Du weißt, wir sind Jugendkameraden, und er ist hieher auf den ersten Lehrstuhl der Philosophie berufen. Ich selber habe, von Helmholtz aufgefordert, ihn mit zur Annahme des Rufes bestimmt.

Es war mir sehr heimisch bei ihm. Er hat das Glück oder vielmehr die Kraft, zeitlebens in der Continuation der Ideenwelt zu stehen und sich in stricter Consequenz fortzuentwickeln, er hat nicht mit Verhältnissen oder gar mit sich selbst zu ringen, ich meine, an sich herum zu erziehen.

Natürlich sprachen wir bald von Strauß' Buch und er erzählte, daß

Helmholtz ihm gesagt, Strauß habe Vieles fast wörtlich in seinem Buche ausgesprochen, was er in seinen naturwissenschaftlichen Vorlesungen kundgegeben. Ist diese Treffkraft des Genies nicht wunderbar?

Der Anhang über die Dichter und Musiker ist zu sehr deutsch beschränkt. Gewinnen wir neue Erbauung durch Dichtung und Musik, so dürfen diese nicht bloß national gefaßt werden. Indem das ganze Buch die große Weltbewegung faßt, muß sie auch als solche fortgesetzt werden.

Daß Strauß sagt, man kann aus einem modernen Dichtwerke ebensoviel schöpfen wie aus der Bibel, hat mir einen Gedanken wieder erweckt an einen Versuch, den ich in „Auf der Höhe" hatte machen wollen. Ich fragte mich: hat ein Gefangener, ein Einsamer nicht genug, wenn er die Bibel hat, um all sein Denken dran zu knüpfen, und ließe sich die Bibel durch ein anderes Buch ersetzen? Ich hatte viel bereits ausgearbeitet, tilgte es aber wieder. Aber es bleibt doch noch ein Thema: Welches Buch gäbe dem Einsamen die volle Anknüpfung an alle Lebensbeziehungen?

Den 31. October 1872.

Heute früh erhielt ich einen Brief von Heinrich Oppenheim, worin er mich ermahnt, für die Zeitschrift: „Die Gegenwart" etwas über Strauß zu schreiben. Es wäre freilich erbärmlich, wenn sich Niemand frisch und fest zu Strauß gesellte. Aber wie gesagt, ich darf's nicht. Ich würde gern die Unruhe auf mich nehmen, die die Sache mit sich brächte — ich habe für viel Geringeres mir Schweres auferlegt — aber ich bin mir klar. Der erste Abschnitt heißt: „Sind wir noch Christen?" Ueber diesen Hauptpunkt könnte ich ja kein Wort sagen. Gib Acht! Strauß wird allein gelassen. Feigheit und Klugheit verbinden sich gegen ihn. Die letzte ist fast noch mächtiger. Und dazu hat Strauß (während er seltsamer Weise die Frage von der Willensfreiheit ganz verschweigt) im concreten Theile, wo er de omnibus et quibusdam aliis sich ausläßt, zu viel unvernietet lassen müssen, wo man leicht einhaken kann. Die Einsamkeit ist fruchtbar und reifungsmächtig, aber es können in ihr auch Schrullen erwachsen, und Manches, was man für neu hält, ist schon abgetreten. Dazu kommt, daß man heutigen Tages nicht mehr Pietät genug hat, um jegliche Aeußerung eines bedeutenden Mannes, als zu seinem Inhalt gehörend, respectvoll zu betrachten. Hätte Strauß in Kameradschaft gestanden, so wäre er, wenn auch nicht bekehrt, doch zur Zurückhaltung von Einzelnem bestimmt worden. Er versteift sich bisweilen auf Eigenheiten. Ich sehe von seinen Ansichten über Todesstrafe u. A. ab, aber daß er von der Logik abgehend die Monarchie aus einem gewissen mystischen Urgrunde rechtfertigt, bietet den natürlichen Vorwurf, warum er denn in der Religion das mystische Moment

nicht statuiren will. Und so noch manche Einzelheiten. Das ist sehr nachtheilig. Denn die Menschen sind ja so: hat einer da oder dort ersichtlich fehlgegriffen oder geirrt, so sagen sie nicht, er ist in diesem irrig, sondern sein ganzer Bestand wird zur Fraglichkeit gerüttelt.

454.

Berlin, 4. November 1872.

Ich habe deinen Brief heute zum Montag-Morgengruß bekommen, und du weißt, das ist mir immer anmuthend. Wenn ich nicht in einer Arbeit stehe und mich nicht aus Quellen in mir tränke, bin ich immer brieflechzend, es soll regnen.

Du hast die Beschwerniß, aber auch eine gewisse Sattheit des stetig wie naturgesetzlich sich fortsetzenden Berufes, unsereins muß sich täglich selber aufs neue sein Anstellungsdekret geben und den Pflichtenkreis schaffen, und wenn dann — ja, siehst du? da knüpft sich's mir wieder an Strauß an. Ich meine so. Das Naturleben setzt sich stetig fort, und wir sind ein Stück Natur, aber, wie Strauß es bezeichnet, die Natur ist im Menschen über sich hinausgegangen. Ich darf das mir so übersetzen: Wir haben nicht nur ein Müssen, sondern aus der Erkenntniß auch ein Reguliren, ein Sollen.

Du hast es richtig getroffen. Die Hauptfrage ist nach dem Ethischen[1]. Wie ergibt sich das haltbietende „Du sollst!" aus der stetig sich erneuenden Erkenntniß? Kann der Stock zur Stütze immer erst aus dem Gebüsch geschnitten werden und muß nicht auch der selbstständig sich Tragende und Haltende einen fertigen zur Hand haben?

Ich will dir damit nur sagen, daß ich dich in meiner Fassungsweise vollkommen verstehe und daß diese Fragen auch mir sich stellten. Ich meine, Strauß selber hat das Problem, ohne es dort ganz deutlich zu wissen, scharf zugespitzt, indem er gegen die Aeußerung Goethes zu Eckermann mit Recht behauptet, die Natur habe keine Pflichten, sondern nur Gesetze. Da eben liegt's.

455.

Hamburg, Hotel Belvedere, 27. November 1872.

So schreibe ich dir von hier, lieber Jakob. Ich bin gestern Mittag mit meinem Sohne Rudolph hieher gereist. Ich glaube, daß ich dir geschrieben habe, daß ich zu Gustav von Moser auf sein Gut in der Lausitz wollte. Nun aber herrscht seit den letzten Tagen dort in der Gegend die

---

[1] S. Anmerkung S. 130.

Cholera, und da durfte ich's nicht wagen. Ich dachte nach Leipzig zu reisen, wo ich gerne bin. Aber ich wäre dort zu sehr in Anspruch genommen von Freunden und Gesellschaften. Und so reiste ich hierher, da ich Hamburg noch nicht kenne, und hoffe durch Luftveränderung und durch Ruhe meine beängstigenden Congestionen los zu werden. Ich fühle mich schon etwas freier.

456.

Berlin, 16. Dezember 1872.

Ich hätte dir gern von und über Hamburg mehr geschrieben, aber dort kam ich nicht dazu und hier überwältigte mich Anderes. Ich habe gar nicht mehr gewußt, welch einen Schatz gediegener Freundschaft ich in Dr. Unna und Dr. Salomon besitze. Du erinnerst dich beider noch von Heidelberg her. Beide sind hochangesehene und schön thätige Männer, fest in ihrem Berufe und doch auch mit freiem Ausblick ins Allgemeine. Sie haben beide schöne Häuslichkeiten, haben brave, auch allgemein thätige Frauen. Unnas einziger Sohn hat eine schwere Schußwunde in den Schenkel bekommen im letzten Kriege, wo er als Freiwilliger diente, und Unna als Arzt und Vater hat ihn aufgesucht und ihn mit großen Mühen gerettet. Er studirt jetzt weiter in Heidelberg.

Frau Dr. Frankfurter und ihre Kinder, Söhne und Töchter, umgaben mich wie einen leiblichen nächsten Verwandten.

Mit großer, in verschiedenen Kreisen gleicher Begeisterung wird dort von Dr. Rée gesprochen, den ich auch besucht habe. Ich bin von Liebe und Austern gesättigt hierher gereist.

Ich habe seitdem auch Freytags neuesten Roman gelesen. Ich sehe mit tiefer Trauer, daß der große Krieg keine ethische Erneuerung und Zusammenraffung bewirkt hat. Ein Jagen nach prickelnden und schnell verdaulichen Genüssen, eine leichtfertige Amüsirsucht ist vielleicht noch größer, als sie vor dem Kriege war. So ist das schwer ernste Werk von Strauß nicht zu seiner gerechten Wirkung gekommen, und so wird auch das großartige Unternehmen von Freytag[1] billig abgewitzelt. Ich habe mir einige Bemerkungen zu Freytags Buch fixirt und werde dieselben in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichen.

Deine Worte über Strauß scheinen mir sehr zutreffend, obgleich ich es nicht billigen kann, daß du ihn noch nicht ganz gelesen. Du hast Recht, die Frage ist: Ist die religiöse Empfindung nicht eben so gut einer Höherbildung fähig, als wie die von Darwin nachgewiesene Höherbildung or-

[1] Die „Ahnen", wovon der erste Band (Ingo und Ingraban) 1872 erschien.

ganischer Erscheinungen?[1] Aber die Vorfrage ist doch auch: Ist die religiöse Empfindung eben so sicher, wie eine Molluske, etwas Wirkliches? Dies letzte zu beweisen ist erste Aufgabe. Ich meine, daß die religiöse Empfindung auch ein Wirkliches, zur Menschennatur Gehöriges ist, wenn sie auch keine sinnlich wahrnehmbare Erscheinung ist. Unsere Denkkraft ist doch auch wirklich. Aber hier liegt's. Ich beharre auf dem Standpunkte Spinozas, daß Denken und Phantasiren zwei verschiedene Functionen sind, jene schafft die Philosophie, diese die Religion, und die Frage ist offen, wie weit die

[1] Zur Ergänzung und Erläuterung obiger und anderer Bemerkungen (S. 128 f.) folgen hier einige Stellen aus den betreffenden Briefen des Herausgebers an B. A.

Den 2. November 1872: . . . So ein Buch regt alle Geister auf, und in mir erwachen auch schon durch die Thatsache, daß wir uns hart an die Grenze der völligen Negation gerückt sehen, allerlei Gedanken, die ich Jahre lang in mir herumgetragen, zu neuer Lebendigkeit. Ich begreife daher um so mehr, daß du bei deiner produktiven Art durch das Buch selbst so tief ergriffen bist und mit dir kämpfest, ob du nicht den Eindruck durch eine öffentliche Aeußerung kundthun und damit selbstthätig verarbeiten sollst . . . Ich meinerseits habe einen Grund, der mir durch kein Ergebniß der Naturwissenschaft erschüttert werden könnte; er beruht im Ethischen, und ich bin begierig, wie Strauß sich dazu verhält. Was ich im Auszuge darüber gelesen, hat mich nicht befriedigt. — Den 14. Dezember: Mit der Schrift von Strauß bin ich noch nicht weit gekommen. Ich mußte mich zwingen, ihm bei seiner Zersetzung der religiösen Begriffe zu folgen, die er sich sehr leicht macht, indem er sie mit dem kirchlichen Dogma in seiner äußersten Starrheit identificirt. Wenn Alles in der Welt in beständigem Flusse begriffen ist und sich zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt, soll da die Religion allein ausgeschlossen sein und haben da die spätern geläuterten Begriffe gar kein Recht und sind nur als schale Halbheiten zu betrachten? Hier ist, soweit ich bis jetzt urtheilen kann, der schwächste Punkt der Schrift . . . Wer ihr (der Theologie) noch eine Berechtigung zugesteht und überhaupt überzeugt ist, daß das religiöse Organ der Menschheit nicht absterben darf und wird, der muß sehen, wie er sich damit (dem Darwinismus ꝛc.) zurecht findet. — Den 18. Januar 1873: . . . So habe ich denn auch die Schrift von Strauß schon vor etwa 3 Wochen absolvirt . . . Uebrigens habe ich die Schrift mit größter Achtung aus der Hand gelegt . . . Bei diesem Rechenschaftsbericht kommt freilich der Factor des geschichtlichen Lebens, das in stetem Flusse begriffen, sich nicht mit der gegenüberstehenden starren Formel des Dogmas früherer Jahrhunderte messen und aufwiegen läßt, in mehrfacher Hinsicht zu kurz. Ich kann es nicht gerechtfertigt finden, daß Strauß die Männer, welche eine Umwandlung und Fortbildung des religiösen Lebens erstreben, als unklare Halbwisser verhöhnt. Auch in seinem trefflich geschriebenen Nachwort beruht die Souveränität theilweise in einer Mißachtung oder mindestens Gleichgiltigkeit gegen die bisherigen Grundlagen der sittlichen Ordnung, die doch nicht etwa durch die Kunst und Poesie allein, wie Strauß meint, ersetzt werden können. Es ist ganz folgerichtig, daß Strauß zuletzt zu einer zum Absolutismus hin-

eine von der andern regulirt werden kann und darf. Die Phantasie darf der Vernunft nicht widersprechen, sonst verliert sie Maß und Schönheit, aber ein Letztes ist doch da, das der Phantasie allein gehört. Man kann einen Glockenton nicht auf die Wage und Retorte legen, und er ist doch wirklich, und alle Lehre der Tonempfindung gibt doch den Glockenton noch nicht in seiner Wesenheit. Ich weiß, man wird das mystisch nennen, aber auch das Mysterium ist wirklich, nur muß es sehr gehütet werden, daß es nicht sein Rechtsgebiet überschreite. Ja, lieber Jakob, da wird man nicht fertig. Du siehst nur eben, daß ich das Problem weiß und daran herumknuppere. Wer knackt es auf?

Den 20. Dezember 1872.

Ich holte mir eben 6 Uhr Abends das Leben von Dickens aus dem Buchladen, und indem ich mit meinem Eugen so dahinging, dachte ich, daß ich ja auch mein Leben schreiben wolle, und du weißt ja, was ich damit vorhabe, und jetzt zwischen den zum Verkauf ausgestellten Weihnachtsbäumen hinwandelnd, heimelte es mich so schwarzwäldisch an. Ich habe den rechten Punkt gefunden, bis wohin ich das Ganze führen kann. Ich gehe bis zu dem Ausrufe meiner Mutter, als ich mit meiner Auguste an meinem Geburtshause ankam.

Ich erhalte soeben im Schreiben die zweite Auflage von Rietschels Leben. Es sind Briefe von mir, d. h. an mich darin, die dich auch sehr freuen werden. Du hast den herrlichen Mann und Künstler ja auch gekannt, und er hatte dich lieb. Ach! Welche treffliche Freunde habe ich bereits unter der Erde. Otto Ludwig, Rietschel und Mathy. Ich habe doch mit den Besten meiner Zeit in inniger Gemeinschaft gelebt, das halte ich fest und das kann mir nicht entrissen werden, und ich muß noch was Rechtes machen, da mir das Glück geworden ist, noch zu leben.

---

neigenden Staatsidee kommt, denn in dem bloßen Bewußtsein des Allgemeinen und der natürlichen Abhängigkeit davon läßt sich doch kein fester Halt für die Gesellschaft, noch weniger für die Humanität im wahren Sinne finden. Diese beruht einzig und allein in der vollen Berechtigung des Individuellen; dort ist auch die Wurzel des Religiösen, das sich vom Menschen zu Gott erhebt. (Hiebei wurde von der Grundanschauung ausgegangen, daß — ideell genommen — die verschiedenen Religionsgemeinschaften ebenfalls gleichberechtigte Individualitäten mit eigenartiger Auffassung des allgemein menschlichen Gottesbewußtseins und dessen Bethätigung bilden.)





1873.

457.

Berlin, 5. Januar 1873.

Ich schicke dir heute unter Kreuzband meinen Neujahrswunsch[1]. Es ist jetzt hier und vielleicht in Deutschland überhaupt keine Stimmung für Derartiges, denn die Minister = Veränderungen und die Unkraft gegen den Papst machen alle Welt mißlaunisch.

Ich habe gestern die ersten Zeilen zu meiner Biographie geschrieben. Ich habe jetzt auch einen guten Anfang gefunden.

458.

Berlin, 20. Januar 1873.

Ich habe deinen erquickungsvollen Brief gestern erst verspätet bekommen, als meine Mahnung, mir doch zu schreiben, bereits abgegangen war.

Nun ist Alles gut und besonders gut, daß du mit meiner Arbeit über Freytag zufrieden bist, du weißt, was mir vor Allem deine Zustimmung ist. Auch in deiner Bemerkung über das Mangelhafte meines Ausspruches über die Bestellbarkeit der Kunstprodukte[2] hast du Recht. Aber hier liegen so viele übereinander laufende verschlungene Verwurzelungen, daß sich da schwer aufhellen läßt, und ich habe nur vorläufig darauf hingewiesen. Komme ich dazu, meine Abhandlung über das Wesen des Genies zu schreiben, wofür ich schon viel bereit habe, hoffe ich dem Problem schärfer auf die Spur zu kommen.

Deine Bemerkungen über Strauß sind wiederum ergiebig. Mich kränkt

---

[1] In der Allgemeinen Zeitung.

[2] In der erwähnten Recension.

vor Allem, daß in der Welt, wenigstens in der Welt der Journalistik, nicht der Opfermuth und die reine Hoheit von Strauß genügend ehrerbietig betont wurde.

Den 22.

Hast du die Rede Laskers in der Debatte über die Kirchengesetze gelesen? Ich bin glücklich, diesen Mann meinen Freund zu nennen, und alle Zeitgenossen, vornehmlich aber die Juden dürfen stolz sein, solch eine reine hohe Natur lebendig unter sich zu haben. Bennigsen sprach staatsmännisch bedeutend, Georg Jung feuilletonistisch pikant und wirksam, die Kirchlichen zelotisch und sophistisch, aber Alle nur von der Kirche, Lasker allein von der Religion und ihrem ethischen Kern und dem Verhältniß zum Gesetzesrecht. Und wie geschlossen und schön replizirte er Strosser: Greifen Sie mich als Juden an, aber nicht das Judenthum. Wer so in sich gefaßt in der Replik die Haltung bewahrt, der hat einen sichern Schwerpunkt seines Wesens, der durch nichts außer Fassung und ins Schwanken gebracht wird. Ich kann dir nicht sagen, wie lieb ich den Mann habe und wie es mich beglückt, solche Erben und Mehrer unseres Strebens im Vaterlande zu wissen.

. . . Ich sehe leider zu spät, daß ich die Menschen nicht verstand, die keine Ahnung davon haben, daß die Geistesthätigkeit eine Mission hat, die nicht im Abspielen von Capriccios besteht, und freilich, diesen Menschen muß ich als schwerfälliger Pedant und Schulmeister erscheinen, wie Alle, die das Dasein ernst nehmen und keinen Zeitvertreib kennen.

Den 23. Januar 1873.

Gestern Abend las ich das Telegramm vom Tode der Großfürstin Helene. Du kannst dir denken, wie mich das ergriff. Es war in der That eine großsinnige Frau, nicht bloß dilettantisch am Geistesleben herumschmökernd und Gesellschafts-Phrasen drechselnd. Ich wollte, ich könnte ihr den entsprechenden Rang in der Geschichte durch einen Nekrolog sichern. Aber ich habe nicht Material und zum allgemeinen Charakterisiren nicht Ruhe genug.

Den 24. Januar.

Gestern Abend hörte ich einen freien Vortrag von Lasker über Anlagen und Erziehung, und ich muß sagen, ich weiß mich nicht zu erinnern, je etwas Gediegeneres, Runderes aus dem Blick für das Allgemeine und das Concrete und aus einer abgeklärten Persönlichkeit so voll und schön gehört zu haben. Das ist eine Macht, die so selbstverständlich und doch so überraschend ist.

459.

Den 1. Februar 1873.

. . . Ich hatte mit Herrn Sobernheim ausgemacht, daß wir nach dem Abgeordnetenhause fahren wollten, wo heute Minister Falk über die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten wahrscheinlich das Wort nehmen würde. Diese Sache ist doch die bedeutsamste unserer Zeit, und ich muß sagen, eine Entscheidung würde mir schwer; denn die Maßregeln sind zweischneidig.

Die Gallerieen waren dicht besetzt; ich ließ den Abgeordneten Jung herausrufen, und er verschaffte uns noch gute Plätze. Ich hörte noch den ersten Redner, den ehemaligen hannöverischen Minister, jetzigen Abgeordneten Windthorst (Meppen). Er spricht mit ruhigem Bedacht, Wort um Wort wählend und scharf betonend. Als er in ruhiger Gelassenheit sagte, daß die Majorität der Regierung die Gesetze apportire, ging ein Schrei des Unwillens durch die Versammlung, Präsident Forckenbeck erhob sich und rief ihn zur Ordnung. Er that es mit Würde und ohne Erregung. Windthorst stellte sich überrascht und unschuldig, fuhr dann aber in gleichem Tone fort wie früher. Während seiner Rede besuchte mich zuerst Professor Röpell, der gestern eine meisterliche geschichtliche Auseinandersetzung gegeben hatte. Drunten saß Lasker, den Kopf in die Hand gestützt, und hörte aufmerksam zu. Als er mich bemerkte, kam er auch herauf, ging aber bald wieder, denn er ist immer ganz bei der gegenwärtigen Sache. Nach Windthorst sprach Appellationsrath Dr. Petri, der einzige Altkatholik im Hause, treffend und wirksam. Jetzt kam Reichensperger (Coblenz), durchaus behaglich und sicher. Gneist als Referent resümirte, und während der namentlichen Abstimmung frühstückten wir im Büffet mit mehreren Abgeordneten. Ich freute mich so vieler freundlichen Begegnungen, und es war auch viel davon die Rede, daß ich bei dem Feste sein müsse, das Dienstag, den 4., dem Abgeordneten und Dichter Franz Ziegler zu seinem 70. Geburtstage gegeben werde. Es ist mißlich, daß dieses Fest als Parteisache angekündigt ist. Ich wollte in diesen Tagen etwas über Ziegler schreiben, aber ich komme jetzt nicht zur Ausführung.

Ich ging mit Lasker um 5 Uhr nach dem Klubhause der Abgeordneten, und an einem abgesonderten Tische aßen wir mit Präsident Forckenbeck, Vicepräsident Bennigsen und Dr. Rickert, dem Abgeordneten von Danzig. Es war ein äußerst angeregtes Zusammensein. Forckenbeck und Bennigsen sind Männer der höchsten, nicht bloß politischen Bildung, und es war mir von besonderer Bedeutung, wie Forckenbeck die Schwierigkeit seines Präsidentenamtes darlegte. Es ist keine Kleinigkeit, von 11 Uhr morgens bis 5 Uhr abends unausgesetzt in gespannter Aufmerksamkeit sein zu müssen.

Es kann bei der dritten Lesung noch zu schweren Unzuträglichkeiten kommen. Eine Verfassungsänderung ist natürlich keine Kleinigkeit, und die Ultramontanen sind aufs äußerste aufgeregt.

Ich habe dir zu sagen vergessen, daß der Minister Falk mit großer Klarheit und Bestimmtheit sprach.

Ich blieb bis spät in dem Klub, und man muß voll Dank und Bewunderung für die Männer sein, die so ausdauernd die schwere Arbeit für das Allgemeine übernehmen. Am Tage ermüdende Sitzung und bis tief in die Nacht hinein Commissionsberathungen, das reibt auf.

Den 2. Februar.

Ich war gestern zu Besuch bei Bancroft. Ich traf dort auch den Gesandten Bunsen, den Sohn des Bibel-Bunsen. Er erzählte mir, daß die verwittwete Königin Elisabeth den Historiker Ranke kommen ließ, ihm die Briefe &c. von und an Friedrich Wilhelm IV. übergab, um eine Gegenschrift gegen die Darstellung im Leben Bunsens abfassen zu lassen.

460.

Berlin, 6. Februar 1873.

Ich war gestern Abend mit einigen Freunden bei Spielhagen. Es ist schön und behaglich bei ihm, und wir sprachen über die höchsten Fragen der Kunst. Spielhagen und Heinrich Oppenheim sind entschlossen, anfangs März auf zwei Monate nach Italien zu reisen. Sie reden mir zu, ich solle mitreisen, und ich könnte mir nichts Besseres wünschen. Ich will nun sehen, ob ich dazu komme. Ich hoffe mich wieder ganz zu erfrischen und vielleicht eine neue Wendung meines Lebens zu gewinnen. Du sollst es einstweilen wissen und daß ich dadurch wieder in frohmuthigere Bewegung gekommen bin.

461.

Berlin, 16. Februar 1873.

Ich fuhr gestern früh mit Eugen nach dem Abgeordnetenhaus, wo in Folge der Botschaft des Königs der Laskersche Antrag zur Debatte stand. Hunderte standen am Eingang, konnten keinen Platz mehr finden, die Tribünen waren überfüllt; ich erhielt einen Platz auf der Journalistentribüne neben Ludwig Bamberger.

Lasker erhielt das Wort. Der Herzton seiner Worte, die Bedachtsamkeit und sichere Ordnung seiner Darlegung hält die ganze Versammlung in steter Spannung, und ich fand bewährt, was er mir einmal sagte: Die Hälfte einer Rede gehört der Zuhörerschaft. Die Art ihres Aufmerkens produzirt und bestimmt die Gedanken. Das aber, was ihn besonders aus-

zeichnet, fiel mir jetzt zuerst ganz deutlich auf. Er ist tief ergriffen, ohne je heftig zu werden. Er ist der Sache und seiner selbst in jedem Wort und in jedem Ton sicher. Keine persönliche Aufreizung und kein sachlicher Anreiz verleitet ihn je zu Extravaganzen, zu einem Unwort, das er zurücknehmen oder abmindern müßte.

Ich kam sehr müde heim, und doch mußte ich noch Nachts zu einem Ball bei Hansemann. Ich sprach viele Menschen, und besonders lange den Kanzleichef des auswärtigen Ministeriums, Geheimrath von Philippsborn. Er erzählte mir viel von Bismarck, dessen Frau und Tochter auch auf dem Balle waren. Es sei nicht wahr, daß mit Bismarck schwer zu arbeiten sei. Er verlange nur, daß man keine Quengeleien mache, immer geschlossen sei, und dann treffe er mit großer Schnelligkeit die wesentlichen Punkte und gebe ganz neue Blicke. Er geht ungeduldig im Schlafrock auf und ab und dreht die Troddel hastig hin und her.

Den 18. Februar.

... Der gestrige Abend [bei Adolf Menzel] war sehr erquicklich: Künstler und Gelehrte waren da, und ich sprach längere Zeit mit Helmholtz. Wir sprachen vom Buche von David Strauß, und Helmholtz sagte mir, daß die naturwissenschaftlichen Darstellungen ganz mit seiner Auffassung übereinstimmen, aber in Bezug auf Christenthum trete er ihm nicht bei. Durch die Religion sei ein sittliches Gesammtbewußtsein gegeben, das nicht so aufgelöst werden könne, und der Sprung vom Gedanken des Universums zur Ethik sei eben ein gewaltsamer Sprung. Auch Frau Helmholtz sprach gegen Strauß. Ich konnte nicht anders, ich mußte mein Wort Lucian Lucifers citiren. Auf die Einrede, daß man kein unreines Wasser ausschütten solle, bevor man reines habe, erwiderte er: „Aber das Glas muß leer sein." Vorerst können wir nichts, als ein reines Gefäß herstellen.

Ich erhalte soeben deinen Brief. ... Die Reise nach Italien ist aufgegeben.

Den 20. Februar.

Ich ging [gestern] zu Paul Meyerheim, traf in seinem Atelier seinen Schüler Buisson aus Freiburg. Der junge Mann hat schöne Skizzen aus seiner Heimat, und ich konnte ihm Mancherlei sagen. Ich ging in die Wohnung Meyerheims, fragte, ob er mir keine Billette besorgt habe für Gäste zum Künstlerfeste. Da sagte mir das Dienstmädchen: Herr Meyerheim ist soeben gerufen worden, der Direktor Lehmann ist soeben gestorben. Er hat, da er schwach war, ein Glas Wein getrunken, und als er es getrunken hatte, fiel er um und war todt. Du weißt, daß wir ihm vor einem Jahre ein großes allgemeines Fest gegeben haben zu seiner Jubelfeier als Redakteur des Magazins für die Literatur des Auslandes, und ich

war dabei Präsident und Festredner. Lehmann, ein Schwager von Moriz Veit, war ein im Edelsten wirkender kenntnißreicher Mann, von früh an ein Schützling Humboldts, ohne eigentlich produktive Ideen, aber weittragenden Blicks und dem humanen Gedanken dienend.

462.

Berlin, 25. Februar 1873.

. . . Ich bin jetzt in der Verfassung, daß es mir vollständig gleichgiltig ist, ob Jahre hinaus ein Wort über mich gesagt wird, und es ist das keine besondere Tugend von mir. Ich habe genug bekommen für das, was ich geleistet habe, und ich will nur sehen, ob ich noch etwas leisten kann. Ich glaube, es wäre für mich und auch für die Allgemeinheit gut; denn es ist traurig, was jetzt gemacht wird.

Ich habe einen gewissen Respekt vor dem, was man Modernes nennt, denn ich möchte nicht in einer alten, mir und meiner Zeit angehörigen Weise verhärten. Ich möchte nicht der Alte werden, der über die Gegenwart klagt und sagt: „Ehedem war's besser." Das aber weiß ich doch, daß Ebenmaß der Erfindung und einfach deckende Ausdrucksweise als ewige Gesetze gelten müssen.

463.

Berlin, 28. Februar 1873.

So, lieber Jakob, an dich wieder mein erstes Wort, heute an meinem 61. Geburtstage. Ich habe Briefe und Gedenkzeichen der erquickendsten Art erhalten, aber das Beste hat man doch nur aus sich und den nächst Zugehörigen.

Ich war gestern Abend mit August in einer Vorlesung von Spielhagen „Ueber die Grenzen des Romans". Ausführung und Vortrag vortrefflich, der Gesichtspunkt der weiteste und dabei doch Alles scharf gesehen.

464.

Berlin, 3. März 1873.

. . . Hemsen in Stuttgart hat mir auch zum 28. geschrieben und mir leider viel Trauriges mitgetheilt, namentlich daß Kausler, den ich schon vorigen Sommer todt glaubte (da ich in einem Briefe Freiligraths Rudolph Kausler statt Rudolph Kaulla las), einem stumpfen Siechthum verfallen ist, und heute schreibt mir Hemsen, daß der jüngste Sohn Freiligraths, ein prächtiger, hochaufgeschossener junger Mann, der sein Freiwilligenjahr abdiente, plötzlich gestorben ist. Wenn man einen weiten Menschenkreis hat, erfährt man viel Leid, und von der Freude bekommt man nur selten Kunde.

465.

Berlin, 12. März 1873.

. . . Also morgen reist Spielhagen nach Italien. Ich war gestern Abend noch ein paar Stunden dort im Hause, und du weißt ja, wie es geht: in solchen Abschiedsstunden, in denen sich so Vieles zusammendrängt, ist man freier und schämt sich nicht der Kundgebung einer innern Empfindung. Und so haben mich diese Stunden Spielhagen viel näher gebracht.

Der Roman von Paul Heyse ist nun als Buch erschienen[1]. Versäume es ja nicht, ihn bald zu lesen; du wirst viel Freude davon haben. Da ist eine Kraft und eine Kunst, die mit größter Leichtigkeit Figuren schafft und die heikelsten Probleme tractirt.

Den 17. März.

Gestern früh hatte ich viele Besuche, aber ich konnte nur Professor Julius Bernstein aus Halle annehmen. Ich hatte wieder meine Schwindelanfälle, und so konnte ich auch Staatsrath Ellstätter nicht sprechen. Nach Tisch wurde mir etwas wohler, und ich fuhr nach dem Palais des Kronprinzen, um mich einzuschreiben, und dann nach dem Schlosse zu dem hier eingetroffenen Fürsten Hohenzollern. Als ich mich dort eben im Vorzimmer eingeschrieben hatte, kam der Kronprinz heraus. Er begrüßte mich herzlich. Ich sagte ihm, daß mir jedes Wort zu gering wäre, um die herzliche Freude über seine Genesung auszudrücken, und es müsse ihn wieder ganz gesund machen in der Empfindung der allgemeinen Freude. Das Beste daran sei, daß da nichts von Phrase, sondern Alles absolute Wahrheit sei. Er sagte, das fühle er auch, aber er sei doch noch Reconvalescent, und er sieht in der That etwas übel aus.

Der Fürst, der meine Anwesenheit gehört hatte, ließ mich hereinrufen. Er kam mir mit der alten Traulichkeit entgegen, aber er stützt sich auf einen Krückstock; sein Fußleiden ist wieder stärker geworden. Er drückte mir seine besondere Freude an dem Buche „Zur guten Stunde“ aus.

Da ich nun einmal bei den Fürstlichkeiten bin, muß ich dir doch auch erzählen, daß ich an die eben verstorbene Königin von Württemberg eine gute und dankbare Erinnerung habe. Sie hat meiner Mutter in Nordstetten eine letzte märchenhafte Freude gemacht. Ich war im Juni 1849, kurz vor meiner Reise zur Hochzeit in Wien, von all den Aufregungen heimgesucht, zur Neukräftigung in Kissingen. Ich hielt mich sehr einsam. Ich traf in dem Badecommissar dort, in dem Baron Lerchenfeld, einen Studiengenossen aus München. Eigentlich näher befreundet war ich mit seinem verstorbenen Bruder, der mit uns in der Burschenschaft gewesen. Er wollte mich viel in Gesellschaft ziehen, aber ich lehnte ab. Eines Tages

[1] Vergl. nächstfolgendes Schreiben.

sagte er mir, die Königin von Württemberg habe ihn gefragt, ob ich denn ein so arger Demokrat sei, daß ich mich einer Fürstin nicht vorstellen lassen wolle. Ich sagte natürlich, daß das nicht der Fall, und so ging ich viel mit der Königin am Brunnen und auch auf Spaziergängen, aß mehrmals bei ihr, und auch die Prinzessinnen waren sehr freundlich gegen mich. Die Königin war sehr kirchlich gesinnt, aber wenn auch nicht von bedeutendem, doch von gesundem Geiste. Sie sagte mir, wenn sie wieder durch Nordstetten komme, werde sie meine Mutter besuchen, und sie ließ meiner Mutter das, wie ich glaube, durch den Herrn von Alberti aus Oberndorf mittheilen. Du kannst dir denken, mit welchen Freudenschauern das meine Mutter erfüllte, und sie hielt den Gedanken daran in Furcht und Glückseligkeit fest bis zu ihrem Tode, und ich muß sagen, diese Kundgebung der Königin hat mich immer in Dankbarkeit gegen sie erhalten, obgleich ich sie von da an nie mehr gesprochen habe.

Den 19. März.

Du schreibst noch immer nicht; ich räche mich dafür, indem ich dich durch fortgesetzte Mittheilung zum Schuldbewußten mache.

Lies sobald als möglich den Roman von Paul Heyse: Kinder der Welt. Ich habe dir geschrieben, wie erfreut ich von der Gestaltungskraft und der Reife der Gedanken, Anschauungen und Empfindungen bin, die sich darin kundgibt. Das, was ich im „Neuen Leben“ wollte, ist hier neu und, wie mir scheint, besser aufgenommen, nämlich zu zeigen, wie die modernen Menschen ohne Anlehnung an ein Dogma sich aus innerm ethischen Selbsthalte gebaren. Ich hatte Lust, etwas über das Buch zu schreiben, aber ich unterlasse es aus mancherlei Gründen: weil ich eben zu schwerfällig in der Kritik bin, indem ich zu tief grabe, und überhaupt nicht in die kritische Strömung kommen will, da diese mir innerlich unzuträglich ist und mir auch äußerlich viele Unzuträglichkeiten brächte und ich öffentlich urtheilen müßte, wo ich das nicht will. An Manchen, die das Heysesche Buch nicht so aufnehmen, wie ich, und doch nicht wissen warum, habe ich, wie ich glaube, ein Wirkungsgesetz des Romans wahrgenommen. Der Roman erheischt, daß seine innerste Bewegung der Herzschlag sei, das Empfindungsleben im Conflicte einer Leidenschaft. Will er noch so verhüllt etwas Gedankliches deduciren oder dociren, so büßt er sein eigentliches Motiv ein und damit die entsprechende Wirkung. Er erzeugt nicht das Wangenroth im Leser, wie es im Autor war oder sein sollte, und dieses Wangenroth geht eben vom Herzschlage aus. Bedenke das beim Lesen des Buches und sieh' zu, ob ich nicht Recht habe.

466.

Berlin, 21. März 1873.

. . . Ich war in diesen Tagen im Atelier des Schlachtenmalers Professor Bleibtreu, der den ganzen Feldzug im Geleite des Kronprinzen mitgemacht. Er ist ein fein organisirter und dabei kraftvoller Mann von gesundem freiem Blick für das, was sich dem Auge und dem Denken darbietet. Er ist eben jetzt an der Vollendung eines großen, zur Wiener Ausstellung bestimmten Bildes: Einzug des Kronprinzen in Fröschweiler nach der Schlacht bei Wörth. Ein frischbelebtes Bild, auf dem sich die zum erstenmal vollzogene Mischung der deutschen Stämme farbig schön darstellt, und daneben ist ein untermaltes Bild: der Kronprinz mit seinem Gefolge auf der Höhe von Sedan. Der Kronprinz war in diesen Tagen mit seiner Frau im Atelier, und Gustav Freytag kann sehr erfreut sein, denn der Kronprinz verlangte, daß das Bild Freytags auch noch mit im Gefolge stehe. Was mir Bleibtreu von Kriegserlebnissen erzählt, ist hochbedeutsam. Bleibtreu ist besonders enthusiasmirt für die Württemberger, die beständig lustig und kühn waren und in denen der deutsche Einheitsgedanke am meisten geweckt war. Als der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth vorüberritt, rief Bleibtreu zuerst: „Es lebe der künftige deutsche Kaiser!“ und wie ein Lauffeuer ging der Ruf weiter überall, wo Württemberger waren. Bleibtreu rühmt den Kronprinzen sehr. Er ertrage gern mannhaften Widerspruch. Besonders befreundet war Bleibtreu mit dem bayerischen General von Hartmann, der, ein Bauernsohn, sich die vielseitigste Bildung erworben hat.

Gestern war ich im Atelier bei Adolf Menzel. Er hat ein machtvolles großes Bild auf der Staffelei: ein Walzwerk, wo die Bahnschienen gewalzt werden. Die kernhaften wuchtigen Figuren in der Doppelbeleuchtung vom Feuer und vom Tage machen einen mächtigen Eindruck.

Den 22. März 1873.

. . . Ich habe [aus deiner Auffassung meiner Bemerkung] gelernt, daß das geschriebene Wort doch verteufelt mangelhaft ist, da man Ton und Miene nicht dabei mitgeben kann. Und das führt mich sogleich auf deine intime Betrachtnahme der biblischen Aufzeichnungen. Ich meine nämlich, man könnte deine Betrachtung auch so fassen, daß das Geschriebene, das immer etwas Stummes oder auch nur eine Zeitbetonung hat, immer neu in den Lebenston, in neue Schallwellen umgesetzt werden muß, und ich möchte sagen, daß die Zeit- und Cultur-Atmosphäre auch die Saiten des Sprachinstruments in ihrer Stimmung verändert.

In Bezug auf die in der Bibel enthaltene Urnatur bin ich stets mit dir einverstanden. Wie wenig Menschen begreifen, was ein Volksbuch ist, an dem fünfzehn Jahrhunderte eines permanent geweckten Nationalgeistes

gearbeitet haben. — Ich muß dir hier auch sagen (wenn ich's nicht schon früher gethan): ich bin nach längerer stiller Ueberlegung doch wieder dahin gekommen, daß die Straußische einfache Negation nicht das Gemäße ist. Die Welt, auch in ihren Religionsvorstellungen, ist eine geschichtliche Entwicklung, und sie kann nur stets das Gewordene und Erstarrte neu flüssig machen und neu bilden. Ich kann das heute nicht ausführen. Ich wollte es nur wie alle Stadien meines Denkprozesses einstweilen bei dir niederlegen. Auch der Heysesche Roman hat mich aufs neue auf diese Gedanken geführt. Diese Menschen alle handeln und empfinden noch aus der Opposition, noch nicht aber aus der Position. Um diese zu fassen, müßte der Dichter ein Prophet sein und ein Erlöser zugleich.

467.

Berlin, 23. März 1873.

Gestern einen Brief fortgeschickt und heute einen neuen angefangen; so bleibe ich in meiner Stetigkeit, die allmählich zum Lebensgesetz werden will.

Ich war gestern zum Festmahl für den Geburtstag des Kaisers im großen Saale des Hotels Arnim. Ich hatte einen guten Platz zwischen meinem Gastfreunde Georg Jung und von Winter, dem Oberbürgermeister von Danzig, der zur Zeit der „neuen Aera" hier Polizei-Präsident war. Wir sind einander gut befreundet und freuen uns dessen bei jeder Begegnung. Wir hatten 1863 zum 50jährigen Jubiläum der Schlacht bei Leipzig eben in Leipzig bei unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Bürgermeister Koch, schöne Tage miteinander gelebt.

Ich theilte meinen Tischgenossen in der Nähe meinen Entwurf zu einem Aufrufe für Bestimmung des deutschen Nationalfestes mit. Aber sowohl Jung als Winter waren ohne Sympathie für den Plan. Sie meinen, es müsse noch mehr Zeit vergangen sein und sich ein historisches Bewußtsein gesetzt haben, ehe so etwas naturgemäß herauswachse. Ich war natürlich anderer Ansicht; denn ich glaube, daß auch so etwas zuerst gewissermaßen dogmatisch gegeben werden muß, damit sich die Gemüther darin einleben. Aber ich werde doch wohl nun, da ich kein rechtes Sekundiren finde, die Sache vorerst auf sich beruhen lassen.

Berlin, 27. März 1873.

... Was sagst du zu dem Krawall in Stuttgart? Es sind Eruptionen der gereizten und mit Revolutionsstoff gefütterten Arbeiter und vielleicht auch Frühlingsausschläge. Aber dieses Losgehen gegen jüdische Kleiderhändler! Da arbeiten wir jahraus, jahrein an Humanisirung, und dann kommen solche Pöbeleien zu Tag.



468.

Berlin, 31. März 1873.

Ich habe in diesen Tagen daran gedacht, daß Schiller eigentlich nicht den zutreffenden Ausdruck gegeben, indem er von naiver und sentimentaler Poesie sprach, denn eigentlich meint er naive und psychologische Poesie, oder doch sind nur diese Gegensätze. Die naive Dichtung gibt die Thatsachen als Handlungen und als Affekte ohne Ausdeutung, Verbindung und Erklärung, und der ganze Unterschied aller modernen Poesie zur naiven und auch theilweise zur antiken epischen Poesie stellt sich mir darin, daß wir psychologisch naturforschend sind. Geht das Psychologische in das Allgemeine über, über das Moment und über den Moment hinweg, so wird es exoterische Reflexion. Das größte Muster der naiven Poesie, noch über Homer hinausragend, ist die Bibel, sie ist menschliches Naturdasein.

Nun kommt in diese Gedanken hinein und sie erweckend dein Brief, und was du von der Stelle: „Der Duft eines Feldes, das Gott gesegnet hat"[1] sagst, ist eine Fingerlegung auf den künstlerischen Puls. Diese discrete, von selbst die Oekonomie haltende Betonung, das ist eben, was nicht gelernt und nicht gelehrt und nicht kühl bewußt gemacht werden kann, das ist eben der Takt in der dem Genius innewohnenden Natur, aus welcher die naive Kunst entsteht und worin sie von selbst gefaßt ist.

Ich habe vergessen, als ein Muster naiver Erzählung Grimms Kinder- und Hausmärchen zu erwähnen; das ist vollfirirtes gesprochenes Wort, und doch für die Schrift regulirt. Noch eins fällt mir ein. Die Bibel und Homer und alle naive Poesie hält sich nicht bei Naturschilderungen auf, Abendroth und Morgenroth, die beliebten Haupttöne, spielen da gar nicht mit. Das ist wichtig, denn die Naturerscheinungen werden erst in der Entfremdung von ihnen, aus dem Stubenleben heraus so breit ausgeführt.

Ich muß noch bemerken, daß die Bibel keinen Monolog hat und haben kann; wo Gott und die Götter immer gegenwärtig sind und sprechen können, ist der Monolog unmöglich, und Goethe hat das richtig gefaßt, da er in der Scene im Dom den bösen Geist und den Chor auf die Bedrängte hinein sprechen und singen läßt, und Gretchen spricht nur den Reflex der auf sie einstürmenden und in der That aus ihr herausstürmenden Empfindungen und Gedanken aus.

[1] Das Bibelwort (1. M. 27,27), welches (im Grundtexte) den Natursinn B. A.s in früher Jugend anregte, wurde in dem betreffenden Schreiben als Beispiel dafür angeführt, wie sehr derartige Stellen durch ihre Einfachheit und Kürze erwecklich sind, und daß sie daher in der biblischen Erzählung nicht (wie namentlich Hebel gethan) durch dichterische Zuthat weiter ausgeführt werden sollten.

Ich bin in dem Hin- und Hererlei meiner Gedanken unterbrochen worden.

Ich komme doch noch nicht weg von meinen vielerlei Betrachtungen und Ausblicken, zu denen mich dein Brief verleitet. Es hinkt da noch eins hinter der Heerde drein, wie ein junges Lamm, und blökt so erbarmungsvoll. Das will sagen, mir geht oft durch den Sinn: ich möchte eine Geschichte schreiben, ganz nur einfache, knapp gegebene Thatsachen, äußere und innere, jedes Wort nur als strengste Nothwendigkeit. Das wäre eine Rückkehr in den Zustand der Unschuld, auch produktiv.

469.

Berlin, 3. April 1873.

. . . Daß du Paul Heyse liesest und ihn als wirklichen Dichter betrachtest, ist mir sehr lieb. Was dir als Sensationseffekt erscheint, wird sich in der Ueberschau des Ganzen nicht so herausstellen. Er hat Spannung und Sympathie zu vereinigen gesucht, und es ist ihm wesentlich gelungen. Freilich ist der Hauptfehler, daß nicht eine Mittelfigur da ist, um welche und um deren Conflicte sich alle gruppiren, und dazu beginnt der eigentliche Roman, d. h. der Conflict von Leidenschaften, Pflichten 2c. zu spät, und bis dahin sind nur Novellen aneinander gereiht, und überhaupt entwickeln und wandeln sich nicht die Charaktere. Ich habe in diesen Tagen an Paul Heyse geschrieben, da mich eine Kritik seines Buches in der Allg. Zeitung sehr gekränkt hat.

Den 9. April.

Ich habe vorgestern ein neues Bild von Ludwig Knaus hier in der Ausstellung gesehen. Er betitelt es: Eine Bauernberathung im Schwarzwald, und es ist mir unfaßlich, daß die Kunstkritiker hier nicht sofort gesehen haben, was das Bild darstellt. Es ist offenbar die Klage eines Alten, der im sogenannten Auszug sitzt, gegen den jungen Bauern vor einem Schiedsgerichte von Bauernpairs. Ich war so ergriffen von dem Bilde, daß ich auf dem Wege nach Hause die ganze Geschichte und die Charaktere der einzelnen Personen mir ausmalte und, als ich heimkam, mir gleich sechs Seiten darüber niederschrieb. Ich wollte das Bild in meiner Weise in der Zeitschrift: „Die Gegenwart" besprechen und dazu die Geschichte erzählen. Seit Jahren liegt es mir im Sinn, einen Bauern-Lear zu schreiben: warum soll das gleiche Geschick sich nicht bei einem Großbauern abspielen können, wie bei König Lear? Ich weiß nicht, ob du dich erinnerst, daß ich das auch in den Roman „Auf der Höhe" einflechten wollte. Ich hatte schon viel hierzu geschrieben (ich habe überhaupt weitläufige Studien zu Lear), ich tilgte aber das Ganze wieder. Aber der alte Jochem ist doch übrig geblieben und ist nun eine Gestaltung für sich. Ich wollte nun an

einen selbständigen Bauern-Lear gehen; aber Alles, was einen Kanzleigeruch hat, setzt sich außerhalb der Atmosphäre der reinen Dichtung. Ich meine nämlich so: Ein Bauern-Lear kann vor Gericht klagen; König Lear kann es nicht, und der Austrag des Conflictes steht im rein ethischen Forum und damit auch in dem rein Poetischen. Ich war vor einigen Jahren — ich erinnere mich jetzt ganz deutlich — im Herbst 71 bei Turgénjew und sprach ihm vom Plane eines Bauern-Lear. Ich weiß nicht mehr, ob er mir sagte, daß er auch ein Aehnliches vorhabe; aber es ist jetzt eine Novelle von ihm erschienen, die „Der König Lear der Steppe" heißt. Ich habe es noch nicht gelesen. Jetzt also durch das Bild von Ludwig Knaus wachte Alles wieder in mir auf, und ich wollte das natürlich nur andeutend in der Wochenschrift „Die Gegenwart" sagen. Ich bin so voll von der Sache, daß ich in einem Tage hätte Alles fixiren können. Aber im Schreiben und im Denken erschien es mir wieder nicht rathsam, das in einem Zeitungsartikel zu verpuffen; denn ich hätte dann die Geschichte nicht mehr ganz schreiben können. Ich bin also zu dem Entschlusse gekommen, ohne irgend eine Anlehnung meinen Bauern-Lear zu schreiben. Ich habe den Plan des Ganzen bereits diktirt, und was das Beste ist, ich habe einen gemäßen Anfang und ein gemäßes Leben gefunden. Die Füllung des Dazwischenliegenden wird mir nicht schwer; Alles ist tragfähig construirt. Ich glaube, ich werde es fertig machen, bevor ich an meinen Roman gehe, vielleicht komme ich gar vorher noch zu dem ganzen Bande „Neue Dorfgeschichten", zu dem ich die Plane liegen habe.

Ich habe heute Brief von David Strauß. Er muß im Juni nach Karlsbad und wünscht, daß wir zusammen dort seien. Ich will aber, wenn es geht, in Gernsbach oder in Baden-Baden meine Kur trinken.

Charfreitag, den 11. April 1873.

Es ist heute ein frischer Frühlingstag. Ich war schon um 7 Uhr ausgegangen, den Kanal entlang, es ist um diese Zeit viel Schiffsbewegung hier und lautes Gespräch von einem Schiff zum andern. Ich habe aber doch keine rechte Erfrischung von einem Morgengang hier. Ich hoffe noch immer sicher, am Dienstag von hier abzureisen.

Wenn ich Dienstag reise, wohne ich dann natürlich bei dir, wenn auch nur einen oder zwei Tage, denn ich muß weiter, in Ludwigsburg bei Strauß, in Stuttgart bei Cottas und auch einen Tag bei Kausler bleiben, und ich sehne mich nach Ruhe und stiller Arbeit, wie wohl noch nie. Vielleicht gehe ich auch nach Nordstetten. Doch darüber sprechen wir ja.

In russischen Zeitungen sind Judenverfolgungen zu Ostern angesagt, und nach der Allgemeinen Zeitung schiebt jetzt der Papst den Juden alle

Schuld an den kirchlichen Conflicten zu, und die klerikalen Zeitungen sagen, die Juden müssen wieder in das Ghetto. Alles Blut könnte einem zu Gift und Galle werden, wenn man denkt, was das treibt, das sich Religion der Liebe nennt.

470.

Berlin, Ostermontag 1873.

Ich werde erst Mittwoch Morgen abreisen. Ich will dir heute nur noch von einem Thema sprechen, zu dessen vertraulicher Berathung ich gestern zugezogen wurde. Ich bitte dich aber, zunächst die Sache auch noch ganz vertraulich zu halten, da jede vorzeitige Kundgebung die Sache sehr stören würde. Es handelt sich nämlich um das nächstens zu promulgirende Gesetz über den Austritt aus der Kirchengemeinschaft und aus dem Gemeindeverbande. Da soll nun Christ wie Jude aus der Gemeinde austreten können, ohne der Kirchengemeinschaft zu entsagen; für alle Confessionen soll dieselbe Norm gelten. Aber das hat seine besondere Gefährlichkeit für die Juden, wo Frivolität auf der einen und ceremonielle Gehässigkeit auf der andern Seite allen Gemeindebestand auflösen würde, namentlich in den kleinen Gemeinden, die ohnedies bereits schwer zu kämpfen haben. Es geht damit, wie mit dem Satze: „Freie Kirche im freien Staat." Das ist theoretisch ganz correct, aber praktisch zeigt sich, daß es doch nicht geht. Es fragt sich nun, ob da nicht eine entsprechende Vorkehrung zu treffen ist. Ich mußte auf die Anfragen wie der Wirth Bei der Linden in Ellfeld antworten: „Ich bin noch nicht meiner Meinung." Und so geht es dir vielleicht auch; darum sollst du einstweilen darüber denken.

Ich habe mir doch wieder vorgesetzt, die kleinen Erzählungen nicht jetzt in Ausarbeitung zu nehmen. Lenke ich jetzt mein Denken von dem Roman weg, so komme ich nie mehr zu dessen Ausarbeitung.

471.

Heidelberg, 20. April 1873.

Da bin ich also bei meiner Schwester und deinem Bruder. Ich hatte ein tiefes Heimweh nach den treuen Menschen hier, und mein Gefühl, daß mir hier wohler würde, hat mich nicht getäuscht. Ich fuhr den ganzen Weg allein und las, solange Tageslicht war. Der ganzen Bergstraße entlang hatten die Kirschen bereits abgeblüht, und die Nußbäume tragen schon braune Knospen. Das da draußen lebt so stetig fort, und wie bewegt und hin- und hergeworfen ist das Menschenkind, das nun im 7. Jahrzehnt dazwischen flattert.

Ich fühle mich erst eigentlich daheim, wenn es bei Ladenburg über den Neckar geht, der kommt dort oben von Nordstetten her und war wohl eines der ersten Worte, die ich lernte, ja, ich weiß, daß ich als Kind glaubte, jeder Fluß heiße Neckar.

472.

Gernsbach, 22. April 1873.

Mit Schreiben an dich weihe ich wieder mein Hiersein, und die Hand schreibt besser, die wieder deine Hand gefaßt. Ich habe viel Schönes und Gutes zu thun, aber zu dir soll doch das erste Wort. Der Sonntag in Neckarsteinach bleibt uns thaufrisch in der Seele.

Ich reiste Mittags ab, zunächst nach Karlsruhe. Ich war wieder allein im Wagen und hatte unterwegs gutes Denken und Schauen. Im Felde wird bereits mehr als fußhoher Klee gemäht. Das im April erlebt zu haben, erinnere ich mich nicht.

Ich suchte Professor Meidinger auf, fand ihn nicht, aber vor dem Hause traf ich den Rektor Wendt und dessen Frau, eine geborne Dohrn, treffliche im Edeln lebende Menschen, ich ging mit ihnen heim, trank bei ihnen Kaffee, und sie theilten meine Freude, da ich sagte, wie wohl mir's thut, in jeglicher Stadt geheizte Menschen zu haben.

Dr. Faas erwartete mich hier am Bahnhof, und die kühle Abendluft beim Gange hierher erfrischte mich wundersam. Heute kam mein Freund Salomon Valentin Marr.

Den 23. April 1873.

Soeben habe ich die Reinschrift meines Herald-Aufsatzes gemacht und bin in mir begnügt, wenn ich auch fühle, daß es besser sein sollte. Ich gab, was ich eben hatte, und ich glaube einen Weihespruch fixirt zu haben.

Es war gestern ein sonnenheller und seelenheiterer Tag. Wir fuhren nach Weißenbach und dann nach Schloß Eberstein. Du weißt Alles, wenn ich dir sage, daß ich wieder mit Faas unsere alten Lieder gesungen habe. Nach einem großen Waldgang lag ich schon um 9 Uhr gut müde zu Bette.

Heute ist es maienkalt, die Natur kommt auch allemal wieder ins Fröşteln nach der ersten übermüthigen Frühlingsentfaltung. Das muß sein. Ich ging früh weit und es that mir gut.

Den 24. April.

Ich bin gestern Nachmittag mit Dr. Faas nach Sulzbach gefahren, wo er die Schußwunden eines Wilderers zu untersuchen hatte, der von seinen Kameraden, die ihn für den Förster hielten, geschossen wurde. Der Mann will auf Steine gefallen sein, und der Einblick ins Haus bot keine erquickliche Wahrnehmung. Die alte Schwiegermutter hat vier Kinder in Amerika, und noch hat keines einen Kreuzer geschickt. — Abends las ich den Bericht von den Bierkrawallen in Frankfurt. Ach, lieber Jakob, wie rathlos stehen wir da mit all unserer Civilisation und Wohlmeinenheit.

Ich habe in meinem Herald-Aufsatz eine Weihe der Arbeit erstrebt. Ich habe heute früh das Ganze abgesendet. Es ist gut, daß ich nicht Zeit zum Nachbosseln habe. Ich habe das Wort Weltausstellung acceptirt, denn

es ist in der That nicht Bequemlichkeit, daß man das Wort Industrie nicht mehr dazwischen keilt, es ist eine Ausstellung der gesammten Weltcultur geworden.

Während ich hier schreibe, schneit es draußen in die Blüthen, und auch in der Culturwelt fällt oft Schnee und Hagel in die Blüthen, wie solche rohe Krawalle, aber was auch hier naturgesund ist, besteht doch. Jede Culturperiode hat eben auch ihr Aprilwetter. Wir sind nur zu arge Stunden- und Tageszähler und halten solch einen Apriltag für viel zu lang.

Ich reise morgen nach Stuttgart, ich bleibe jedenfalls bis Montag dort, ich habe Vielerlei zu besorgen.

473.

Stuttgart, 26. April 1873.

Ich bin also gestern hier angekommen. Ich hatte Hemsen und Reischach telegraphirt, sie waren am Bahnhofe. Ich fand bei Cottas Briefe vor, auch Recensionen über die „Mannesseele", alle höchst abgeschmackt. Aber es ist doch wahr, man soll sein Letztes und Innerstes der Welt nicht preisgeben. — Ich speiste mit Hemsen an der 5 Uhr-Tafel, wo ich auch den mir freundlich gesinnten ehemaligen Kriegsminister General Wagner traf.

Um 7 Uhr wurde im Theater Uhlands Ernst von Schwaben gegeben. Ich erinnere mich nicht, das Stück je gesehen zu haben, und so ging ich in die Reischachsche Loge. Das Stück machte auf mich einen unsagbar beklemmenden Eindruck, woran natürlich auch die entsetzlich schleppende Art, wie es gespielt wurde, und der aufgesteifte Theaterton viel schuld war, aber das Ganze ist und bleibt bei allen lyrischen Schönheiten und vielfachen poetischen Scenerien durch und durch undramatisch. Von Spannung in der Handlung, von Steigerungen des Conflictes (es ist eigentlich gar nicht ersichtlich, wo der Conflict), von Fortentwickelung der Charaktere ist auch nicht eine Spur vorhanden, und doch lagen hier tragische Motive, wenn die beiden vorausgehenden Handlungen in Scene gesetzt wurden. Zuerst müßten wir die Freundschaft Ernsts vorhersehen und kennen, damit wir uns für seine Opferung interessiren, und dann müßte die Ermordung von Ernsts Vater ebenfalls schaubar sein und hereinwirken und vielleicht dadurch ein Conflict zwischen dem Sohn und der Mutter, die Wittwe hätte bleiben sollen, motivirt werden. Jetzt kommen Personen, sprechen und wirken ein, von denen wir nichts wissen und die wir nicht erwarteten und darum nichts hofften und nichts fürchteten. Das Ganze ist nur eine Anreihung von wohlempfundenen Scenen.

Es ist etwas Schönes um die Pietät, aber sie hält für sich allein nicht vor: es muß in dem Gegebenen etwas Zwingendes sein, das dann durch die Pietät noch eine Verklärung bekommt.

Im Gasthof traf ich Leopold Kaulla, er ist und bleibt herzwarm.

Den 28. April 1873.

Gestern früh hatte ich wieder viele Besuche; ich telegraphirte der Nichte Kauslers, daß ich Mittags kommen wollte, und nach Zwölf fuhr ich mit Hemsen nach Eislingen. Der Tag war windig und regnerisch und dazwischen schneite es. Am Pfarrhaus, vor der Thür bei den zwei Tannen, die seit meiner letzten Anwesenheit großgewachsen sind, stellte sich uns ein frischer junger Mann mit einer in Schwaben ungewöhnlichen Gewandtheit als Vicar Petzhold vor, und ich als „Menschen-Bädeker", wie ich schon oft genannt wurde, erkannte sofort in Stimme und Haltung eine Aehnlichkeit, und sie traf zu. Der Bassist Petzhold, den ich in meiner Jugend gekannt hatte, war der Großvater des Vicars. Die Nichte Kauslers, die herzige Marie, kam uns entgegen mit ihrer Mutter. Kausler kam aus seinem Studirzimmer, du weißt, daß alle Menschen ihn dem Porträt Schillers so ähnlich finden, aber sein Gesicht ist jetzt noch spitzer geworden, und das Schmerzliche des Ausdrucks gibt seinem feinen und reinen Wesen noch etwas unsäglich Bewegendes. Er hielt mich umschlungen, kämpfte aber die Herzensbewegung nieder, und ich vermochte es sogleich, den lustigen Ton anzuschlagen; denn man muß jede Gemüthserschütterung vermeiden. Der Tisch war gedeckt, aber Kausler setzte sich nicht zu uns, er saß auf dem Sopha. Er nimmt an Allem theil, aber es fehlt ihm oft das Wort. Er erzählte mit ruhiger Stimme, wie ihn der Schlag getroffen. Er war auf dem Kirchhof und hielt die Grabrede auf ein Kind; als er die Agende las, fühlte er plötzlich, daß er die Worte las, aber nicht mehr verstand. Er klappte das Buch zu, von einer Ohnmacht befallen, und wurde heimgeführt. Er glaubt nicht mehr an volle Genesung, aber er lächelt still und geduldig. Ich glaube nicht, daß die Erde je einen reineren, sich und alle Andern mehr veredelnden Menschen trug. Wir kamen unter Anderm auch auf Grillparzer zu sprechen, und er sagte: In seinen Epigrammen und Aphorismen ist er eben ein alter Prudler. Man muß wissen, was „Prudler" im Schwäbischen heißt. Es ist ein alter Mann, der nicht mehr mitthut, aber über Jegliches seine maßleidigen Bemerkungen macht. — Es war mir lieb, daß ich auch manche Anekdote anbringen konnte, über die Kausler herzlich lachte.

Hemsen wollte noch zu seinem Onkel, dem Pfarrer Vischer (Bruder des Aesthetikers) in Gingen. Wir fuhren in einer Halbchaise dorthin und unterwegs war es grimmig kalt von dem schneidenden Schnee, der in die Blüthenbäume gewirbelt wurde. Ich habe dir von Gernsbach aus eine Aehre geschickt, aber der Bauer, der uns führte, hatte das Sprichwort: „Es ist besser, man sieht auf Sankt Georg einen Wolf, als eine Aehre." Wir trafen die Pfarrerin allein, sie saß in der wohlgeheizten, mit schönen Bildern geschmückten Stube am Nähtischchen am Fenster und las Jugo und

Ingraban. Sie sprach mit gutem Verständniß darüber. Sie ist die Tochter des Professor Bauer, der Goethes Hermann und Dorothea ins Lateinische übersetzt hat und wovon Goethe sagte, daß er erst dadurch sehe, daß er den rechten Ton getroffen.

Nach einer Stunde kam der Pfarrer. Er hat das Gedrungene und militärisch Stramme seines Bruders, und Beide haben offenbare Aehnlichkeit mit ihrem großen Ahn, dem Gelbgießer Peter Vischer in Nürnberg. Auf der Heimfahrt trafen wir in Cannstatt mit Lübke und dessen Frau zusammen.

Den 29. April 1873.

. . . Ich machte einen Besuch bei Fr. Vischer, er ist frischauf[1]. Er ist mit Strauß zerfallen. Strauß verlangte, daß er etwas über sein Buch schreibe und überhaupt als Gleichgesinnter sich zu ihm stelle, und Vischer hat doch auch manches Gegnerische zu sagen, das, wie er glaubt, Wasser auf die Mühle der Gläubigen wäre, und so schrieb er für Strauß nach und nach fast 30 Briefbogen Bemerkungen nieder, worauf Strauß ihm erwiderte, daß er sie uneröffnet liegen lasse. So sind die alten Freunde auseinandergekommen, und jeder sitzt, wie ein Vogel im Käfig, auf dem Stängelchen und pfeift sein Lied. Ja, so ist's. Wie ganz anders wissen die Positiven zusammenzuhalten und über Differenzen hinwegzusehen; das Positive macht die Menschen auch im individuellen Leben gehorsam.

Gegen Abend besuchte ich Mörike, der nun schon seit Jahrzehnten kränkelt. Mörike arbeitet sich vergebens daran ab, seinen Roman: Maler Nolten zu erneuen. Ich habe ihm schon vor mehreren Jahren gesagt, daß das unthunlich sei; eine Jugendstimmung und gar eine romantische muß man lassen, wie sie ist, und darf sie nicht aus einer späteren Stimmung corrigiren. Ich erzählte ihm damals: Ich kannte in Prag eine Frau, bei der ein Maler wohnte, der lange seine Zimmermiethe nicht bezahlte. Eines Tages sagte sie ihm: „Sie können Ihre Schuld abverdienen, ich habe droben ein Bild meines Mannes hängen, machen Sie mir das Bild meines Sohnes daraus". Die Geschichte ging damals Mörike sehr ein. Er wollte doch von seinem Vorhaben nicht lassen, und so vertröstete er sich fort und fort, daß es ihm gelingen werde, die Stimmung werde kommen, und derweil thut er nichts Anderes.

Als ich in das Haus kam in der Dämmerstunde, sagte mir Mörikes Schwester, Klärchen, daß er bereits zu Bette gegangen sei. Er hörte meine Stimme und rief mich herein. Er saß aufrecht im Bett, hatte eine graugestrickte wollene Jacke an, ein schwarzes Sammtkäppchen auf dem Kopfe

---

[1] Vgl. zum Folgenden den Brief v. 5. September 1873.

und die große Brille vor den Augen. Er war voller erquicklicher Liebe zu mir und ließ meine Hand nicht los und sagte u. A.: Du, ich habe in den letzten Tagen deinen Diethelm gelesen in der Heyseschen Sammlung, das ist was, ein tüchtiges Stück. Weißt du, das ist so ein Buch, wenn man es nachts liest und das Licht ist einem abgebrannt, steht man auf und sucht überall nach einem Lichtstumpf, bis man ihn gefunden hat; man muß es auslesen, man hat keine Ruhe; man hat sie auch nicht, wenn man ausgelesen hat, so packt es, aber es ist doch aus.

Erst nach 9 Uhr traf ich wieder mit Vischer im Café Marquardt zusammen. Er gab mir Recht, als ich ihn ermahnte, seine große Kraft nicht an die Shakespeare-Erklärung zu verschwenden; er wäre der Mann dazu, um der Zufälligkeits- und Gehässigkeitskritik, die heut zu Tage im Schwunge ist, den Garaus zu machen. Aber Vischer will doch nicht regelmäßig auf Wache ziehen, und es ist jammervoll, wie solch eine mächtigste Kraft sich verbraucht, ohne an die rechte Stelle gekommen zu sein. Vischer hätte in Berlin dociren und richten müssen. Es wird nächstens ein neuer Band „Kritische Gänge" von ihm erscheinen; und obgleich er mir manchmal zuviel an Goethe nergelt, war es mir neu Aufschluß gebend, als er darlegte, daß Goethe seinen deutschen Grundton aus „Götz" nur eigentlich noch im „Faust" wiedergefunden und gegeben hat. Er gab mir Recht, da ich, an Schwind erinnernd, meine Wahrnehmung äußerte, daß die meisten bildenden Künstler ähnlich wie die mittelalterlichen Dichter lateinisch dichteten, lateinisch malen; Schwind malte in deutscher Sprache.

Im vollsten Behagen gingen wir erst nach 1 Uhr auseinander.

Den 30. April 1873.

Seitdem ich bei Kausler war, leide ich an einem Rheumatismus. Ich war gestern bei Lübke zu Tisch, mit Stockhausen, Eduard Pfeiffer und deren Frauen. Wir waren überaus heiter, und als ich Abends heimkam, hatte ich wieder meine Schmerzen. Jetzt war mir's klar, es ist ein schlimmer Zahn, der mich so plagt. Mit dem Zahnschmerz geht's wie mit König Pharao: wenn die Plagen vorüber sind, läßt man's beim Alten. Ich hatte nach allen Zahnärzten gefragt, wagte aber nicht, zu einem zu gehen. Endlich gegen Abend, als die Schmerzen wiederkamen, und [ich] mich vor der Nacht fürchtete, war ich rasch entschlossen, ging zu Dr. Klein und ließ mir den Zahn ausreißen. Das ist der Weisheitszahn, und ich habe nun das Recht dumm zu sein.

Ich ging dann ins Theater zu Reischachs, es wurde Onkel Bräsig gegeben. Das Stück ist aus Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", von zwei Schauspielern zusammengeschmiert, aber die Charaktere sind doch so

unverwüstlich an Lebenskraft, daß sie auch in dieser Verstümmelung noch ansprechen.

Christoph Schwab drängte sehr, daß ich mit zur Hölderlin-Feier in Lauffen gehe, wo heute die Gedenktafel Hölderlins enthüllt wird. Aber ich könnte nicht dabei sein, ohne zu sprechen, und ich habe kein Verhältniß zu Hölderlin. Und wenn man auch wohl darauf hinweisen könnte, daß man in der vaterlandslosen Zeit der Romantik sich so in alle Ferne versetzen mußte, so will ich eben nicht, daß in der Zeitung stehen könnte, ich hätte da wieder eine Rede gehalten. Ich werde wahrscheinlich auch nicht zur Enthüllung des Uhland-Denkmals gehen.

Ludwigsburg, 1. Mai 1873.

. . . Zu Tische war ich bei Reischach mit dem Chef-Redakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Braun. Er will im Gegensatz zu den Sensationszeitungen den historischen Charakter der Allgemeinen Zeitung bewahren. Braun begleitete mich zur Eisenbahn.

Unter strömendem Regen kam ich in Ludwigsburg an. Die Straßen sind schmutzig. Ich fand das Haus von Strauß in der Nähe in einer Seitenstraße, und Strauß war herzlich erfreut von meinem Kommen. Er hat ein Zimmer ohne Teppich, Alles sehr kleinbürgerlich, mit dem hohen Stehpult, der ihm überall hin folgt, aber einige gute Bilder an den Wänden. Er hat sehr heiß in der Stube, denn er ist krank, und er freute sich, daß ich ihm gute Anweisung für Karlsbad geben konnte. Er dankte mir wiederholt, daß ich ihm so mutherweckend geschrieben, und fand es recht, daß ich unter den gegebenen Verhältnissen nicht öffentlich herausgetreten sei. Wir sprachen von der Prinzessin Alice und ihrem Besuche beim Papst. Er bleibt aber dabei, er hält große Stücke auf sie. Zu meiner Orientirung gab er mir ein geschriebenes Heft: Denkwürdigkeiten, Nr. 4, das ich auf meinem Zimmer lesen sollte.

Ich blieb fast 4 Stunden bei ihm und kann nicht mehr sagen, über was wir alles sprachen. Er gab mir Recht, daß es beängstigend ist, wie er so allein wohnt, allein ißt und eigentlich mit Niemanden verkehrt. Er will sehen, daß er nach der Kur in Karlsbad das ändern wird. Er wiederholte oft, daß er mit großer Ruhe dem Tode entgegensehe, sei es heute, sei es morgen.

Ich ging gegen 8 Uhr nach dem Wirthshaus. Ich las das Heft, es ist eine saubere, überaus reinliche und dabei plastisch anmuthende Schilderung seines Verhältnisses zu Renan und zur Prinzessin Alice. Am Schlusse heißt es, daß über sein letztes Buch noch nicht die Zeit sei, Historisches

festzustellen, aber es ist ein lateinischer Brief [darüber] angehängt an den Stadtpfarrer Fischer in Oehringen. Der Brief ist voll feiner Grazie.

Ich aß allein auf meinem Zimmer, und es überkam mich ein Schauer, wenn ich zurückdachte, wie ein Heros wie Strauß so Monate und, wie er meint, für sein ganzes noch übriges Leben so allein, so wortlos, ohne Ansprache verbringe. Ich meinerseits wäre dessen nicht fähig.

Ich kann nicht sagen, wie mir jetzt in der Heimat beim Wiedersehen der Jugendfreunde alles Leben wie ein grausamer banger Traum vorkommt. Es ist mir oft, als sähe ich die Jugendgeliebte plötzlich in eine runzelige alte Frau verwandelt.

Gernsbach, 2. Mai 1873, Abends nach 7 Uhr.

Da bin ich wieder, fast möchte ich sagen, daheim. Als ich wieder gen Gernsbach kam, war mir jeder Luftzug, als tränke ich Thau, und heute zum erstenmal war wieder Mittagssonnenschein, das Grün der Gräser und Saatfelder war so frisch und so durchgoldet. Und wenn ich denke, was ist das für ein voller Tag und kaum erst 12 Stunden, und in dieser kurzen Spanne habe ich gute Zeit verbracht mit David Strauß in Ludwigsburg, mit dem Maler Lessing in Karlsruhe und mit Oberst Müller in Rastatt.

Ich ging also heute früh um halb Neun wieder zu Strauß, er hatte leider bis 4 Uhr früh nicht geschlafen und seine Mienen waren schlaff. Wieder fiel mir die Aehnlichkeit mit Moltke auf, nur ist das Auge von Strauß, wenn er im Zimmer die Brille abgelegt hat, größer und strahlender.

Den 3. Mai.

Ich war doch gestern zu müde, um dir weiter zu schreiben. Also setze ich heute fort.

. . . Strauß liest eben jetzt eine Biographie und Apologie des Pastors Goeze. Ich ermahnte ihn, das Leben Lessings fertig zu stellen, das ist noch seine große Aufgabe, aber er glaubt, der Welt nichts mehr bieten zu können oder eigentlich zu sollen. Wiederholt kamen wir dann auf die Prinzessin Alice, durch die er den „Voltaire" schrieb. Ihm bleibt das Verhältniß eine in sich abgeschlossene schöne Episode seines Lebens.

Ich erzählte nun ausführlich von Fr. Vischer und ermahnte, nicht durch Uebelnehmereien das eigene Leben zu zerstücken. Dieses Letzte erkannte Strauß auch.

Es war zwölf Uhr, als ich zur Eisenbahn ging, und ich hatte das Glück, wieder allein in einem Wagen zu sein. Ich las bis Karlsruhe, dort traf ich Salomon Marr. Ich ging mit Marr in das Atelier von Lessing. Er arbeitet jetzt wesentlich in seiner eigentlichen Force, die die

Landschaft ist, denn seine historischen Figurenbilder haben etwas von jenem Charakter des Uhlandschen Ernst von Schwaben; es sind historisch und psychologisch empfundene Scenen, aber es fehlt ihnen die dramatische Erhebung und Gewalt. Er hat eine Skizze zu einer Gerichtsscene vor einem deutschen Kaiser, und ich glaube, daß ich ihm verstärkendes Motiv dazu gab, aber es bleibt doch immer ein Mittelding, das eben das historische Genrebild ist. Lessing klagt, daß keine älteren packenden historischen Motive sich finden, und er gab mir Recht: das allgemein historische Interesse geht nicht hinter Gotthold Lessing und Friedrich den Großen zurück.

474.

Gernsbach, 5. Mai 1873.

Es ist heute endlich ein frischer heller Tag. Ich war früh schon weit und habe auch weit hinaus gedacht für das Leben und die Arbeit. Gestern war ich nahe daran, mich hier anzukaufen; das Hartmannsche Landhaus mit Garten, das du kennst, da drüben am Wege nach Scheuren ist für 16,000 Gulden zu haben. Als ich aber Nachmittags auf Schloß Eberstein war und sah, wie die Honoratioren ihren Sonntag Nachmittag verbringen, die Männer karteln, die Frauen plaudern beim Kaffee, da ward mir doch klar, ich kann ohne Verkehr mit Männern der Kunst und Wissenschaft nicht leben.

Ich habe an Carrière einen Brief auf Liebigs Tod geschrieben. Du weißt, Liebig war mir sehr freundlich gesinnt und hat mir auch noch für meinen letzten Kalender einen Beitrag gegeben. Und gestern las ich den Tod Karajans in Wien. Auch dieser war mir persönlich überaus gut, und er war so liebenswürdig burschikos, als ich ihn an einem Sommernachmittag zum erstenmal besuchte.

Den 6. Mai 1873.

Ich ging gestern nach Tisch mit Dr. Faas und Marr die Feldwege nach Gaggenau. Es war ein prächtiger Frühlingsmittag, aber der Frost hat entsetzliche Verwüstungen angerichtet. Der Nußbaum und der Weinstock hatten sich zu früh entwickelt; die Blätter und die Blüthen sind schwarz und dürr gebrannt, aber das sogenannte Unkraut, der Ginster blüht golden.

Wir wollten Dr. Ehrlich in Gaggenau empfangen und mit ihm hierherreisen; aber er war nicht da, und als ich gegen die kleine eiserne Brücke kam, [kam] er mir entgegen, und das war gut. Wir haben heute schon Allerlei gearbeitet.

Ich habe heute von Hemsen einen tief erquicklichen Brief bekommen. Er schickte mir auch die Worte, die er bei der Hölderlin-Feier in Lauffen gesprochen hat. Hemsen ist auch auf dem uns nothwendig angewiesenen Wege,

daß wir jetzt, nach errungener nationaler Einheit, uns und Andere immer dazu anhalten müssen, nicht das Errungene für etwas zu halten, das mehr sei, als die Möglichkeit, zu den reinen Zielen des Menschenthums zu gelangen. In der Allgemeinen Zeitung hat auch Pecht seine Briefe von der Weltausstellung begonnen, und dieser erste spricht es auch mit kräftigem Nachdruck aus, daß die nationale Geschlossenheit und Unabhängigkeit die reinen und selbständigen Formen des Lebens schaffen müsse. Ich hoffe mit meinem Buche auch etwas dazu zu thun.

475.

Gernsbach, 1. Juni 1873.

Heute ist Pfingstsonntag. Es ist draußen herbkalt, aber doch ohne Regen.

Ich habe gestern Abend einen guten Pfingstgruß erhalten. Ein Professor Giovanni Macrotti in Treviso schickt mir einen Canto filosofico, der mir gewidmet und mit einem Motto aus „Auf der Höhe“ versehen ist. Ich kann zwar die beigelegte Zuschrift nur halb und das Gedicht gar nicht verstehen, aber so viel sehe ich doch, daß ich auch in Italien gewirkt habe.

Den 3. Juni.

Wir sind aus dem herbkalten Frühling plötzlich in heißen Sommer versetzt. Gestern war Oberst Müller mit Familie und Freunden hier bei mir, und es war uns festlich wohl.

Ich bin in meiner Arbeit jetzt an großen erschütternden Momenten, und mein Schlaf ist so leicht gestört. Ich habe deshalb mein Bett in ein anderes Zimmer versetzen müssen. Das Rauschen der Murg und auch des Sturmes wie heute Nacht ertrage ich leichter als Geräusch, von Menschen erregt. Warum? Unsere Nerven haben auch Verstand. Was wir hindern könnten, ertragen wir schwerer als das Unabänderliche in der Natur draußen.

Den 5. Juni.

Ich glaube jetzt, daß ich das Ganze binnen 10—12 Tagen so beiläufig zu Papier habe. Wenn ich fertig bin, mache ich das Heft zu und reise im Schwarzwald umher. Ich bedarf gründlicher Verkühlung, es ist in mir selber eine Gewitterluft, die sich endlich im Regen neu erfrischen muß.

476.

Gernsbach, 7. Juni 1873.

. . . Ich fuhr [gestern] mit Dr. Ehrlich in einem Einspänner nach Baden. Ich fühlte das Bedürfniß, wieder Menschen zu sehen und neue Culturumgebungen. Der Weg war wunderschön im frischgetränkten, sonnen-

beschienenen Walde, und wir hatten gutes Denken und Träumen. Am Kurhause war es still, und ganz Baden kommt mir überhaupt vor, wie ein verzogenes aufgeputztes Kind, dem man sein Spielzeug genommen hat. Es hat sich ausgeweint, es soll jetzt arbeiten, seine Vocabeln lernen; aber es ist zu lange beim Tändeln gewesen. Auch die Naturumgebung war mir nicht so anmuthend wie sonst. Man hat beständig das Parkgefühl, und jeder Baum hat Toilette gemacht. Ich besuchte Gruber und die Seinen. Sie stehen in alter Treue.

Wir fuhren, als es Nacht war, wieder heim, und ich war froh, als ich wieder hier in meinen guten ruhigen Zimmern war.

477.

Gernsbach, 8. Juni 1873.

. . . Ich war gestern Nachmittag doch wieder in Baden, nur auf zwei Stunden, der Weg dahin ist gar erfrischend. Am Kurhause, an einem Junisonntag, er war freilich kalt und herb, waren wir nur vier Personen vor dem Kaffeehause. Wunderliche Welt! Wie hat Alles das Spiel verdammt, und jetzt da es abgeschafft ist, ist ihnen der Ort nicht mehr anziehend und die schönen Plätze sind öde. Ich hatte die Freude, Turgénjew zu treffen, der nur auf einen Tag da war, um seine Bücher einpacken zu lassen. Er sprach die eigenthümliche Empfindung aus, daß er wohl zum letztenmal in Baden gewesen sei, er reist nach Karlsbad, er leidet sehr an Gicht. Er erzählte viel von Paris und von einer wunderbar ergreifenden und phantastischen Erzählung Flauberts: Les tentations de St. Antoine. Flaubert hat bei ihm und bei George Sand das Buch vorgelesen und große Wirkung hervorgebracht. Es erscheinen die sieben Todsünden und alle Häresien, und Alles soll anschaulich sein und ohne Reflexion ꝛc. Turgénjew behauptet, man dürfe nie ein Motiv erklären oder auch nur die Begründung andeuten. Quod est demonstrandum.

478.

Gernsbach, 14. Juni 1873.

Ich bin seit vorgestern mit der ersten Niederschrift fertig. Ich habe einen Trumpf darauf gehalten, keinen einzigen Tag auszusetzen; es ist mir gelungen, ununterbrochen zu arbeiten. Nun aber spüre ich doch die Folgen. Ich habe Schwindel bekommen und Beängstigungen vor Schlaganfall, daß ich nasse Tücher stundenlang auf den Kopf legen mußte. Gestern wollte das Kopfweh wieder kommen, ich bin aber ausgegangen, es hat mich nicht zu Hause gefunden, und heute bin ich in aller Frühe mit Dr. Faas auf Praxis gefahren nach Staufenberg ꝛc, und da wagte es sich auch nicht

herbei. Und übermorgen will ich mit Dr. Ehrlich nach dem Mummelsee bis quer durch den Schwarzwald nach St. Blasien, und da will ich nichts denken und nichts schreiben, nur sehen, und da wird es wohl gut bleiben.

Sonntag, 15. Juni 1873.

Erst aus deinem Briefe erfahre ich den Tod B. H. Goldschmidts. Ja, er war mir ein Freund in der vollen Bedeutung des Wortes, und so oft wir uns begegneten, erneute sich das Frohgefühl. Er war ein idealer Mensch der alten Weise. Ich werde in meiner Lebensgeschichte noch von ihm sprechen. Jetzt, ja, man wird alt, jetzt trifft die Nachricht auf stumpfe Nerven.

Ich bin doch sehr angegriffen von der Arbeit und muß jede Gemüthsbewegung scharf abhalten. Ich hoffe, ich kann's, drum will ich reisen und mich an neue Objecte verlieren.

Den 16. Juni 1873.

Heute vor zwei Monaten bin ich von Berlin abgereist und war den Abend bei dir. Heute reise ich von hier weg und werde in Schönmünzach übernachten, das du ja auch kennst. Was waren das für zwei reicherfüllte Monate!

479.

Bad Petersthal, 19. Juni 1873.

Da bin ich also, mache zum erstenmal Halt und schreibe dir, lieber Jakob, wie ich unterwegs oft dachte: wenn du nur auch dabei wärest.

Ich fühle mich so frei, als wäre ich schon wochenlang auf der Reise, und so leicht dabei, als hätte ich gar nicht gearbeitet. Doch nein, das nicht, so viel Mühe ich mir auch gebe, d. h. meinem Denken und Phantasiren commandiren will, von der Arbeit abzulenken, es geht nicht, ich sehe, höre, empfinde Jegliches, bald für die eine, bald für die andere Figur, und das Procedere vom unmittelbaren Erleben zum Innehalten, Besinnen und Fixiren im Sinne meiner Gestalten und für dieselben geht unsäglich rasch, und ich glaube, daß von dieser Reise aus mein Buch viel mehr concretes Colorit bekommt und auch den umfassenderen Charakter des Schwarzwaldes. Wer weiß, ob ich je noch einmal zu freier Erfassung und Darstellung desselben komme. Ich sehe auch, daß ich gar nie fertig werde in Durchdringung und scharfer Kenntnißnahme dieser einzelnen Landschaft und ihres Getriebes, so daß mir oft ist, als hätte ich ihn noch nie nach irgend einer Seite erschöpfend dargestellt. Das Intime tritt vor dem Umfassenden freilich zurück, aber ich habe doch von jenem bereits das Wesentliche absolvirt, und nun darf ich wohl von größerer Perspective aus ganze Thäler in ihren Besonderheiten rasch und mit breitem Pinsel zeichnen.

Ich habe noch nie das dumme Verlangen gehabt, erst jung zu sein. In diesen zwei Tagen aber meinte ich immer: jetzt erst sollte ich recht arbeiten können, jetzt erst kenne ich mein Land und meine Kunst, und wie sie gehandhabt werden muß. Ich hätte noch so viel zu vollenden, wenn mir die Jahre und die Kraft aushielten.

Ich will dir aber doch vor Allem erzählen. Also Montag Mittag aß noch Dr. Faas mit uns mit seinem 15jährigen Töchterchen, das sich bürgerlich schön und tüchtig entwickelt hat. Wir hatten den Gottlieb, der so schön Horn bläst, mit seinem Fuhrwerk, und Faas begleitete uns bis Weißenbach, wo wir noch beim Pseudo=Lorle Abschied nahmen. Dr. Ehrlich kannte von da an die Landschaft nicht mehr und war neu erfreut. Die Sonne war heiß und uns war unsäglich wohl; denn man hat einen guten Geist im Geleite, wenn man eine einigermaßen fertige Arbeit im Koffer hat.

Beim Försterhause in Forbach, wo damals, als du mit mir fuhrst, die schönen Rosen blühten, hielten wir an, dann ging's bergauf in die eigentlich nicht mehr fashionable Gegend. Gegen Abend wurde es kalt, und in der Post in Schönmünzach trafen wir nicht eben die schönste Wohnung. Im Herrenstüble traf ich den von früher bekannten Staatsanwalt von Gulat mit seiner hübschen Frau, einer Holzhändlerstochter von Gernsbach. Gulat ist zum fünften Theil Besitzer der Glashütte von Schönmünzach; bei ihm war auch ein rothwangiges und helläugiges schönes Mädchen von leichter und freundlicher Ansprache, die Tochter des Forstraths von Kageneck, die mir sofort erzählte, daß erst vor wenigen Tagen „Joseph im Schnee" bei Hofe in Karlsruhe vorgelesen wurde. Ich ließ dem Bezirksförster von Zeplin sagen, daß ich da sei. Er kam, und dann sangen die beiden Frauen kleine Lieder, besonders eines von Mörike mit einer volksthümlichen Melodie, dann wurden im Chore Volkslieder gesungen, und draußen in der andern Stube sangen die Postillone; es war eben ein Stück vollen leichtmuthigen süddeutschen Lebens.

Am andern Morgen besuchte ich noch die Frau von Zeplin, die ich von früher kannte und die in der Ehe immer schöner wird und die hier in der Einsamkeit ganz vergnügt lebt, sich selber viel gute Musik macht und liest, und zwei prächtige vollsaftige Knaben hat, Kerle wie zwei junge Löwen. Zeplin begleitete mich bis Zwickgabel, und ich lernte unterwegs mancherlei Forstliches. Im „Falzenden Auerhahn" in Langenbach frühstückten wir, und unterwegs im Walde sah ich einen uralten verfaulten großen Baumstamm; es verfault jetzt keiner mehr, jeder Span wird ausgenutzt. Der Wald ist eine große Quelle der Industrie geworden. Und wieder, wie heuer jeden Tag, zogen Regenwolken am Himmel hin, und als wir am Eckle anlangten, wo unser Wagen thalab ging und wir nach dem Mummel=



see wollten, begann es bereits zu regnen. Wir hatten einen kleinen Knaben als Führer, und als wir eine Strecke weit gegangen waren, kehrten wir rasch wieder um, und das war sehr weise. Wir waren geschützt in der für solche Fälle hier oben erbauten Blockhütte, und bald war der Regen so heftig, daß auch der Wegknecht mit seinem Gehilfen triefend hereinkam. Der Mann erzählte mir bald seine Lebensverhältnisse, zwei seiner Söhne sind in einer Glashütte, ein dritter ist in Amerika. Du kannst dich darauf verlassen: nach fünf Minuten Gespräch wird hier das Wort „Amerika“ laut. Es gibt keine Familie mehr, die nicht dorthin Beziehung hat. Ein seltsamer Mensch war der Gehilfe, der eigentlich Butterhändler ist und in den Pausen an der Straße arbeitet. Ein magerer, offenbar gering genährter Mensch mit dürftigen Kleidern, er spricht fast gar nicht, und als ich ihn fragte, warum nicht? sagte er endlich ganz offen: „Es ist mir nicht drum.“ Der Regen schnaufte sich bisweilen aus, dann brach er wieder um so heftiger los. Endlich ließ er doch nach, und wir machten uns auf den Weg nach dem Mummelsee. Der Mummelsee! Das ist eine meiner tiefsten und geheimnißvoll lockenden Jugenderinnerungen. Meine Schwester Babi erzählte mir noch, daß die Seejungfrauen aus dem Mummelsee einmal in Nordstetten auf dem Tanze gewesen seien als wunderschöne reichgekleidete Bauernmädchen, und die Burschen wollten sie heimbegleiten. Sie riethen ihnen ab; einer aber blieb bei ihnen, ging mit ihnen in den See hinein, aus dem dann Blutstropfen herauskamen und eine Stimme: „Er ist auf ewig bei den Seejungfrauen.“

Der Weg war sehr naß; es rannen immer Wässerlein darüber weg; aber ich wollte doch den See sehen und wir kamen endlich auch glücklich dahin. Wir machten in der Hütte dort ein Feuer an und hatten die Freude, auch noch hellen, vollen Sonnenschein dort zu erleben.

Wir kamen durch Buchenwald wandernd auf gutem Wege in Seebach an; die Ermüdung vom zweistündigen Marsch that wohl, und das Fahren im offenen Wagen mit dem Ausblick in die sich ineinanderschiebenden Berge war eine wahre Erquickung. Wir kamen in Allerheiligen an; da hieß es aber, daß 37 Forstkandidaten auf heute Abend angemeldet seien; es gab kein Nachtquartier. Wir gingen den Weg an den Wasserfällen hinab, und es ist in der That wunderschön. Es sind jetzt gerade 30 Jahre, daß ich hier in der Gegend war bei dem Verfassungsfest in Oberkirch mit Itzstein, Hecker, Soiron, Heinrich König, Dr. Strecker. Von allen diesen lebt nur noch Hecker, und damals mußten wir noch an Leitern hinaufklettern, jetzt ist Alles sehr schön wegsam.

Wir fuhren weiter. Gottlieb blies schöne Melodien, an den Gehöften vorbei und dann durch das Städtchen Oppenau, daß Alles an die Fenster

lief, und in der Post fanden wir es sehr behaglich. Es muthete mich ganz wie ein italienisches Städtchen an, und auch das Wirthshaus mit den Tischen davor, mit der Linde vor der Kirche und den offenen Thüren, die von der Straße aus unmittelbar in die Wirthsstuben führen. Oberst Müller hatte Empfehlungen an den Pfarrer Guth mitgegeben. Er kam und erschien sofort als ein Mann, der Anmuth und Würde angenehm verbindet. Er brachte uns ins Pfarrhaus, das schön, still abgeschlossen im Garten steht, und stellte uns seine Eltern vor, die er bei sich hat, und seine Schwester und einen Knaben von 10 Jahren, Sohn einer Schwester. Er hat noch einen Kaplan, der bald kam und aussah, wie ausgeschnitten aus meiner Erzählung: Das Frankfurter Loos. Seine Pfarrei ist acht Stunden groß, und er ist sehr eifrig in seinem Beruf. Er ist ein Schüler von Alban Stolz und hält große Stücke auf diesen, und er erzählte mir viel Gutes von dem Manne, der so roh und ungeschlacht sich in seinen Schriften gibt. Er gab mir auch ganz wörtlich das, was er in der Regel in seinem Collegium über mich sagt. Ich glaube aber, daß er die Judenschimpferei wegließ. Wir gingen noch gemeinsam spazieren, und Pfarrer Guth sagte mir, daß er gegen Prinzipien kämpfe, aber nie gegen die Person. Er erzählte mir viel von Erfahrungen an Sterbebetten, und es lag ein heiliger Eifer darin, wie er betonte: Da spricht endlich die Seele: „Ich bin ein Theil von Gott und will zu Gott."

Der gestrige Tag war sehr reich und ergiebig. Nach der Kirche um 8 Uhr frühstückten wir im Pfarrhause. Noch ein dritter Geistlicher, der Sohn eines reichen Bauern von Oppenau, ein stattlicher Mann, großgewachsen, mit gewählten Manieren und manchmal etwas französischer Betonung. Der katholische Pfarrer von Karlsruhe, Bürk mit Namen, war auch da, und wir beschlossen, zu seinem Vater auf den Hof zu gehen. Sein jüngster Bruder (da hier das Minorat herrscht) hatte gestern eine reiche Bäuerin geheirathet und das Gut übernommen. Unterwegs erfuhr ich, daß der alte Bürk ein Bruder des „Klein=Rotteck" ist, den ich vor 30 Jahren beim Verfassungsfest in Oberkirch kennen gelernt und den ich auch im „Lehnhold" unter dem Namen Klein=Rotteck episodisch geschildert habe. Wir kamen auf dem Hof an. Dort ist eine ledige, hochschlanke ältliche Schwester, die jetzt auch bald heirathen will, noch da. In der Kammer lag die 74jährige Mutter krank. Die Alten haben vor einem Jahre ihre goldene Hochzeit gefeiert. Bald kam auch der alte Bauer, schlank wie eine Tanne, fest aufrecht, in rother Weste, ledernen Kniehosen, schelmisch und selbstsicher in jedem Worte. Er war früher mit seinem Bruder, dem Klein=Rotteck, der ein „Revoluzer" war, verfeindet, denn er ist streng conservativ.

Es regnete wieder heftig, wir saßen aber vergnüglich da und kamen

noch glücklich dazu, als in der Pechhütte heute zum letztenmal Pech gesotten wurde. Ich habe das noch nie gesehen, und als die beiden anderen Pfarrer heimkehrten, führte uns Pfarrer Bürk in den Wald. Er nahm das Harzeisen mit und zeigte uns genau die Manipulation.

Wir fuhren wieder im Regen in einem Einspänner hierher, und als wir hier ankamen, spielte eben die Musik die Ouverture zum Don Juan. Wir haben seit zwei Monaten keine Musik gehört, und das war nun neu erfrischend, wie überhaupt der Eintritt in den Comfort. Wir wohnen in den teppichbelegten Zimmern, die die Kaiserin von Rußland bewohnt hat, und der Wirth ist überaus freundlich.

Den 21. Juni.

Ich schreibe dir nichts Detaillirtes von gestern und vorgestern. Ich möchte mich daran gewöhnen, auch für dich nichts mehr zusammenzufassen, bis ich wiederum stärker bin. Ich habe mich in meiner Arbeit so übermäßig concentrirt, daß ich mich jetzt im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Concentration zerstreuen muß, und mir fällt dabei die Lieblingsgeschichte Rietschels ein von dem riesengroßen Sänger Lablache, der sich für einen Zwerg ausgab und dem Staunenden sagte: „Daheim, da mache ich mir's bequem und gehe auseinander.“

Ich habe hier viel Einblicke in das katholische Pfarrerleben und auch in das unmittelbare Volksleben bekommen, und ich kann nur sagen: wir haben die Schlagfertigkeit der preußischen Heeresverfassung bewundert, noch viel bewundernswürdiger ist die der Hierarchie. Diese Disciplin, dieser eine Druck, der tausend Fäden bewegt! Noch nie hatte sich etwas derart constituirt und seine elektrischen Batterien so richtig auf einen allzeit reizbaren Nerv gerichtet.

480.

Wolfach, 26. Juni 1873.

Fünf gute Stunden kann ich gut marschiren. Deß habe ich mich gestern ausgeprobt. Ich war freilich (durch den Marsch von Rippoldsau bis hierher und oftmals im Regen und bei scharfem Gegenwind) sehr ermüdet, aber ich habe neun Stunden geschlafen und bin heute ganz frischauf, und das Erste ist die Lust dir zu schreiben. Ich hatte gestern früh noch viel zu besorgen und mußte auch der Tochter des russischen Gesandten Orejow noch etwas ins Album schreiben, dann gingen wir zu dritt thalab, der Intendant des Darmstädter Theaters, Hofrath Werther, begleitete uns bis gegen Schappach. Unterwegs hatte ich manche gute Ansprache mit Begegnenden auf der Straße, und ich ging auch da und dort in die Häuser und Ställe. Es ist ein frisches und offenes Leben hier. Am Wege sah ich auch einen Baum fällen. Ich blieb, bis er fiel und sich den Berg hinab wälzte, und das

hat immer etwas Ergreifendes. Wir waren doch müde, als wir endlich zum „Ochsen“ nach Schappach kamen. Das große schöne Haus muthete schon voraus an, und drinnen Alles so stattlich: eine Stube wie ein überdachter und mit Tischen bestellter Marktplatz.

Wir aßen zu Mittag und wanderten dann weiter und überall ist vollsaftiges Dasein. Wir kamen wieder in milderes Klima. Da blühten die Rosen und da zeigte sich's auch: der Sommer hat seine Höhe erreicht, die Frühgerste ist geschnitten und eine Elster flog darüber hin und schnatterte vom leeren Kirschbaum. Gegen 6 kamen wir endlich hier an. Ich traf den Sohn des Försters von Rippoldsau, der hier Forstadjunkt ist, und mit ihm gingen wir ins Bierhaus, wo wir die Honoratiorenschaft trafen. Wie gesagt, ich schlief bis 8 Uhr und war dann ganz frisch. Ich unterhielt mich beim Frühstück eine Weile mit dem Ingenieur, der die Fortführung der Bahn aufnimmt. Dann sahen wir Bauern, geputzt auf Wagen hereinfahren, die Frauen mit goldenen Hauben. Es ist eine Hochzeit im Dorf. Wir gingen zur Kirche, blieben bei der Trauung und beim Hochamt. Das Hochamt muß doch großen Eindruck auf die Gläubigen machen, und ein Priester, dem dies ganze Ceremoniell gleichgiltig oder zuwider wäre, müßte doch einer der unglücklichsten Menschen sein, wenn er das alles doch so schauspielern müßte.

Den 28. Juni.

Ich bin nicht wieder zum Schreiben gekommen und muß dir also zuerst das hier Erlebte geben. Nach Tisch besuchten wir den Amtsrichter und gingen dann zu Fuß mit ihm nach Hausach. Er ist ein prächtiger Mensch, groß und imponirend in der Erscheinung, volltönend in der Stimme, wohlgebildet und sicher im Ausdruck.

Er erzählte uns sehr viel Ansprechendes. Ich hörte von ihm auch viel über die Entsittlichung, die das Großbauernthum mit sich bringt. Volkswirthschaftlich sind die geschlossenen Güter eine Stützung des nationalen Wohlstandes, aber es hängen entsetzliche Uebel damit zusammen, vor Allem die Abhängigkeit der Häusler, ihrer Frauen und ihrer Töchter und grausamer Mißbrauch.

In Hausach kam plötzlich eine Schaar Geistlicher, darunter auch der Pfarrer von Oppenau und der Stadtpfarrer Schultheiß von Wolfach, eine sehr ansprechende, noble Erscheinung. Er, der Pfarrer von Petersthal und der von Rippoldsau bilden ein Freundschaftskleeblatt. Die Geistlichen kamen von der Consecration des neuen Stadtpfarrers von Haslach, und in diesem Kreise ist etwas vom esprit de corps des Offizierswesens in eigenthümlicher Gestalt.

Wir fuhren auf dem Oberdeck hierher, und Abends beim Biere erinnerte

mich der pensionirte Forstinspektor von Hetzendorf daran, daß ich vor 26 Jahren eben um diese Zeit mit meiner Auguste hier über Nacht gewesen sei. Und in der That, es ist so. Von dem Herrlichsten, was ich erlebt habe, von dem Sein mit meiner Auguste habe ich oft gar keine Erinnerung mehr. Ich weiß jetzt, daß ich damals von Nordstetten aus durch das Kinzigthal reiste, über Offenburg nach Badenweiler, und ich weiß auch, daß wir hier an diesem Orte und in diesem Hause sehr glücklich waren. Mein Gedächtniß ist sonst sehr treu. Ich hatte die ganz genaue Erinnerung, daß ich jetzt gerade vor 50 Jahren hier im „Salmen“ übernachtete mit meinen Eltern und meiner Schwester. Wir reisten zur Hochzeit meiner Schwester nach Altdorf. Ich erinnere mich nur noch des Wässerchens vor dem Hause.

Gestern früh ließ ich mir von dem jungen Forstmann Vielerlei erklären. Dann ging ich hier zum Schöffengericht.

Der Forstadjunkt, der mir gern Alles zeigt, hatte erkundet, daß ein großes Floß nach einer Stauung in Ruppach heute abgeht. Wir fuhren dorthin, und der Stadtpfarrer und der Amtsrichter begleiteten uns. Wir kamen just an, als die Wildwasser zu strömen begannen. Das Floß riß sich zu frühzeitig los und nun brauste es den hochangeschwollenen Bach hinab. Es war ein Ereigniß für das ganze Thal. Alles kam herbei, Jung und Alt, Schulkinder, die Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm. Aber bald zerriß das Floß und mußte nach etwa einer Viertelstunde liegen bleiben.

Freiburg, Zähringer Hof, 30. Juni 1873.

Vorgestern Abend bin ich hier angekommen, und du magst dir denken, wie mir's war, als ich wieder in dies Haus eintrat, wo ich voriges Jahr so arg daniedergelegen, so daß ich dasselbe nur, mich an einem Fremden führend, verlassen konnte. Gestern früh war ich sofort bei Professor Kußmaul. Er untersuchte mich und sagte wiederholt, daß mein Puls absolut normal sei. Indeß willfahrte er mir doch nicht, daß ich den Taraspér Brunnen in St. Blasien trinken dürfe. Er schlägt den Aufenthalt in der Alpenhöhe sehr bedeutend an und überhaupt die Ordnungsmäßigkeit, und so werde ich also morgen über Chur und den Albula ins Engadin reisen. Wunderlicher Weise soll ich dann nach der Kur in Tarasp einen Stahlbrunnen trinken, und das wird ganz gut in Junau gehen.

481.

Tarasp, 4. Juli 1873, Morgens 11 Uhr.

Und nun ist's gut, lieber Jakob, und soll noch besser werden. Nun bin ich hier und bin dessen froh, so gern ich auch den ganzen Sommer im Schwarzwald geblieben wäre. Die Reise war wunderbar schön und

erquicklich, und ich schrieb auch Mancherlei im Wagen, ohne daß es mich anstrengte.

Wie schön ist der Schwarzwald, aber auch unsagbar groß das Schweizer Hochgebirge, jener erquickt und dieses überwältigt.

Und nun will ich hier vier Wochen nur darauf denken oder vielmehr nur geschehen lassen, daß ich vergesse und neu werde. Ich möchte wieder gesund und stark sein. Ich habe für mich kaum mehr einen andern Wunsch als Gemüthsruhe.

Je näher ich hieherkam, um so mehr heimelte es mich an vom vorigen Jahre her. Freilich erschreckte mich schon am ersten Abend eine Nachricht. Ich las in der Zeitung, Wolfgang Müller von Königswinter ist gestorben. Er war mehrere Jahre jünger als ich, groß gewachsen, in schönsten häuslichen und ökonomischen Verhältnissen und ein braver, für alles Edle begeisterter Mann von allerdings mäßigem Talent, ohne rechte Individualität; ich habe ihm nicht einmal ein gutes Wort sagen können über den „Rattenfänger von St. Goar", den er mir gewidmet hat, aber er hat mir das nicht übel genommen und war mir stets gut.

Den 11. Juli.

Ich möchte dir sehr gern Ausführliches über mein hiesiges Leben schreiben, aber ich komme nicht dazu. Morgens bin ich müde nach dem Brunnentrinken, kann mich kaum des Schlafes erwehren und etwas lesen, und Mittags werden Ausflüge gemacht, dann ist man wieder müde und ich schlafe ein, ohne nach der alten Gewohnheit vorher noch etwas zu lesen.

Ich hatte sehr anmuthende Menschen hier, den Concertmeister David aus Leipzig mit seiner Tochter, der Frau Dr. Eckart aus Hamburg mit einer ledigen Tochter. Sie sind aber bereits wieder fort. Man ist an solchem Kurorte wie ein wandelnder Patient; man träumt so hin, empfängt Natureindrücke, plaudert, schläft, und so kannst du ganz ohne Beunruhigung sein, wenn ich dir auch längere Zeit nicht schreibe.

482.

Tarasp, 22. Juli 1873.

... Daß du meinen Aufsatz im Herald wieder gelesen und mir so gut darüber sprichst, hat mir besonders wohlgethan. Du kannst dir gar nicht denken, wie viel darüber gespöttelt und gewitzelt wurde, nicht nur in den Witzblättern, sondern auch in ernsthaften Blättern, Niemand hat wissen oder bekennen wollen, daß es auch für die tagesläufigen Dinge eine höhere Betrachtnahme geben muß.

Tarasp, 27. Juli 1873.

Heute geht August fort nach Amerika! Das war beim Erwachen mein erster Gedanke, und es hat doch etwas tief Angreifendes. Aus der weiten Reise mache ich mir gar nichts; aber man kann einen eben doch nicht anrufen, wenn es nöthig ist.

Ich hatte gestern wieder Erschütterungen allerlei Art. Ich weiß nicht, ob ich dir schon von dem plötzlichen Tode des Concertmeisters David geschrieben habe. Ich habe mit dem Manne im Besten gelebt, und er hielt sich beständig in der Sphäre des höheren Interesses für Kunst und Leben. Er spielte mir gute Musik vor. Nun reiste er mit seinen Kindern von hier nach Klosters, besuchte den Silvretta-Gletscher und sagte auf dem Rückwege: „O wie schön ist es!" Der Sohn, der ihm etwas ansehen mochte, fragte: „Vater, wie ist dir?" „Mir ist so wohl!" antwortete er, und bei dem Worte „wohl" sank er um und war todt. Er war nur ein Jahr älter als ich, und wir waren hier bei Tische Nachbarn, und Tag und Nacht und auf allen Wegen, die ich mit ihm gewandert, ging mir sein plötzlicher Tod nach. Es ist freilich ein schöner Tod, soweit eben Sterben schön sein kann.

Nun las ich gestern die Nachricht von der Verunglückung der Frau von der Pfordten auf der Eisenbahn bei Wesen. Du erinnerst dich vielleicht, daß ich mit Pfordten und seiner Frau sehr nahe befreundet war in Leipzig, wo ich mit ihnen in einem Hause wohnte. Ich habe die jugendlich schöne Frau damals oft geneckt, daß sie noch Ministerin werde, und da sie sehr neckisch war, hatte ich ihr versprochen, daß ich ihr dann einen Brief schreibe mit dem Titel „Herellenz", und das geschah auch. Und als ich mit meiner Auguste auf der Hochzeitsreise war, hatten wir bei Pfordtens mit den schönsten Tag. Und nun plötzlich so grausam aus dem Leben hinausgedrückt. So lebt man durch viele freundliche Beziehungen ein hundertfältig schmerzliches Leben mit.

Ich empfange daraus aber auch wieder Freuden der schönsten Art. Ich hatte gestern Nachmittag eine solche. Ich wurde mit einer Freundlichkeit besonderer Art überrascht. In geheimnißvoller Weise wurde mir und dem nächsten Freundeskreise hier mitgetheilt, daß die Direktion des Bades mir etwas stiften wolle. Wir wanderten nun in ansehnlichem Zuge am heißen Mittag — die Hausdiener gingen mit Körben voraus — nach Vulpera hinauf und von dort den Weg nach Avrona. Ich ging mit Löwe-Calbe hinterdrein, da wir beide gern langsam schreiten. Voraus ging Professor Richter aus Berlin u. m. A. In Vulpera gesellte sich der Kantonsingenieur von Salis und der Arzt von Vulpera zu uns. Wir kamen endlich am schönsten Punkte des Weges an, da, wo im Ausblick auf die Bergkette diese sich wie eine Bucht abschließt. Dort war eine neue grüne Bank aufgestellt.

Man lagerte sich am schattigen Waldrain, die Champagnerpfropfen knallten und Direktor von Planta hielt eine Anrede, wonach die Direktion beschlossen habe und der Kanton zustimme, daß man diesem Platze den Namen „Auerbachshöhe" gebe. Er knüpfte noch einige sehr freundliche Worte daran, und nach einiger Zeit antwortete ich, wie seltsam es bewege, daß der Name eines kleinen Menschen eingeschrieben werden solle in die Alpenwelt. Ich schloß noch einige weitere Gedanken daran, wie die Natur keine Confession und keine Nationalität gelten lasse und wie solch eine Heilquelle alle Menschen gleich mache, denn da heißt es nicht: „Was bist du?" sondern: „Was fehlt dir?" Ich darf sagen: es war über Alle eine höhere Stimmung gekommen und das Ganze verlief in derselben.

Du kannst dir denken, was diese Geschichte hier für Rumor machte, und ich muß dir offen sagen: die Sache freut mich. Sie ist ja nicht von Bedeutung, aber sie ist mir doch auch wieder ein Dokument, daß es mir gelungen ist gut und weit zu wirken.

483.

Tarasp, 30. Juli 1873.

Mir ist jetzt so wohl und frei, daß ich's dir gleich sagen muß. Die Kur hat mich ganz erfrischt und von wägbarer und unwägbarer Schwere befreit. Solch eine Kur hat das Wunderbare, daß man, ohne acut krank gewesen zu sein, das wohlige Gefühl der Genesung empfindet.

Alle Menschen sind mir freundlich. Und wie erquicklich ist der tägliche vielstündige Gang mit Löwe-Calbe, er ist ein Mann, der alles Leben in großem geschichtlichem Zuge sieht, und dabei als echter Mann der Wahrhaftigkeit dankbar für jeden neuen Hinweis, und er hat mich auch äußerlich an einen ruhigeren stetigen Schritt gewöhnt. Ich lerne viel von ihm, und das ist immer das Nahrhafteste.

Den 31. Juli.

Und es ist so verblieben, auch heute. Ich habe ein Gefühl der Befreiung, eine Spannung, als ob ich von der nächsten Stunde irgend ein Glück zu erwarten hätte, und ich weiß doch nicht was. — Ich reise also morgen nach Nordstetten-Immau.

484.

Nordstetten, 5. August 1873.

Also in Nordstetten! Du kennst die Stube, lieber Jakob, in der ich dir schreibe. Ich bin also gestern gegen Mittag hier angekommen. Ich habe es vermocht, alle Rührung niederzuhalten, es ist unsäglich hart, daß meine Geschwister hier alle todt sind. Gestorben! Ausgewandert! hört man hier ständig, wenn man nach dem und jenem fragt. Zu der Amerikasucht ist

nun die Freizügigkeit im Lande gekommen, und es ist wie in einer Gesellschaft: wenn Einer zum Fortgehen aufsteht, stehen die Anderen auch auf und haben keine Ruhe mehr. Drüben in Schwandorf steht die Synagoge verödet und der jüdische Kirchhof verlassen, es sind keine Juden mehr da. Ich sehe es kommen, vielleicht schon in einem Jahrzehnt, daß es auch in Nordstetten so ist. Der Bauer haftet noch mehr an seinem Acker als der Jude, der ihn nicht ererbt, sondern gekauft hat und den Geldwerth darin sieht und darüber weg auf anderes zu Erwerbendes. Da liegen historische und seelische Bedingungen, gegen die sich nichts machen läßt.

Wir reisten Freitag früh von Tarasp ab. Am Wagen waren noch die alten und die neuen Freunde versammelt, und die Fahrt ins Ober-Engadin war eine helle Lustreise. Ich blieb mit Dr. Ehrlich in Ponte über Nacht und erlebte noch ein rasendes Doppelgewitter in der Nacht, so daß es am Morgen bis auf den Julier hinauf empfindlich kalt war. Von da an aber wurde es wieder heiß. In Chur war ich einige gute Abendstunden bei Advokat Hilty, dessen Frau eine Nichte meines verstorbenen Freundes, des „Reichsregenten" Heinrich Simon ist. Sonntag Morgen reisten wir nach Rorschach, fuhren über den See nach Friedrichshafen und von da nach Constanz, wo wir treffliche Menschen fanden: Apotheker Leiner und Musikdirektor Tatowsky. Ich sprach auch den Maler Schwörer, der einen Theil der Fresken im Conciliumssaal malt. Ich sah dort seine Bilder und die von Pecht, die leider nicht gelungen sind. Wir fuhren noch Abends weiter, und ich sah die Villa, die sich Scheffel in Radolfzell baut, konnte ihn selber aber nicht sprechen. Wir blieben in Tuttlingen über Nacht, wo ich Dr. Kapf traf, dem ich voriges Jahr am Titisee begegnete, kurz vor meiner Krankheit. Ich habe Tuttlingen in meiner Kindheit so oft nennen hören, jetzt sah ich das Städtchen, das mit jener Geschmacklosigkeit gebaut ist, die eben im Anfang unseres Jahrhunderts im Schwange war, denn in jener Zeit war es ganz abgebrannt. Ich fuhr dann über Rottweil nach Horb, wo ich von den hiesigen Verwandten erwartet wurde.

Nach Tisch kam der Vetter Franck. Er ist der Sohn von meiner Mutter Bruder, ist vor 26 Jahren als armer Bursch, dem wir das Ueberfahrtsgeld zusammenbringen mußten, ausgewandert, ist von Handwerk ein Goldarbeiter, war Soldat in Mexiko, war Goldgräber in Californien, war Koch, Zeitungsherausgeber und hat eine Quaterone aus Chili geheirathet. Die Frau ist bei ihm, sie spricht nur spanisch und ist brustkrank. Er hat es so weit gebracht, daß er eine eigene Colonie mit Namen Franck gegründet hat, und hat noch viele tausend Morgen Land. Es ist ein Mann von schönem Ebenmaß und scheint in großem Ansehen zu stehen.

Ich ging ins Dorf, ich besuchte mein Elternhaus, und ich habe auch

da vermocht alle Aufregung niederzukämpfen. Ich fuhr nach Imnau. Dort sprach ich auf der Straße den jungen Fürsten Wied, der als Student viel bei uns in Bonn gewesen war. Ich gab meine Karten beim Fürsten von Rumänien und der Fürstin Mutter von Wied ab. Später sah ich auch den Rumänier selber. Er hat sehr gealtert, seit ich mit ihm auf seines Vaters Landsitz im Kanton Appenzell gewesen war.

Heute früh machte ich vor dem Frühstück einen Gang gegen den Buchhof und durch die Dorfstraße, und die Bauern alle kennen mich und sind überaus freundlich beim Wiedersehen.

485.

Bad Imnau, 9. August 1873.

Vorgestern Morgen ging ich mit Franck, der abreiste, die Steig hinab. Am Bahnhof war herzzerreißendes Weinen von Bauern und Bäuerinnen, die von Auswanderern Abschied nahmen. Endlich fuhr auch Franck davon thalauf und ich bald darauf thalab hierher. Ich erhielt bald ein Telegramm von Professor Richter, daß er von der Schweiz aus zu mir nach Imnau käme, und Nachmittags kam er auch exact an.

Ich hatte mit Richter gute Morgenstunden; er reiste noch vor Tisch ab. Eine rechte Freude hatte ich von dem Besuche des Pfarrers Köstlin von Sulz mit seiner Frau. Köstlin ist der Sohn meines verstorbenen Jugendfreundes, des Professors Reinhold Köstlin in Tübingen.

Den 10. August 1873.

Gestern Abend, als ich mit Dr. Ehrlich von einem Spaziergange zurückkam, standen die hiesigen Bauernmädchen, festtäglich gekleidet, mit Lampen vor der Wohnung der rumänischen Fürstin, die heute abreist. Sie sangen mit in die Höhe gezogenen Stimmen sogenannte Kunstlieder, und überhaupt nach den Wahrnehmungen, die ich jetzt mache, erlischt allmählich das alte Volksleben.

Schule, Militär und Eisenbahn, das sind drei gewaltig auflösende und nivellirende Mächte, und wer weiß, wie bald man meine Volkserzählungen lesen wird wie eine Indianergeschichte, Kunde gebend von verschollenen Zuständen und Gemüthsbesonderheiten. Aber freilich, ein Volksleben hat seine besonderen Gesetze und Wandlungen, und es ist verkehrt, anzunehmen, daß eine bestimmte Form alleiniger adäquater Ausdruck seines Wesens sei.

Den 11. August.

Ich habe gestern Shakespeares „Maß für Maß“ neu kennen gelernt. Es ist eigentlich eine Schande, daß ich dies wunderbare Stück, eines der

reifsten des reifsten Dichters, seit meiner Studienzeit, wo ich's nicht verstehen konnte, nicht mehr gelesen hatte. Shakespeare gegenüber fühle ich mich wie zu den Schweizerbergen, so unsäglich klein, eine Ameise am Fuße einer Eiche.

Ich habe seit lange her wieder eine runde Arbeit in kurzen Stunden voll in mich aufgenommen, ich verstehe den Aufbau in Construction und Decoration, und wenn mich Shakespeare auch stets deprimirt und meine Thätigkeit so unsäglich klein erscheinen läßt, so thut er mir eben doch wieder wohl wie ein Hochwald mit rauschenden Strömen. Das kann ich ja auch nicht sein und mich nur freuen, daß ich sie empfinde.

Den 12. August.

Vorgestern Abend las ich im „Merkur", daß mein alter Schulgenosse und Festungsgenosse Dopfer, Advokat aus Riedlingen, mit Familie in Niedernau ist. Ich ging also vor Tisch nach Eyach, fuhr nach Niedernau und traf dort den seit 36 Jahren nicht Gesehenen in alter fester und treuer Kraft der Innigkeit. Das thut wohl. Dann wartete ich, bis Jeannette mit dem Zug von Stuttgart kam, und du magst dir ihre und meine Freude denken. Ich weiß sicher, wir werden schöne Tage miteinander haben, und sie erzählt viel und gut vom Leben daheim, von den Eltern und natürlich am meisten von der Mutter.

Wir gehen heute nach Nordstetten, auch auf das Grab der Eltern.

486.

Imnau, 14. August 1873.

Wie hat mich dein Brief gefreut, lieber Jakob, es ist ein so heller Ton darin, und du hast Recht, ich sollte mehr das Leben mit Humor betrachten, freier und unverletzlicher. Ich habe mir den Widersprüchen gegenüber oft gesagt: Der Storch hält den Frosch für die höchste Delikatesse, und es ist naturwidrig, ihm das zu bestreiten.

Gestern machte ich auf Veranlassung des Kameralverwalters von Horb einen etwas anstrengenden Ausflug. Es ist nämlich mein Plan, der allerdings nur noch weit hinausliegt, die Umwandlung des Volkslebens durch die Eisenbahn darzulegen, und ich habe dazu eine sich allmählich bildende Fabel, indem ich den Tunnel am Dorfe zum Mittelpunkt mache. Ich glaube, daß ich zeigen kann, wie das landschaftliche in sich verschlossene Stillleben sich abblättert, oder ich möchte eher sagen, wie die Volksindividualität die ersten Milchzähne verliert, und das ist nach meiner Erfahrung immer die rechte poetische Stimmung, namentlich bei mir, wenn man ein bestimmtes Ziel hat, aber den Weg dahin durch Nebel und über Berg und Thal erst suchen muß.

Ich reiste also mit meinem Großneffen, der zwei Bauernpferde vorgespannt hatte, von hier gen Hochdorf. Es war eine besondere Freude, da jetzt durch Dörfer zu kommen, die ich in meiner Kindheit immer nennen hörte, in die ich aber nie gekommen war. Ich freute mich besonders auf Hochdorf. Das liegt auf dem jenseitigen Berge fast in gleicher Höhe mit Nordstetten. Man sieht es immer vor sich, und du wirst dich erinnern, daß ich in „Ivo" die Kinderanschauung niederlegte, da wir meinten, drüben in Hochdorf am begrenzten Horizont steht der Himmel auf, und da kann man in den Himmel hinein. Wir kamen über die neu zu bauende Bahn. Es arbeiten da viele Italiener, und bald bemerkte ich an den Landleuten eine Einwirkung der Eisenbahn. Man grüßt den Fremden in Stadtkleidern nicht mehr, wie man ehedem that im Gedanken, daß das ja ein Herr Actuar sein könnte. Man denkt eben, das sind Fremde, die dich nichts angehen.

Nachdem wir in Hochdorf etwas gegessen, gingen wir nach dem Menagenhaus thalab, das bei dem Tunnel liegt. Da wohnen die Arbeiter und werden gespeist, und ein Feldwebel, dessen Abschied mit der Bezeichnung „sehr gut" an der Wand hängt, ist der Menagenhalter und führt ein sicheres Regiment.

Ich ging eine Zeitlang durch den nahen Wald, da begegnete mir ein schöner junger Bursch mit seiner Grubenlampe. Er ging sehr mühsam. Er war vom Gerüste gefallen und wollte nun heim nach Altheim und sich untersuchen lassen. Es führen viele Fußwege durch den Wald, die von den Bahnarbeitern getreten sind.

Die Ingenieure kamen, sie zündeten die Lampen an und wollten mir den Tunnel zeigen, aber es war grausam kalt und ich ging nicht weit hinein. Ich sah nur noch, unter dem Portal des Tunnels wohlgeschützt, Sprengungen zu. Ich besah dann noch die Einrichtung der Menage und fuhr mit dem Kameralverwalter und dessen Frau durch schönen Wald nach Altheim, wo wir eine neue gothische Kirche sahen, und dann über Horb und Nordstetten wieder hierher.

Den 19. August.

Ich lebe jetzt fast nur in Erinnerungen der Vergangenheit, und zwar meiner Kindheit. Ich habe auch mancherlei wundersame Begegnungen, aber zum Schreiben ist's zu viel.

Die belastenden Eindrücke verlieren sich allmählich. Ich gehe mit Ruhe am Nordstetter Friedhof vorbei, wo ich einst begraben sein werde, wie ich in meinem Testamente bestimmt habe.

Den 21. August.

Eben, als ich dir schreiben und von meiner Erinnerungswallfahrt nach Hechingen berichten wollte, sehe ich in die Zeitung und da lese ich,

daß Kirchenrath Maier vorgestern gestorben ist und heute begraben wird. Du weißt, wie mich Derartiges immer packt, und an Kirchenrath Maier habe ich so viele Erinnerungen. War ich ja im Winter 35 und 36 sein Sekretär, da damals das eine noch sehkräftige Auge in Gefahr war. Ich habe ihm vorgelesen, für ihn geschrieben, und seine etwas herbe und trockene Natur wirkte gut auf meine damalige phantastische Ueberschwenglichkeit. Und du tratst ja damals auch mit ihm in Verbindung. Ich habe von da an immer in bestem Vernehmen mit ihm gestanden. Er war nicht der große Gelehrte, für den wir ihn früher gehalten hatten, aber er war ein verläßlicher Charakter und ein Mann von großem Takt, ganz dazu geschaffen, eine gewisse büreaukratische consistoriale Ordnung in die zigeunerischen jüdischen Verhältnisse zu bringen. In den letzten Jahren, wenn er manchmal bei mir in Cannstatt frühstückte, kamen wir zu guten Verständigungen, und er hatte meine Wirksamkeit mit einer gewissen lehrerhaften Liebe im Auge. Es war mir ein anheimelnder guter Punkt, ihn in Stuttgart zu wissen und, so oft ich hinkam, ihn regelmäßig zu besuchen. Es schwindet mit ihm eine jener Naturen, die aus initiativer Selbstführung heraus sich und ihre Amtspflichten gut ordneten, so daß der Fortschritt sich gleichmäßig damit fortsetze.

Ich fuhr gestern mit Jeannette im offenen Wagen nach Hechingen. Ich hatte diesen Weg seit dem Jahre 1827 nicht mehr gesehen und doch kannte ich noch Alles; nur schien mir der Ausblick auf die rauhe Alb viel schöner. Vierzig Jahre sind es, seit ich in Hechingen war, von Tübingen aus als Student, und ich kannte noch jedes Haus und wußte, wer darin gewohnt hat. Ich ging durch die Judengasse, hielt mich lange bei der Wittwe Reichenberger auf und habe viel, unsäglich viel Altes neu belebt. Ich ging in die Synagoge, ich begrüßte viele Nachkommen alter Bekannten, und endlich suchte ich das „Lehrhaus“ auf, wo ich anderthalb Jahre in Clausur gelebt habe. Es ist jetzt eine Baumwollspinnerei darin. Da, wo ich geschlafen hatte, ist jetzt eine Maschine aufgestellt, und in unserm Studirzimmer drehen sich die Spindeln.

Ich mußte endlich umkehren. Mir schwindelte, ganz physisch genommen, als sähe ich bald gewaltige Höhen hinauf, bald unergründliche Tiefen hinab bei dem Blicke auf Vergangenheit und Gegenwart, und es war mir fast, als wäre ich aus der Welt, draußen, gestorben gewesen und wäre wieder zurückgekehrt und sähe Alles.

Ich besuchte nach Tisch noch kurz den Kreisdirektor und Reichstagsabgeordneten Evelt, der dann eine Zeitlang mit mir ging, und als es bereits Nacht zu werden begann, fuhr ich wieder hierher. Es war ein frischer belebter Tag mit einem vollgerüttelten Maß von Erweckungen.

487.

Imnau, 24. August 1873.

Es herbstelet, heißt es hier zu Lande; gestern Abend und heute früh lagen die ersten Herbstnebel auf den Thalwiesen. Ich habe ein volles Sommerleben durchathmet, und es bangt mir, daß ich nun bald wieder in Mauern eingeschlossen sein soll. Aber ich habe noch viel zu arbeiten, und das wird mir helfen. Meine Mutter hat immer gesagt: man soll nicht Hopsa rufen, eh man überm Graben ist. Ich meine fast, ich habe das nicht befolgt, aber ich bin der Zuversicht, daß es mir an Spannkraft nicht fehlt, über alle Schwierigkeiten zu turnen, wenn mir nur die nöthige Gemüthsruhe bleibt.

488.

Freiburg, im Zähringer Hof, am Sedan-Tage 1873.

Da bin ich also und ich denke, es ist am besten, ich bleibe hier und sehe, daß ich vor der Rückkehr nach Berlin mit meiner Arbeit fertig werde.

Heute früh wurde mit Kanonen geschossen, die Stadt ist geflaggt, aber sonst ist nichts von Festlichkeiten hier. Ich fürchte, wir bekommen am Sedan-Tage doch kein rechtes Nationalfest, obgleich dieser Tag einen weltgeschichtlichen Wendepunkt bezeichnet. Solch eine Peripetie bringt momentane Bewegtheit, läßt aber nicht in ihr ruhen, und jetzt ist mir auch noch etwas klar geworden: Der 2. September ist nicht mehr Sommer und noch nicht Herbst, die Menschen sind noch sommermüde und noch nicht zum daheimigen Ruhgefühl gekommen, die Beamten, die Lehrer, sind noch in den Ferien oder kommen eben erst heim, und die Soldaten sind in den Herbstmanövern draußen.

Ich glaube, ich hatte mit dem Maienfest doch Recht, wenigstens sind die Menschen im Frühling festlicher gestimmt. Aber was läßt sich da machen? Die Dinge der Welt vollziehen sich nicht logisch.

Freiburg, 4. September 1873.

Es ist schön Wetter, ich habe ein ruhiges Zimmer, ich bin wohlauf und sehe frischer Arbeit entgegen; das ist ein gedeihliches Leben, von dem ich dir gern bald Mittheilung mache.

Dies Freiburg muthet mich stets und ständig wohl an, die Häuser und die Menschen schauen mich so hell und heimatlich an. Noch bin ich im Gasthof.

Es ist eine entschiedene Verletzung der süddeutschen Gefühle, daß man das Siegesdenkmal am 2. September enthüllte, dem man Trophäen aus dem 66er Kriege einfügte.

489.

Freiburg, 5. September 1873.

Heute habe ich, von Fr. Vischer zugesendet, das sechste Heft seiner „Kritischen Gänge" erhalten, das erst in den nächsten Tagen im Buchhandel erscheint. Ich bitte dich, lieber Jakob, es sofort zu lesen, wenn auch nur, wie ich sofort gethan, den letzten Aufsatz über das Buch von David Strauß. Ich habe während des Lesens und noch lange nachher im freiesten Aether vergessen, wer und wo ich bin und was mich alles belastet. Ich habe aus diesem Aufsatze eine Vertiefung und Klärung empfangen und eine Freude am Autor und Liebe zu ihm, daß ich mich wie von ambrosischer Speise gesättigt fühle. Es ist doch eine herrliche Zeit, daß wir solche Männer haben und daß wir endlich Alles frei und gradaus sagen dürfen. Und weißt du, was ich noch bekommen habe? Das volle Bewußtsein, daß ich eigentlich keine streng philosophische kritische Kraft habe. Aber es genügt mir, daß ich verstehe, und das ist genug.

Ich glaube, ich habe dir von Strauß erzählt, wie Vischer ihm geschrieben hatte und wie er die Briefe ungelesen weglegte. Daraus wirst du den letzten Passus in dem Vischerschen Aufsatz besser verstehen, und die Art, wie er sich nun doch kameradschaftlich ihm zugesellt und doch seine eigenen Waffen führt und seine Treffkunst übt, ist so schön als mannhaft.

490.

Freiburg, Karlsstraße 11, den 11. September 1873.

Ich war vorgestern beim Festmahle für den Großherzog. Es war heiter, der Stadtdirektor Haas hielt eine vortreffliche Rede, und es ist in der That eine Freude diesen Großherzog zu loben, denn an patriotischer Aufopferung und Humanität überragt ihn kein Mann in Deutschland.

Gestern nun hatte ich eine große Freude. Ich suchte den Bruder Eduard Laskers auf, um nach diesem zu fragen, und eben vor einer Stunde war er aus der Schweiz angekommen, sonnenverbrannt, rüstig, stramm und dabei von der alten Innigkeit. Ich glaube, daß er mich eben so lieb hat wie ich ihn. Wir machten dann einen großen Gang über den Lorettoberg nach dem sogenannten Rebhäuschen, das in einer Bergesbucht liegt mit einer tief erquickenden, seelenberuhigenden Aussicht nach Günthersthal und den Waldbergen. Wir besprachen Mancherlei. Beiläufig gesagt: David Strauß ist unrettbar verloren, wie Helmholtz Lasker erzählte.

. . . Man könnte ein ganzes Kapitel darüber schreiben, wie Heine gewirkt hat und noch wirkt. Der Witz diskontirt schnell die Thatsache. Der Witz ist zeigbar, brillantirt; das gute Denken ist mehr stiller Besitz.

Mir ist wieder Vieles über Heine aufgegangen. Er agirt mit dem ganzen Apparat der Romantik, ohne eigentlich je in Wahrheit davon erfaßt gewesen zu sein. Er hat sich selber gefoppt und foppt Andere, und bei all seiner großen Dichterkraft (und die ist außerordentlich groß; er ist seit Goethe derjenige, der einen neuen Ton, ich möchte sagen ein neues Instrument in das Orchester der Poesie gebracht hat) hat er selber keine Erquickung davon und bietet auch Andern keine reine. Für mich ist das vielgesungene Lied: „Ich grolle nicht" eine boshafte Rohheit ohne Gleichen, denn er sagt eigentlich darin der Geliebten: „Etsch, etsch! Du bist doch unglücklich." Und wenn er in seinen letzten Tagen sich mit jüdischen Reminiscenzen aufschminkte, so ist auch darin, wie immer in jeder Dichtung, ein Naturton, aber Wangen, die Schminke auf sich hatten, bekommen nie mehr das gesunde natürliche Roth.

Ich muß den Artikel suchen, den ich schon im Jahre 40 über ihn geschrieben habe, bevor ich aus seinem Nachlaß wußte, daß er mich gehaßt hat.

Den 13. September.

Ich wollte gestern mit Lasker spazieren fahren; er kam mit dem Wagen und sagte mir, daß Hecker auch mit von der Partie sein werde. Wir fuhren nach dem Hause seines Bruders, des emeritirten Professors, und ich trat auch ein und wurde von Hecker cordial begrüßt. Er ist viel breiter geworden, ist natürlich auch gealtert, hat aber noch sein lebhaftes Auge. Auch seine Schwägerin, Frau Eisenhardt aus Mannheim war da, und da diese und der Professor und Frau mitfuhren, so kam ich in einen besondern Wagen mit Hecker. Er erzählt viel, daß er Gesetzgebung und Naturwissenschaft in allen Sprachen studire. Auch von seiner harten Urbarmachung des Landes und seinen Jagden erzählt er. Ich konnte nicht umhin, ihm geradeaus zu sagen, daß mir seine Stuttgarter Rede sehr ungehörig erschiene. Er hatte nicht nöthig, Amerika auf Unkosten Deutschlands zu preisen und er kenne ja besser, als wir alle, die Veruntreuungen und den unehrlichen Haushalt in den Freistaaten. Er erwiderte mir, daß er sich durchaus und nur als Amerikaner betrachte. Ueberhaupt steht Hecker noch in der Revolutionsstimmung durch und durch. Er kommt mir vor wie Einer, der erhitzt vom Tanze in eine ruhig stille arbeitsame Familie hineinkommt, und er scheint mir in Deutschland nicht lernen und hören, sondern lehren und reden zu wollen. Aus Allem, was er sprach, wird mir klar, daß er eigentlich ein Thatmensch, von der Natur zum Soldaten angelegt ist. Ich habe auch nicht eine einzige eigenthümliche Idee oder Wendung von ihm gehört, nicht eine einzige frappirende Betrachtung, und wir waren hin und her mehr als vier Stunden unausgesetzt beisammen. Anziehend ist nur,

was er von seinem Kriegerleben erzählt, und da hat er mir schöne Züge von seiner Hingebung für die Neger erzählt und von deren Dankbarkeit.

Ich kam von dieser Fahrt überaus ermüdet zurück. Ich habe gesucht Hecker Manches zu sagen, aber ich bin nicht Politiker genug. Er gab mir sein Bild und ich ihm das meinige.

Freiburg, 16. September 1873.

. . . Ich weiß recht wohl, daß ich [mit meiner jetzigen Arbeit] in das politische Gebiet hineingreife, ohne Politiker zu sein, aber ich spreche eben meine Anschauungen als Bürger und Genosse meiner Zeit aus, und so wie ich sind und empfinden Tausende, und was ich fixire, ist ein Fluidum in der Geschichte.

491.

Freiburg, Sonntag, 5. October 1873, Morgens 8 Uhr.

Nun ist alles geordnet und ich komme doch heut um 10¼ von hier fort. Ich war heute wie täglich (nur etwas früher) mein Stündlein auf dem Schloßberg und nahm Abschied von der hiesigen Landschaft, die mir so wohl thut. Ich habe gestern Abend noch von den Freunden hier in der Gesellschaft der „Zimmermänner" Abschied genommen.

492.

Stuttgart, 8. October 1873.

Heute früh war ich bei Strauß in Ludwigsburg. Ich fuhr schon um halb Acht von hier ab, die heimkehrende Feuerwehr stand an der Station, sie kam von Zuffenhausen, wo heute Nacht acht Häuser abgebrannt sind und zwei Menschen, Brüder von 22 und 25 Jahren, mitverbrannten.

Ich kam nach Ludwigsburg; ich sprach zuerst mit der Wirthschafterin, die noch im elterlichen Hause von Strauß heimisch war. Ja, daß ich's nicht vergesse. Dieser Wirthschafterin haben, wie mir der Sohn erzählte, die Pietisten Blättchen zugeschickt, worin Strauß als der Urteufel, der mit Recht so zu leiden habe, dargestellt war. Und das nennt sich Religion der Liebe und sucht einem Kranken die Wärterin zu verhetzen.

Die alte Wärterin hatte mich gemeldet. Ich trat ein, Strauß lag auf dem Sopha; seine Stimme war hell und er streckte mir beide Hände entgegen. Es ist alles sauber und wohlgeordnet bei ihm, und über dem Sopha hängt der Kupferstich nach einem Bilde von Dietrich, den Tod des Sokrates darstellend.

Wir sprachen zuerst von seinen Kindern, und er äußerte seine große Herzensfreude, sowohl am Sohn wie an der Tochter, und er lachte herzlich, da er jetzt auch noch Großvater eines Zwillingspaars von Jungen geworden. Er erzählte mir von seiner Krankheit, vom Aufenthalte in Karlsbad

und wie er, seit die Bäume zu grünen anfingen, nichts mehr von Ludwigsburg gesehen habe. Er war etwas verbittert über die Zeitungen.

Strauß spricht auch mit großer Liebe von Eduard Zeller.

Als ich davon erzählte, daß ich gestern die C-moll-Symphonie hatte hören wollen, sagte er, das sei ihm das Schmerzlichste, daß er Musik entbehren müßte.

Als ich ihm sagte, daß mir sein Sohn wahrheitsgemäß gesagt, es sei wieder Hoffnung vorhanden, richtete er sich auf, faßte meine Hand und sagte: Ich weiß nicht, was ich damit soll; ich war fertig und es war gut; das Einzelne ging mich nichts mehr an, und ich weiß nicht, wie ich nochmals leben soll. Was soll ich thun? Literarisches ist nicht mehr nöthig und für mich nicht mehr am Ort, und ich war so ruhig fertig; aber wenn es sein muß, so mag es kommen.

Er bat mich nun, ihm von meinem Buche zu erzählen, und er drückte die Hoffnung aus, daß er es doch noch lesen könne. Als ich ihm sagte, daß der Erzähler bei einer neuen Aufgabe sagt: „wir sind dazu da, um verbraucht zu werden“, wendete er sein großes Auge, und ich sah den feuchten Glanz darin. Ich bereute, das gesagt zu haben, aber es war einmal gesagt.

Ich ging durch die Stadt; da wird exerzirt und spaziert, und dort liegt der so rein denkende, ruhig dem Tod entgegenschauende Mann. [Ich] nahm Reseden mit und brachte sie Strauß. Er war sehr erfreut davon und sagte, ich ließe ihm in jeder Weise einen Resedenduft zurück. Er erzählte mir noch, daß er seinen Kindern die Weisung hinterlassen, meinen Takt in der Auswahl seines Nachlasses und Publikation zu Rathe zu ziehen. Ich war sehr ergriffen, suchte es aber zurückzuhalten, als ich von Strauß Abschied nahm. Er begleitete mich ins Vorzimmer und hielt meine Hand lange in seinen beiden Händen.

493.

Heidelberg, 12. October 1873, Abends 7½.

. . . [In der Zeitung] steht die telegraphische Nachricht, daß am Mittag Hermann Kurz in Tübingen am Herzschlag gestorben ist. Er ist zwei Jahre jünger als ich, und du erinnerst dich vielleicht, daß ich eben jetzt vor 41 Jahren mit ihm in Tübingen in studentisch heiterer Verbindung war. Er hieß damals „das blaue Genie“. Er, Ludwig Seeger, und Rudolph Kausler und ich hatten damals schon poetische Ausflüge. Hermann Kurz, von offenbarer Begabung und von reichem Wissen, behielt als Opposition gegen das Stiftlerwesen sein Leben lang etwas Gewaltsames, von den Forderungen und Formen des bürgerlichen und sozialen Seins sich

burschikos Emanzipirendes. — So sehe ich nun wieder auf einen Lebensgang zurück, der groß angelegt, doch zu keinem rechten Ziele gelangte.

494.

Berlin, 21. October 1873.

Da bin ich also und stehe nach sechs Monaten wieder am eigenen Schreibtisch, und mein erstes Wort ist zu dir.

Ich bin noch ganz erfüllt vom Wohlgefühl des Seins bei dir und den Deinen.

Ich habe doch Recht gehabt, daß ich dir provisorisch Lebewohl sagte. Es ließ mir keine Ruhe und ich kam noch zu guter Zeit zur Bahn. Ich war auf der ganzen Reise allein, und das ist immer das Erquicklichste für mich. Ich hatte mir viele Zeitungen gekauft und freute mich besonders des Nachhalls, den der Briefwechsel zwischen Papst Pius und Kaiser Wilhelm allerorten erweckt. Das Verständniß, daß damit ein Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnet ist, ist allgemein, mich aber ergötzte auch noch die ästhetische Betrachtnahme. Die Bewältigung der Hohenstaufen-Geschichte ist noch keinem Dichter gelungen. Hier aber ist ein Dialog zwischen Kaiser und Papst, wie ihn kein Shakespeare tontreffender hätte geben können.

Es ist doch schön, daß wir eben jetzt leben. Und da schwindet alles Kleine oder sollte doch schwinden.

Ich war aber nicht stets in solchen weltweiten Gedanken. Ich las auch eine Novelle von Balzac, betitelt Capitän Baz, von Anfang bis zu Ende, sie ist vortrefflich concipirt und frei ausgeführt und die Gewaltsamkeit des Motivs spielend überwunden.

Den 25. October.

Ich muß dir heute Mancherlei nachtragen, was dich interessirt. Vorgestern hatte ich einen glücklichen Abend bei Lasker mit ihm allein. Er las mir auch ein großes Stück von der Ausarbeitung seines vorjährigen Vortrages „Ueber Anlage und Erziehung" vor. Er hatte im Vortrage sozusagen nur auf einem weiten Felde gemuthet, wie man eben einen Spatenstich macht, um zu sagen und damit das Recht zu sichern: Hier werde ich später auf Erz graben. Die Partie, in der er nun ausführlicher die historische Entwicklung der Schule, gegenüber der Kirche darstellt, ist von einem ganz neuen Großblicke, und er muß sich noch jetzt comprimiren, um nicht aus solchem Einzelnen ein ganzes Buch zu machen.

Es war uns wohl und gut beisammen, und das ist das Beste, bei allem Persönlichen und aller individuellen Theilnahme doch alsbald wieder ins Allgemeine einzudringen, das der eigentliche Inhalt des wirklichen Lebens ist.

Ich muß dir noch sagen, daß aus Laskers Darlegung mir ein früher nur unklar Gedachtes klar wurde, daß nämlich Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ nicht das ganze von ihm Erkannte frank und frei ausgesprochen hat, sei es, daß es zeitliche Rücksichten oder persönliche Bedingtheiten waren, die ihn daran hinderten. Das kommt freilich auf die Diskussion zurück, die wir gestern vor acht Tagen noch spät in der Nacht miteinander hatten.

Dr. Oppenheim sagte mir, daß am Abend Braun, Miquel, Kapp und Lasker bei ihm zu Nacht essen; ich möchte auch kommen. Ich ging nach 8 Uhr hin, und es freute mich sehr, aus Allem zu hören, daß die Liberalen (Nationalliberal und Fortschritt ist ja eins) mehr als ein Dutzend Stimmen gewinnen werden, was freilich noch immer nicht die volle Majorität ist und Compromisse mit den Freiconservativen erheischt.

Ich ging mit Lasker allein heim, während die Anderen noch blieben. Wir standen oft still, denn wir werden nicht fertig im Ausspinnen von weiten Gedanken, und gerade daß Lasker immer wieder genöthigt ist, in das concrete politische Leben so voll und ganz einzugreifen, gibt ihm wieder eine neue frische Kraft zu geschichts-philosophischen Spekulationen.

495.

Berlin, 29. October 1873.

Ich [war] gestern sehr deprimirt, da ich meinen Morgen drangab und schon um 9 Uhr zur Wahl ging. Die Betheiligung war sehr gering, und vor Allem fehlten die Intelligenzen aus unserm Bezirk. Da können die Menschen nicht erwarten, bis sie die neueste Zeitung in der Hand haben und sind bei der Hand im Losziehen gegen das Verfahren der thätigen Politiker, und sie selber bleiben bequemlich daheim bei den Wahlen und überlassen sie den noch einfach pflichtgetreuen Handwerkern und pensionirten Offizieren. Wir brachten indeß doch unsere Kandidaten bis auf einen in der 1. Klasse, der sich selbst wählte, durch. Die Zuversicht, daß die Liberalen siegten, machte die Wähler lahm.

Den 30. October 1873.

Gestern Abend hatte ich einige glückliche Stunden, wie sie doch nur die Kunst und für uns Nichtmusiker nur die dramatische Kunst allein darbieten kann.

Ich sah Goethes Tasso nach Jahren wieder.

Ich glaube, es muß unter meinen Aufzeichnungen aus der Dresdener Zeit her etwas über Tasso sich finden, als damals die Hauptrollen von Devrient, Dawison und der Beyer gegeben wurden. Ich kann das jetzt nicht schnell finden und will es nicht lange suchen. Ich will dir nur sagen, mir ist wieder klar geworden, die Zeit läßt sich gar nicht ermessen, deren es noch bedarf, bis Goethe in seinem Grunde voll erfaßt wird, und es bleibt viel-

leicht immerdar nur eine Elite. In Faust, Iphigenie und Tasso haben wir ein dramatisches Besitzthum so durchaus eigener deutscher Art, wie sie kein Volksgeist aufzuweisen hat, nicht in der alten und nicht in der neuen Welt. Da ist eine Hörbarkeit der Psyche und eine Schaubarkeit, soweit diese eben möglich. In Tasso ist eine weisheitsvolle Offenbarung, gegen die, nach meiner Ansicht, Aeschylus und Sophokles dürftig und, ich möchte sagen vergänglich erscheint; denn die Antike bedarf noch einer Mythologie, um den höheren Boden zu erweisen, hier aber ist Alles reine Psyche, unvergängliche und von allen Zeitformationen unabhängige.

Es erscheint mir beschränkt, ja fast albern, wenn man davon spricht, daß in diesem Stücke wenig Dramatisches, oder, was man Handlung nennt, sich vorfinde. Ist denn Dramatisches nur das, wenn die Leute aufeinander schlagen, wenn Spannung durch sogenannte Facta erzeugt wird? Hier sind die seelischen Kämpfe, die seelischen Facta und Ausladungen, so eminent als stetig fortschreitend, in jedem Einzelnen innerlich für sich, indem er sich um seine Achse dreht, und wiederum äußerlich im Conflict mit dem Andern durch Anziehung und Abstoßung. Es ist ein Firmament von Charakteren mit den höchsten kosmischen Gesetzen und Ausleuchtungen. Und ich meine, das Tempo der Bewegung ist auch gleichmäßig festgehalten, wie die Bewegung der Weltkörper.

Ich kann nicht fertig werden im Bezeichnen oder Suchen des Höchsten, mit dem sich diese Dichtung vergleicht. Ich will nur noch Eines nennen, das mir gestern ganz neu aufging.

Es gibt eine unterirdische verhüllte Strömung zwischen der einen offenbar gewordenen Produktion des Dichters und der andern. Da tritt ein Quell zu Tage, verschwindet dann lange, bis er wieder mit neuer Mischung, die er im Laufe gewonnen, aus der Verborgenheit zu Tage tritt.

So ist mir Tasso eine neue Aussprudelung der Wertherstimmung, jetzt in edelster künstlerischer Fassung und, wenn ich so sagen darf, mit jenem Gas erfüllt, das eben eine Belebung eigener Art in sich hat und erzeugt. Beides sind Dichtungen der feinsten Reizbarkeit und Empfindlichkeit und des in sich gehaltenen Selbstlebens. Werther tödtet sich schließlich, weil er sich nicht reguliren, nicht conciliant bescheiden oder, wie man sagt, resigniren kann; er rennt sich den Kopf ein an der harten thatsächlichen Welt, er treibt den Cultus der Nachgiebigkeit mit jeglicher Laune. Der Gegensatz steht nicht unmittelbar da; denn der Dichter hält die Form in Briefen. Wir behalten ein Aber in der Seele zurück gegen Werther an sich, trotz der höchsten Meisterschaft des Dichters. Werther hat nichts vollbracht, was ihm das absolute Recht zu solchem Selbstleben und solcher bis zur Zerstörung gehenden Selbstpflege gibt.

Nun tritt das Thema der Selbstpflege und Empfindlichkeit neu auf, und es tritt mit einem berechtigenden Majestätsbriefe auf in dem Dichter, der sein vollendetes Werk in der Hand hält. Der Dichter ist berechtigt und verpflichtet zur Selbstpflege, zur freien Ausgestaltung, Verwandlung, Bildung und Bindung jedes Eindrucks, jedes Ereignisses. Die Empfindlichkeit ist nothwendig, um jede Reizung aus der äußern und innern Welt wahrzunehmen, festzuhalten und in der Phantasie frei auszudehnen und auszugestalten.

Und nun hat der Meister diesem Dichter noch die Liebe gegeben zu einer aus der Krankenstube heraus in allen Empfindungen sublimirten Prinzessin, die die Schranken der Convenienz in zartester Weise mit den Blüthen der Empfindung überrankt, und als nun endlich der Weltverstand in einem mächtigen Repräsentanten den Conflict äußerlich wachruft, da ist der tragische Untergang unaufhaltsam. Tasso will und muß wollen, daß die Welt um ihn her sein Empfinden hege und allen Launen desselben willfährig nachgehe, wie er selbst. Das muß er wollen, und es kann doch nicht erfüllt werden. Es soll die höchste Einsamkeit mit der höchsten Gemeinsamkeit verbunden werden. Hier sind die innern nothwendigen tragischen Gegensätze. Und das ist die Tragödie des Seelenlebens im Genie, die von keiner Tragödie des sogenannten Helden, der sich in Thaten äußert und entäußert, überragt werden kann.

Aber genug! denn ich werde doch nicht fertig. Ich will nur noch ein Kleines beifügen.

Es ist mir einer der tiefsten Züge zum erstenmal aufgefallen. Als Tasso sich absolut verlassen fühlt von den Menschen und von seinem Genius, da zum ersten und einzigen Mal erinnert er sich seiner Schwester, von der nie vorher die Rede war. Er will zu ihr, die ihn kennt, die in der Jugend mit ihm gelitten; jetzt da alle höchsten Bande reißen, erinnert er sich des unzerreißbaren Naturbandes.

Es ist das Herrlichste: so oft man in Goethe eindringt, lernt man neu und wird neu durch ihn. Das fühlte ich heute und gestern Abend, als ich das Theater verlassen hatte, denn ich muß sagen: die letzte Scene, die an die Grenze der Poesie geht, wo alles ehedem so Klare und Feine in der Seele des Dichters, die sich selber verhetzt hat, im Wahnsinn durcheinander zu wirren beginnt, hat mich physisch angegriffen, und ich fand die Befreiung erst, als ich in freier Luft war.

Berlin, 1. November 1873.

Ich habe mit Ruhe und Bedacht jetzt das Siegesdenkmal hier gesehen, und keine Abbildung gibt die rechte Vorstellung. Ich habe noch mit Niemand darüber gesprochen, aber ich meine: da ist zu Vieles zusammengebacken,

nicht nur durch Zusammenziehung des Kriegs mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich, auch diese Verkuppelung von Halle und Säule verscheucht den einfach reinen Eindruck. Das soll vielleicht neu sein, ist es aber nur durch eine Zusammenschüttung von Unvereinbarlichem, und das ist auch in den Decorationen, wo man sich genöthigt sah, die eine Bildfläche in zwei zu spalten.

Und — es kann kein Mensch über seinen Schatten springen — mir kam es vor, als ob ich in meinem Buche doch auch just in den gleichen Fehler verfallen wäre, es ist nicht Halle und nicht Säule, gradaufstrebende, allein, sondern beides zusammen, ich meine: nicht stetig drängend sich fortsetzender Roman und auch nicht hallenbreite geschichtliche Darlegung. Freilich ist das bei einem im Buche gefaßten Kunstwerke leichter, das darf mehr Nebeneinander haben und will nicht so streng mit einem Blicke gesehen werden wie ein Werk der bildenden Kunst, aber ein Fehler ist und bleibt es doch, vor Allem für den schaffenden Künstler selbst und vor seinem Auge.

Ich bin jetzt schon in der Stimmung, daß ich wünsche, das Buch wäre endlich draußen, und ich wäre fertig damit und los davon.

Den 8. November 1873.

Ich habe vergangene Nacht bis nach 1 Uhr in Otto Ludwigs soeben erschienenem Nachlaß gelesen. Der erneute Einblick in die so redlich als selbstquälerisch sich abarbeitende Freundesnatur, diese Ascese um der künstlerischen Conformität willen, diese rauh sich heiligende Selbstvervollkommnung hat so viel Erhebendes als Bedrückendes zugleich, dieses Letztere eben durch ein schon frühzeitig sich manifestirendes Versagen der Natur. Es wird nicht leicht wieder eine so zum Höchsten sich ausrüstende Natur geben, die aber eben damit in der Rüstung verkommt. Ich bitte dich, lies auch das Buch. Ich werde dir noch mehr darüber sagen.

496.

Berlin, 19. November 1873.

. . . Ich kann mich nicht zu dem Gedanken verstehen, daß eine Religionsgemeinschaft durch äußere Mittel erhalten werden soll. Ist Derartiges nicht rein durch die Idee und Empfindung spontan zusammenzuhalten, so hat es kein Bestandrecht mehr. Wenn die Orthodoxen an freier Lebenskraft mächtiger sind, so ist ihnen nichts anzuhaben. Ich meine, in allem Idealen gibt es keine andere Probe der innern Wahrhaftigkeit als die Opferbereitschaft; das ist der Sinn aller Märtyrergeschichten, und auch die Dichtung in ihren conzentrirten Fictionen hat keine andere Probe der Ueberzeugung als die Ergriffenheit bis zum Aeußersten, bis zum Einsatz der Existenz, und führe er schließlich zur Tragik. Pädagogisch politisch kann man den Aus-

gleich, die Bedingtheit wünschen, damit es nicht zur Tragik, hier zum consequenten Zerfall käme, aber es ist sehr schwer, den Punkt zu finden, wo ein Compromiß eintreten kann, und die necessitas der in Fluß gerathenen, je an sich berechtigten Gegensätze vereitelt ihn, so im Einzelleben, so im Leben großer Gemeinschaften.

Ich meine, der moderne Mensch gehört nur dem Staate, nur der Staat kann ihm Leistungen auferlegen, weil er Gegenleistungen gibt, und auf die civilen Standesbücher und Trauungen muß noch consequent der rein civile Begräbnißort folgen.

Den 28. November 1873.

Seit mehreren Tagen tanzt mir schon immer ein neuer Plan in der Seele. Ich werde mich aber wohl hüten, je oder wenigstens so bald wieder solche aufzehrende Arbeit zu unternehmen. Ich habe viele Plane zu kleinen Geschichten, die dann vor Allem drankommen. Gestern begegnete ich einer Cousine Paul Heyses, der Tochter des Generals Bayer, und sie sagte mir, daß Paul Heyse auch bereits wieder mit einem Roman fertig sei, und Abends las ich, daß Victor Hugo seinen Roman Quatre-vingt-treize und Gustav Freytag „Das Nest der Zaunkönige" als Fortsetzung der „Ahnen" fertig habe.

Ist dies gleichzeitige Auswirken aus verschiedenen seelischen Urlagen nicht ein merkwürdiges Zusammenthun? Mir ist oft, als wäre die Seele einer Zeit eine derart einheitliche, daß sie sich zur Kundgebung ihrer verschiedenen Facultäten eben der einzelnen Menschen als ihrer Theilorgane bediene. Auch wir Poeten, die wir am freiesten zu sein meinen, sind nicht die Thäter unserer Thaten, und wir haben das Recht, das große Treibende, das den Einzelwillen einschließt in die Nothwendigkeit, Gott zu nennen, denn wir sind und wirken aus etwas, das mehr ist als jeglicher Einzelgeist, und numine afflatus können wir in unsrer Fassung noch heute sagen.

Der ehrliche Wille, die reine Hingebung, nur der Sache zu dienen, ist allein unser Verdienst, denn das heischt tägliche Erneuerung der in sich begrenzten Selbstbestimmung.

Wie hat mein guter Ludwig so redlich an sich und seinem Berufe gearbeitet, und er mußte nur Mauersteine oder doch so viele hinterlassen, statt der gewaltig geplanten Baue. Ich las gestern Nacht wieder in seinem Nachlaß, und der Gedanke des Todes wurde mir, möchte ich sagen, neu klar und eine Wirklichkeit, da ich denken mußte, solch ein Mensch ist aus der Sichtbarkeit verschwunden und so wird es auch einst mit dir sein.

497.

Berlin, 3. Dezember 1873.

Es ging mir die Tage herein nach, ich habe in meinem Buche einen amerikanischen Jüngling, der ganz confessionslos erwachsen ist, und es war mir erforderlich, ihm doch das eigentlich Religiöse in wohlgeordneter Form zu geben, und heute früh in aller Stille gingen mir Verse für ihn auf, die wie ein Flug vom realen Boden in die freien Lüfte sein sollen.

In den Lüften
Ueber der Erde
Schwebt die Wolke
Leichten Fluges
Hoch dahin.
Friedsam noch
Die bald entzweiten,
Nährend, zehrend,
Wasser, Feuer,
In ihr wohnen
Göttlich eins.

498.

Berlin, 9. Dezember 1873.

Ich arbeitete gestern bis 1 Uhr, dann ging ich aus, traf Julian Schmidt und Herman Grimm. Als ich allein weiter ging, begegnete ich den Malern Gustav Richter und Hertel, ich mußte mit ihnen gehen zum Geburtstage Adolph Menzels, der entschieden der größte Charakteristiker unserer Zeit ist, dazu sind wir von lange her uns herzlich verbunden. Wir sangen vor seiner Thür einige Verse, die wir auf der Treppe zusammengestoppelt hatten, nach einer Melodie aus „Czar und Zimmermann", und drinnen war's lustig und herzlich, ein schöner Geburtstagstisch war aufgebaut von der Schwester, und wir tranken in Champagner ein Hoch. Ich traf auch August Reißmann dort, der mich um die Erlaubniß ersuchte, die zweite Auflage seiner „Geschichte des deutschen Volksliedes" mir widmen zu dürfen. Ich willigte natürlich gern ein.

Den 12. Dezember.

Gestern Abend in der großen Soirée bei Bancroft, wo ich mit Frau und Tochter war, war natürlich die Verurtheilung Bazaines Hauptgespräch in verschiedenen Gruppen. Ein sehr bedeutender Politiker meinte, daß der Brief des Prinzen Friedrich Carl bei der Gereiztheit des französischen Volkes zur Verurtheilung des Angeklagten mitgewirkt habe. Andere verneinten dies und hoben hervor, daß die human freie Aeußerung des Prinzen als solche doch erkannt werden müsse. Es war mir recht, meine Ansicht, soweit ich mir eine

hierin zutrauen darf, bestätigt zu sehen, nämlich derart, daß Bazaine ungerecht verurtheilt ist, denn er war in die böse Lage versetzt, ein politischer General zu sein. Er war ein kaiserlicher General und mußte das Kaiserthum zu erhalten suchen, und die Bemerkung, die ich hörte, ist sehr weittragend; denn wenn das Gesetz wird, daß ein Heerführer eine mitten im Kriege gestürzte Regierung verlassen und sich einer improvisirten anschließen muß, so hört alle Sicherung auf.

Ich will dir nur noch sagen, daß ich Gustav Freytags neues Buch[1] in zwei Tagen ausgelesen habe. Es ist voll Kraft und Schönheit. Ich habe bereits begonnen, etwas Ausführliches für die Allgemeine Zeitung darüber zu schreiben.

Den 13. Dezember 1873.

Heute steht das Gesetz über die Civilehe in der Zeitung, und es macht mich froh, daß die libera necessitas waltet. Wir bekommen die freiheitlichen Gesetze, die wir erstrebten, und ist in der Speise auch ein Gewürz, das wir nicht wollten, es wäre ungerecht, sie deshalb zu verschmähen und zu schmähen.

499.

Berlin, 19. Dezember 1873.

... Indem ich nun dran bin, über Freytags Buch meine Gedanken zu fixiren, wird mir immer klarer, daß er sich an der Wahrhaftigkeit der Kunstbedingungen oder vielmehr ihrer Motivirung versündigt hat. Concilianz heißt die Sünde. Der sogenannte gute Ausgang ist eine Art Verrätherei an der strengen Mission. Wenn man Kanonenkugeln geschleudert hat, müssen Menschen davon sterben, da darf man nicht schließlich rufen: seht her! die Kugeln waren nicht von Eisen, sondern nur Gummibälle. Das ist die Birch-Pfeiffersche Theaterverlogenheit, da schlägt ein Bauer der Tochter mit der Axt an den Kopf und Akt später wird Publikus belehrt, die Axt war nur von Silberpapier und Pappe.

Ich habe in den letzten Tagen viel Gelegenheit gehabt, mich auch über die bildende Kunst zu verständigen und deren besondere Zustände hier. Die Thatsache, die sich in dem bekannten Worte ausspricht, daß sich Preußen zur Größe emporgehungert hat, zeigt sich am eklatantesten in der kargen Art, wie die Kunstinteressen behandelt werden.

Wenn du Zeit gewinnen kannst, lies das Buch von Lasker: „Zur Verfassungsgeschichte Preußens“. Was er in diesem Buche als Erforderniß darstellt, hat er wesentlich aus eigener Kraft im Staate mitbewirkt.

[1] Das Nest der Zaunkönige.

500.

Den 29. Dezember 1873.

Gestern Mittag war ich beim Leichenbegängniß des Professors Hotho. Ich habe früher mehrere Winter mit ihm, mit Drake u. A. einen festen Kneipabend gehabt, und wir waren in vielfach guter Beziehung. Er war einer der letzten bedeutenden Schüler Hegels und von ungewöhnlichem Feinsinn. Hier ist es so. Man trifft den Kreis der Bekannten voll nur bei Leichenbegängnissen, und so war's auch gestern wieder.

Ich ging mit Droysen den langen Weg vom Monbijou-Platz bis hieher, und bald war natürlich auch vom neuen Buche Freytags die Rede. Wunderlich oder eigentlich nicht, auch die Historiker sind unzufrieden, denn sie verlangen mit Recht von der Dichtung nicht Geschichtslehre, sondern Poesie.

Droysen ist Vorsitzender des Schillerpreises, man wird ihn abschaffen, denn man wäre genöthigt, ganz Unwürdiges, weil es doch das relativ Beste, auszuzeichnen.

Ich sehe dem neuen Jahr mit Ruhe entgegen. Glückauf dir und all den Deinen.





1874.

501.

Berlin, 10. Januar 1874.

Heute Mittag gehe ich nun auch zur Wahl. Ich stimme natürlich für den Fortschrittsmann; unsere Partei, wenn sie in etwas auch verschieden ist, ist doch im Grunde dieselbe, und wir haben keinen besonderen Kandidaten aufgestellt.

Ich habe dir etwas Merkwürdiges zu erzählen. Herr Jacoby, der die geschäftlichen Abmachungen über die Uebersetzung meines Romans in fremde Sprachen übernommen hat, ist zu diesem Behufe nun nach Brüssel und London gereist. Heute erhalte ich nun Brief von ihm aus Brüssel, worin er mir sagt, daß ich proscrit en France sei. Mein Flugblatt vom Juli 70: „Was will der Franzos" hat drüben sehr verdrossen, und das ist mir recht. Zugleich legte Herr Jacoby einen Prospect bei von einem Werke von Comte de Séguier: „Epilogue de la divine comédie", und dabei ist ein großes Bild, Dante schwebt in der Luft und hat einen Mann im Arm, den er in den Höllenpfuhl schmeißen will, drunten wartet der Teufel und neben ihm ist der schwarze Höllenpfuhl abgebildet, und in denselben sind die Namen eingeschrieben: Delescluze, Papavoine, Junqua, Napoleon III., Bismarck, Bazaine, Courbet, Guillaume I., Auerbac u. s. w.

Das ist doch gewiß sehr ehrenvoll. Aber die Stimmung meiner Nerven ist doch so, daß es mich auch aufregt und fast erschreckt. Der Poet ist ein gar empfindliches Geschöpf, und wenigstens ich kann ein Mißgefühl nicht loswerden, daß von dem allgemeinen Nationalhaß der Franzosen gegen uns mir noch ein ganz besonderes Stück zugewendet ist. — Aber, wie gesagt, eigentlich ist die Geschichte doch lustig, und ich bin begierig, das Buch selber zu sehen.

Auf morgen Abend haben sich sehr Viele bei uns ansagen lassen: Helmholtz, der amerikanische Legationsrath Fish und Frau, General Walker,

General Burdan, Spielhagens und noch viele Andere. Wir haben einen jour fixe am Sonntag.

Ich bin sehr gespannt auf den Ausfall der Wahlen. Ich werde heute Abend bei Lasker sein, der von allen Seiten her Telegramme bekommt.

502.

Berlin, 11. Januar 1874.

Gestern war ich bei der Wahl. Es ist möglich, daß die Sozialdemokraten im Bezirke von Schulze-Delitzsch diesen besten und gemeinnützigsten deutschen Mann besiegen. In der Welt und vor Allem im Staate ist die Kraft der Idee nur daran zu erproben, inwieweit die Energie und die Opferfähigkeit ihrer Träger reicht. Da liegt noch immer das, was man in Duellen, Feuer- und Wasserproben das Gottesurtheil nannte.

Ich habe auch viel drüber gedacht, ob wir nicht vielleicht doch Altversessene sind gegenüber den Sozialdemokraten und sie ebenso ansehen, wie früher die Feudalen uns Liberale, als wir auch noch Minorität waren, und vielleicht haben sie uns auch logisch und historisch verurtheilt.

Es wird Niemand leugnen, daß unsere Erwerbs- und Besitzverhältnisse auch nicht ewig sind und Veränderungen unterworfen sein müssen, aber das ist doch unbestreitbar, daß solches sich nicht auf dem von den Sozialdemokraten geplanten Weg bewerkstelligen läßt.

Es wäre ein grausames Geschick. Wir waren zeitlebens im Kampf mit dem Widerwillen der Staatsgewalten, und nun sollen wir in Kampf mit demjenigen Theile des Volkes treten, dem wir unsere beste Kraft widmeten und ferner zu widmen trachteten, und bei der Verbitterung ist da gar keine Verständigung möglich.

503.

Berlin, 18. Januar 1874.

. . . Eigentlichen Respekt muß man vor den Arbeitern haben. Sie geben ihr einziges Kapital hin für das, dessen sie überzeugt sind: ihre Zeit, und die Disciplin, mit der sie sich schaaren, ist in der That bewundernswerth.

Ich getröste mich, daß man eben die Frühlingsschauer des allgemeinen Stimmrechts durchmachen muß; aber dieser Wahnwitz, mit dem man von ultramontaner und von sozialdemokratischer Seite das kaum aufgerichtete deutsche Reich wieder zerstören will, oder ihm doch alle Hindernisse zur gesunden Entwicklung in den Weg wirft, das berührt mich eben jetzt, wo ich eine Arbeit vollende, die vom Gefühl der Erlösung aus der Opposition, vom Jubel der Errichtung des deutschen Reiches durchdrungen ist, eben jetzt natürlich mit um so größerem Schreck.

Aber darüber hinweg sage ich mir doch wieder: solche Kämpfe müssen durchgemacht werden im großen Ganzen, wie im Einzelnen. Die Liebe muß zur Treue werden, und so sehe ich doch nicht hoffnungslos oder verzweifelt in die Zukunft.

Den 22. Januar 1874.

... Die politische Aufregung über die Lahmheit des Bürgerthums hat sich bei mir etwas gelegt. Ich habe schon im Jahr 48, das allgemeine Wahlrecht vertheidigend, gesagt: Wehrpflicht—Wahlrecht. Aber freilich sollte man auch Wahlpflicht sagen können. Diese läßt sich aber nicht staatlich erzwingen, sondern nur moralisch bestimmen. Wir Liberalen sind jetzt gegenüber den Sozialdemokraten, wie verheirathete Leute gegenüber den Bräutigamen. Wir haben die Freiheit und Einheit heimgeführt und sind nun lässig, jene sind noch die Werbenden und darum belebter, aufmerksamer und thätiger.

Den 23. Januar.

Ich war gestern Abend mit Frau und Tochter bei einer trefflichen Aufführung von Shakespeares „Was Ihr wollt" und badete mich wahrhaft in diesem traumhaft reinen und leichten Aether der dichterischen Phantasie. Es ist ein Zeichen von der Geschmacksverkommenheit unserer Tage, daß Roderich Benedix solch eine „Shakespearomanie" schreiben durfte. Ich finde, daß in „Was Ihr wollt" das gleiche freie Spielen mit dem Leben ist, wie im „Kaufmann von Venedig", und Shylok sollte gerade so ein im Carneval des Lebens Geprellter und leicht Bemitleideter sein, wie Malvolio; aber der Accent als Jude wurde dem Dichter zu schwer und alterirend, und selbst in dem, was man als das Freieste betrachtet (das schrankenlose Spiel der dichterischen Phantasie), gibt es keinen freien Willen. Der Dichter muß Anderes, als er zu wollen meinte. Wenn das dem Größten passirt, wie erst uns Kleinen.

Berlin, 24. Januar 1874.

Heute geht endlich das 6. Buch nach Stuttgart.

Du, lieber Jakob, hast alle Witterungswechsel in meiner Stimmung mit durchleben müssen, und so muß ich dir sagen, daß ich vergangene Nacht vor dem Einschlafen wieder sehr bange war. Ich habe mich nämlich in diesem Buche über so vielfaches noch im Fluß Begriffenes ausgesprochen, daß ich nicht immer die nöthige Ausreifung geben konnte, und wer nicht eine patriotische Stimmung mitbringt, der wird fremd bei mir bleiben. Die ganze Erwägung kommt nämlich daher: Du hast wohl in den Zeitungen die Bekanntgebung des Titels gelesen. Ich muß den Zusatz: „Eine vaterländische Familiengeschichte" machen, um Standpunkt zu geben und einer Vorrede überhoben zu sein, und doch möchte ich, wie gesagt,

damit nicht, daß ich so erscheine, als ob ich meine Arbeit unter den Schutz des Patriotismus stelle und nicht die rein poetische Betrachtnahme verlange. Das scharfe Wort Goethes vom Bettlermantel der Tugend ging mir heute Nacht neu auf. Ich sehe die dichterischen Mängel sehr wohl, aber ich kann doch die dichterische Betrachtnahme ruhig erwarten und fordern.

504.

Berlin, 4. Februar 1874.

Das thut wohl, so ein Brief von dir, lieber Jakob, in dem sich die Consonanz unseres Denkens und Empfindens ausspricht. Du kommst aus einer andern Weltgegend, aber alle Wege führen nach Rom, ich meine nach einem Centrum, das eben die Wahrhaftigkeit. Was du von der Seelenerregung, dem Verdruß und der Lust zum Uebergreifen sagst, wenn man die Anderen lahm, lässig und äußerlich sieht, das ist so wahr. Und weißt du, wie mir's geht? Ich sage wieder: es steht Alles in meinem Buche. Du verstehst, wie ich das meine, ich habe so lange Alles für das Buch gedacht, daß für jegliches Erlebniß und jegliche Erkenntniß ein Aushauch darin, und so habe ich die beiden Gruppen, aus denen die Bildungswelt besteht, dahin bezeichnet: Was den Einen Andacht, ist den Anderen Concert.

Die Kritik über Freytags „Zaunkönige" lege ich nun zur Seite. Ich bin in meinen Ausführungen auf Quellen der Produktion und Gesetze gekommen, die ich doch einmal hinausgeben muß. Jetzt will ich nur erst von meinem Buche los sein, dann möchte ich kleinere Sachen, die ich geplant in großer Zahl liegen habe, ausführen.

Einstweilen lebe ich hier in gesellschaftlicher Anstrengung und Zerstreuung, die viel Kraft absorbirt. Wenn ich die Druckbogen meines Buches revidire, bin ich froh, daß ich da ein Erträgniß des Sommers vor mir habe, denn jetzt und hier käme ich zu keiner stimmungshaften Arbeit.

Habe ich dir schon gesagt, daß ich eine neue Auflage vom „Landhaus" bekomme?

Ich war gestern Abend mit meiner Frau in der Gesellschaft bei Helmholtz, sie war sehr belebt. Der Schwiegervater von Helmholtz, Robert von Mohl, der zum Reichstagsabgeordneten gewählt ist, sowie dessen Sohn, der Kabinetssekretär der Kaiserin, waren da, außerdem Mommsen und Frau, Zeller, Traube, Legationsrath von Bunsen u. A. Die Verhaftung des Erzbischofs Ledochowsky bildete natürlich erstes Gesprächsthema, und die Frage: was nun? konnte Niemand beantworten. Diese clericale Aufreizung läßt kein Ende absehen. Die Meetings in England helfen da nichts, und Zeller stimmte mir bei, daß wir noch einen Religionskrieg erleben können.

Allerdings wird die Religion nur Vorwand sein, aber das macht schon bitter und heftig genug.

Mohl erzählte, daß in Württemberg die Ultramontanen ein Flugblatt seines Bruders mit seiner Unterschrift derart fälschen ließen, daß sie überall, wo das Wort „Jesuitismus“ stand, dafür „Liberalismus“ gesetzt haben und so das Blatt verbreiteten, und in Bayern sagte man mündlich und in Flugblättern dem Volke: wenn Liberale gewählt werden, dann bekommt ihr die Civilehe und das heißt soviel als: die Frau kann, wenn sie will, davongehen und ihr Heirathsgut mitnehmen, und der Mann kann irgend einen Schatz zu sich nehmen, welchen er will. — Uebrigens wurde auch Anderes und Heiteres verhandelt.

Hier nur noch ein Programm meiner nächsten Tage oder vielmehr Abende: Heute Abend bei Gneist, morgen Abend bei Zeller, Freitag Abend Ball beim Bildhauer Sußmann-Hellborn, Samstag Abend Künstlerfest, Sonntag Gesellschaft bei uns im Hause. Ich hoffe, ich halte es aus; ich habe die Methode angenommen, nicht mehr so viel zu sprechen und auch bald wieder nach Hause zu gehen.

Den 5. Februar 1874.

Ich bin heute so glücklich, lieber Jacob, du mußt mir's abnehmen. Ich habe den Schluß meines Buches zur Correctur erhalten, und ich meine, noch nie hat mich eine Arbeit so beglückt, sei der Grund, weil ich mein Innigstes drin aussprechen konnte, oder läge er sonstwo, selbst bei „Auf der Höhe“ war ich nicht so erlabt. Und wenn auch nach der Veröffentlichung Mißfassungen und Tadel kommen, ich habe einstweilen meine Freude vollauf gehabt, und es beglückt, daß ich das alles im Leben dargeben konnte.

Den 7. Februar.

Ich blieb gestern Abend nicht lange auf dem Ball, obgleich mich die Schönheit des Ganzen im Tiefsten anmuthete. Das ganze Haus, der Bau desselben, die Einrichtung ist ein harmonisches Kunstwerk, und nun die vielen schönen und geputzten Menschen darin und ein lustiges Tanzorchester. Ich habe mich mit verschiedenen Menschen unterhalten, mit Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern, und jedes Gemüth ist bewegt von dem großen Kampfe unserer Tage, in dessen Beginn wir stehen, dessen Ende wir nicht erleben; aber der Kampf wird ausgekämpft. Die Staatsreligion, jede bürgerliche Folge von Anschauungen und Meinungen und Dogmen über Religion wird aufgehoben, und das Wort Spinozas, das ja überhaupt der Grundstein im Neubau des Lebens ist, ich meine sein Wort, daß Niemand mehr nach seinem Religionsbekenntnisse erkannt wird und die Handlungen der Menschen nicht mehr aus demselben fließen, das ringt jetzt nach fester

gesetzlicher Gestaltung. Ein Religionskrieg im früheren Sinne ist nicht mehr möglich, wenn auch die Franzosen bei ihrem nächsten Kriege die Fahne des Katholicismus vorauftragen werden. Es ist groß und erhebend, daß wir den Beginn einer Weltwende ohne Gleichen erleben.

Heute Abend ist hier im Rathhause eine Versammlung, um auf die englischen Meetings zu antworten. Welch eine Zeit erleben wir! Nationen sprechen mit Nationen und rufen einander Muth und Beistimmung zu. Das ist ein dramatischer Dialog, wie ein solcher noch nie auf der Welt war; denn etwa die Kreuzzüge, die die Völker miteinander fortrissen, waren erregte Leidenschaften, zur Eroberung eines Sichtbaren, jetzt ist Vernunftklarheit zur Eroberung eines Unsichtbaren. Aber genug! Du sollst nur wissen, was mir die Seele hocherregt, und ich finde viele Consonanz.

Ich gehe heute nicht zum Künstlerfeste. Ich habe genug.

505.

Berlin, 9. Februar 1874, Abends.

Eduard Zeller hat ein Telegramm erhalten, David Strauß ist gestern 11 Uhr gestorben. Wir hatten das doch erwartet und bei seinen großen Leiden fast gewünscht, und jetzt scheint es mir unfaßlich, daß diese feine edle Erscheinung nun nur noch eine Erinnerung sein soll.

Wenn ich von den vielen, vielen, nur einen Tag herausnehme, so einen, wie er damals von Morgen bis Abend bei mir auf dem Rochusberg war, so klar, so nur im Abgeklärten lebend und dabei so sinnenoffen für alles kleine Begegniß, es will mir nicht zu Sinn, daß das wunderbare große blaue Auge, das so sinnig und so innig blickte, nun auf ewig geschlossen und erloschen sein soll. Meine Gedanken sind dort im Hause in Ludwigsburg, und mir ist so entsetzlich schwer. — So geht das Leben hin, und die Zurückbleibenden müssen weiter kämpfen und müssen vergessen lernen.

Eben, indem ich das schreibe, wird im Nachbarhause (ich höre es deutlich durch die Wände) aus Mozarts Entführung gespielt. Welch eine Wonne war's, als ich neben Strauß hier im Opernhaus saß und die wunderbare Musik hörte, und er kannte jede Note und stieß mich bisweilen an und blickte nach mir, um mich das und jenes recht durchempfinden zu machen.

Es ist gut, daß ich unterbrochen wurde. Der Correspondent der Daily News war bei mir, um sich Notizen über Strauß' Leben zu holen, und er telegraphirt heute noch. Ich habe Mancherlei gegeben, vielleicht zu viel, aber ich will jetzt auch nicht weiter schreiben, ich kann auch nicht.

Den 11. Februar.

Ich konnte gestern nicht schreiben. Noch als ich früh im Bette lag, kam ein Telegramm vom Redakteur der „Gegenwart", Paul Lindau, um einen Nachruf auf Strauß und bald auch ein Brief von der National-Zeitung. Ich hatte sofort den ersten zugesagt und schrieb nun alsbald einige Blätter, die am Abend nach Leipzig gingen und schon morgen gedruckt sein werden. Es geschah Alles in solcher Bedrängniß, daß ich nicht recht zu ruhigem Bedacht kam und bei meiner Furcht vor Mißdeutung und vor dem Vorwurf der Indiscretion oder gar, daß ich meine Beziehung zu bedeutenden Männern geltend machen wolle, hatte ich eine sehr schlimme Nacht. Das Dümmste auf der Welt ist Zaghaftigkeit und Reue. Ich bin heute schon etwas freier davon, aber eine gewisse Schwere empfinde ich noch immer und namentlich auch, weil ich in Unbesonnenheit dem englischen Correspondenten Aehnliches mitgetheilt, was ich nun selbst geschrieben habe. — Ich habe gemeint, weil ich im „Waldfried" viele von meinen Fehlern offen fixirt habe, sei ich sie nun los. Es scheint aber nicht der Fall.

Den 13. Februar 1874.

Gestern Abend war ich mit Eugen im Nationaltheater und sah die Aufführung der „Sakuntala" nach der Bearbeitung von Wolzogen.

Das Theater ist dreiviertel Stunden weit von unserm Hause und das Gebäude ist ungewöhnlich groß und, wie es scheint, gar nicht zu durchheizen. Die Zuschauer, spärlich an Zahl, saßen in Paletots und Pelzen; aber ich war doch in guter Verfassung, um mich nach Indien versetzen zu lassen, und der erste Akt war auch so anmuthend. All die Erscheinungen, die man nie zu sehen glaubte, die einem nur wie verwandelte Blumen und Bäume und unschuldige Thiere, zum Höchsten sublimirt, in der Phantasie standen, hatten eine anmuthende menschliche Leibhaftigkeit. Aber je weiter das Stück ging, je mehr der Bearbeiter dazu that, um so anfremdender und verletzender wurde es.

Mir wurde klar, die Bühne, wenigstens die moderne europäische, kann die reine Natur, ich möchte sagen: die wirkliche Blume, nicht zur Darstellung geben; sie braucht die Verwandlung der natürlichen in die künstliche Blume aus Flor und Sammt, aus Seidenfäden und Papier und allerlei Manufacten. Ist es ja da, wie im Gesellschaftsschmuck. Eine Frau kann keine wirkliche Rose im Haar haben, sie welkt bei Gas- und Lampenlicht zu schnell, und der natürliche Duft und der Thauniederschlag aus dem Aether kann da nicht sein und bleiben. Aehnlich erging es dem Bearbeiter. Aber Eines lernte ich doch wieder neu. Das Drama, möchte ich sagen, lebt von Contrasten, und die Sphäre der Büßenden und der im wirklichen Leben

Stehenden hat der Bearbeiter schärfer markirt, und wenn es eben nicht Sakuntala wäre, die wir zu erwarten haben, so wäre die Verquickung weniger zu tadeln. Geradezu albern aber ist die Steigerung mit dem Ringe, dem eine Zauberkraft angedichtet wird, die zuletzt doch erlogen ist, und empörend ist die eingelegte, ebenfalls verpuffende Hofintrigue.

Es macht einen geradezu disharmonischen Eindruck, wenn zwischen derartige Gemächte hinein wirkliche Stellen aus dem wahrhaft heilig berührenden Werke Kalidasas eingelegt werden, und der Bearbeiter hat sich wahrscheinlich Großes darauf eingebildet, daß er die Freundin Sakuntalas, Anasuja, zur Erbin des verfallenen Reichthums machte. Die Schwangerschaft Sakuntalas, das Finden des Sohnes, das alles so wunderbar und so unschuldig schön, ist ganz weggefallen, und die Hingebung Sakuntalas, die etwas so Reines hat, wie die Befruchtung einer Blume, erscheint nun in der Halbheit geradezu unzüchtig.

Das Gedicht steht so voll und selig-schön in meinen Gedanken, daß es auch in dieser Transponirung mir nicht zerstört werden konnte, und ich sehe in diesem Versuche, ein so Hohes für die Bühne zu gewinnen, einen guten Zug unseres deutschen Geistes, der auch das Fremdartigste sich assimiliren möchte. Ich glaube, daß kein anderes Volk als wir Deutsche das in solcher Kraft und Art besitzen.

506.

Berlin, 17. Februar 1874.

Also wieder vom gestrigen Tage. Ich bin zur Arbeit unfähig und werde nicht zu einer wirklichen kommen, ehe das Buch voll draußen ist. Ich ging also nach dem Reichstag. Auf den Corridoren standen viele Männer und Frauen mit Karten, aber es war kein Platz mehr zu finden. Aber ein Dr. Nixdorf nahm mich bald mit auf die Journalistentribüne, und da konnte ich bequem sitzen, sehen und hören. Ich kam während der Rede von Eugen Richter. Er spricht sehr geläufig und hat eine große Sicherheit im Abrollen von Thatsachen und Zahlen ohne eine schriftliche Notiz. Am meisten interessirte aber doch während dessen die Anwesenheit der Elsaß-Lothringer. Sie saßen ganz hinten rechts, die beiden Bischöfe im Hausornat mit violetten Handschuhen und rothen Käppchen. Der Bischof von Metz hat ein äußerst fein geschnittenes Gesicht, von jener Schärfe, wie man sich die jesuitisch-dialektische Kraft verkörpert gern denkt. Die Franzosen trugen fast alle das rothe Band der Ehrenlegion; denn der Franzose kommt sich nur halb angekleidet vor, wenn er seinen Orden nicht hat. Sie saßen still und hörten zu, und nur manchmal sagte ein Geistlicher einem der Bischöfe etwas. Ich hörte, daß sie heute nur einen Antrag auf Plebiscit in Elsaß-Lothringen auf den Tisch des Hauses niederlegen wollen. Nach

Richter nahm Moltke das Wort. Alles schaarte sich um ihn, als er auf der Rednerbühne stand; denn er spricht leise, und das scharfe Hören und Hinhorchen wurde mir sehr anstrengend.

Soviel wir hören konnten, hielt Moltke weniger eine Rede an das Parlament, als vielmehr ein Friedensmanifest an Europa. Er hatte mehrere längliche Papiere vor sich, um wohl genau in den Zahlen zu sein, sonst aber sprach er darüber weg, frei, in gleichmäßigem Tone.

Ich ging dann nach dem Büffet, wo ich bei dem kernhaften Abgeordneten Faller von Lenzkirch saß, und immer wieder wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß wir vielleicht, bevor diese Legislaturperiode um ist, wieder einen Krieg mit Frankreich haben können.

Es hieß, daß der Sozialdemokrat Hasenclever sprechen werde, und ich eilte auf die Tribüne. Ich kam zum Anfang seiner Rede, und der Mann guten Ansehens sprach mit niedersächsischem Hochdeutsch nach seiner Weise sehr angemessen. Er wollte nur ein Vertheidigungsheer, und wenn die Sozialdemokraten sich wie dieser verhalten, so ist es gut, daß sie innerhalb der Versammlung sind, wo sie zu Anstand und positiver Formulirung sich bequemen müssen. Er schloß mit einer Art Volksrede, auf die aber kein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens laut wurde. Nun betrat Lasker die Rednerbühne. Er sprach in seiner ruhig bedachten, sichern Weise zur Wahrung des Budgetrechts und — du wirst ja seine Rede lesen — zur Feststellung der Thatsache, daß die Volksvertretung und das Heer keine Gegensätze sind.

Ich ging nun noch im Thiergarten spazieren. Da traf ich Frau Gutzkow, die ich lange nicht gesehen. Sie erzählte mir von ihrem Manne, der mit der Tochter in der Nähe von Genua wohnt und sich von seinem nervösen Leiden erholt. Er will aber nicht mehr hierher zurückkehren, er will auf dem Lande allein in einem Hause mit einem Garten wohnen.

Es wird hier ein Theaterstück gegeben von Mels-Cohn, betitelt: „Heinrich Heine". Viele hatten mir erzählt, daß darin die Rolle eines Juden, des Lotteriecollecteurs und Hühneraugenoperateurs Hirsch, mit einer Meisterschaft ohne Gleichen dargestellt werde. Ich war nun sehr müde, fuhr aber doch um halb 7 mit Frau und Tochter nach dem Theater. Zuerst wurde ein Stück gegeben: „Der Anmuth Zauber", ein deutsch-verschämtes Demimonde-Stück; eine Ausstudirte unterrichtet eine Unschuldige zur Gewinnung des Mannes. Nun kam das Stück „Heinrich Heine", und ich muß sagen, so etwas Vollendetes habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und ich habe auch seit Jahren nicht so gelacht. Das Stück an sich ist nicht viel werth, aber dieser Hirsch von dem Schauspieler Pander ist ein klassischer Typus. Er repräsentirt in sich eine ganze jüdische Dorfgemeinde: Maske, Bewegung, Ton, Haltung, das ist alles von einer Treue und einer Be-

stimmtheit, über die hinaus gar nichts gedacht werden kann. Und schließlich hat es etwas besonders Anmuthendes, daß der alte Theaterjude, der entweder etwas Kriechendes oder etwas sublimirt Humanes haben soll, nun einmal der leibhaftigen realistischen Erscheinung Platz gemacht hat. Der Schauspieler ist allerdings, wie ich höre, auch ein Jude.

Berlin, 19. Februar 1874.

Heute also geht die letzte Revision des letzten Buches ab, und ich hoffe nun auch von der Unruhe befreit zu werden, die mir keine stille Lektüre gestattet und mich immer zum Ausgehen drängt, so daß ich draußen etwas erleben wollte und mußte.

Und so will ich dir vor Allem noch vom gestrigen Elsaß-Lothringen-Tage erzählen. Die Spannung auf die Verhandlung war groß.

Der Abgeordnete Teutsch, ein Mann in den besten Jahren, betrat die Tribüne und legte Geschriebenes vor sich. Wunderlich! Die Elsässer hatten so lange sich auf diesen Schritt vorbereitet und waren jetzt doch in eine Uebereilung hineingerannt. Sie hatten den Antrag gestellt, heute in französischer Sprache reden zu dürfen. Der Präsident Forckenbeck, eine kraftvolle, stattliche Erscheinung mit weithin tönender Stimme, erklärte, die Geschäftsordnung ablesend, daß ein eingebrachter Antrag am selben Tage nicht diskutirt werden dürfe, wenn ein Mitglied des Hauses widerspricht. Braun widersprach, somit war der Antrag gefallen. Nun kam nur der Hauptantrag, nachdem Teutsch noch einmal auf den früheren zurückkommen wollte und vom Präsidenten mit Entschiedenheit abgelenkt wurde, zur Verhandlung. Teutsch sprach ganz geläufig und wiederholte doch nicht ohne Koketterie mehrmals, daß er nicht Deutsch könne. Bei den Worten, daß Deutschland durch die Annexion die Rechte einer gebildeten Nation überschritten habe, wurde er mit großer Macht vom Präsidenten zur Ordnung gerufen. Als Teutsch sagte, man hätte ein Plebiscit machen müssen, und sei es auch nur um den Schein zu retten, da brach ein lange anhaltendes Gelächter aus.

Ich muß bekennen, ich hatte doch ein peinliches Gefühl; denn, ehrlich gestanden, denken wir uns den entgegengesetzten Fall, denken wir uns, Frankreich hätte gesiegt, die deutschen Rheinlande wären annectirt, müßten wir dann nicht wünschen, daß ein Deutscher ebenso, ich meine ebenso energisch im französischen Abgeordnetenhause gesprochen hätte? Freilich hätte er nicht so sprechen dürfen, er wäre von der Tribüne heruntergerissen worden.

Der verwelschte Elsässer sprach mit Gesticulationen, mit einem Pathos, mit einem Aufblick zu den Galerien, der eben der französischen theatralischen Manier entspricht. Während seiner Rede stand der Bischof Räß an das

Geländer gelehnt, das zur Tribüne führt. Als Teutsch geendet hatte, bestieg er die Tribüne und erklärte, daß die elsässischen Katholiken den Frankfurter Frieden in seiner völkerrechtlichen Kraft anerkennen. Im Saal und auf den Tribünen herrschte Staunen. Es meldete sich Niemand zum Wort, und das schien das Beste. Welche Rede konnte mehr sagen als das allgemeine Schweigen?

Berlin, 21. Februar 1874.

... Hast du bemerkt, wie jetzt das Urtheil gerechter wird über Strauß? Dem Abgeschlossenen gegenüber, und nur der Tod schließt ab, ist der Welt das Gesammturtheil erleichtert, und sie lernt an dem Ruhenden leichter, das Bewegte läßt sich nicht so frei erschauen. Es ist das beim Einzelnen wie bei Gemeinsamkeiten. Wir sehen die griechische Welt reiner und freier und lernen an ihr, weil sie abgeschlossen ist, und in gewissem Sinne kann man den Spruch de mortuis nil nisi bene beschränkend dahin fassen, an dem Vergangenen sieht man leichter und ungehinderter das Gute.

507.

Berlin, 24. Februar 1874.

... Ich war [gestern] in der Soirée bei Minister Falk und traf da viele alte Bekannte und wurde noch mehr neuen Menschen vorgestellt, namentlich vielen Räthen und höheren Geistlichen. Auch den sächsischen Minister Abeken, den ich noch von seiner Jugend her kenne, traf ich.

In den Gruppen war dann natürlich auch viel von dem neuen Gesetze die Rede, das dem Reichstag vorgelegt wird, wonach die renitenten Bischöfe sollen Landes verwiesen werden können. Solche Polizeimaßregel ist immer schwer annehmbar, aber es läßt sich nicht anders aus der Widrigkeit herauskommen, da es eben schwer geht, die Bischöfe jahrelange Gefangenschaft verbüßen zu lassen. Ueberhaupt ist gar nicht abzusehen, wie der Kirchenconflict zu beenden ist, denn ein Compromiß ist nicht mehr möglich.

Ich las heute Morgen den plötzlichen Tod des Abgeordneten Metz in Darmstadt. Du erinnerst dich wohl, daß wir uns nahe standen, er war ein treuer und unermüdlicher Arbeiter für die Einheit des Vaterlandes, nicht von besonders originellen Gedanken, aber warmherzig und hingebend. Und wenn seine Feinde nichts Rechtes mehr gegen ihn vorbringen konnten, mußten sie ihm auf, daß sein Vater Jude gewesen, und nannten ihn Aaron Metz. Ich habe, als ich in Darmstadt war, auch David Strauß mit ihm bekannt gemacht, und er hat dem Vereinsamten viel gute Stunden bereitet, für die Strauß mir oft dankte.

Die Geschichte erzählt nichts von solchen Männern wie Metz, man kann eben nur die Baumeister großer Werke verzeichnen, nicht auch die redlichen Arbeiter.

508.

Berlin, 28. Februar 1874.

Aus dem neuen Dintenfaß, das mir mein Eugen zu meinem heutigen Geburtstag ausgesucht, schreibe ich dir zuerst. Es ist eigentlich recht, daß wir gegenseitig unsere Geburtstage nicht beachten, wir haben an keinem Tage uns Besonderes zu sagen.

Die Thatsache und die Art indeß, wie näher und ferner Stehende an diesem Tage sich und ihr Verhältniß zu uns kundgeben, hat für mich etwas Festliches. Diese Blumen, Früchte, feinen Gebrauchssachen, freundlichen Grüße, persönlich und schriftlich, das alles erhöht mir die Lust des Daseins, und wenn ich auch jetzt wieder — durch den Tod von David Strauß, an den ich namentlich vor Einschlafen allabendlich denken muß — und durch das Fortschreiten in den 60ern oft an das Ende denke, so kann ich doch auch wieder harmlos mich des Tages erfreuen. Ich habe lieben Zuruf in Versen erhalten, wie alljährlich zuerst von Julius Hübner in Dresden, dann von dem Redakteur der Vossischen Zeitung, Dr. Kletke hier u. A. m.

509.

Berlin, 3. März 1874.

... Gestern hatte ich eine große Freude. Maurus Jockai besuchte mich, und bald nach allgemeinen literarischen und individuellen Begrüßungen sagte er, daß er meinen Roman ins Ungarische übersetzen wolle. Es sind alle meine Sachen ins Ungarische übersetzt, und er sprach von der großen Wirkung, die sie auch auf ihn gehabt.

Berlin, 4. März 1874.

Ich war gestern Abend bei einem Feste zu Ehren Jockais. Ich sprach vorher lange mit ihm, auch wegen der Siebenbürgischen deutschen Universität, die jetzt gefährdet ist. Er versprach, uns in einer Broschüre Aufklärung zu geben, und darauf zielte er auch bei seinem Toaste, daß die Schriftsteller der Nationen sich verständigen mögen als freies Schiedsgericht.

510.

Berlin, 11. März 1874.

Vom gestrigen Tage — er dauerte bis 1 Uhr in der Nacht — habe ich dir viel zu berichten und vorherrschend Anmuthendes. Zunächst erhielt ich in der Frühe einen Brief von Dr. Braunfels, der mich tief rührte. Es lag ein großes Erinnerungsblatt bei, das er am Neujahrstage geschrieben hatte, und im Hinweis auf unser Gemeinleben in Bonn fühlte er sich vernachlässigt und schrieb mir mit großer Innigkeit. Ich antwortete ihm entsprechend darauf, und bei dem anfältenden hiesigen Leben thut solcher warme Zuruf doppelt wohl.

Zum Abend auf halb Neun war ich zur Soirée beim Kronprinzen eingeladen. Es war große Gesellschaft, ein Harfenvirtuos spielte und Frau Joachim sang bezaubernd schön mehrere Lieder. Der schwarze Frack war vorherrschend in der Gesellschaft; denn so ziemlich Alles, was Berlin an namhaften Gelehrten und Künstlern hat, war da. Ich muß dir gleich sagen, daß es mich wahrhaft beglückte, wie der alte Leopold Ranke mir sagte, daß er von je meine Sachen mit großer Freude lese. Das kleine Männchen — er ist so freundlich, noch kleiner zu sein als ich — hielt meine Hand lange fest. Mit den Malern Achenbach, Knaus und dem Wiener Porträtmaler Angeln, der jetzt den Kaiser und die Kaiserin und das Kronprinzenpaar malt, hatte ich gute Ansprache. Der Kronprinz begrüßte mich mit dem Worte: „Ja, lieber Auerbach, wie ist's im deutschen Wald?" Ich konnte ihm sagen: „Ich habe die Antwort schon drucken lassen, es ist Friede; denn mein neues Buch heißt Waldfried."

Ich fühlte mich ganz gehoben, als ich mit Helmholtz, Mommsen, Dove, Dubois-Reymond in einer Gruppe stand; es ist doch was Herrliches, mit solchen Zeitgenossen persönlich zu leben. Wir sprachen unter Andern auch von David Strauß, und wie schön es ist, daß doch nun ein ruhiges Gesammturtheil über ihn sich feststellt, und wie erbärmlich die Stuttgarter Ketzerrichterei.

Ich besprach mich auch gute Zeit mit Minister Falk und nahm die Gelegenheit wahr, demselben von meinem dir bekannten, noch vor 1870 gehegten Plane (den dann, wie du dich erinnern wirst, Stoy in seiner Schulzeitung von mir kundgab) zu sagen, nämlich ein allgemeines Schullesebuch für sämmtliche Volksschulen des deutschen Reiches unter Mitwirkung von Schulmännern, Professoren der Geschichte, der Naturwissenschaften &c. zu obligatorischer Einführung zu veranstalten. Der Minister sagte mir, der Plan sei sehr bedeutsam, aber — Ich erlaubte mir, ihm zu sagen, daß ich dies Aber bereits kenne; denn mein Gedanke sei bereits ausgereift, und es solle ein Anhang von lokaler Heimatskunde und Lokalgeschichte je für die besondere Landschaft beigegeben werden. Der Minister freute sich meiner Darlegung und sagte, wie seltsam das zusammentreffe; er habe eben erst eine Sammlung aller bis 1870 erschienenen Schullesebücher veranstaltet, um daraus ein Referat über deren Plan und Ordnung machen zu lassen. Wir kamen überein, daß mein Plan weiterer Erörterung und Feststellung vorbehalten bleibe.

511.

Berlin, 17. März 1874.

... Ich habe gestern Karl Frenzel gesprochen, und wir gedachten, daß es eben jetzt hundert Jahre sind, seit Goethes Werther erschienen, und

das Denken hieran hat mich heute schon zu vielen Betrachtungen veranlaßt. Als wir Deutschen noch ein Unvolk waren und das Bewußtsein davon leise sich regte, da mußte ein Werther die Beute der subjectiven Empfindung werden, die eben nichts kennt als sich und ihre Regungen, kein Gesetz, keine Bindung mit Anderen. Wie hat Goethe ein Empfindungsstadium festgehalten, das nie mehr so erscheinen kann!

Wir Heutigen sind keine Privatmenschen mehr, die in subjectiver Verhätschelung leben können. Wir stehen, auch moralisch genommen, unter dem Commando der allgemeinen Wehrpflicht, und das macht uns zu neuen Menschen und gibt dem Dichter neue Erscheinungsformen des Menschlichen. Ein Werther, der sein Jahr unter den Waffen abdienen mußte und der das allgemeine Wahlrecht hat, ist eine Undenkbarkeit. Wir sind keine Epigonen, weder ethisch noch dichterisch. Wenn ein Jahrhundert des Weltlebens vorüber sein wird, wie das von Werther bis jetzt, da wird sich ein neues Menschenthum herangebildet haben, das hoffentlich so gerecht sein wird gegen uns, wie wir gegen die Vergangenheit.

Ich kann jetzt nicht zu Papier bringen, was mir alles in dieser Betrachtung durch die Seele ging. Nur das will ich dir noch sagen: man fällt immer wieder auf sich zurück. Ich kann Vieles verfehlt haben in meinem Buche, aber die „Wir", die David Strauß angerufen hat, sind doch darin. Eine künftige Zeit wird, so mangelhaft auch meine Firirung ist, doch Luft und Licht und Athem unserer Tage darin finden, und das empfinden zu dürfen, ist eine große Gunst des Geschicks.

Den 19. März.

... Heute Abend habe ich Brief vom Kronprinzen bekommen. Hier ist die Abschrift. Da ist Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit beisammen, kein Gethue mit gekaufter Phrasenfrisur.

Nun hast du endlich hier das Buch. Du bekommst es nun zum Sonntag Morgen, und in der nächsten Woche bekomme ich ordentlich Brief von dir darüber.

Den 20. März

... Lies ja gleich die Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 18. März. Das ist ein Tellschuß von Fr. Vischer, und die Geßler, besonders in religiösen Dingen, stehen immer wieder auf. Ich schreibe heute noch an Vischer. Wir leben doch in großer Zeit und haben die Männer dazu, oder vielmehr das ist eben die Zeit. Laß mich bald von dir hören.

512.

Berlin, 22. März 1874.

... Heute früh erhielt ich anliegenden Brief von der Frau des Dr. Karl Frenzel, und dieser erste herzvolle Zuruf hat mir innig wohl-

gethan. Ich stehe mit Frenzel und seiner Frau auf jenem seltsamen Fuße, daß man bei jeder Begegnung einander sagt, wie zu bedauern sei, daß man sich so selten sehe, und doch ändert sich das nicht.

Es ist mir lieb, daß noch keine öffentliche Kritik erschienen ist; die große Masse ist gar urtheilslos und läßt sich von fremder Aufnahme je nachdem erhitzen oder erkälten.

Montag, 23. März 1874.

Ich kann noch nicht los von meinem Buche. Ich möchte gern etwas Neues vornehmen, um Distanz zu gewinnen, aber es packt mich nichts. Als ich noch Kind war, verbrachte ich einen Tag und eine Nacht mit meiner Schwester Jeannette in der Mühle zu Horb, wo wir unser Korn mahlen ließen. Ein Müllerknecht sagte mir, wenn man einen Mühlgang leer laufen ließe, so entzünde er sich und die Mühle verbrenne. Das machte mich damals sehr geweckt und ängstlich. Aehnlich geht mir's fast jetzt, die Mühle kann nicht leer gehen, es muß Neues aufgeschüttet werden, und so wird's wohl bleiben bis ans Ende.

Den 25. März 1874.

... Ich war gestern Abend mehrere Stunden bei Spielhagen. Er spricht begeistert über den Griff und Wurf meines Buches, hat aber viel technische Ausstellungen: ich hätte mich zu sehr durch die Ichform beschränkt und die Freiheit der Ausmalung und Charakterisirung dafür drangegeben. Besonders bedenksam erscheint ihm die Scene beim Fürsten, dagegen findet er die beim Kaiser durchaus angemessen. Ich selber habe über diese viele Bedenken gehabt, aber trotz unfehlbarer Mißdeutungen sie doch festgehalten, weil es mir dichterisch als Pflicht erschien, dem alten Burschenschafter, der lebenslang vom Kaiser träumte und dafür litt, die Erfüllung zu geben, leibhaftig die Hand des deutschen Kaisers zu fassen. Das wird man in späterer Zeit nur einfach gerecht finden, und Einsichtige werden schon jetzt nichts Liebedienerisches, sondern das Symbolische darin erkennen.

513.

Berlin, 26. März 1874.

Ich habe deinen guten zustimmenden Brief, und ich nehme nicht nur, was du lobend sagst, auch was du an Mangelhaftem ꝛc. bezeichnest, ist vollkommen richtig. Ja, so wie du, geht Niemand in meine Sachen ein. Die Unentschiedenheit oder vielmehr Unbestimmtheit in den Aufzeichnungen Waldfrieds ist mir nicht entgangen. Ich hatte eine Vorrede dazu geschrieben, mit einer Art widmender Anrufung Gustavens. Ich habe diese Einleitung weggelassen, weil ich will, daß das Buch für sich selber reden und einstehen soll. Uebrigens ist die Zeit der Abfassung, wenigstens als Beginn doch an-

gegeben. Das Ganze aber ist, wie deutlich zu ersehen, geschrieben von Neujahr 1870 bis 22. Juli 1871.

Natürlich muß dein intimer Sinn noch manche Einzelausstellungen haben, aber die Hauptsache ist, daß du im Großen und Ganzen deine Freude an dem Buche hast.

Du ermahnst mich und du hast Recht, daß ich das Ausschauen nach dem Schicksale meines Buches bald überwinden soll. Du hast heute Brief von mir, worin ich dir diesen Vorsatz aussprach, und ich kann ihn nun um so leichter und besser ausführen, da ich deine Zustimmung über das Ganze habe. Es ist so, wie du sagst, das Kind ist in die Fremde gesendet und es trägt das Herz des Vaters in sich.

Den 27. März.

„Ihr Opus ist ganz ausgezeichnet, und ich werde mir ein Vergnügen machen, es in der Allgemeinen Zeitung anzuzeigen.“ So schrieb mir gestern Julian Schmidt auf ein Blatt, da er bei mir gewesen war und mich nicht zu Hause traf. Gerade von dem sonst so gern kratzbürstigen Mann thut mir dieses Wort besonders wohl, und es ist mir [lieb], daß ein Mann von unabhängiger und bedeutsamer literarischer Stellung mein Buch in der Allgemeinen Zeitung anzeigt.

514.

Berlin, Sonntag 29. März 1874.

Nun bin ich belehrt, wie mein Buch aufgenommen wird, anders als ich erwartete und erwarten mußte, das thut mir leid, aber meine innere Zuversicht wird dadurch nicht aufgelöst. Es zeigt sich, daß ich für die erste Aufnahme zu viel gewollt habe, indem ich einen Wald von Gestalten aufstellte; dazu hätte ich viel breiter werden müssen und den Umfang des Buches verdoppeln, oder ich hätte mich beschränken müssen und den Refler des Ganzen nicht in jedem Begegnenden zeigen, vielmehr achtlos daran vorübergehen müssen. Das und was noch dran hängt, erkenne ich nun, und doch bleibe ich dabei, daß das Buch, wie es ist, recht ist, und daß es bei wiederholter Lektüre, wenn erst die Fremdheit des Vortrags und die Vielgestaltigkeit überwunden ist, gerechter erkannt werden wird. Dabei verhehle ich mir aber nicht, daß ich zu oft und in gewaltsamer Sammlung an das Buch ging und daß ich es zu lange mit mir herumtrug.

Heute sind mir drei verschiedene Stimmen Wohlwollender zugekommen, und alle drei betonen den Mangel der Technik in Concentration des Aufbaus. Wo solches sich Verschiedenen aufdrängt, muß man einen Fehler erkennen, denn wenn ich auch eine neue Form einsetzte, mußte ich diese so gestalten, daß Jeder sofort nur eben diese vor sich sieht und sie gelten lassen muß. Daß ich dies nicht zu bewirken vermochte, steht fest. Aber wie gesagt, das

irrt mich nicht, denn ich habe etwas gebildet, das man wird gelten lassen müssen. Ich könnte den Recensenten viel und, wie ich glaube, manches Unwiderlegliche antworten, aber das hülfe nichts; wo die Sache nicht für sich selber spricht, wo nicht in ihr selbst das Zwingende gegeben ist als bewältigende Immanenz, da hilft kein äußeres Stützen, Dreinreden, Vertheidigen und Nachweisen. Es wäre Narrheit, in einer Isolirzelle, der Welt gegenüber zu behaupten: ich allein habe Recht; aber darauf darf man mit Fug und Recht bestehen, daß man doch auch klar weiß, was und wie man thut, und daß man auf eine Revision des Urtheils antragen und zu einer zweiten Betrachtung Berufung einlegen darf.

Für hier und auch weit hinaus in bestimmten Kreisen maßgebend ist die Kritik von Karl Frenzel in der heutigen National-Zeitung, sie ist mit Einsicht und auch mit Wärme gefaßt, aber eben das, was ihm verwirrend erscheint, ist mir klärend. Ich wollte und mußte den Widerschein des allgemeinen Lichtes in seinen mannigfaltigsten Brechungen aufzeigen, und positiv ungerecht ist, daß das norddeutsche Wesen nur in „Ikwarte“ vertreten sei und der bewältigenden großen Männer gar nicht gedacht wäre.

Den 30. März.

Gestern gaben die Abgeordneten Oppenheim und Bamberger ein großes Diner, auch Frenzel war da, und ich konnte ihm sagen, daß ich seine Kritik so scharf als auch warm finde, gegen Einzelnes konnte ich Verwahrung einlegen.

Ich ging mit Fr. Kapp heim, und der prächtige Mann, so jugendfrisch und so welterfahren zugleich, der aus Amerika wieder heimgekehrt ist, wiederholte mir die so oft gehörte Frage, warum ich denn eigentlich hier wohne, wo die Menschen immer drauf aus sind, einen aufzureiben. Ich konnte nur erwidern, daß trotz alledem Berlin etwas Adstringirendes, Muth und größeren Blick auch in poetischer Produktion Gebendes hat; freilich wird es erkältend, wenn man nicht unverlöschliche Eigenwärme dagegen setzen kann. Dazu kommt, daß eben Berlin keinen sozialen Zusammenhalt gedeihen läßt; es gibt viel Gesellschaften, aber keine eigentliche Geselligkeit, es haben sich noch keine sogenannten Quartiers, ich meine Gruppirungen von Berufsarten in bestimmten Vierteln gebildet.

Den 31. März 1874.

Und nun tönt's von allen Blättern, und ich habe dir nichts mehr darüber zu sagen. Im Ganzen bin ich froh darüber, wie das Buch aufgenommen wird, wenn auch wie natürlich viele Ausstellungen gemacht werden.

Seltsam ist, wie fast alle norddeutschen Blätter sich daran heften, daß ich durch „Ikwarte“ das norddeutsche Wesen zu dürftig repräsentirt habe.

Das ist ja wahr, aber in einer oberdeutschen Geschichte ließ sich das schwer anders und größer erfüllen, und die andere Seite, ich meine die Aufzeigung der geschichtlich bestimmenden Charaktere, ist eben Aufgabe eines Andern, und vielleicht jetzt, ohne in die pamphletische Indiscretion zu verfallen, nicht thunlich.

Den 1. April 1874.

Du kannst, ich wiederhole dir's gern, vollkommen beruhigt sein wegen meiner Stimmung über die Kritik. Abgesehen davon, daß, von Nergeleien abgesehen, sie, wie es scheint, treulich eingehend sich erweist, halte ich es mit dem Spruch Goethes: „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

Gestern war Julian Schmidt abermals bei mir, und ich habe den strengen und scharfen Mann noch nie so aus sich herausgehend und belobigend gesehen. Er will einen ausführlichen Artikel über mein Gesammtwirken schreiben und hat zu dem Behufe meine Sachen noch einmal gelesen, wie er mir gestand, „Schrift und Volk" und den ersten Band „Deutsche Abende" zum erstenmal. Es freut mich sehr von ihm etwas Eingehenderes zu erfahren.

Den 2. April 1874.

Gestern war einer der höchsten Staatsbeamten bei mir (es ist besser, ich nenne auch dir den Namen nicht), er kam auffälliger Weise schon früh am Morgen und sprach sehr warm von meinem neuen Buche, dann wurde das Gespräch auf Lasker gelenkt, mein nahes Verhältniß zu ihm und wie bedauerlich es wäre, wenn jetzt im Reiche wegen der Militärfrage ein Conflict entstände. Ich konnte nur sagen, daß Lasker stets selbstlos nur dem Allgemeinen diene, unbekümmert um Mißfallen oben oder unten. Ich setzte aber meinerseits hinzu, und das schien zu frappiren: Gewiß ist es schmerzlich, daß nach kaum errungener Einheit bereits Verdrossenheit und Gegenkampf sich zeige. Das aber ist noch nie ausgesprochen und muß doch festgehalten werden: Wir Liberalen haben jeder Vertröstung auf Revolution entsagt, das allgemeine Stimmrecht, so beschwerlich es noch ist, macht jedes Hinarbeiten auf Revolution verwerflich. Aber eben darum, weil wir auf keinen gewaltsamen Umsturz mehr denken dürfen, müssen wir um so unbeugsamer auf dem errungenen Rechtsboden stehen, und wenn durch die Militärorganisation das Budgetrecht bedroht oder angegriffen ist, muß sie verworfen werden ohne Rücksicht.

Ich glaube, daß meine Darlegung nicht ohne Wirkung war, denn der Mann ist in der That ein freisinniger und nobler Mann.

515.

Berlin, 7. April 1874.

Heute beim Frühstück erhielt ich deinen Brief. . . Vor Allem machst du mich glücklich, indem du mir den besten und einzig belebenden Arbeitsplan neu erweckst.

Ja, das ist's. Das Kinderbuch, das ist noch ein Ziel, das ich zu erreichen suchen muß, in diesem kann ich noch etwas erreichen, das in meiner Aufgabe für die Welt und für mich selber liegt.

. . . Ja, so ist's. „Martella" hat dem Kinderbuch ein Stück weggenommen, das sehe ich jetzt auch, aber es setzt sich bereits ein Neues dafür ein. Ich habe heute schon in deiner Anregung ein ganz neues ergiebiges Motiv fixirt und das wächst und wächst jetzt[1]. Und wenn ich durch diese Arbeit ermögliche, daß ich mich nicht zu journalistischem Verbrauch hergeben muß[2], dann ist sie mir doppelt und dreifach beglückend und befreiend.

Du hast ein treffendes und gutes Wort gesagt, daß „der Leser und Kritiker, dem die Tendenz nicht sympathisch ist, auch bei Schönheiten kalt bleibt und die Mängel unter dem Vergrößerungsglase sieht." Ja, das ist's. Ein rein poetisches Produkt soll nichts voraussetzen, sondern Alles erst setzen mit bezwingender Gewalt. Es ist fraglich, ob dies bei dem vorliegenden Thema möglich war, jedenfalls war es mir subjectiv nicht möglich, ich stand und stehe im Pathos des Patriotismus, und die vaterländischen Ereignisse sind noch zu warm und nicht abgekühlt genug zur rein künstlerischen objectiven Behandlung.

Ich lese jetzt Emersons „Essays", es sind sehr bedeutende Gedanken darin, der Mann hat den Muth der Originalität, aber auch ihre Gewaltsamkeiten.

Ich möchte nur noch über den „Waldfried" Folgendes zu erwägen geben und bin begierig, ob kein Kritiker darauf kommt. Goethe bemerkt, daß der „Vicar of Wakefield" darum so anmuthend sei, weil sich mit dem gebildeten Pfarrerleben das Landleben verbinde. Ich meine, daß ich ohne daran zu denken, Aehnliches in Action gebracht habe, freilich auf ganz moderner Basis. Und noch weiter! Waldfried ist auch in Parallele zu bringen mit Primrose, ich meine ganz allgemein als Vater und Erzähler seiner Familiengeschichte, und Waldfried macht weit weniger draußen liegende

[1] S. Anmerkung S. 216 f.

[2] B. A. war damals in Zweifel wegen Betheiligung an einem großen journalistischen Unternehmen, wozu ihm ein sehr vortheilhafter Antrag gemacht wurde. S. Anmerkung S. 209.

Betrachtungen als Primrose. Freilich hat es Goldsmith besser, nicht nur wegen der humoristischen Fassung, gegenüber der bei mir herrschenden pathetischen, sondern auch weil er beim Familienhaften bleibt, das, wenn auch zeitlich gefärbt, doch an sich dauerhafter und allgemeiner wirkend ist, als das von mir stark betonte politisch-patriotische Interesse.

Den 8. April 1874.

Und so ist's geblieben und so soll's bleiben. Das ist ein aufrichtendes Erwachen, wenn das helle Licht eines neuen Arbeitsgedankens aufs Bett scheint. Heute in der Frühe stellten sich sofort Bilder und Situationen für meine neue Aufgabe ein, und ich stehe so ganz in derselben, daß ich die Phantasie zügeln muß. Ich bin doch noch auch zu stark im Zusammenhange mit „Waldfried", und mein Kopf ist zu angestrengt, und dazu soll der Plan zu dem Büchlein voll ausgereift sein, wenn ich an die Ausführung gehe. Ich will das Ganze in mir hegen, und ich habe mir vorgesetzt, daß es erst zu Neujahr 1875 fertig sein soll. Es lebt sich leicht und frei, wenn man von einer bestimmten Idee getragen ist.

Der gestrige Tag war ein schön erfüllter. Ich erhielt am Mittag, als ich eben ausging, das englische Blatt „Echo" mit freundlichen Worten über mein Buch. Auf der Straße traf ich Lasker, der sofort bereit war, mit mir zu gehen, um die neuen Bilder im Künstlerhaus und das Siegesbild von Werner in der Akademie zu sehen. Vor dem großartig genialen Bilde Werners, das die Siegessäule schmücken wird, wurde mir klar, wie viel günstiger die Malerei gestellt ist in ihren Ausdrucksmitteln für das gegenwärtige Leben, als die Poesie. Werner faßt die letzten Zeitereignisse und ihre Helden, aber wie ganz anders konnte er sie fassen als ich in meinem Buche, und dies erschien mir so klein, so nur in die Episode verwiesen. Es wird erst der Dichter kommen müssen, der diesem Bilde ähnlich eine Dichtung schafft. Werner hat ins Allegorische, in freie Mythengestaltung greifen dürfen und müssen, und Aehnliches hat ja auch schon Schiller als Postulat aufgestellt für die von ihm projectirte Fridericiade.

Ich ging mit Lasker nach dem Thiergarten spazieren, und er ist immer gleichmäßig fest, jetzt gegen die Volksversammlungen mit ihrer Wegwerfung der Volksehre, wie sonst gegen aufreizende. Er sagte, er wäre bereit, wenn das erfordert würde, über seine Kräfte hinaus dem Kaiser aus Allem, was er privatim besäße, eine Freude zu machen, aber aus dem anvertrauten Gute der Volksrechte könne man das nicht leisten. Es freute mich sehr, da er mir Recht gab, wie ich meine Betrachtungsweise in eine Formel gebracht: Man darf ein ewiges Gut nicht für eine zeitliche Stimmung hingeben.

Es ist jetzt frischkräftiges Frühlingswetter hier, die Finken schlagen

lustig im Thiergarten, und auch in mir ist's hell und froh. Ich werde nicht so bald von hier wegkommen.

Den 9. April.

Wilhelm Kaulbach todt! In wenigen Stunden hingerafft. Und wieder sauft eine Kugel ins Herz eines Kameraden. Wie viele noch? Wo ist die frohmuthige Arbeitslust von gestern? Sie wird wiederkommen, man muß schaffen und wirken, so lang es tagt, und jeder Morgen erneut das Dasein, und man muß dessen Lücken vergessen.

Ich habe dir gewiß oft erzählt, wie viel und schön ich mit Kaulbach gelebt. Ich war (außer mit Reinecke Fuchs und der Hunnenschlacht, die mir absolut vollendet erscheint) mit vielen seiner Compositionen nicht einverstanden, aber er nahm den Widerspruch sehr gut und frei auf. Als Kaulbach die große Porträtzeichnung von mir machte, beeilte er sich nicht, da wir viele Tage so gut beisammen waren, und wir erzählten uns gegenseitig von Allem, von Persönlichem und Allgemeinem. Kaulbach war eine jener Naturen, die eine schwere Jugend herb und sarkastisch gemacht hatte. Er dachte immer auf das Größte in souveränem Muthe, er hatte etwas von einem Feldhern und war zermalmend gegen Widersacher. — Und wie herrlich waren die Tage, die ich bei ihm in München hatte mit Pfeufer und Liebig. Und alle drei todt. Ich habe es leider versäumt, mit Kaulbach in Continuation zu bleiben, und jetzt ist's vorbei. Er wollte auch einmal „Barfüßele" illustriren, er schrieb mir das und wollte besonders vom Waldritt eine große Zeichnung machen, die photographirt werden sollte. Auch zu „Auf der Höhe" hatte er Plane, und auf Spaziergängen hier entwarfen wir Vielerlei zu seinem Todtentanze. Jetzt ist er selber hineingerissen.

Den 10. April.

Gestern ging ich mit Bancroft spazieren, er gibt den Gesandtschaftsposten hier auf und arbeitet an Vollendung seiner amerikanischen Geschichte, die er bis auf heute fortführen will. Er sagt auch, man müsse abschließen, solang noch das Leben vorhält, da sähe man ja wieder, wie Kaulbach so schnell dahingerafft wurde.

516.

Berlin, 12. April 1874.

Nun habe ich doch endlich gestern einen Athemzug Feldluft gethan und den Lerchengesang gehört. Die Straße gen Steglitz war freilich sehr staubig, und da draußen hat sich eine neue Stadt gen Friedenau gebildet. Aber die Saaten sind grün, und hier ist ein Baum, der bei uns daheim nicht so oder den man wenigstens nicht so sieht, das ist die Birke mit ihrem

Hängegezweige nach Art der Trauerweide, und das ist so fein bewegt und glitzert in Knospenfülle.

Ich besuchte in Steglitz den Schriftsteller Adolph Strodtmann und freute mich seines behaglichen Heims. Ich sah die neue Arbeit von Strodtmann in den Aushängebogen. Er hat mit der Genauigkeit eines klassischen Philologen Heine edirt, und noch viel schwieriger ist seine jetzige Arbeit: Briefwechsel Bürgers in vier Bänden. Ich las einen Brief von Bürger über Götz von Berlichingen (dessen Autor er damals noch nicht wußte), frisch und echt, wenn auch unfläthig in Ausrufungen, wie sie die damalige Kraftmeierei liebte.

Den 13.

Gestern machte ich mit Eugen einen weiten Weg, ich muß jetzt viel Bewegung haben, und Abends sah ich mit Frau und Tochter Goethes Götz zur Feier des Jahrhunderts seiner ersten Aufführung. Wie frisch und neubacken schmeckt da noch Alles, ja, da ist noch der kernigste volksthümliche Geist Goethes. Ich meine, ich spüre darin noch die Nachwirkung seines Aufenthaltes im Elsaß, wo er jünglinghaft offen dem Volke nahe stand und aus seinem Munde die Lieder sammelte und einen Ton davon für alle Zeiten behielt. In der katholischen Kirche darf erst nach hundert Jahren heilig gesprochen werden. Das gilt auch vom Künstlerischen. Was nach hundert Jahren noch lebendig ist und wirkt und von Nachdunkelung nur wenig leidet, das ist fest für alle Zeiten. Neu auffällig war mir, daß Goethe die Achse des Dramas erst im letzten Akte ansetzt, nämlich die Verquickung des Götz mit dem Bauernkriege. Wäre dieser Conflict in ihm und mit Zeit und Welt der Mittelpunkt, dann verflatterte auch das Interesse nicht so sehr und Götz wäre eine volle Tragödie; so aber hat Goethe das ganze Zeitalter in Scene gesetzt, und dieses Zuviel wirkt als Zuwenig, die Sympathie mit Götz concentrirt sich nicht. Wer darf sagen, Goethe hätte das oder das thun sollen? Aber das ist doch sicher, hätte er sich in dieser Sphäre weiter ausgebreitet, wir hätten eine reiche Reihe echt poetischer Nationaldramen.

Den 18. April.

... Mit der nothwendig gewordenen Absetzung des Bischofs von Posen ist der weltgeschichtliche Kampf des deutschen Staats so acut geworden, daß alle Kraft zusammengehalten werden muß, und es läßt sich nicht absehen, wie die Schlichtung sich gestalten wird.

Doch genug davon, ich komme sonst ins Leitartikeln hinein, und du sollst nur wissen, was mich bewegt. Wir haben das schwere Glück, nach allen Seiten die größte Epoche zu erleben. Ich möchte mitthaten in diesem Kampfe, wie ich das Anno 70 wünschte, aber was kann ich da leisten?

Ich persönlich möchte mich eigentlich aus dieser beschwerlichen Rolle des aufgeregten Zuschauers herausreißen und eine Zeitlang wieder ganz in das stille Naturleben versenken können.

Wenn ich nur von hier fort könnte! Aber das ist jetzt unthunlich, und die Sehnsucht erwacht jeden Morgen mit mir.

Kapp hat mir sein erneutes Buch „Der Menschenhandel deutscher Fürsten" gegeben. Ich will sehen, daß ich eine Anzeige davon für die Allgemeine Zeitung schreiben kann. Ich bringe mich jetzt zu nichts Rechtem, in sich Beschlossenem.

517.

Berlin, 19. April 1874.

Ich habe Paul Lindau zugesagt, ihm für eine Reihe von selbstbiographischen Beiträgen auch einen zu geben. Ich fand bald ein anmuthendes Thema. Ich will mein Kennenlernen der bildenden Kunst durch alle Lebensperioden darstellen.

Erinnerst du dich noch, wie wir uns in Karlsruhe am Samstag Morgen auf der Bibliothek Hogarth zeigen ließen? Ich sehe es noch deutlich vor mir, und wenn ich mich nicht irre, wurden wir durch einen Hinweis von Herder auf Hogarth aufmerksam gemacht. Oder weißt du vielleicht noch Anderes von damals? Ich sehe schon, ich werde dich bei meiner Lebensgeschichte oft fragen müssen, obgleich mein Gedächtniß wunderbar getreu ist, aber ich traue mir nicht immer, denn das Sprichwort: „Das Gedächtniß ist ein Dieb" deute ich auch dahin, daß sich die Phantasie in die Thatsachen der Erinnerungen einstiehlt und nicht bloß, wie es eigentlich gebraucht wird, daß man Fremdes in der Erinnerung für Eigenes ansieht und ausgibt. So war ich auch zaghaft oder vielmehr unsicher, ob mich meine Erinnerung nicht täuscht, daß ich Kaulbach die Idee zum Todtentanze angeregt habe, und glücklicher Weise bringt heute die National-Zeitung einen Artikel über Kaulbach von Alfred Woltmann und dieser erzählt, daß ich allerdings es war, und jetzt weiß ich auch deutlich, was mein erster Vorschlag war. Ich wollte, daß Kaulbach eine Eisenbahnstation darstelle, und da steigen ein die verschiedenen Lebensalter: Mutter mit Säugling, junges Ehepaar, lustige Soldaten, alter Pfarrer, kurz das Mannigfaltigste, und auf der Dampfmaschine steht als Lokomotivführer der Tod. Ich weiß nicht, ob Kaulbach das je so ausgeführt hat, ich habe nur wenige Blätter gesehen.

Wenn ich so zurück sehe, habe ich doch ein reiches Leben, und ich freue mich auf die Niederschrift meiner Biographie im Ganzen. Ich möchte sie aber, wenn es anginge, auch Wahrheit und Dichtung nennen, denn wie gesagt, es ist kaum zu vermeiden, daß das Gedächtniß dichtet.

Berlin, 20. April 1874.

... Es ist doch ein gefährliches Experiment, ein Buch so ganz und tief in die Subjectivität einwurzeln und aus ihr heraus erwachsen zu lassen. Es thut mir persönlich wehe, nicht wenn die öffentliche Kritik aus ästhetischen oder politischen Prinzipien [meine Arbeit tadelt] — ich habe darin ein Selbstgefühl, das nicht zu erschüttern ist — aber es thut mir eben tief weh, wenn sich von Freunden Lässigkeit, Mißverstand und Widerspruch ergibt. Ich habe mich in diesem Buche so ganz gegeben in Allem, was mir den Werth des Lebens ausmacht, und ich meine, wer das nicht mit Theilnahme empfängt, der kann sonst ein ganz vortrefflicher Mann sein, aber mein persönlicher Freund ist er nicht.

Ich prüfe mich streng, ob das nicht Fanatismus ist, ich kann es nicht finden. Was man Ruhm und Ehre nennt, ich kann nicht lügen und sagen: das ist mir gleichgiltig, aber ebenso darf ich sagen, mir ist die Liebe der Menschen mehr werth, und wer nicht theilnimmt am Fortgange meines Denkens und Schaffens, und erscheine dies auch einmal ganz eigenartig und seltsam, zu dem mag ich nicht reden, wenigstens nicht dauernd und von meinem Besten. Ich kenne nur eine Sünde auf der Welt, und das ist die Lüge, aus ihr stammt alles Unheilbringende, und ich habe nie lügen und verhehlen können und will es auch für die paar Jahre nicht noch lernen.

Den 22. April 1874.

Wäre ich ein Politiker, müßte ich täglich Haß, Hohn, Verzerrung mit Leichtmuth ertragen, und das ist eben der Irrthum, ich habe mich mit der Empfindlichkeit des Poeten auf das Gebiet des öffentlichen Kampfes begeben.

Derartiges und noch viel mehr sage ich mir bei der häßlichen und gehässigen Behandlung, die meine Arbeit erfährt und die sich auch persönlich gegen mich richtet. Der Hauptfehler ist aber mein unausrottbarer Optimismus, der mich meinen läßt, die Menschen seien wahr und wohlmeinend, und ein Verfehltes oder was sie dafür halten, mache ihnen Schmerz, statt wie es in Wirklichkeit ist, Schadenfreude.

Den 25. April.

... Ich bleibe dabei, es gibt einen Punkt, wo Jeder sagen muß, hier stehe ich, ich kann nicht anders &c., und so lasse ich mir die Zuversicht in mir nicht rauben. Meine Darstellungsmittel können da und dort unzulänglich sein und sind es sicher, aber ich weiß, daß ich in der Continuation der Kunst und des höheren Gedankens stehe, und das ist genug.

In nächster Woche muß ich definitive Entscheidung wegen Herausgabe

der Zeitschrift geben. Das Verneinen wird mir doch schwer, denn es steht Sicheres in Aussicht[1]. Was meinst denn du? Schreib mir bald.

. . . Die deutsche Literaturgeschichte lehrt thatsächlich, daß nicht Opposition an sich, sondern eben ein starkes Positives in neu Auftretendem die Vorgänger verdrängte. Der beste Beweis, daß bloße Opposition nichts Festes zu Tage bringt, ist das „junge Deutschland"; es konnte gegen die romantische Schule und was drum und dran hing, opponiren, hatte aber kein positives Muttergut als Beibringen.

Wunderlich ist mir, daß der Vorwurf, der mir jetzt erst klar wird, meinem Buche noch gar nicht präcisirt wurde. Und das in Frage stehende Thema ist sehr ergiebig. Ruhmsucht, Ehrsucht, Eifersucht u. dgl. können alle leicht und gut Mittelpunkt und Achse einer Dichtung sein, auch Elternliebe, Kindesliebe, aber am ergiebigsten ist doch die Liebe der Geschlechter, weil diese allein allen Bildungsgraden, allen Ständen, Confessionen ꝛc. nahe geht. Die Vaterlandsliebe ist gewiß auch voll poetischen Reichthums, aber sie muß aus dem Politischen ins Persönliche übertragen werden, wie bei Coriolan, wie bei Cäsar, und das ist sehr schwer, wenn nicht ganz unthunlich, sobald man sich an untergeordnete Personen hält, die in einem geschichtlichen Conflict nicht die Bestimmenden, sondern die Bestimmten, also im weitesten Sinne Unterthanen sind. Ich aber, sobald ich das vorliegende Thema und die vorliegende Form gewählt hatte, konnte nicht anders als so verfahren, und ich kann nicht ermessen, wie weit ich eine — hier patriotische — Stimmung erzeugte oder voraussetzte. Trotz alledem bleibe ich aber doch dabei, daß dem Buche eine gerechte Stellung in der zeitgenössischen Dichtung gebührt. Das wiederhole ich dir immer, damit du nie glaubst, die Welt mache mich irr an mir. Ich habe mein eigenes Selbst an diese Aufgabe gesetzt, und das ist immer was werth, und das ist das Beste, was der Künstler eigentlich geben kann. Mögen Andere Anderes geben. So wird die Welt von Mannigfaltigkeit erfüllt.

518.

Berlin, 1. Mai 1874.

Heute vor 40 Jahren, in der ersten Maienfrühe stieg ich in Schwetzingen vom Wagen Joseph Kaullas, der nach Mannheim fuhr, und mit dem grünen Ränzchen auf dem Rücken wanderte ich unter Blüthenbäumen und Lerchensang gen Heidelberg und warf meine Mütze in die Luft und wußte vor Ueberseligkeit gar nicht, was ich anfangen soll. Ich wanderte der Universität zu und einem annähernd sorglosen Leben und vor Allem neuem Gemein-

[1] Wichtige Bedenken führten schließlich zur Ablehnung.

leben mit dir. Ja, das war ein Wiedersehen! Wir waren doch einmal jung. Ich bin es (leider und Gottlob, wie jene Frau immer sagte) noch heute fast wie vor 40 Jahren, und das ist nicht gut...

519.

Berlin, 12. Mai 1874.

Ich denke, du liesest die Studie, die Julian Schmidt in der Allgemeinen Zeitung (bis jetzt sechs Artikel) über mich [veröffentlicht]. Ich besuche ihn nicht, bis ich die ganze Arbeit kenne, und nach der Anlage werden es wohl noch weitere sechs Artikel. Wenn ich mich so betrachtet sehe, denke ich oft an die Holländerin, die mir im vorigen Sommer in Gernsbach sagte: „Was? Sie leben noch? Ich glaubte, Sie wären schon lange todt.“

Ich stehe der Darlegung Julian Schmidts oft ganz verwundert gegenüber. Also das bin ich und so abgethan? Ich bin oft erstaunt von der stricten Consequenz, die er in meinem Schaffen und Reflectiren aufzeigt, ich habe mich nie so gesehen; ich lese namentlich, was ich theoretisch gesagt habe, oft als ein ganz Neues, und wenn ich auch manchen seiner Ausführungen widersprechen muß, besonders wo er vom Einflusse Jean Pauls ꝛc. spricht, wer kann sagen, ob nicht ein Anderer freier und klarer sieht als man selber vermag?

Ich finde, daß Schmidt darin Recht hat (mit Anderem bin ich natürlich mehrfach nicht einverstanden), daß mich zunächst das ethische Motiv bewegt, und nicht das poetische Farbenspiel und die Lust zu fabuliren. Wenn ich zurückschaue, so erinnere ich mich, daß im Stuttgarter Gymnasium bereits mich der Vortrag Professor Schmids über Psychologie am meisten aufregte, und das psychologische Problem ist mir immer Hauptsache geblieben. Ich meine aber, das ist doch auch schließlich die Essenz aller poetischen Produktion. Oder mache ich etwa aus der Noth, resp. aus dem Mangel eine Tugend?

Den 14. Mai.

Ich war gestern mit den Meinigen im Theater, um den großen italienischen Tragöden Rossi als Lear zu sehen. Ich habe doch schon viel Bedeutendes gesehen, aber noch nie Aehnliches. Rossi tritt schon von Anfang nicht majestätisch, sondern wildhaftig auf und erscheint wie ein menschgewordener Löwe. Leider griff mich aber die Darstellung so an, daß ich nach dem dritten Akte herausgehen mußte. Ich habe doch seit meiner Krankheit an Kraft Einbuße gelitten.

520.

Berlin, 13. Juni 1874.

... Vorgestern war Friedrich Kapp bei mir. Er erzählte mir aus seinem Leben. Er ist der Sohn des Gymnasialdirektors in Hamm. Sein

Vater war ein begeisterter Hegelianer, und die Hegelschen „Jahrbücher" und dann später die Rugeschen bildeten die Hauptereignisse in der Familie, und der Knabe las, als er 12 Jahre alt war, die eben damals herausgegebenen Gespräche Eckermanns mit Goethe dem Vater vor, und der Vater hielt den Sohn so frei, daß er nicht mit religiösen Vorurtheilen oder Dogmendingen belastet wurde. Wie Kapp durch die 48er Revolution, an welcher er sich thätig betheiligte, nach Amerika kam, wie er eine Familie gründete und wie er wieder in sein Vaterland zurückkehrte, das weißt du. Nun erzählte mir Kapp die Geschichte einer ihm befreundeten Familie, und es schoß in mir auf und ich habe ein Thema, wie seit lange nicht.

Lasker kam auch mich zu besuchen und blieb zu Tische. — Während wir bei Tische saßen, erhielt ich ein Brieschen von Frau Lewald, und da schreibt sie mir, daß in vergangener Nacht um 2 Uhr ihr Mann gestorben ist. Wohl erwarteten wir seit Jahren diesen harten Schlag, aber die Thatsache ist denn doch zu neu, und ich verliere den nächst Lasker besten Menschen, den ich hier habe. Er war ein treuer Freund und ein harmonischer Charakter; Innigkeit und scharfer Verstand hielten sich in ihm das Ebenmaß, und sein Dasein war für mich wie ein Schutzdach in jeder Fährlichkeit und Unklarheit. Und wie mir, so war er das Gleiche auch andern Freunden, so Löwe (Calbe) und David Strauß.

521.

Tarasp, Montag, 6. Juli 1874.

Nun kann ich dir wieder in Ruhe schreiben. Ich war am Mittwoch bei unseren Geschwistern in Plüderhausen. Donnerstag fuhr ich mit Frau und Tochter nach Friedrichshafen, andern Tags nach Ragatz. In Rorschach hatte ich die Freude, Ferdinand Hiller zu treffen, und fuhr ein Stück Wegs mit ihm, meine Frau und Tochter blieben in Ragatz und ich reiste weiter nach Landquart.

Am Postschalter, wo man die Billete zum Eilwagen zu nehmen hat, sah ich einen Mann meiner Jahre, der mir wohlgefiel. Ich schlug ihm vor, daß wir zusammen einen Einspänner nehmen, er war sofort bereit, und nach Tisch fuhren wir im lustigen offenen Wägelchen durch das Prättigau. Ich athmete nach langer, langer Zeit wieder frei auf und gedachte mit Schrecken, aber auch dankbar, der beidemal, da ich hier so schwergemuth und krank dahin reiste.

Ich blieb in Davos über Nacht. Am Morgen ging's weiter mit dem Eilwagen. Der Weg über den Fluela ist bei aller Wiederholung stets neu erhebend. Man kommt in die fremde strenge Alpenwelt. Am Wege lagen todte Schafe, die durch raschen Schneefall erfroren oder verhungert waren.

Je mehr wir uns dem hiesigen Ort näherten, um so mehr heimelte es mich an. Ich erhielt hier das Zimmer, das ich bestellt hatte, das, in dem Conzertmeister David ehedem gewohnt hatte, und Alles im Hause kam mir freundlich entgegen, und besonders wohl thut mir, daß Dingelstedt da ist und wir Tischnachbarn sind.

Den 8. Juli.

. . . Ich war gestern allein auf der Höhe, der mein Name gegeben wurde. Ich saß lange dort, der Blick ist groß und durch Abschluß beruhigend zugleich. Ich fühlte mich leicht und frei, und alles Kleine schwand aus der Seele.

Den 9. Juli.

Gestern ging ich im heißen Sonnenschein allein nach Schuls. Schon unterwegs fielen einige breite Tropfen und wirbelten Staubwölkchen auf, und plötzlich war das Gewitter mit Hagel da. Ich erreichte noch wenig durchnäßt einen Neubau am Wege, und da blieb ich und gab dem Hause den Namen: „Zur guten Luft“ und ordnete noch Einiges am Bau. Die deutschredenden Menschen hier sind sehr zutraulich und gutmüthig. Vor zwei Jahren habe ich auf diesem Wege in der Nacht das Gewitter erlebt, das ich theilweise im „Waldfried“ geschildert habe.

Den 10.

. . . Dingelstedt ist ein Lebenskünstler, und gerade das, daß ich eben ein Pfuscher in Gestaltung des unmittelbaren Lebens bin, macht mir ihn um so imponirender. Er hat nicht nur gute Formen, er hat auch innere Selbsthaltung, er versteht sich rar zu halten und vor Allem still an sich zu halten, ich meine — zu schweigen. Er ist weit entfernt von meiner Albernheit, die da glaubt, man müsse den Menschen immer etwas geben und zwar das Beste, was man im Moment ist, und da verplempert man sich und hat sehr oft das Nachsehen der Reue und des Aergers über sich. Dingelstedt echauffirt sich nicht leicht für Dinge und Personen, und freilich, sein Beruf über lebendige Menschen zu disponiren, hilft ihm viel in souveräner Beherrschung; aber er hat diese auch über sich selber und hat sein Leben zu führen verstanden, wie Wenige. Er hat sich freilich seine imponirende Gestalt nicht gegeben, aber er hat sie gut exerzirt, zu Pferde und zu Fuß, im kleinen Privatleben wie im allgemeinen und Hof-Leben.

Den 12. Juli 1874.

Ich habe ein merkwürdiges Buch gelesen, gestern Morgen fast in einem Zug, es ist bereits in vierter Auflage und doch mir erst jetzt geworden, heißt „Deutsche Liebe“, herausgegeben von Max Müller, dem großen Sprachphilosophen. Anfangs muthete es mich gar nicht an, der

Anfang hat etwas von der Stormschen Art, Spielen mit Duft und Kinderbeinchen, dann aber wird's echt, mit einer somnambulen psychologischen Kraft und so fein und zart gemalt wie Bilder in alten Brevieren. Es ist doch wunderlich, daß man solch ein Buch erst nach Jahren kennen lernt. Es fehlt uns eben an maßgebender literarischer Autorität.

Apropos! Hast du gelesen, wie Gutzkow mich in der letzen Nummer der „Gegenwart“ anrempelt? Er war immer so. Als er noch seine Trompeter in den Zeitungen blasen ließ, war's ihm nie genug, gelobt zu werden, ich mußte daneben meinen Treff haben. O, wie recht hatte ich, daß ich mich in Berlin absolut fern von ihm hielt. Ich konnte ihm die Wahrheit nicht sagen, ohne ihn zu kränken, und heucheln oder auch nur verschweigen darf und kann ich nicht. Es war trotz alledem und ist noch ein Wahrheitsstreben in Gutzkow, aber ihm fehlt die Liebe.

Den 14. Juli 1874.

Ich freue mich, daß ich Kraft und Ruhe habe dir zu schreiben, und du freust dich dessen gewiß ebenso. Man kommt allmählich in eine Tagesordnung und in einen bestimmten sozialen Kreis, ohne daß man dazu thut.

Vorgestern war ich mit von der Heydts und einem bayrischen Hauptmann, Graf Zech, auf Schloß Tarasp. Gestern begegnete ich Keudell, unserm Gesandten in Rom, den ich von früher kenne und dessen Frau, eine Tochter Patows, mir von ihrer Kindheit an bekannt ist. Sie wohnen in Vulpera, und Nachmittags war ich allein bei ihnen, bis später Gesellschaft kam. Keudell sagte mir, daß seit Wochen ihn die Lektüre des „Waldfried“ immer durchschauert habe, und er sprach sehr warm darüber, ebenso auch die später eintreffenden von der Heydts. Ich finde, daß die Politiker viel mehr für das Buch sind, als die ästhetisch Betrachtenden, und ich glaube, ich habe dir während der Arbeit geschrieben, es thäte mir leid, wenn das Patriotische und Freiheitliche den Ausschlag gäbe.

Dingelstedt, der gern Alles mit einer bedachtsamen Regie behandelt, will mir auf einem weiten Gange seine Anschauung kundgeben, er hat das Buch eben hier erst gelesen.

Ich muß dir nur noch sagen, daß Keudell, ein Virtuos ersten Rangs, uns Mozart und Schubert vorspielte, in so vollendeter Weise und nun hier oben im Ausblick in die Alpen, daß ich eine Stunde der reinsten Glückseligkeit davon hatte. Er und seine Frau erzählten auch sehr Bedeutsames aus ihrem Aufenthalte in Konstantinopel.

Den 16. Juli.

. . . Dingelstedt wollte [vorgestern] Mittags etwas vorlesen bei von der Heydts, er fand nichts. Ich hatte von der Novelle erzählt, die ich im

Manuskript habe, freilich noch unfertig, und nun wurde ich bedrängt sie zu lesen, und ich gab endlich nach. Anwesend waren: Keudell und Frau, General Hartmann und Frau, Frau von Pommer-Esche und Tochter, Dingelstedts, von der Heydts, ein bayrischer Offizier Graf Zech u. A. Die Geschichte, sie sollte „Auf der Citadelle“[1] heißen, spielt im Militär, sie spannte die Zuhörer, aber nachher wurden mir, besonders von General Hartmann viele Inconvenienzen aufgezeigt, die ich aber umbiegen kann, Keudell dagegen war sehr von der Sache eingenommen.

. . . Ich fühlte mich [gestern] auch unwohl, war aber bald wieder besser. Abends traf der Unterstaatssekretär von Hofmann aus Wien ein und kam mit großer Freundlichkeit mir entgegen. Die Nachricht von dem Attentate auf Bismarck scheint wahr. Keudell hat an den Sohn Bismarcks telegraphirt, hat aber noch keine Antwort. Ich ging mit Keudell. Er spricht mit wahrhaft jüngerhafter Verehrung von Bismarck.

Den 19. Juli, Sonntags.

Ich gewinne hier Einblicke in unser zeitgenössisches höheres Staatsleben. Gestern Mittag nach Tisch sprach ich Minister Delbrück, der auf einen Tag hier war (er geht wieder nach Tirol, er ist einer der besten Bergsteiger) und Abends ging ich wieder mit ihm und Keudell. Delbrück ist nicht sehr gesprächsam, Keudell aber äußerst anmuthig und offen; die alte Weise des Intriguen-Diplomaten ist eben aus und vorbei, und dazu hat Keudell eine so biedere Hand und sein Auge ist tief und hell. Auch Nachts ging ich noch — was sagst du zu dieser vornehmen Sozialität? — mit Excellenz Hofmann spazieren. Er ist der volle Oesterreicher, zutraulich, bequemlich, liebenswürdig und dabei der vollendete österreichische Junggeselle mit stark accentuirter musikalischer Neigung. Er ist ein Stilist ersten Ranges und Verfasser der österreichischen Staatsschriften, zugleich auch die Presse regulirend und beinflussend.

Keudell, der Königsberger, in Kantischer Atmosphäre aufgewachsen; Hofmann aus weiten geographischen Studien und Beethovenscher Atmosphäre erstanden, ist ein Abbild des besten Oesterreicherthums. Er erzählte mir viel von seiner Statthalterei in Schleswig-Holstein und wie Bismarck sich gern damit begnügt hätte, Deutschland in zwei Theile zu zerlegen und den einen Oesterreich zu geben; aber die österreichischen Staatsmänner wollten Preußen gar nichts lassen, und so vollzog sich das geschichtliche Verhängniß.

[1] Erschien unter dem Titel: „Auf Wache“; eine der Novellen, die B. A. (zusammen mit „Der Fels der Ehrenlegion“ und „Nannchen von Mainz“) u. d. T.: „Drei einzige Töchter“ (Stuttgart 1875) herausgab.

Ich sprach davon, daß kein Staatsmann Programm für alle Eventualitäten habe, sondern eben inmitten des Verlaufs improvisire. Da sagte Hofmann, er könne mir hiezu einen merkwürdigen Beleg geben. Er wurde, als mit Bismarck bekannt, nach Nikolsburg geschickt, dort sagte er Bismarck, daß die Thatsachen fertig und er der ruhmvollste Staatsmann sei, der populärste, wie er sich selber prophezeit. Darauf sagte Bismarck, er habe während des Kampfes bei Sadowa beim Corps des Generals Fransecky gehalten und habe gehört wie trefflich die österreichische Artillerie feuere; da habe ihm Fransecky gesagt, er müsse jetzt seine letzten Reserven ins Feuer führen, sie könnten noch 30 Minuten aushalten, wenn der Kronprinz da nicht käme, sei Alles verloren, und da dachte Bismarck bei sich: Wie dann? Heim kannst du nicht mehr. In Europa ist kein Asyl für dich, du mußt Zuflucht in Amerika suchen, und während ich so dachte, war der Kronprinz bereits im Feuer und ich war der größte Staatsmann geworden.

Habe ich dir schon gesagt, daß auch der Oberhandelsgerichts-Rath Professor Goldschmidt aus Leipzig hier ist? Er und seine Frau scheinen mir treffliche Menschen und sind mir sehr sympathisch.

522.

Chur, 4. August 1874

Vorgestern bin ich von Tarasp abgereist, und die herzlichen Zurufe der Freunde beim Abschiede erquickten mir das Herz.

Der Mittag war sehr heiß, aber auf dem Fluela mußte der Plaid hervorgeholt werden. Man meint, jede Abendbeleuchtung sei die schönste, aber der Widerschein der rothen Wolken auf dem Fels, wie auf den Schneebergen, versetzte wie in ein Zauberreich.

Ich traf in Davos den Valentin Marr, hatte aber schlechte Nachtherberge. Diese Schweizer scheinen von Nervenreizbarkeit und leichtem Schlaf nichts wissen zu wollen, das trabt oben und unten rücksichtslos, und ich wohnte noch dazu in einem unfertigen Hause, wo um 4 Uhr bereits gehobelt und gemeißelt wurde. Mit Marr, einem Sohne Wolfgang Müllers und einem Architekten aus Pyrmont fuhr ich die Landwasserstraße, die von einer Majestät und Kühnheit ohne Gleichen ist, bis Wiesen, von da mit Post bis Lenz. Ich wollte zu Fuß weiter, aber es regnete, und so fuhr ich hieher, habe wieder ein unruhiges Zimmer gehabt mit nur wenig Schlaf, aber in der Schweiz und nach einer Tarasper Kur verwindet man Alles leicht. Ich fühle mich frisch.

Dissentis, 5. August 1874.

Das war gestern ein wonniger Tag, alles Denkens bar, nur athmend, schauend und bisweilen rauchend, und so allein, so glückselig allein, oben

auf dem Banket. Ich brauche nicht zu wissen, wie die Berge, die Ströme und die Dörfer heißen, da leben Menschen, dort leben Bäume und Blumen und Fische; ich vergaß Alles, was ich je gelebt und gearbeitet und was noch werden wird, ich fühlte mich jung wie ein Student, sorglos und ungebunden, und nach so vieler Ansprache war's so gut, stundenlang wortlos hinzudämmern, nichts zu fixiren oder gar aufzuschreiben, sondern eben nur zu sein. — Der Tag war hell, nur auf den Bergspitzen hafteten die Wolken fest.

In Reichenau besuchte ich indeß schnell, während die Pferde gewechselt wurden, den alten Oberst von Planta. Schloß und Park und der Mann mutheten mich Attinghausisch, ins Moderne übertragen, an.

Weiter ging's, wieder wonnig still und hell. In Ilanz wartete Dr. Walther auf mich, sein Sohn, der Verwalter in Tarasp, hatte ihm meine Ankunft telegraphirt. Und wieder weiter, im Gefühl so vieler Freundlichkeits-Stationen in der Welt, und wieder so schön still allein, durch das Oberrheinthal, wo der junge Rhein sehr ungeberdig ist und die Wasserfälle von hüben und drüben auf ihn einstürmen.

. . . Ja, das muß ich doch noch sagen, gegen Abend gestern tauchte der Plan zum Kinderbuche neu auf und brachte frische Motive, und heute auf einem Morgengang begleitete mich's wieder. Ich werde zu dem Behufe die Arbeiten am Gotthard-Tunnel sehen. Das Thema und die Lokalität soll international werden, und es lockt mich wie ein neues Glück, diese Arbeit zu machen [1].

---

[1] Mit dem leider nicht zustande gekommenen Kinderbuche beabsichtigte B. A. eine Dichtung, die (nach seinen mündlichen Aeußerungen) gewissermaßen ein neuer Robinson sein sollte. Während der zu pädagogischem Zwecke bearbeitete Defoesche Roman durch Abenteuerlichkeit der Schicksale anziehend wirkt und dabei durch Versetzung in eine dem Naturzustande ähnliche Lage, in welcher die Hilfsmittel der menschlichen Cultur erst wieder neu erdacht und mühsam ersetzt werden müssen, den Bildungstrieb anregt, wollte B. A. eine Erzählung geben, die sich ganz auf dem Boden des wirklichen Lebens bewegt und den Sinn für gewöhnliche und stetige Arbeit weckt, zugleich aber ebenfalls den Werth der ererbten Lebensgüter schätzen lehrt, indem Zustände und Verhältnisse geschildert werden, unter welchen die Bildungswelt sozusagen neu entdeckt und der Eintritt in dieselbe nur durch größte Anstrengung aller Kräfte ermöglicht wird. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die unwandelbaren Grundbedingungen des geistigen und sittlichen Lebens in ihrer Einfachheit und Ursprünglichkeit zu veranschaulichen und durch Einwirkung auf Gemüth und Phantasie zur Selbstführung zu erwecken. Die Ausführung des allerdings noch nicht völlig gereiften Plans wurde theilweise dadurch gestört, daß er Motive desselben in andern Schriften vorwegnahm. Nach Beendigung des „Waldfried" dachte er vermuthlich an eine Geschichte, deren Mittelpunkt das Erwachen des Gemeinbewußtseins und damit zugleich sittliches Streben, Vaterlands- und Menschenliebe wäre. Nach

Dissentis, 6. August.

Gestern war ich mit der Familie Hilty in Curaglia und Platta, es geht da über den jungen Rhein eine kühne Straße hinauf, übervoll von großen Einblicken in das Thal und den wilden Strom. Wir kehrten beim Pfarrer in Platta ein, er lebt in einem Bauernhause und ist schlangenklug im Durchschlüpfen bei jeder kirchlichen Erörterung, dagegen gesprächsam über seine meteorologische Station und seine Bienenzucht. Er hat auch Schriften religiösen und bienenzüchterischen Inhalts ins Romanische übersetzt. Man mag noch so viel gegen die Dogmatik der katholischen Kirche auf dem Herzen haben, diese Männer, die stramm und opfervoll auf solchem einsamen Posten ausharren, haben etwas Heldenhaftes.

Heute Morgen machte ich einen sehr anregenden Besuch bei dem Abte im Benediktiner-Kloster hier. Ich hatte mich vorher anmelden lassen, und er ließ mir sagen, daß es ihn sehr freue, mich zu sehen. Das Kloster, mehrfach abgebrannt, ist modern und kahl. Der Abt, in seinem Bibliothekzimmer, kam mir überaus freundlich entgegen. Er ist ein Mann von majestätischer Erscheinung, ähnlich einem Bilde von Murillo in der Dresdener Gallerie. Er ist ein Bayer, Namens Birker. Er zeigte mir sofort, wie er mich kenne, indem er mir die neue Ausgabe meiner Bücher brachte, und

---

dem Plane, von dem in obigen Briefen vom 5.—9. August 1874 einige Punkte gegeben sind, wollte er unter dem Titel: „Die Kinder vom Gotthard“ die Geschichte eines früh verwaisten Geschwisterpaars, eines Knaben und eines Mädchens erzählen, die nach dem Tode der armen Eltern von der Gemeinde untergebracht wurden, in fremder Umgebung, weit von einander entfernt heranwuchsen, sich aus bedrückenden Verhältnissen emporarbeiteten und, nachdem sie sich lange vergeblich gesucht, endlich im Momente der festlich gefeierten Vollendung des Gotthard-Tunnels von den zwei entgegengesetzten Seiten zusammentrafen und sich wiedererkannten. Dem Bruder, der mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten sich zum Techniker ausbildete, war bei dem völkervereinenden Werke der Gotthard-Bahn eine hervorragende Thätigkeit zugedacht, die wohl bei der Feier durch ehrende Auszeichnung belohnt werden sollte, was dann zur Erkennungsscene zwischen den Geschwistern geführt hätte. Naturleben und Culturfortschritt sollten in der Erzählung, die so ganz im Bereiche der dichterischen Kraft und ethischen Richtung B. A.s gelegen hätte, gleichmäßig hervortreten. Nach der symbolischen Weise des Erzählers hätte die Geschichte zweier Menschenkinder, die auf eigenartigen, völlig getrennten Wegen, und zwar bei einem weltgeschichtlich bedeutsamen Feste zu dem ersehnten Ziele der Vereinigung gelangen, schon an und für sich und ohne daß eine Erklärung erforderlich gewesen wäre, auch auf die Beseitigung aller die Völker von einander trennenden Hindernisse hingedeutet, wie sie durch die staunenswerthen Erfindungen und Friedenswerke unsrer Zeit bewirkt wird. In einem derartigen Buche von B. A. würden wir nicht bloß eine Jugendschrift, sondern wohl ein würdiges Seitenstück zu „Barfüßele“ besitzen.

auf der letzten Seite des Deckels sind die Seiten der Stellen bezeichnet, die ihn besonders anmutheten. Kannst dir denken, wie seltsam es mir war, meine Bücher hier im Kloster zu finden und so genau gelesen. Ich schlug viele Stellen nach und lernte daraus das Wesen des Mannes schnell kennen, besonders viel bezeichnet ist im Lorle, am meisten aber im Lucifer. Der Abt zeigte sich sofort als offener und freier Mann, indem er erklärte, er glaube an die Infallibilität, und er citirte dafür eine Stelle aus Plato, daß der Führer ein höher begabtes Wesen sein müsse, denn bei einer Heerde Schafe 2c. werde nicht wieder ein Schaf 2c., sondern ein Mensch der Hirte und Führer. Als ich auf die Toleranz gegen Andersgläubige und Ungläubige hinwies, sagte er in Bezug auf jene, er sei mild, weil er erkenne, daß die katholische Kirche an der Religionstrennung schuld war (so ungefähr sagte er). Auch über Strauß letztes Buch sprach er, allerdings sehr verwerfend, aber nicht ohne Eindringen auf die heiklen problematischen Punkte.

Ich las heute ein Büchlein von einem Schweizer Caduff. Wunderlich! Die Zeitungen und Bücher in der Schweiz haben immer etwas von Schützenfestreden mit Anrufungen, die auf ein Hoch und Hoch abzwecken. Um so schöner ist's, daß Gottfried Keller ein wirklicher Poet geworden und geblieben. Du hast doch die Studie von Fr. Vischer über ihn in der Allgemeinen Zeitung gelesen? wo nicht, so versäume es nicht. Das ist echtes Eingehen auf das innerste Wesen eines Dichters; nur hätte er den hagebuchenen Bitzius als Charakteristiker besser behandeln sollen.

Andermatt, 7. August 1874.

Schöner kann der Tag nicht sein, sagte der Führer auf der Furka, und so ist's. Wer weiß, ob mir noch je solch ein Tag beschieden, so rein im Licht, so frei im Ausblick und so vollgerüttelt von reiner Luft.

Ich reiste also gestern Mittag von Dissentis ab. Ich saß allein im Coupé, und das ist immer gut, ja ich meine, so lang ich so stillbegnügt allein sein kann, stehe ich noch im wahren Leben. Den obern Rhein hinauf wird es immer kahler und schroffer, gegen Abend wurde es kühl, aber ich habe gute warme Sachen und gute Cigarren bei mir und denke nicht des nächsten, sondern des gegenwärtigen Moments; bei der Oberalp drängt sich das volle Almenleben an die Straße.

Im Gasthof Bellevue war ich gescheiter als sonst und ließ mich nicht ins erste beste Zimmer einstellen, ich suchte und bekam ein sehr gutes und ruhiges Zimmer. Der Wirth prophezeite richtig, daß heute ein selten schöner Tag werde, und stellte mir sein Privatfuhrwerk zu Gebote. Und nun fuhr ich heute Morgen im leichten offenen Wagen, der nach dem Muster der Fee Mab gebaut scheint, als der Morgenthau noch auf den Wiesen lag, wo eben gemäht wurde — weit hinaus Alles voll arbeitsamer Menschen und

darüber der rein blaue Himmel, auch nicht vom leisesten Wölkchen überzogen — hell und allein dahin. Ich war tief dankbar und erquickt im Gemüthe, daß ich solches so frei erleben darf, und in solchen Stunden vergesse ich alle Schwere im Gemüth. Noch im Thale kam ein Reiter in Uniform auf einem Schimmel auf mich zugesprengt, hielt an und streckte mir die Hand entgegen, ich erkannte ihn alsbald, weiß aber seinen Namen nicht, es ist ein Oberst aus Basel, von Beruf Baumeister, der eine Inspektionsreise ins Wallis macht. Und weiter ging's den Berg hinan. Die Sonne leuchtet so hell und das Dasein und helles Ausschauen ist so schön. Vor uns fuhr der Eilwagen, viele Reisende stiegen aus, ein Mann kam zu mir, es war Professor Christoph Schwab, Sohn Gustav Schwabs; er setzte sich eine Strecke Weges zu mir, dann fuhr er im Eilwagen weiter. Droben ging ich allein bis hinab zum Rhonegletscher, und wo man die weite Alpenkette überschaut, dort hatte ich eine innerlich volle reine Stunde des Daseins. Sagen und schreiben kann ich nichts davon. Das wird nur gelebt und eingetrunken. Frisch und frei ging's wieder zurück, und ich bin so unruhig und belebt, daß ich nicht bleiben kann. Ich gehe zu Fuß thalab nach Göschenen, wo ich die Arbeiter und die Arbeiten am Gotthard-Tunnel sehen will.

Göschenen, 8. August 1874.

Es regnet, ich muß warten und kann dir also schreiben.

Ich war gestern so froh bewegt und weltoffen, daß ich nicht umhin konnte, mit Begegnenden zu sprechen, zuerst mit einem jungen Manne, der sich dann als dänischer Student kundgab, dann mit einem Juristen aus Augsburg. Der Weg an der Reuß entlang ist gewaltig und überwältigend, wie Alles hier. Ich wollte mit den Steinbohrern am Wege sprechen, sie verstehen aber nur italienisch; sind prächtige charakteristische Gestalten. Im Gasthofe beim Essen traf ich zwei Luzerner, der eine ist Fürsprech. Ich schickte meine Karte zum Sectionsvorstand Mezger, der auch ein Schwabe, und telegraphirte an den Erbauer der Gotthard-Bahn nach Zürich, damit ich Alles sehen könne; der Erbauer, Gerwig, dein Landsmann, ist mir sehr gut bekannt von Furtwangen her, wo er damals, als ich Uhrmacherei studirte, Vorsteher der Uhrmacher-Schule war. Ich ging noch durch das Dorf und sah die Arbeiter heimkehren, die Feuerarbeiter trotzig und kühn, als wollten sie sagen, wir bereiten euch das Größte, die Steinarbeiter lustig und kindlich. Am Wege war ein umgelegter zweirädriger Karren, Einer spielte Scheerenschleifen, indem er das Rad drehte und zischte und surrte, und Gruppe auf Gruppe kam, hielt an, lachte und ging weiter. Ich redete ein Kind an, es sprach französisch, und ein Mädchen aus dem Dorfe sagte mir, die Italiener seien sehr brav und säuberlich, nur in der ersten Woche

des Monats (der Lohn wird monatlich ausbezahlt) seien sie verschwenderisch, schicken aber stets zuerst Geld heim. Ich legte mich früh schlafen. Am Morgen kam ein junger Ingenieur, Namens Rovelli, ist ein Kamerad von Eugen von Zürich her, er will mir Alles zeigen. Ich gehe zu Mezger, der überaus freundlich ist (auch ist Gruß von Gerwig da), er gibt mir einen Aufseher mit, einen Prachtburschen, ist aus Haslach gebürtig, war Schlosser, kam mit 15 Jahren zur Eisenbahn, war im Kriege 70 und 71 und ist ein kernhaft frischer geschlossener Mensch. Ich glaube, er wird der Held meiner Kindergeschichte, denn das muß ich dir gleich sagen, ich führe den Helden am Schlusse in dies Werk, vielleicht mit der neuen Verbesserung des Bohrers und also überleitend vom Naturleben ins Technische, die Natur Umgestaltende, denn das ist hier augenscheinlich: der wilden Reuß wird ein neues Bett gegraben, da wo sie jetzt fließt und stürzt, ausgefüllt und da der Bahnhof gebaut. Es donnerte von Sprengschüssen draußen und im Tunnel, so gestern Abend, so heute früh; die Schüsse im Innern des Berges, Schlag auf Schlag, sind wie bei Belagerung einer Festung, die Berge scheinen zu zittern, das Menschenkind verlangt und erzwingt Einlaß in die ewige Feste.

Rovelli führte mich durch die Werkstätten und offenen Arbeiten, und besonders neu war mir die Bereitung comprimirter Luft für den Tunnel, auch der Lufthammer, der die schwersten Eisen wie spielend bearbeitet, und vor Allem die neue Construction des Bohrers, von einem Italiener hergestellt. In den Tunnel hinein ging ich nicht, da das Dynamit so entsetzlich riecht und Kopfweh macht.

Brunnen, Sonntag, 9. August.

Ich hatte gestern kaum das letzte Wort geschrieben, als es hieß: der Eilwagen kommt. Unter strömendem Regen kam ich hier an und warte nun, was weiter wird.

Ich war noch gestern Abend mit meiner Frau und Tochter auf dem Rütli. So viel sehe ich, daß ich die Kindergeschichte nicht anfangs auf das Rütli verlegen kann. Ich denke, sie soll heißen: „Die Kinder vom Gotthard.“ Es regnet heute stark, aber das ist gut Schreibwetter, und ich habe noch viel zu registriren. Ich habe nur den einzigen Wunsch, bald wieder zur ruhigen Arbeit zu kommen.

Jungfraublick in Interlaken, 21. August 1874

. . . Ich glaubte hier oben arbeiten zu können, aber es geht nicht, ich muß Isolirtheit haben, und die finde ich so nicht.

Ich habe so mannigfache ergiebige Plane, sie sind aber jetzt wie durch eine Wolkenwand von mir getrennt, ich weiß, sie liegen dahinter, und ich

hoffe auf Sonnenschein im Gemüthe, denn ohne diesen kann ich nicht arbeiten, wenigstens nicht beginnen.

Wenn ich in Schwaben mich auf ruhige Zeit jetzt niederlasse, so wird das Auge, das in der Schweiz an so Großes gewöhnt ist, Manches kleinlich und störsam finden. Ich sage mir das voraus, um es zu überwinden.

523.

Müllheim, 25. August 1874.

Aus deinem Heimatlande schreibe ich dir, und fühle mich hier auf Schritt und Tritt angeheimelt, ja ich habe heute auf einem Morgengang bereits zwei neue Geschichten im Motiv gepackt, und ich darf auf Ausgestaltung hoffen.

Ich bin Sonntag Nachmittag von Interlaken fort. Ich übernachtete in Bern und habe heute hier den Zug versäumt und schreibe dir nun. Wo ich raste, weiß ich selbst noch nicht. Ich denke morgen meinen aus Californien gekommenen Neffen in Altdorf zu sehen. Ich war seit dreißig Jahren nicht in Altdorf.

Von Berlin aus werde ich gedrängt, mich wegen Herausgabe der „Tausend Gedanken des Collaborators"[1] zu entscheiden, ich bin aber in dieser Sache wie in Allem gar nicht entschlußfähig, so brüchig und zweiflerisch gelockert ist mein Gemüth der Oeffentlichkeit gegenüber. Ich fürchte den Schein der Senilität, der in der Herausgabe von Aphorismen liegt, und daneben auch, daß ich in Einzelnem mich verhebe oder auch so, daß ich glaube einen Stein aufzunehmen, und er ist nur Pappe. — Ich trage einen Brief mit der Zusage schon seit mehreren Tagen in der Tasche und wage nicht, ihn abzuschicken. Du kannst dir gar nicht denken, welch ein Selbstquäler ich war. Heute aber habe ich mir vorgenommen, nicht mehr zu bereuen; das hilft nichts und verdirbt nur alles werdende Leben und Arbeiten, und wie sollte ich Weisheitslehren ediren und selber stets in Tölpeleien stecken? Noch ist das Gefüge meines Wesens von Tragkraft, und ich will es bewähren. Sei also im Ganzen ruhig über mich.

524.

Altdorf, 27. August 1874.

Du kennst den Ort, von dem aus ich dir schreibe. Vor 51 Jahren war ich hier mit meinen Eltern zur Hochzeit meiner Schwester, dann wieder einmal vor 28 Jahren, und da nahm ich meinen Neffen Bernhard mit,

---

[1] Erschien 1875 (Berlin, Hofmann).

that ihn in die Lehre und sendete ihn und seine Schwester im Herbste 47 nach Amerika. Bernhard ließ alle seine 10 Geschwister nach Californien nachkommen, und gestern bin ich mit dem älteren Bruder hieher gereist, wo mein 78jähriger Schwager, von den Kindern reich versorgt, lebt, und in Erinnerungen an Vergangenheit und in Wahrnehmung eines ganz neuen Lebens vergesse ich mein eigen Sein und seine Fraglichkeiten und lasse mich von der Welle des Zufalls so forttragen.

Nach langer Zeit bin ich hier wieder im echten Dorfleben. In aller Frühe war ich heute schon beim Grasmähen, und während ich schreibe, gackert eine Henne im Schuppen unter der Egge, und der Hahn steht davor und gibt regelmäßig Responsorien, als ermunterte er die Henne, das große Werk des Eilegens zu überstehen.

Und was wirst du dazu sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich heute im letzten kleinen Hause des Dorfes ein gutes volles Stück meiner Kindergeschichte, wie ich sie ausphantasirte, von einer verlassenen Frau und deren zwei Kindern leibhaftig vor mir gesehen habe? Aber ich will auch nicht zuviel von dem Zukunfts-Ei gackern.

Gernsbach, 28. August 1874.

So Vieles, so Großes ich auch gesehen habe, der Weg von hier nach Obertsroth, der Wald, der Fluß, die Bergwiesen, dieses daheimelnde Wiedersehen, das nichts Ueberwältigendes, sondern nur freundlich Grüßendes hat, das Alles bietet mir stilles Wonnegefühl, wie eben keine andere Landschaft. ... Ich konnte es nicht übers Herz bringen, ein Jahr ohne Gernsbach vorübergehen zu lassen.

525.

Plüderhausen bei Schorndorf, 30. August 1874.

Hier also soll ich Ruhe finden, und ich darf es hoffen, meine Schwester, dein Bruder und Neffe und Nichte bieten mir alle Liebe. Ob ich hier die volle ruhige Arbeitsstimmung finde und wahren kann, das weiß ich noch nicht. Wenn das nicht der Fall, dann gehe ich nach Freiburg, denn dort habe ich Ruhe und Ansprache nach Bedürfniß.

Den 1. September 1874.

Der Haushund begleitet mich bereits auf meinem Morgengange und ich erquicke mich der herbstlich reifenden Vegetation.

Ich fuhr gestern Mittag allein nach Lorch, und da hörte ich, daß ein Maler Pilgram sich dort angesiedelt hat, ich traf seine Frau und Schwiegermutter, er selber malt an den Fresken des Abgeordnetenhauses in Stuttgart. Ich habe ihn seit 38 Jahren nicht gesehen, sein erstes Porträt war das von mir, und beim Pilgrim in „Edelweiß“ habe ich viel an ihn und den

Schildermaler Laule gedacht und sie sind mir eins geworden. — Heimwärts ging ich den zweistündigen Weg zu Fuß.

526.

Plüderhausen, 9. September 1874.

... Ich bin heute so frei und froh wie in meinen besten Jugendtagen, denn kurz gesagt, ich habe heute bereits die ersten Seiten einer neuen Geschichte geschrieben. Ich möchte dir gern erzählen, was und wie, aber es ist besser, ich thu's nicht. Nur das sollst du wissen, es ist eine Fortsetzung der Geschichte der „Sträflinge", und sie macht mich so glücklich, daß ich alles Andere vergesse. Ich hätte nie mehr geglaubt, daß mir's je wieder so sein kann wie jetzt. Ich habe eine gute Geschichte, die eigenartig, aber doch ganz auf meiner Linie liegt.

Ich habe heute an die Tochter Freiligraths in London geschrieben, die meine neue Erzählung „Auf Wache" für eine englische Revue übersetzt hat, sie schreibt mir auch, daß die englische Uebersetzung des „Waldfried" dort sehr gute Aufnahme finde.

Den 10. September 1874.

Jeden Morgen habe ich die dankbare Glücksempfindung, daß ich heute nicht nöthig habe, zu reisen oder darauf zu denken, wann und wohin es bald gehen soll. Ich habe meine sieben Sachen ausgepackt und Arbeit macht einen Ort heimatlich.

Deine Bedenken wegen des „Collaborator" theile ich, vor Allem weil ich mich durch diese Aphorismen Vielem bloßstelle. Aber was will ich machen? Hinaus muß das Ding aus vielem Betracht, und schließlich kann ich doch noch Berufsfreude davon haben.

„Onkel Benjamin" von Tillier habe ich schon lange und mit großem Behagen gelesen, und die Einleitung von Pfau ist vortrefflich. Ich finde, daß Tillier wirkliche Lustigkeit hat, und das ist der beste Theil des Humors, während der von Dickens z. B. mir gemacht erscheint; und wie weiß es Tillier zu machen, daß man den Urlump wahrhaftig lieb kriegt! Ich habe das tiefste Verlangen, auch Lustiges zu machen, nicht das was man humoristisch nennt und eigentlich nur süßsauer ist, sondern Lachfrohes; aber es will sich mir nicht geben, unter der Hand schlägt's mir in Pathos über.

Kennst du das Leben auf dem Lande bei Regenwetter? Was habe ich heute schon Alles unternommen seit meinem Morgengange! Es regnet unablässig.

Den 11. September 1874.

Wenn ein Apfel vom Baum fällt, fallen viele. So ist's. Ich bin an der neuen Geschichte, aber andere Plane drängen sich zur Fixirung da-

zwischen, ich muß nachgeben, aber ich habe Selbstdisciplinirung genug, daß ich mich nicht zu dilettantischem Hin- und Herhopsen verleiten lasse.

Ich habe Muth gefaßt für den „Collaborator" (der Titel deckt mich), und ich habe heute den Vertrag darüber nach Berlin geschickt. Es schadet nichts, wenn ich solche Späne auf einen Haufen sammle, ich hoffe daneben und zu gleicher Zeit ganzes Bauholz zu Wohnstätten neuer Menschen zu bilden.

Den 12. September.

„Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur gute Kleider," hat der im Wallensee ertrunkene großgesinnte Heinrich Simon im Sprichwort gehabt, und das gilt auch mir. Ich kenne keine Unbill des Wetters als nur den Wind, der macht mir das Wandern fast unmöglich, und sogar wenn ich im Zimmer bleibe, spüre ich seine verwirrende Wirkung. So war's heute draußen und in der Stube. Ich muß aber doch auch das ertragen lernen, wie die schwer zu erfüllenden Abende, die jetzt immer länger werden. Ich habe meine besten Gedanken und Gebilde immer draußen in der freien Luft; ich habe aber guten Vorrath, der aufzuarbeiten ist, und ich lasse kein Verlangen aufkommen, meine Situation zu ändern.

Ich wollte gestern einen weiten Gang machen, es war unausführbar vor Regen und Wind, ich blieb bei dem Schneider am Ende des Dorfes, und ich fand auch da Jagdbeute. Der Schneider, von Paris ausgewiesen 1870, hat hier die Wittwe eines Schneiders geheirathet, und die Beiden, sie sind gleichalterig, 50 Jahre alt, scheinen ganz fidel. Könnte ich Komisches recht fassen, da wäre ein Motiv; die Wittwe, sie ist wohlhäbig und kinderlos, wollte nur wieder einen Schneider, weil Alles zum Handwerk da ist und man beim Verkauf nichts dafür erlöst, und der Nachtwächter von Unterurbach (ich suche ihn bald auf), der Heirathsvermittler ist, verschaffte ihr einen solchen, der „sich fünfmal aus- und anziehen kann." Ich habe bei den Leuten auch sonst noch Mancherlei erfahren, und ich trete dem Dorfleben wieder und von neuen Seiten nahe.

Den 14. September.

Heute früh hatten wir die ersten Herbstnebel, und ich stand schwer auf, weil mich's bedrückte: wie wird es, wenn du nicht mehr hinaus kannst? Aber ich commandirte mich selber, ging im Nebel bis gen Urbach, hörte zum erstenmal wie im Nebel die Staare, die sich zur Wanderung sammeln, in den Erlen am Bach zwitschern und zwatzeln, hin und her flatternd, und drüber hin kreischte manchmal ein Rabe, und endlich brach die Sonne durch, und Alles war still, und die Staare flogen in kleinen Trupps nach allen Himmelsgegenden. Und wie ich aus diesen Wahrnehmungen heraus wieder meiner selbst inne wurde, war ich so frisch und froh, als kennte ich kein Leid

in der Vergangenheit und keines in der Zukunft. Ich ging noch weit hinein ins Feld, und die Gestalten meiner Arbeit tauchten auf, und sie bekommen auch etwas von der Morgenfrische aus dem Nebel heraus.

Der gestrige Sonntag war eben ein Dorfsonntag. Ich besuchte nach dem Mittagessen den Pfarrer, er war allein zu Hause, müde, und er darf bei der hier herrschenden Stimmung Sonntags sich keinerlei Zerstreuung im Wirthshaus holen. Dann machte ich meine Gegenvisite beim Schultheiß, er war nicht zu Haus, aber bei seiner Frau saß die anmuthige Pfarrerin und trank mit ihr Most. Dann besichtigte ich das neuangekaufte Pferd des Försters und ging mit dem Förster gen Waldhausen bis es Nacht wurde. Der Förster ist ein gar frischer und einfach treuherziger Mensch.

527.

Plüderhausen, 16. September 1874.

O wie viel gute Ruhe, wie viel gedeihlichen Sonnenschein habe ich hier. Aber ich meine, es gehört auch dazu, daß du mir ordentlich schreibst.

Seltsam, wie die Weltereignisse draußen in solche gesprächlose Stille hereinwirken. Guizot todt und Dr. Friedenthal preußischer Minister. Du erinnerst dich gewiß, wie ich dir oft in Heidelberg erzählte: wenn ich zu Schlosser kam, schimpfte er fast jedesmal in seiner Jeverschen Betonung auf Guizot, „den Schuft, der wie Kork auf jedem Strom oben zu schwimmen weiß“, und gerade weil Schlosser und Guizot ehedem so befreundet gewesen, war die Gegnerschaft wie die um eine treulose Geliebte. Schlosser erzählte mir auch oft, daß Frau Guizot ihn zum Heirathen bestimmt habe. Und weißt du, wie lang das alles her ist? Vierzig Jahre. Was haben wir alles erlebt! Wir haben aber auch erlebt, daß ein Jude preußischer Minister wird, ohne daß von irgend einer Seite das betont wird. Denn in den Augen der sogenannten Gesellschaft ist Friedenthal doch trotz Taufe noch Jude, aber daß dies gar nichts mehr bedeutet, das ist eben das Märchenhafte, was wir erlebt. Friedenthal ist ein Mann von besten Formen und von jener geräuschlosen ruhig zuwartenden Arbeit, der der Erfolg selten fehlt.

Ich hatte heute früh einen frischen Morgengang, der freilich gestört war durch den Anblick entsetzlicher Händel zwischen Vater und Sohn beim Pflügen.

Die Staare sind in der Nacht fort, es ist wundersam still draußen, nur manchmal unterbrochen von dem Geknatter der Rasseln (sog. Rätschen) in den Weinbergen zur Verscheuchung der Sperlinge. Das Jahr ist so gedeihlich, daß man die Wiesen zum drittenmal mäht, und das Obst hängt in Fülle an den Bäumen. Ich gehe jetzt immer die Landstraße bis Urbach.

528.

Plüderhausen, 26. September 1874.

Ich war leider viele Tage krank, und da kamen die düstersten Vorstellungen. Jetzt scheint wieder Alles besiegt und vorbei.

Ich habe vorgestern, da ich schmerzfrei war, am Morgen beim Erwachen eine neue Dorfgeschichte concipirt und sie in einem Morgen fertig gestellt. Sie heißt: „O wie bin ich so dumm gewesen" oder auch „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest." Sie ist lustig und traurig in Einem. Die angefangene größere Geschichte ruht einstweilen.

Ich habe in diesen Tagen auch Uhlands Leben, von seiner Frau herausgegeben, erst recht gelesen. Was Uhland von Fr. Römer sagt: rein wie Gold und fest wie Stahl — das gilt auch von ihm. Es ist eine Kerngedrungenheit und reinliche Mannhaftigkeit in diesem Naturell, daß man sich wie unter dem Blicke eines Helden fühlt. Nur Eines, was uns so sehr quält, das Problem des Lebens, davon ist in seiner Dichtung und seinem Wesen keine Spur. Es stellt sich ihm nur einmal als Frage an Goethe:

Gerne wüßt' ich, weil dein Wort
Gar so mächtig ist erklungen,
Wie du denn so eigentlich
Selber das Geschick bezwungen.

Uhland war der Held als Bürger, und er hatte es gut, er war auf der schwersten Seite unbelastet. Er war kein Quartiermacher für die heranrückenden neuen Ideen, die noch so wild, undisciplinirt und heimatlos, er wollte nur das Bürgerhaus und seine Insassen frei und schön.

Plüderhausen, 29. September 1874.

... Die Selbstbiographie von Stuart Mill werde ich gewiß lesen. Dein Urtheil bestimmt mich dazu, denn ich hatte bisher ein Vorurtheil gegen den Mann, weil ich so viele Dilettanten und Phraseure ihn fort und fort citiren hörte. Und ganz treffend ist dein Wort, daß es ein großer Wahn der Radikalen ist, die Welt durch Atheismus verbessern und beglücken zu wollen. Aber freilich, die gerechte Opposition und Operation muß leider auch ins gesunde Fleisch schneiden. Das ist ein langes Thema.

529.

Plüderhausen, 23. Oct. 1874, Abends 6 Uhr.

Ach, lieber Jakob, unser warmherziger herrlicher Freund Abraham Geiger todt.

Ich kam vor einer Stunde von Schorndorf zurück. Da heißt es: es ist eine Depesche angekommen. Ich las. Valentin Marr telegraphirt mir

den plötzlichen Tod des Freundes. Ich laufe nun schon fast eine Stunde in meinem Zimmer umher wie in einem Käfig. Tausenderlei stürmt in mir und ich sehe den Todten vor mir. Man sagt leicht, ein so schneller Tod durch Schlaganfall sei ein Glück. Aber was ist das Leben? Man muß es eben tragen und man sollte sich täglich sagen: verbittere dir und deinem Nächsten keine Sekunde mehr.

Ich fasse mich endlich in dem Gedanken, daß ich morgen für die „Gegenwart“ eine Erinnerung an Geiger niederschreiben will. Ach, was ist das alles! Verflüchteter Hauch, verflogenes Blatt vom Baume.

530.

Plüderhausen, 26. October 1874.

Heute früh lag draußen der erste feste Reif, die kaum aufgesprießten Saatspitzen auf dem Acker, den ich besäen sah, sind mit diesem gefrorenen Thau bedeckt. Und in dieser Erde ruht nun unser Freund Abraham Geiger! Ich habe dir gestern Abend noch das Manuskript gesendet. Ich kann mir denken, wie tief erschüttert du sein mußt, so daß du mir nicht schreiben kannst. Ich aber bin dadurch, daß ich alles Momentane fixire und es sich mir oft gleich in Anderes übersetzt, eher zum Schreiben geeignet, zumal jetzt, wo ich so allein in mir bin.

531.

Plüderhausen, 28. October 1874.

Gestern erhielt ich eine sehr schön ausgestattete neue Uebersetzung meines Romans „Spinoza“ in holländischer Sprache, während schon zwei Auflagen einer Uebersetzung nach der früheren Bearbeitung erschienen sind. Es ist mir ein inniges Genügen, den Weisen so in seinem Heimatlande zu erwecken.

Am Abend erhielt ich einen Brief aus Riga, ich solle die Genehmigung zur polnischen Uebersetzung des „Waldfried“ geben.

Den 30. October.

Ich habe gestern das Gedenkblatt an Geiger nochmals durchgearbeitet. Eine prägnante Fassung (vom Glauben an die Zukunft der Religion und vom Arbeiten für die Religion der Zukunft) habe ich von dir aufgenommen und als „aus dem Briefe eines gemeinsamen Freundes bei der Todesnachricht“ bezeichnet.

Ich beneide deine Kraft, ein schweres Ereigniß sub specie praeteriti aufnehmen zu können, die in solcher Weise aber freilich dem Poeten am wenigsten zusteht, denn ihm muß alles Vergangene im eigenen Leben und im allgemeinen zum Präsens werden. Es geht dir aber gewiß auch so wie mir, daß die nüchterne Kühle der Mitwelt etwas Erschreckendes hat. Sind

15*

das die Menschen, für die man lebte und die sich nun sputen, den Grabhügel zu vergessen?

Deine tiefhaltige Trauer geht mir auch sehr zu Herzen. Ja, wir beide haben einen uns gleich innig zugehörigen Freund verloren, bei dem wir sicher sein konnten, zu jeder Stunde bereite Warmherzigkeit für unser persönliches Leben und für jede Idee, die uns bewegte, zu finden. Es war eine Zugehörigkeit, die eben nur so und in solchen Jahren erwachsen konnte.

Ich habe die persönliche Charakteristik Geigers noch erweitert. Es gibt physiognomische Züge, die im Denkmal, das ja nicht bloß für Zeitgenossen ist, abgetönt werden dürfen, ohne die Porträtähnlichkeit dadurch zu vernichten. Und schließlich habe ich nicht als Kritiker, sondern als Freund am frischen Grabe das Wort genommen.

Plüderhausen, 3. November 1874.

... Ich warte seit gestern früh vergebens auf die Correctur des Aufsatzes über Geiger. Ich glaube, daß ich gar keine Correctur erhalte, und ich hätte doch noch gern Einiges besser gestellt. Ich finde mich nun drein, daß ich das bei einer künftigen Sammlung dieser Momentbilder thue. Ich habe schon eine ganze Reihe von Freundesgräbern. Es ist nur gut, daß sich das Leben von selber fortsetzt, denn aus dem Willen heraus vermöchte man's nicht und möchte es auch nur selten.

Ich habe gestern den Aufsatz über den Pfarrer Glück an die Allgemeine Zeitung geschickt. Der alte Titel „Ein weltberühmter Unbekannter"[1] war mir zu pretiös, wie überhaupt der ganze kleine Aufsatz in der geistreichisirenden Weise gefaßt ist, die damals vom „jungen Deutschland" ausging. Ich habe nun einfach gesetzt: „Ein Herbstblatt aus dem Remsthal". Seltsam, daß ich jetzt nebeneinander die Nekrologe zweier Theologen publizire, der eine ein vagabundirendes Genie, der andere ein sorgsamer Haushälter mit seiner Kraft.

Bei dem Aufsatze über Glück fiel mir wieder ein alter Plan ein (ich habe da ein Stück davon ausgeführt), ich möchte nämlich einmal, ohne Arbeitsplan im Sinn, zu Fuß durch Schwaben reisen und einfach und getreu aufzeichnen, was ich sehe und höre. Aber ich bin zu alt und zu planmacherisch und vielleicht auch zu bequem, um das noch ausführen zu können.

Abends 10 Uhr.

Am Sonntag berichtete mir Maler Pilgram, daß einer unserer ältesten Freunde Namens Kohn, Stadtschultheiß in Gmünd ist. Ich erinnerte mich

[1] In der „Didaskalia".

des liebenswürdigen feinen Kameraden sehr genau, er gehörte in meiner Gymnasiumszeit zu dem intimen Kreise, zu dem damals auch Dietrich gehörte, ein echter germanischer Idealmensch, dem ich Anno 30 einen Brief an dich nach Karlsruhe mitgab. Erinnerst du dich?

Ich fuhr mit den Geschwistern heute um 12 Uhr nach Gmünd, das Wetter war sommerlich hellsonnig. Wir speisten im Gasthof zum Rad. Ich schickte Kohn eine Karte, und bald kam er, und seine Freude war voll wie die meine. Er ist freilich auch alt geworden, aber er hat noch seine treuherzigen braunen Augen mit dem warmen Strahl wie ehedem. Er hat meinen öffentlichen Gang treu verfolgt, mir aber nie geschrieben, obgleich er das stets vorhatte. Wir gingen in seine Wohnung. Kohn lebt mit seinen älteren Schwestern. Wir gingen allesammt die Stadt und die architektonisch bedeutsame Kirche zu sehen, dann besuchten wir eine Anhöhe, den sogenannten Holenberg, wo der Feuerwehr-Patriarch Buhl wohnt, man übersieht da die ganze Bergkette der rauhen Alb. Auf dem Heimwege berichtete mir Kohn von seinem Leben. Kohn ist auch hauptsächlich bemüht, in den Fabriken guten Geschmack zu verbreiten; er hat Muster auf der Wiener Weltausstellung gekauft und ist stolz und glücklich auf die treffliche Fortbildungsschule. Er begleitete uns noch zur Eisenbahn, und immer wiederholte er, daß dieser Tag ihn auf lange glücklich mache. Ich habe mir auch aus seinen Berichten aus unsrer Jugend Vieles notirt.

532.

Plüderhausen, 13. November 1874.

Hier schicke ich dir eine Abschrift des Briefes, den ich gestern Abend von Freiligrath erhielt. Mir thut ermunternder Zuruf gar wohl.

... Ich weiß sicher, daß ich, solang ich noch zu leben habe, meinem höhern Berufe treu bleiben und mir ihn rein erhalten werde. Wer abtrünnig wird, ist selber schuld. „Führe uns nicht in Versuchung" ist wohl ein gutes Gebet, aber es gilt eben der Versuchung zu trotzen. — Es ist mir, als beichte ich vor dir, indem ich das da niederschreibe, und du sollst sehen, daß ich dem Höhern treu bleibe und nicht nur auf Lebensgenüsse, sondern auch auf Lebensruhe dafür verzichte. Ich verstehe erst jetzt wieder neu deine Warnung vor Profanirung der Seele.

Plüderhausen, 14. November 1874, 9 Uhr.

Alles steht gepackt in der Stube, in einer Stunde wandere ich, und so wandert sich's, bis man eingescharrt wird. Einstweilen ziehe ich aber doch muthig weiter.

Ich habe dir, wie ich glaube, das erste Wort hier geschrieben, so sei nun auch das letzte an dich gerichtet.

533.

Freiburg, Zähringer Hof (im Beihaus), 17. November 1874, Abends 7 Uhr.

Ich hatte mich doch so sehr auf hier gefreut, auf Alleinsein und beliebige Ansprache, und nun ich da bin, ist mir's unheimisch und traurig zu Muthe.

Den 18. November.

Ich bin diesen Morgen schon ruhiger, denn ich habe etwas gearbeitet, ich gewöhne mich doch endlich dran, mit Arbeitsplanen im Kopfe in der Welt umher zu vagiren. Es war mir etwas bange, hier so ganz allein zu wohnen, aber ich finde, auch das ist gut.

Den 19. November.

... Ich ging in der Dämmerung heim, Niemand da, ich zünde mein Licht an, ich lese, ich schreibe Aphoristisches, aber die Zeit von halb fünf Mittags bis Schlafengehen ist lang, und mir fällt schwer aufs Herz, daß ich vielleicht doch nicht die Kraft zur Einsamkeit habe.

Auch Patroklus mußte sterben, und er war mehr als du — fiel mir ein. Ich vergegenwärtigte mir, daß vor Allem Spinoza so continuirlich allein gelebt, und ich habe ja auch das einsame in sich gefriedigte Leben von David Strauß mitangesehen. Aber das waren doch eben andere Naturen von härterem, in sich gefestigtem Stoff, und ihr Beruf war ein anderer, sie hatten es mit Gedanken, mit Allgemeinheiten zu thun, und ich mit Concretem, mit Menschengestaltung, ich bin von Natur sinnlicher im weitesten Sinne und muß es von Beruf sein. Der Philosoph, der Gelehrte kann sich der ununterbrochenen Gedankenreihe erfreuen, sei diese eine eigene oder indem er das Gesammtdenken eines Andern verfolgt; der Poet hat es mit dem Widerspiel der Lebenserscheinungen zu thun, und die Herzbewegung hat den Pendelschlag hin und her.

Strauß konnte sich ohne Instrument große Orchesterstücke auftönen lassen, und er war trotz seiner Verheirathung ein selbstlebender Junggeselle, ohne Drang auf Schicksal und Lebensgestaltung Anderer zu wirken, er ließ die Menschen herankommen, er erwartete sie nicht. Spinoza baute ein positives System rein aus sich auf, Strauß holte sich die Gegner heran und bekämpfte sie mit Moltkescher Strategie, und das machte ihn frei und selbstbewußt.

... An Heinrich Brockhaus knüpfen sich mir viele Lebenserinnerungen. Ich wohnte im Winter 45—46 beim alten Campe, dem Schwiegervater von Heinrich Brockhaus. Er war ein redlicher Kämpfer für die Freiheit, und in der Emancipationsfrage hat er sich als Abgeordneter tapfer hervorgethan. In späteren Jahren fand er seine Lust einzig in Reisen und im Genuß der bildenden Kunst. So lebt sich's und so stirbt sich's fort.

Den 20. November.

. . . Ich las auch im Leben der Stein von Düntzer, ich bin jetzt bald zu Ende und es wird mir immer bedeutender, daß sich erfüllt, was Goethe in Rom erfuhr: er kam sich, da er allseitig gezeichnet wurde, wie in einem Zimmer von Spiegelwänden vor, und so ist es nun, da wir ihn von allen Seiten beobachtet und geschildert sehen. Es tröstet mich vielfach, daß Goethe auch weich war, nur war er eben dabei ein Heros und hielt sich stolz und still im Selbstgefühl und wußte dann als Lyriker jede Stimmung in sich auszutönen und als Momentbild der Seele zu fassen. Aus der Hingegebenheit gelangte er schnell und sicher zur freien Fassung, und so zur zweiten Natur in ihm.

Den 21. November.

Welch ein gesegneter Mensch war doch Goethe, und wie strömt das noch immer weiter nach seinem Tode; er ist eben dazu bestimmt, die Erscheinung des ganzen Menschen zu sein, rundum gesehen zu werden und mit ihm seine ganze Zeit, die große und die kleine Welt, in deren Luft er lebte. Es kann kommen, daß man seine 83 Jahre fast Stunde für Stunde sieht, und er ist schon jetzt ein Menschenbild, größer und ausgezweigter, das vielfältigste Leben beherbergend, als je ein Dichter ein solches schaffen kann.

Den 22. November 1874.

Ich wurde gestern unterbrochen und muß dir doch noch Einiges sagen. Jung schön sein ist Naturglück, schön alt sein ist Verdienst, das erkenne ich wieder an dieser merkwürdigen Frau, und ihre Jugend sehen wir nur aus dem Reflex auf Goethe. Der Tod dieser Frau ist wie ein allmähliches Schließen von Thüren und Fenstern, die nach der Welt hinaus und von ihr hereinführen. Und manche ganz neue Lichter fallen von da und dort auf das Lebensprinzip Goethes: suum esse conservare. Wie er seinen Sohn nicht in den Befreiungskrieg ziehen läßt, wie er seine Schwiegertochter, die sich beim Ritt verletzte, nicht sehen will, bis sie wieder geheilt ist, wie er die verschrumpfte Freundin nicht mehr sehen mag, wie er von Todten nicht spricht und jedes Leichenbegängniß vermeidet, das alles ist sehr egoistisch und hart, aber man vergißt mit solcher Anklage, daß ein Mann, der sein Empfindungsleben so für die weite Welt aufbrauchte, nicht auch noch den Einzeldebit im Lebenshandel aufnehmen kann.

534.

Freiburg, 27. November 1874.

Es geht gut, ich wüßte es kaum anders zu wünschen. Ich bin wohlauf und fleißig und habe in keiner Weise mehr das Gefühl der Bedrängtheit.

Ich bin wieder, wie ich glaube, in meinem Dichterberufe. Diese neuen werden nicht wie die alten ersten Dorfgeschichten. Ich möchte es nicht so machen, wenn ich auch könnte. Jedes Lebensalter hat sein Recht, und nichts ist widerlicher, als jungthuerische, sich selber nachahmende Manier.

Den 29. November.

Rudolph Kausler ist todt! Gestern Mittag erhielt ich anliegendes Telegramm von Hemsen.

„Du hast den Goethe'schen Gemüths-Magen, du verdaust auch schnell", hat mir Kausler in seiner liebe- und anmuthsvollen Weise einmal gesagt. Es mag früher der Fall gewesen sein. Jetzt ist's nicht mehr. Ich war doch auf den Tod des Freundes gefaßt, der sich vom Schlaganfall nicht mehr erholte, und als ich im „Herbstblatt" von Rudolph Kausler schrieb, wußte ich, er vermag das wohl kaum mehr zu lesen. Ich war zu kurz in Stuttgart, um mich zu vergewissern, wo ich ihn fände, und dazu auch zu unstet, zu ruhesüchtig in mir. Ich hatte ihm von Plüderhausen aus geschrieben, daß ich dort sei, aber keine Antwort erhalten. Vielleicht hat ihn das noch zuletzt soviel mein gedenken machen, vielleicht hat er doch noch das „Herbstblatt" gelesen.

Heute Mittag wird der Reine, Fehllose in die Erde gelegt. Was haben wir miteinander erlebt! Ich werde es erst aufdecken können, wenn ich meine Lebensgeschichte schreibe.

Die Tübinger Zeit, dann das gemeinsame Wohnen in Stuttgart, dann die Frankfurter Zeit (der Struwelpeter-Hoffmann und die Maler waren ganz außer sich über die Aehnlichkeit Kauslers mit dem Bilde Schillers, wo er in einer Laube sitzt), vorher noch in Buoch und dann in Stetten auf der Alb, wo ich die Motive zu „Joseph im Schnee" und zu „Barfüßele" bekam, dann die Tage in Eislingen und mein letzter Besuch, ich glaube, ich habe dir ihn geschildert, es war mit Hemsen. Welche Stunden lag ich mit Kausler im Walde, und er sprach mir ganze fünfaktige Dramen, die er fertig im Kopf hatte (eines, „Der König von Trapezunt", war wunderbar), er hielt es aber nicht für nöthig, sie aufzuschreiben. Er war ein Romantiker der besten Art und von einer unerschütterlichen Humanität, die so heiter und erhaben zugleich war.

Professor Lazarus hat ihn auf mein Erzählen besucht und sprach auch stets von ihm als dem homo castus. Und für Hermann Kurz war Kausler der spiritus rector. Und das Alles nun vorbei, ausgelöscht, und so sinkt und verschwindet Eins nach dem Andern aus dem Leben, und man hat noch so schwer zu ringen.

Den 29. November, Abends.

... Ich banne mit Gewalt meine Gedanken weg von dem frischen Grabe Kauslers, ich weiß oft nicht, was ich machen soll. ... Und siehst du? Das ist wieder gut, daß ich dir das alles schreibe, ich bin eben durchs Schreiben wie befreit davon. Ich lese nun weiter in der Jugendgeschichte von Bogumil Goltz. Es sind wunderbare Feinblicke darin.

Den 1. Dezember.

Gesegnet sei Beethoven! Ich fühle mich wie mit Wohllaut gesättigt, noch heute den ganzen Morgen, ermuthigende und besänftigende Rhythmen umtönen mich und lassen mich den ganzen Wirrwarr des Lebens versingen.

Ja, ich konnte nicht einsam auf dem Lande bleiben, ich dürstete nach Musik, und gestern Abend habe ich in vortrefflicher Ausführung die C-moll-Symphonie gehört, und mir war's und ist's, als hätte ich in Tönen gebadet oder wäre wie ein Vogel in den Tonschwingungen umhergeflogen. Ich kenne jede Note dieses Stückes, jedes Einsetzen der Instrumente, Aufnehmen, Abbiegen bestimmter Weisen, und eben dieses Kennen thut so wohl, es ist keinerlei Mühe des Aufnehmens mehr, nur noch Genuß.

Ich war im sonnenhellen Mittag mit Major von Hammerstein, einem trefflichen tief- und wohldenkenden Mann, über den Lorettoberg und weit hinaus gegangen. Ich war wieder frisch und müde. Ich hatte einen guten Platz ganz allein vorn auf einem Sopha und konnte mich anlehnen, die Augen schließen und nur hören, und ich war aus der Welt draußen und nirgends ein Widerspruch und Mißklang. Ich habe auch einmal mit David Strauß gedacht, daß die Kunst, vor Allem die Musik, die Religion ersetzen könne, das kann sie aber nur uns, die wir ein bewegtes Seelenleben mitbringen, nicht aber dem Volke, das muß etwas Umklammerbares bekommen. Wir mögen wie die Lerche in freie Luft aufschwingend singen und jubiliren können, das Volk muß einen Zweig unter den Füßen haben; die reine Instrumentalmusik ist nur für uns.

Den 15. Dezember 1874.

Ich habe zur neuen Auflage des „Schatzkästleins" dasselbe neu geordnet. Ich habe Einzelnes durchgelesen, und es freut mich, daß diese Dinge da sind. Es ist ein Ton darin, den ich nicht mehr habe und gewaltsam nicht mehr erneuern möchte.

Ich weiß aber nicht, warum mich jetzt oft der Gedanke plagt, ich könnte noch zu guterletzt oder zu schlimmerletzt ein Literat werden, d. h. einer, der schreibt, weil er schreiben will und das eben gewohnt ist. Ich darf sagen, daß bisher Alles, was ich feststellte und hinausgab, Entwicklungsstufen meines Lebens in der Zeit waren. Vielleicht kommt der widrige

Gedanke davon her, weil ich Altgeplantes ausführe und ein gewisser Anhauch des frischen Moments fehlt. Aber ich werde mich schon hüten, daß meine Lebenslinie rein verlaufe, wenn ich sie auch nicht so halten kann, wie Freytag in seiner bürgerlich so erforderniẞlosen Position.

535.

Freiburg, 27. Dezember 1874.

Ich habe gestern in einem Zuge das Leben Fritz Reuters von Wilbrandt und ein Stück von der „Urgeschichte Mecklenburgs" gelesen. Wilbrandt ist einer der wenigen gediegenen Kräfte, die sich in der neu aufkommenden Jugend edel im freien Schaffen und tief einsichtig in Beurtheilung Anderer erweisen. Reuter hat das Glück oder vielmehr das Verdienst, solch einen Biographen gefunden zu haben. Ich habe Reuter doch wieder erst recht gesehen und werde nun, sobald ich kann, mir sein Gesammtes aneignen. Ich habe in meiner Einsamkeit über die Einleitung zur Urgeschichte herzlich gelacht, und was ist das ein Glück, Menschen lachen zu machen und gar einen momentan so Verdüsterten wie mich.

Den 30. Dezember.

. . . Gestern bei Tische und dann bei meinem alten Hofrath Sengler lernte ich einen sehr bedeutenden Mann näher kennen, es ist Professor der evangelischen Theologie von der Goltz aus Bonn. Die umsichtige, alle Culturelemente einfassende und edel gehaltene Art poetischer Orthodoxie war mir höchst merkwürdig. Ich wollte, du wärest bei dem sich nach allen Seiten verbreitenden Gespräche dabei gewesen.

Ich habe noch vielerlei zu thun hier, aber morgen geht's fort. Ich habe mich heute zurückhalten müssen, nicht noch eine neue Geschichte zu diktiren. Ich thu's aber nicht mehr, ehe der Plan voll ausgereift ist.

Es ist jetzt der letzte Abend meines stillen und trotz Allem doch gesegneten Hierseins.

Meine Tischgenossen waren heut Mittag überaus freundlich und offen. Beim Scheiden gehen die Menschen erst aus sich heraus. Ich habe das Gefühl, daß ich hier ein Arbeitsasyl und viele wohlgeneigte Menschen habe. Nun geht mein Lebensschifflein wieder auf die Welle, es ist doch noch stark und sturmfest.





1875.

536.

Stuttgart, in Leopold Kauflas Haus, 1. Januar 1875.

An dich, lieber Jakob, schreibe ich zum erstenmal das Datum des neuen Jahres, und ich brauche dir nicht zu sagen, was ich dir wünsche; ich aber möchte dir in diesem Jahre Besseres berichten können, als im vergangenen.

Meine Arbeit, in die ich meine beste Kraft zu legen gehofft hatte, hat dem von mir selber Gewollten doch nicht entsprochen. Ich glaube aber deshalb nicht, daß ich bereits altersstumpf werde. Ich hoffe im Neuen wieder den vollen Ton zu bekommen. . .

537.

Stuttgart, 4. Januar 1875.

. . . Ich hatte gestern eine große Freude durch Erneuerung eines alten Stück Lebens. Ich traf einen alten Schulkameraden, den jetzigen Professor Rheinhard hier, er sagte mir, daß er noch meine Hefte über Psychologie habe, die ich Anno 1831 bei Professor Schmid, dem sogenannten Luftschiffer hier, nachgeschrieben. Und nun schickte er mir die sauber geschriebenen Hefte und ich sehe in eine eifervolle, wundersam bewegte Zeit meines Lebens hinein.

[Anlage, ohne Datum.]

Ich hab's jetzt, was der Hauptfehler an „Waldfried", er ist wie wenn man einen Spiegel mit Spiegelstücken einrahmt. Der Erzähler darf selber keinen Reflex haben, er darf nur Rahmen sein, der das Bild abschließt. Nun aber ist der Erzähler für sich selbst eine Art poetischer Held, und das Schicksal seiner Kinder, die das Wesentliche sein sollen, steht nicht fest und allein da.

Das versetzt den Beschauer, das heißt Leser in Unruhe.

538.

Stuttgart, 15. Januar 1875.

Ich bin entschlossen, Sonntags zu dir nach Frankfurt zu kommen. Ich telegraphire dir noch.

539.

Berlin, 23. Januar 1875.

. . . Ich habe gestern Abend Kleists Hermannsschlacht darstellen gesehen. Wie waren wir ergriffen, als wir am Dienstag Hebbels Siegfried miteinander sahen, und nun drei Tage darauf den Cherusker! Es ist trotz aller Verschiedenheit in Tonart ꝛc. doch ein wunderbarer Accord, der sich in der Seele bildet, und ich habe mit Vielen die an Kleist begangene Versündigung zu erkennen. Erst jetzt durch die Darstellung sehe ich voll, welch einen Dichter wir an ihm haben. Diese absolute Phrasenlosigkeit und überwundene Schönseligkeit ist ein Fortschritt über Schiller hinaus, und Otto Ludwig folgte Kleist in dieser herben Strenge und Enthaltsamkeit von aller Aufbauschung und in der durchsichtigen Charakterisirung. Und hoch gefaßt ist von Kleist der Patriotismus, er hat nicht bloß, wie ich im „Waldfried", ihn als Vaterlandsliebe gehalten, sondern echt dichterisch die Leidenschaft aufgewirbelt als absoluten Fremdenhaß. Das ist menschlich und dichterisch ergiebig.

Otto Ludwig konnte seinen Cherusker Hermann nicht mehr ausgestalten, weil er in seinem Makkabäer Judah die gleiche oder ähnliche Centralkraft bereits gegeben hatte. Mir ist die Parallele zwischen Tell, Hermann und Judah, die ich schon früher in meiner Tell-Abhandlung beabsichtigte, ganz neu aufgegangen.

Kleist hat so dichterisch als politisch weise seinen Hermann nur bis in die nächste Folge der Teutoburger Schlacht geführt, nicht weiter in den dann ausbrechenden Conflict hinein, denn dieser wäre wieder ein Drama für sich.

Es gibt doch nichts Beglückenderes und so sicher Befreiendes, als sich wieder in das große Gemeinleben hinein versetzt zu finden.

Berlin, 27. Januar 1875.

Das zerstreuende, verflatternde Leben beginnt, und man muß sich fest zuknöpfen. Der Beginn dieser Woche hieß hier Theodor Döring. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, daß er sein 50jähriges Schauspieler-Jubiläum gefeiert hat. Ich war bei keiner offiziellen Feierlichkeit, aber gestern Abend besuchte ich ihn, da ich ihn noch von Stuttgart her kenne. Nur ein Schauspieler kann, glaube ich, die Kraft haben, im 73. Jahre so aufregende Huldigungen zu durchleben, denn er ist gewohnt, ein Innerstes in sich nicht bewegen zu lassen. Döring war ruhig gesättigt, und er hat nach viel

Schwerem das Glück, eine treu hegende Frau und Schwägerin zu haben. Dann war ich noch bis nach Mitternacht mit Barnay zusammen in einem Wirthskeller.

Den 28. Januar.

Und heute ein Anderes. Ich habe noch wenig Menschen hier gesehen. Ich traf Lasker nur auf der Straße. Ich traf auch Gneist und Braun, und ich folgte diesen zum letzten Kneipabend des Reichstags, der von allen Parteien im großen Korridor des Reichstagshauses stattfindet. Ich war zuerst mit den badischen Abgeordneten, dann mit Forckenbeck, Röpell und meinen Landsleuten Römer und Gustav Müller.

Ich komme immer wieder darauf, der eigentliche Parlaments-Roman ist noch zu schreiben. Aber ich komme nicht dazu und habe vielleicht auch das Zeug nicht, um die verschlungenen Bewegungen darzustellen.

Den 29. Januar.

Und nun noch ein Drittes als getreuer Chronist: Theater, Parlament und Akademie in einer Woche. Auf gestern war die Jahresfeier des Geburtstags Friedrichs des Großen, als öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften, anberaumt. Ich war noch nie dabei und ging also hin. Dubois-Reymond, seit Moriz Haupts Tod der ständige Sekretär, sah mich aus dem Nebenzimmer und führte mich auf die reservirten Plätze, wo meist Frauen saßen. Der Beginn verzögerte sich, denn man wartete auf die Kaiserin. Sie kam endlich am Arme des Kronprinzen, der wunderbar mannhaft schön aussah.

Ohne irgend eine Anrede begann Dubois seinen Vortrag über eine vielfach schief betrachtete Gestalt aus Friedrichs Kreise, nämlich de la Mettrie. Du erinnerst dich gewiß auch, wie Schlosser gegen diesen loszog, und so wurde Urtheil geimpft von Einem zum Andern. Dubois gab aus genauem Studium ein allseitig beleuchtetes Bild des Mannes und seiner Schriften. Er unterließ es nicht, gegen Strauß und Häckel dabei zu polemisiren.

Den 8. Februar.

Gestern war ich beim Leichenbegängniß Zabels, des langjährigen und mir persönlich sehr befreundeten Hauptredakteurs der National-Zeitung.

Du hast wohl auch vom Tode der Schwester Leopold Kaullas, der hochsinnigen Karoline, gehört und nun kommt mir noch der Tod Rambergs dazu. Löwe, der meine physischen Zustände genau kennt, warnt mich vor anhaltendem Arbeiten. Ich werde ihm gehorchen, denn ich will doch noch leben und das fertig bringen, was ich zunächst vorhabe.

540.

[Ohne Datum.]

Lasker ist krank und leider schwer krank. Du weißt, lieber Jakob, was das für mich ist. Und ich kann ihm nicht nahe sein und nichts für ihn thun. Ich suchte Lasker auf, ich wollte ihn ermahnen, sich nicht so fort und fort zu opfern; es ist genug, denn Alles sagt, seine letzte Rede über die Provinzialordnung sei noch seine höchste Leistung gewesen, so im Großblick für das Ganze wie in der Bestimmung des Einzelnen. Er bekämpft die Corruption, nur weil es Niemand anders übernimmt und übernehmen kann; seine Hauptkraft liegt aber nicht in der Negation, sondern in Gesetzgebung und positiver Gestaltung. Er erfüllt seine heilige Aufgabe gewiß viel ungebrochener im Alleinstehen, aber ein stetig fürsorgendes Auge sollte über ihn wachen.

Den 22. Februar 1875.

Das da oben habe ich dir schon vor ein paar Tagen, ich weiß das Datum nicht mehr, geschrieben. Ich lebe seitdem ständig im Schmerz um den Freund, von dem ich doch, wie durch weite Strecken getrennt bin. Gestern kam sein Bruder aus Freiburg.

Die Welt geht fort, ob der Besten einer in Todesgefahr schwebt, und sogar ich muß weiter arbeiten, ich muß es können.

Den 24. Februar 1875.

Es geht Lasker besser, aber er ist noch nicht außer Gefahr. Alles hier ist voll Aufregung wegen Bismarcks projectirtem Rücktritt. Die Briefe in der Kölnischen Zeitung sollen von ihm selbst sein.

541.

Berlin, 27. Februar 1875.

... Es geht Lasker besser, d. h. die acute Gefahr ist verschwunden, aber die Typhus-Krankheit ist langwierig und Wechselfällen ausgesetzt.

Ich habe die prachtvolle französische Ausgabe des „Barfüßele“ bekommen und gleichzeitig die neue Auflage des „Schatzkästlein“.

Am ersten Tage meines 64. Jahres.

Ich habe dir vorgestern geschrieben, lieber Jakob, ehe ich ging, um ein vollendetes Bild meines Freundes Adolph Menzel zu sehen, das er in seiner Wohnung ausgestellt hatte. Ich habe den Beginn des Bildes gesehen, vor bald zwei Jahren, aber das Fertige machte einen bewältigenden Eindruck in der Ausführung wie im Thema. Die Prinzessin Friedrich Karl, noch immer eine wunderbar schöne Erscheinung, war eben auch zum Beschauen

gekommen, ich wurde von der Schwester Menzels auf ihren Wunsch ihr vorgestellt und [sprach] mit ihr über Allerlei, besonders aber über das Bild, das die Titanenarbeit unserer heutigen Welt darstellt, in künstlerischer Vollendung die ganze Skala des Arbeiterlebens fassend. Es ist fast symbolisch, wie da im Hochofen das weißglühende flammenzüngelnde Metall zu Bahnschienen verwalzt wird. Ich will dir natürlich das Bild, das Epoche bilden wird, nicht schildern, das muß gesehen sein und wird gesehen werden als kunstvollendetes Dokument unserer Zeit durch alle Zeiten und als Bewahrheitung, daß es das sogenannte poetisch Schöne nicht gibt, sondern Alles zu diesem nur wird, wenn und wie es eben das Künstlerauge erfaßt. Ich muß dir das alles sagen, weil es mich seit mehreren Tagen ständig bewegt, auch das weißglühende Erz unserer Tage zu fassen. Ich kann das sogenannte Arbeiterleben nicht voll darstellen, dazu fehlt mir die Personenkunde und ein Feststehen in der Arbeiterfrage, d. h. der Fabrikarbeiter. Aber der eben hier tagende Congreß der Landwirthe hat mir die Frage der ländlichen Arbeiter neu erweckt, und da kann ich anfassen, und das will und werde ich, und diese Aufgabe und Pflicht wurde mir wieder neu belebt durch das grandiose Bild Menzels.

Gestern Morgen kamen von allen Seiten Briefe, Blumen, Kränze und Geschenke und bald auch viele Besuche.

Ich habe in dem abgelaufenen Jahre drei meiner besten Freunde verloren, Otto Lewald, Geiger und Kausler, ich stehe mehr als je in der Fraglichkeit, aber ich fühle trotz alledem noch Lebens- und Schaffensmuth und aus diesem die Zuversicht, daß sich's wieder lichten wird.

Julius Hübner in Dresden, der mir sonst alljährlich ein ermunterndes Sonett zu meinem Geburtstage sendete, hat mir diesmal die Zerbrochenheit seines Lebens kund gegeben, da ihm seine einzige Tochter gestorben.

Gestern Abend war ich mit Frau und Tochter und der alten feinen Frau Dr. Veit im Concert, wo Julius Stockhausen den ganzen Liedercyklus von Schubert: „die Winterreise“ so meisterlich vortrug, daß man aus dem tief Schwergemuthen nur Erquickung hatte.

Den 4. März 1875.

Als ich vor einigen Tagen die Treppe hinanging, um das Bild Menzels zu sehen, traf ich den Direktor des Cultus-Ministeriums, Geheimrath Greiff. Er sagte mir, er wünsche Näheres über den Plan zum neuen Schulbuche &c. zu wissen, ich möge ihn auf dem Ministerium besuchen, und so war ich gestern bei ihm. Er fand Alles sehr überdacht, nur muß da die Competenz des Reiches und ein Posten im Etat erst gewonnen werden.

Auch über meinen Plan zur Neubildung der Akademie der Wissen-

schaften und Künste sprachen wir ausführlich, und hierin wird sich gelegentlich das Entsprechende ergeben. Die preußische Akademie muß zur deutschen umgewandelt werden, und da steht freilich wieder Bayern mit seiner Sonderung im Wege.

Ich nahm ein gutes Wohlgefühl mit von Greiff, und ich habe alle Zuversicht zum Falkschen Ministerium, das nun Trumpf bekennen wird auf den letzten Trumpf des Papstes, der die preußischen Gesetze ungiltig erklärt.

542.

Berlin, 15. März 1875.

... Ich bin jetzt ganz frei in Betrachtung des „Waldfried", es ist, trotz der Zerfahrenheit, doch ein Buch, das mir eine gewisse Genugthuung gibt; die Masse hat aber Recht, wenn es sie nicht anmuthet, denn es ist darin dem Publikum gar nichts zu Gefallen gethan. Versteh mich recht. Es nutzt nicht, daß ich das Buch eine vaterländische Familiengeschichte genannt habe, der Leser nimmt doch eine Dichtung zur Hand und erwartet darin die Bedingnisse des Romans. Dem Publikum etwas zu Gefallen zu thun, ist darum nicht an sich schlecht; es kann vielmehr diese Nöthigung und dieses Bestreben dahin führen, die Anschaulichkeit und die Artikulirung der Affekte wirkungsreicher und tiefer zu betonen.

Ich lese jetzt die neuen Seldwyla-Erzählungen von Gottfried Keller. Prächtig in Farbengebung und meisterlich in Charakteristik, aber die Erfindung und besonders die Schlußwendung der Fabel vielfach willkürlich. Seine Hauptkunst ist aber der prätensionslose Vortrag und die leise Schalkhaftigkeit. Der Leser sitzt bequem und hat nicht mit einer steifen graden Rücklehne zu kämpfen. Dazu hat Keller rings um sich Modelle voll entschiedener Physiognomie und ein ausgeprägtes Volksleben; Alles ist aus ganzem Holz, nichts geleimt und gekleistert.

543.

Berlin, 14. April 1875.

Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich so vielerlei Eisen im Feuer liegen, wie jetzt. Ich bin aber dabei lustig und hämmere bald das eine, bald das andere. Denke dir! Ich habe die letzte Durchsicht von „Waldfried" und daneben die sehr mühselige und allen Bedacht heischende des „Collaborator". Und was geschieht mitten in diesem Doppelten? Julius Rodenberg ist in schwerer Verlegenheit wegen Erzählungen für seine „Rundschau". Ich habe zufällig durch Nachsuchen eine alte Geschichte auf meinem Pult liegen[1], die vor zehn Jahren geschrieben und unfertig, er findet sie

[1] Die oben (S. 214, Anmerk.) erwähnte Novelle: Nannchen von Mainz.

besonders gut und frisch, und ich verstehe mich auf vieles Bitten dazu, das Ding fertig zu machen, und es geht. Ich war zaghaft, aber jetzt, da ich die erste Correctur lese, gefällt mir's auch.

Das Dreifache ist aber noch nicht genug. Ich schreibe mitten hinein eine eingehende Abhandlung über Gottfried Keller. Es ist ein Elend und eine Schande, daß ein solcher voller Poet, der mehr ist als wir Mitlebenden alle, nicht mit Begeisterung aufgenommen und hochgehalten ist.

Manchmal will mir von all dem Verschiedenen ein wenig wirr werden, aber es schlichtet sich bald wieder und ich bin heiter.

Sonntag, 18. April 1875.

Neben allem Persönlichen oder eigentlich über ihm ist man natürlich tagtäglich bewegt von dem großen immer weiter drängenden Kampfe Deutschlands und des freien Geistes mit der katholischen Kirche und dem Papst. Bismarck, der so wundergroß dasteht, hat sich verleiten lassen, im Herrenhaus seinen protestantischen Glauben zu betonen und den Kampf ums Recht zu einem Confessionskampfe zu machen. Aber das ist nur momentan.

Den 23. April.

Wir haben wieder einmal nordisch hartherziges Winterwetter mit heftigem Wind, und der thut mir immer weh, auch wenn ich im Zimmer bleibe, und eben, da ich schreibe, schneit es draußen. Aber ich bin doch heute so froh, so in mir gesättigt und dankbar. Ich habe gestern Beethovens Fidelio gehört, zum zweitenmal in diesem Winter, und ich empfinde es wie eine Glücksgabe, daß ich das in mich aufnehmen darf und endlich in seiner vollen Schönheit erfasse. Ich habe vor kurzem Mozarts Figaro gehört und jetzt das, ich fühle mich wohlathmend auf den Alpenhöhen der Kunst. Und das ist eben doch wieder Berlin. Man nimmt die Werke der bildenden Kunst und der Tonkunst in sich auf und lebt damit das ewige Leben. Wie die Menschen vor uns, so wird die Menschen nach uns dieser lautere reine Besitz im Schauen und Hören erquicken. Flüchtig will mich's anfassen, warum ich nicht auch so etwas machen kann, was zum Allerheiligsten der Menschheit gehört, und da erscheint omnia mea so erbärmlich klein. Aber ich lasse mich's nicht weiter anfechten. Ich thue mein Beschränktes nach bester Kraft und genieße das höchste Geschaffene. Und ich wiederhole dir, ich erinnere mich in meinem ganzen Leben keiner höheren Beseligung, als da ich das Duett von Florestan und Leonore „O namen- namenlose Wonne" hörte. Ich erwachte heute früh mit der Melodie, und sie geht mir noch den ganzen Tag nach.

Den 24.

Vergiß ja nicht, im neuesten Hefte der Preußischen Jahrbücher die Abhandlung von Treitschke über die Vertheilung der Güter zu lesen. Mir ist lange nichts so Bedeutungsreiches vorgekommen. Treitschke ist voll scharfen Denkens, satten Wissens und von seltenem kühnem sittlichen Schwunge. Das ist eine ganz neue Gelehrten-Art. Ueberraschend oder auch selbstverständlich ist das Stück gläubiger Luthers-Natur in ihm, der aber eine gewisse Vornehmheit in Denken und Empfinden und in der Formgebung sich zugesellt. Es ist wohl zu beachten, wie in ihm und in Freytag und Schmidt im Gegensatze zum religiösen Radikalismus sich ein persönlich gewordener historischer Protestantismus geltend macht. Und von diesem aus bildet sich eine neue Jugend im deutschen Reich, nicht mit abstractem Idealismus, sondern auf der Realität von Staat und sozialem Leben stehend. Verklausulirt ist da auch eine gewisse Antipathie gegen die Juden, und das ist ein merkwürdiges Symptom.

Berlin, 30. April 1875.

Heute bekommst du die Erzählung und morgen sollst du nun auch wieder Brief von mir haben. Ach, wenn ich nur fort könnte! Es hat gestern herrlich geregnet, Alles sprießt auf, ich lese in der Zeitung, daß im Invaliden-Garten die Nachtigallen singen. Ich muß und muß bald fort, sonst vergehe ich.

Wie froh bin ich, daß wir Lasker wieder haben. Er läßt die Freunde einzeln zu sich kommen, und so war ich gestern bei ihm. Wir hielten beide jede Gemüthserregung zurück, und Lasker sieht ganz gut aus und hat einen festen Schritt. Der herrliche Mensch, er dachte zuerst an mich und erzählte, daß seine Wärterin bereits das Meiste von meinen Sachen gelesen hatte und nun während der Krankheit Alles las. Er habe stundenlang sich auf seinem Krankenlager ausgemalt, wie allbekannt und weitwirkend ich sei. Er läßt sich jetzt auch vorlesen, aber nur was er schon kennt, das regt nicht auf, sondern erfrischt nur. Er geht schon nächste Woche nach Freiburg zu seinem Bruder.

Ich habe gestern die Oper „Die Makkabäer", componirt von Rubinstein und von Mosenthal nach der Otto Ludwigschen Dichtung zugerichtet, gesehen und gehört. Es kränkt mich eigentlich tief, daß Mosenthal das edle Werk des Freundes so mißbraucht, und ich hoffe nur, daß er den Hinterlassenen Otto Ludwigs den Ertrag davon zuwendet; denn bisher wurde das Stück noch alljährlich gegeben, zumal in Wien, und jetzt wird für die Armen das ausbleiben; denn der Publikus schmeckt das einmal Gesungene im einfachen Wort nicht mehr. Die beiden Sachen, die Mosenthal hinzu-

gethan, davon ist das Eine überflüssig und das Andere kraß. Er läßt den Mann, den Judah ersticht, den Vater seiner Frau Noëmi sein, das ist unnöthig, oder wenn nöthig, wäre es ein Drama für sich, wie der Schwiegersohn den Abtrünnigen tödtet. Und dann läßt er das jüdische Heer auf der Bühne und schmachvoller Weise im Rücken am Sabbath von den Syrern niederstechen. Ludwig hat das wohlweislich nicht zur Anschauung gebracht, sondern hinter der Scene geschehen lassen. Und brauchte es die Oper auf der Scene, so konnte es an einzelnen Repräsentanten genügen, die daliegen. Die Syrer kommen, sie rufen: „Wehrt euch!“ Sie entgegnen: „Wir wehren uns nicht!“ und sie werden in die Brust gestochen. Im Ganzen aber wurde mir klar, daß dem Stoff das eigentlich Dramatische fehlt. Denn der Gegensatz, die Fahne, das Symbol, für das Judah und die Juden kämpfen, kann nicht zur Schaubarkeit gebracht werden, wie die aufgestellten griechischen Gottheiten; es ist ein Händeaufheben zu etwas Unsichtbarem, zu etwas bloß innerlich Empfundenem, und das ist und bleibt undramatisch. Das Christliche, wenn es zum Gegensatz gewählt wäre, hätte etwas, es hätte die Glockentöne, es hätte das Kreuz. Aber das Judenthum hat nichts Derartiges.

Ich werde nachsehen, ob Ludwig auch die Pallas Athene gewählt hat, ich kann mir's nicht denken. Denn die heutigen Zuschauer haben eine Mitempfindung für Pallas Athene, wir verehren sie auch. Und übrigens haben die Griechen die Pallas Athene nie unter Fremde verpflanzt.

Tief ergreifend oder eigentlich allein ergreifend ist der Gesang der Leah: „Schlaget die Pauken“, der sich mehrmals dramatisch abzweigt und wieder aufschießt. Es ist aus einer jüdischen Kirchenmelodie entlehnt, und es macht auf mich den Eindruck, als ob ich die Schwester Mosis, Mirjam sähe, die da lobsingt.

Den 1. Mai.

Der Brief blieb also doch liegen. Heute ist also der erste Mai und ich meine, ich muß hinaus in Feld und Wald. Aber ich kann nicht, ich muß an der Werkbank bleiben, und da erhalte ich den Umschlag zu der neuen Auflage von „Waldfried“ und erschrecke. Reischach wollte mir ein Bene thun und mich mit dem Bilde überraschen, wie ich da im Walde sitze. Aber es ist des Teufels, ich sehe bei Allem gleich den Vorwurf und Verdacht der Eitelkeit, und so ist mir das Bild peinlich. Aber es läßt sich nicht mehr ändern.

Den 2. Mai.

Heute ist ein heller Maiensonntag. Ich war gestern in Charlottenburg in Gesellschaft bei dem Maler Professor Bleibtreu. Ich war sehr heiter mit vielen feinen und guten Menschen. Ende dieser Woche bin ich

nun mit allen alten Arbeiten fertig, vielleicht mache ich noch eine Erzählung hier fertig. Dann aber fort, südwärts, waldwärts.

544.

Berlin, 5. Mai 1875.

Ich habe heute eine Freude, und du sollst auch gleich davon haben. Reischach schreibt mir, daß auf Ankündigung der erscheinenden neuen Auflage von „Waldfried“ bereits im voraus 3000 Exemplare fest bestellt sind. Solcher Erfolg thut mir sehr wohl und gibt neuen frischen Muth. Ich bin überhaupt heute wohlgemuth.

Ich war gestern bei einem großen Diner sämmtlicher bedeutender Künstler hier bei Maler Begas, und der Verkehr mit den frisch produktiven und echt kameradschaftlich lebenden Männern ist tief anmuthend. Ich habe mich besonders mit Ludwig Knaus einmal wieder von Herzen voll ausgesprochen, und wir sind uns von neuem nahe geworden.

Heute reist Lasker gen Freiburg. Es ist heute ein frisch sonniger Maitag, und das thut mir auch für den Freund, der jetzt eben reist, tief wohl. Es ist gar nicht zu sagen, welch ein Glück es ist, daß dieser hohe Mensch uns erhalten blieb. In seiner Krankheit haben selbst sonst Nergelnde eingesehen, von welcher geschichtlichen Bedeutung und sittlichen Wirkungskraft der Mann ist.

545.

Berlin, 11 Mai 1875.

. . . Ich wollte gestern nach dem Werder in der Havel, um beim Neudruck des „Nannchen“ noch einiges Concrete aufzusetzen. In Potsdam traf ich Julian Schmidt mit Frau und Schwägerin, und da ich an fremdem Orte nicht gern allein bin und dagegen gern mit Schmidt und dessen Frau, ließ ich mich bereden in Potsdam auszusteigen, um in gemeinsamer Wagenfahrt über die Schlösser nach der Ueberfahrt zur Insel zu steuern.

Der Gang durch den Park von Babelsberg war wundersam schön, und die Nachtigallen schlugen mächtig. Im Glienicker Park an der Havel überraschte uns ein prächtiges Sturmgewitter. Wir fuhren noch nach der Friedenskirche. Ich sehe Rietschels „Pieta“ immer mit besonderer Rührung, ich habe sie unter der Hand des Freundes entstehen sehen.

Den 14. Mai.

Gestern war ich also doch noch mit dem Stadtrichter Lehfeldt auf dem Werder. Ich war sehr verstimmt abgereist, wurde aber draußen heiter. Ich fuhr im Kahn auf der Havel, besuchte eine Fischerfamilie und Gärtnersleute und ging dann drei Stunden mit dem guten Kameraden durch den

Wildpark und durch Sanssouci, wo Alles blühte und klang. Wenn ich noch Zeit hätte, würde ich eine neue Drehung in die Geschichte bringen, denn sie geht zu rapid ab. Besonders ein Schnapsbetrunkener, der uns begegnete, wäre gut zu verwenden, denn uns Süddeutschen ist solch ein Lallender und Taumelnder besonders auffällig. Das war's auch, was Bassermann damals die Gestalten so erschreckend erscheinen ließ.

546.

Berlin, Sonntag, 23. Mai 1875.

O grünender duftiger Frühling! O glücklicher correcturloser Sonntag! Das ist eigentlich Alles, was ich dir, lieber Jakob, heute zurufen möchte.

. . . Gestern war ich bei Drake, der mir geschrieben hatte, ich solle kommen und die Statue Humboldts sehen, die er für Amerika im Modell fertig gemacht hat. Drake will ein Relief von mir machen, und der Bildhauer Oskar Begas findet, daß ich im Alter der Büstenreife sei, er will mich modelliren. Da siehst du, was man Alles an mir findet. Ich glaube aber nicht, daß ich jetzt Zeit zum Sitzen finden werde. Ich bin so voll Verlangen nach Feld und Wald, daß ich kaum Brief schreiben mag.

547.

Berlin, 1. Juni 1875.

Auch der Stenograph ist eine Illusion oder eigentlich ein Stück Belagerungszustand, wenn man nichts innerlich fertig hat, was hinaus will und muß. Ich bin von heute an ohne Schreiber, ich hatte nichts auf die Mühle aufzuschütten, die so schnell mahlt, und so ist nun das Rad gestellt und der Bach läuft müßig.

Ja, lieber Jakob, du hast deine bestimmte Berufsordnung, du kannst dir kaum vorstellen, wie es einem Menschen, wie ich einer, zu Muthe ist, wenn nichts bestimmt zu Absolvirendes sich aufwirft. Ich habe an alte Plane anstückeln wollen, ich habe neue ausführen wollen — es geht nicht, und Gezwungenes ist nichts werth. Und schließlich, der Acker will seine Brache haben, die Scholle muß Ammoniak aus der Luft einsaugen.

Sehr belebend ist mir eben die Anwesenheit Björnsons, er ist ein frischer, treuherziger und phantasievoller Mensch, ein Nordlandsrecke, und diese Nordländer sind wie kindliche Riesen. Ich war gestern mit ihm im Atelier von Ludwig Knaus. Knaus malt jetzt eine Madonna, aber sie ist gesund heidnisch oder vielmehr menschlich, die volle Mutterfreude, und die Engel, die sie umfliegen, sind wie lebendig gewordene Gedanken der Mutter. Diese hält das schlafende Kind im Schooß, hat den Schleier weggezogen

damit es die neugierigen Engelkinder sehen können, eines steht bereits auf dem Boden, andere fliegen herbei. Es wird ein schönes und frisches Bild, und beruhigend war mir, daß Knaus mir sagte, es sei darin kein Pinselstrich, den er nicht zehnmal gemalt habe, er arbeite mehr mit dem Rasirmesser als mit dem Pinsel. Das Bild und noch ein Seitenstück sind für die russische Kaiserin. Ich wünsche aber doch, daß Knaus bei der Darstellung des Volkslebens bliebe. Knaus erzählte auch, daß er acht Jahre in Paris gewesen und gefühlt habe, er müsse fort, um seine Natur zu bewahren. Knaus ist ein einfach gediegener Mensch und auch ein spezieller Freund Laskers.

Den 3. Juni.

. . . Heute früh erwacht ein alter Plan, der von der Ideal-Colonie, und ich schreibe ihn alsbald neu und bin so aufgeregt wie in der Zeit, da ich noch alle Haare hatte. Und Björnson erzählt mir etwas, und ich erkenne darin ein ergiebiges Motiv und habe sofort die festen Figuren, und das muß ich nun auch schreiben. Ich war in der Versuchung, das sich mir in der Phantasie Zusammenschießende auszuführen. Ich thu's aber nicht, es muß fertiger, runder sein.

Und so bin ich eben wieder in alter glücklicher Bewegung.

Den 5. Juni.

Eduard Mörike ist todt! Seit gestern Abend, da ich das Telegramm las, geht mir das Denken an ihn ständig nach. Mörike war mir treu und gut, wie Wenige, seine volltönende innige Stimme hat mir viel Herzerfrischendes gesagt, er ging den kleinsten Intentionen meiner Arbeiten mit Behagen nach, ähnlich wie Otto Ludwig. Nun ist er todt.

Berlin, 8. Juni 1875.

Ich habe es aufgegeben einen Nachruf auf Mörike zu schreiben. Was ich aus unserer persönlichen Beziehung zu erzählen hätte, darf ich nicht sagen, weil es eitel herauskommt, und eine mehr objective literarische Charakteristik erforderte neues Wiederlesen und, da ich auf anderm Standpunkte stehe als Mörike, viel Motivirung. Dazu bin ich jetzt nicht geeignet und will überhaupt nicht nekrologisiren.

Vorgestern mitten im schweren Sinnen über den Tod Mörikes und wie er nicht zu vollem Lebensglück und nicht zum vollen Ausdruck seiner Begabung gekommen war, erhielt ich die Allgemeine Zeitung vom Samstag. Du hast sie wohl schon gelesen. Der Artikel über „Waldfried" mit großartigen künstlerischen und historischen Perspectiven ist von Dingelstedt, der sich, ich weiß nicht warum, nicht genannt hat, und doch hat er ganz Per-

sönliches in Meinungen und Begebnissen darin gegeben. Aber groß gefaßt, das wirst du gewiß auch sagen, ist Alles. Dingelstedt hat mir schon lange gesagt, daß er freiwillig und frei über mich schreiben wird, und er hat das in seiner Weise so gethan, daß es mir in vielfacher Art gut thut.

Heute erhielt ich die Geier-Wally der Frau von Hillern, als Buch gedruckt mit einer Widmung, lies sie und du wirst auch sagen, das ist einfach gut und wohlthuend.

548.

Berlin, 11. Juni 1875.

Dein Brief, lieber Jakob, ist mir eine volle gesammelte Stunde des Beisammenseins.

Es ist ein harmonisirender Accord, daß auch du dich nach erledigter Arbeit in ähnlicher Stimmung findest wie ich, und was du über die Leitlinien in deiner Bibelbearbeitung sagst, ist mir tief bedeutsam. Ich erkenne mit dir die ethische und ästhetische Grundkraft der biblischen Geschichten, und Dingelstedt thut mir in seinem Artikel Unrecht, wenn er mir Animosität gegen die Bibel zuschreibt. Ich hoffe, daß das auch der „Collaborator" widerlegen soll. Nur lege ich einen Accent darauf, daß in der großen Function des Menschen als Bürger und Arbeiter die Bibel Unzureichendes gibt.

Soeben erhalte ich auch die Grabrede, die Vischer auf Mörike gehalten, sie ist tief ergreifend, wie mit Herzstößen in gewaltsamer Fassung gesprochen, und jedes Wort von Vischer hat den Brustton der Wahrhaftigkeit. Es sind drei wunderbare Söhne Ludwigsburgs, Vischer, Strauß und Mörike, und nun ist Vischer allein noch da.

Den 13. Juni, Morgens 10 Uhr.

Heute Mittag 2 Uhr geht's also endlich fort. Relinquenda sunt. Ich sehe, ich habe doch manche zugehörige Menschen hier zu lassen. Ich reise in besonders froher Stimmung, denn ich erhalte soeben Brief von Cottas, von den Drei-Töchter-Novellen ist bereits eine neue Auflage nöthig.

549.

Schliersee, 17. Juni 1875.

Habe ich dir, lieber Jakob, nicht vor zwanzig Jahren von hier aus geschrieben? Ich war damals mit unserm Landsmann, dem Maler Kirner von Furtwangen hier. Kirner ist seitdem in der Heimat bei seiner Schwester gestorben und der hiesige Ort hat sich gar wundersam verändert. Es geht eine Eisenbahn bis an den See. Siehst du? Da ist es wieder. Alles lenkt mich darauf hin, die Wandlung des Dorflebens durch die Eisenbahn zu

firiren, und das kann eben doch nur ein Mensch, der nicht bereits in der Wiege die Lokomotive pfeifen hörte.

Ich reise nicht nur mit viel Gepäck, ich habe auch noch Ueberfracht eigener Art in einem Plane, der mich ganz glücklich macht, aber freilich mich auch Alles sub specie der Figuren, von denen ich besessen bin, sehen läßt. Ich kann mit dem Meister sagen: „Ihr naht Euch wieder", aber es sind nicht „schwankende", sondern ganz feste wieder erstandene Gestalten. Ich sage dir nicht, wer mit mir ist, ich will dir die Ueberraschung lassen, aber der Mann ist eben auch alt geworden und setzt neue Triebe an.

Ich war heute schon droben bei der Kapelle. Da ist eine alte Linde von seltsam verschlungenen Stämmen, und da drauf hat man eine Buche gepfropft, die gut gedeiht. Ich denke, es soll mit Auf- und Fortpflanzung der alten Dorfgeschichten auch so werden.

Wir reisten also Sonntag Mittag 2 Uhr von Berlin ab. Du weißt ja, wie mir's immer ist, mir that's wohl, als ich das erste Kleefeld sah, und daß die Erde auch Bergeserhebungen hat.

Wir reisten bis Eger. Dort übernachteten wir gut, und in der Frühe wanderte ich allein nach der Stadt und sah mir die Merkwürdigkeiten an. Im historischen Museum traf ich den evangelischen Pfarrer, einen geborenen Bayern, der mir Alles sehr instructiv zeigte. Besonders zu denken gaben die alten jüdischen Grabsteine, die neben den christlichen als historische Dokumente im Hofe eingemauert sind. Aber sollte man's glauben? Ich bekam hier auch ein sehr ergiebiges Motiv für meine neue nächste Arbeit. Wer eben mit geladenem Gewehr durch den Wald geht, dem begegnet eher Wild, oder sieht er's nur mehr, weil sein Blick gespannt ist?

Wir fuhren vergnügt nach München und übernachteten im Stachus. Dort war ich im Jahr 32 als Student abgestiegen, da war's noch ein kleines Wirthshaus, wo man für neun Kreuzer zu Mittag aß.

Morgens früh ging ich zu Ludwig Steub, er schlief noch, stand aber sofort auf, und ich trank vergnüglich mit ihm und seiner Familie Kaffee; seine zweite Tochter hat vor kurzem den Bürgermeister von Augsburg geheirathet. Es bleibt eine Schande, daß [man] einen so eminenten und feinen Geist wie Steub in Notariatsgeschäften seine Hauptzeit verbringen [läßt.]

Den 19. Juni.

Es regnete gestern, es regnet heute und es wird morgen regnen, aber wasserdichte Stiefel und ein fröhliches Herz kommen leicht drüber weg, und es wandert sich frisch an den in Wolken gehüllten Berghalden, wo das Wasser rasch abfließt und die Kühe mit klingenden Glocken ungestört fortweiden. So draußen bekommt man selber etwas von der wetterharten Natur.

Ich habe auch wieder gute neue Anknüpfungen im Dorfe. Schullehrer und Förster, das sind mir die rechten Leute, und ich sehe wieder gut in die Natur- und Geistescultur. Daneben geht's im Wirthshause lebhaft her wegen der bevorstehenden Landtagswahlen. Die Ultramontanen haben eben das Landvolk im Bereiche ihres Wortes. Was ist das gedruckte, das uns zu Gebote steht? Es dringt nicht bis zum Bauer, aber die Sonntagspredigt und der persönliche Verkehr des Geistlichen, die fassen und halten fest.

Wir sahen die prächtigen Gestalten der Umgegend in ihren Trachten, wir sahen den Park und die schönen Bauten; in Tegernsee ist stilisirte Natur, hier in Schliersee spricht die Natur noch ganz den Dialekt, obgleich die Eisenbahn auch schon zu verhochdeutschen beginnt.

Nach Tisch war ich beim Kegelschieben, wo stark gewettet wird, und dann auf der Schießstätte, wo ich den so anmuthigen als derben Schuhplattler-Tanz sah. Drei Almerinnen, die ungetanzt von der Musik zurückkehrten, hielt ich an und nahm sie wieder mit. Es ist noch frisches Volksleben hier zu Lande und vor Allem sind die Menschen noch voll zutraulich und harmlos.

Wir bekamen Regen und Kälte auf der Heimfahrt, aber es war doch erfrischend.

Heute beim hellen Sonnenschein war ich schon früh auf dem Berge und sah den Kühen zu weiden, ich habe schon Einiges auch notirt, aber das Beste ist und bleibt, ich athme und will weiter nichts.

Der Förster ist ein Mann von ruhiger gediegener Bildung, und ich freue mich, etwas von seinem Berufe zu verstehen. Besonders erfreulich ist, daß er hier gar keinem Waldfrevel zu steuern hat. Die Bevölkerung hier, sagt er, hat „gesetzlichen Sinn und sie betrachten den Beamten nicht wie vordem und anderwärts als Feind.“ Wenn es abgeregnet hat, will mir der Förster seinen Waldbestand zeigen.

Den 22. Juni.

Gestern Mittag kam also Ludwig Steub, und mir fiel jetzt erst auf, wie er in Erscheinung und Behaben auffallend viel Aehnlichkeit mit Otto Ludwig hat, so kernhaft und so gradaus, nur hat Steub eben das Glück, ein ausdauernder Alpenwanderer zu sein und in einem praktischen Berufe sich resignirt zu haben, obgleich es ihm bisweilen noch betrübend ist, daß er nicht zu einer Professur oder zu einer andern Stellung gekommen ist, die ihm mehr Gelegenheit geboten hätte, seine Gaben und Plane zu entwickeln. Wir hatten schöne Stunden miteinander, und heute Morgen begleiteten wir ihn über den See und eine Strecke Weges gen Tegernsee. Es wird ihm aber schwer gleichen Schritt mit uns zu halten, und so blieben wir zurück. Als wir bei dem Holzmeister einkehrten, sahen wir das bayerische

Schullesebuch und darin zu unsrer Ueberraschung den Anfang der Erzählung „Die Sträflinge“ als Schilderung eines Sonntag-Morgens, und ich hatte kaum fünf Minuten vorher von dieser Erzählung gesprochen.

550.

Tarasp, 1. Juli 1875.

Wetter: nach mehreren Tagen ständigen Regens heller Sonnenschein.

Da bin ich also wieder, lieber Jakob. Ich dachte auf der Reise immer hier Brief von dir zu treffen, aber es freute mich auch, als beim Aussteigen die Ersten, die mich begrüßten, dein Schwager und deine Schwägerin waren.

Habe nun heute die alte Ordnung begonnen. Alles grüßt mich hier als Zugehörigen, und was mir oft Unzuträglichkeiten brachte, weil ich mich von Niemand bedienen lassen kann, ohne in ein persönliches Verhältniß zu treten, wird auch oftmals zu Anmuthungen bester Art.

Ich sollte dir von meiner Reise erzählen, aber ich kann nicht, wenigstens heute nicht. Ich kam am 28. Abends nach Innsbruck, wo ich von Schulinspektor von Schullern und Professor Wildauer bewillkommt wurde. Am 29. reiste ich per Stellwagen 12 Stunden im Regen bis Landeck und am 30. auch mit oftmaligem Regen 14 Stunden bis hieher. Ich habe unterwegs viel und ich glaube gut an meinem neuen Plane gearbeitet. Dingelstedt ist mit seiner Tochter bereits hier.

Den 2. Juli 1875.

... Hast du in der Allgemeinen Zeitung den Aufsatz „Zwischen Main und Fulda“ gelesen? Die warme Erinnerung an Heinrich König that mir wohl, und ich fühle es noch immer wie eine Schuld, daß ich noch nichts zum Andenken an den herrlichen Mann gethan. Ich werde wohl in meiner Lebensgeschichte dazu kommen. Erfreulich ist auch, daß Brockhaus wieder eine neue Ausgabe seiner Romane macht.

Den 3. Juli.

... Ich ging gestern allein über Vulpera hinauf, und da ließ es mir keine Ruhe, eine Aufschrift über der Rundung bei der Quelle zu finden, und ich schrieb den noch etwas ungelenken Vers ...

Und Nachts, als ich im Bette lag, kamen verschiedene Arbeitsplane wie lebendig und wollten weiter gedacht sein. Ich schlief spät und schwer ein. Das darf ich nicht weiter über mich kommen lassen. Ich muß Brache inne halten für mein seelisches Ackerfeld.

551.

Tarasp, 4. Juli 1875.

... Gestern Nachmittag ging ich mit Dingelstedt und seiner Tochter in sehr behaglichem Schlender nach Schuls. Heute habe ich Brunnen ge-

trunken, bin hin und her gewandert und habe gefrühstückt, allein auf meinem Zimmer, Alles im besten Behagen. Da kommt mir der Gedanke, wie ganz anders Dingelstedt ist als ich; er erinnert sich weit weniger im Danke für das Jetzt an die dürftige Vergangenheit, und da fällt mir ein, daß das dankbare Beracha-Machen[1] für jeden Genuß eine spezifisch jüdische Gemüthsvertiefung ist, und da ging mir auf einmal eine Reihe von Erscheinungen für meine jüdische Dorfgeschichte „Sch'lnach-Mizwa"[2] auf, und ich habe das Wesentliche aufgezeichnet und bin ganz glücklich damit.

Den 5. Juli.

Gestern erhielt ich das Juliheft der Rundschau. Lies meinen Aufsatz über Gottfried Keller. Ich habe Vieles hineingestopft, Manches unvermittelt, aber es ist mir doch lieb, daß ich es hinaus habe. Keller in seiner Seltsamkeit wird eher brummen als danken, und doch möchte ich wünschen, von einem Kunstgenossen auch so gefaßt zu werden. Ich habe mich indeß nicht zu beklagen, ich erlebe draußen in der Welt gar viel Anmuthendes, so noch gestern, ich ging über Vulpera nach Schuls, ein Mädchen stand am steilen Berghang und pflückte Alpenrosen. „Darf ich dem Dichter Alpenrosen zuwerfen?" rief sie und warf eine Handvoll auf mich nieder. Heute früh sprach ich sie am Brunnen an, sie ist mit ihrer Mutter da und sprach voll begeisterten Dankes.

Den 6. Juli 1875.

Als ich gestern langsam und allein den Weg zu der nach mir benannten Höhe hinan ging, fand ich eine neue Fassung des Quellenspruchs. Dingelstedt hat Recht, der frühere ist zu spitzig. Dieses Ausbosseln eines kleinen Verses ist gerade unbelastend genug beim Bergsteigen, und man hat das Recht oft stillzustehen. Und da ist es gar herrlich! Der weite Ausblick, die würzig kühle Luft und der Vogelsang, denn der Zaunkönig singt heuer wieder fast an derselben Stelle, und man hört auf der Höhe von Vulpera die Wachtel aus dem Weizenacker am jenseitigen Ufer. Der viele Schnee des letzten Winters hat im Wald schweren Schaden angerichtet, die Spitzen vieler Föhren sind geknickt. Die Natur ist hart, und das Menschenleben? Ich ging zu der nach mir benannten Höhe. Ach, was ist Ruhm! Da sitzt mir gegenüber am Tische eine feine alte Frau, Schwiegertochter Zschokkes, und der Kaufmann neben ihr aus Stettin und ein Primaner aus Berlin neben mir kennen den Namen Zschokke nicht. Der Berliner Primaner, ein echter unverfrorener Berliner Junge, wortbereit und gewandt, meinte, das sei wohl Jokai, der ungarische Dichter.

---

[1] Das Sprechen rituell vorgeschriebener, größtentheils ganz kurzer Dankgebete.
[2] Vgl. I, 261.

Den 9. Juli.

Dingelstedt ist sehr mißgelaunt, der Fehler eines Kellners bringt ihn außer Rand, und er behandelt ihn — er ist eben Theaterdirektor — wie ein Requisitstück. Daneben hat er ständig jene sogenannte humoristisch-ironische Verkehrsweise, in der sehr viel Würze, aber keine Speise ist. Er ist eben müd und verdrossen, es ist doch kein rechter befriedigender Beruf, ästhetischer Garkoch zu sein. Ich lasse natürlich Dingelstedt gewähren und kann und will ihn nicht rektifiziren, und wir sind im besten Vernehmen, aber der warme Anschluß ist da nicht.

Inmitten von Allem begleiten mich zwei neue Plane und reifen so aus, daß ich mich aufs Niederschreiben freue.

Den 11. Juli 1875.

... Ich möchte nochmals von Dingelstedt sprechen, weil ich ihm nicht Unrecht thun möchte. Er ist brav und gutmeinend und auch wahr in dem, was er sagt, nur ist er sehr reservirt und selbstlebend, wozu ihn seine Stellung immer mehr bestimmt und befähigt. So ein Beispiel: Er hat meinen Aufsatz über Keller gelesen und sagte weiter nichts als: Du nimmst einen sehr hohen Standpunkt. — Das war Alles. Im Uebrigen genießt er die Dinge für sich und hält sich von initiativen Ausgaben fern.

Ich habe gestern „Die Molkenkur" von Hegner ausgelesen. Noch Kausler hatte mir's empfohlen, und ich begreife [nicht], wie solch ein schwächliches planloses Werk so verbreitet werden konnte, daß es sogar nachgedruckt wurde. Es ist weder Vorgang noch Charakteristik darin. Ich möchte wissen, wie mir jetzt Zschokke erschiene, aber ich habe nicht Zeit dazu.

Ja, lieber Jakob, du hast Recht: wenn ich nur auch die Kunst des Nichtsthuns verstünde, aber es geht eben nicht, meine Seele muß stets was verarbeiten. Ich könnte mich nur durch ständigen Menschenverkehr zerstreuen, und das greift mich auch wieder an. Indeß sage ich jetzt oft zu den Planen, wie meine Mutter zu den Sorgen: Kommt ein andermal.

Der Brunnenvers lautet schließlich so:

> Die Alpenluft voll Heileskraft,
> Heilkräftger Quell im Grunde,
> Vereint dir neues Leben schafft,
> So athme, trink', gesunde.

552.

Tarasp, 13. Juli 1875.

Also Löwe-Calbe ist hier und bei mir, und eine ganze Atmosphäre des Besten umströmt mich. Wir gehen so gut miteinander und setzen einander unsere Gedanken fort, und eben das, daß er Alles von seinem politisch-

ethischen Standpunkte sieht, läßt mir die Dinge und Begegnisse in neuem Lichte erscheinen. Was haben wir in den zwei Tagen alles schon besprochen und so ganz ohne Anstrengung. Mit Anderen, wo man erst Grund zu legen und Betrachtungspunkt festzustellen hat, wird mir das Sprechen so schwer oder hinterläßt Ermüdung.

Löwe hat auch meinen Aufsatz über Gottfried Keller gelesen, und er sagte mir: Du überschätzest den praktischen Sinn der Schweizer und unterschätzest unsere Idealität. Es ist unsere Aufgabe, die Demokratie sich nicht auf dem sogenannten praktischen Standpunkt heften zu lassen, sondern nach den höheren idealen Gütern verlangen zu machen. Der Amerikaner wie der Schweizer ist sehr selbstgefällig, übt keine Kritik an sich, ist nie mit sich unzufrieden und strebt dadurch nicht höher. So ungefähr und besser sagt er, und das ist freilich neu. Er setzt noch hinzu, daß sie unsere idealen Schöpfungen mitgenießen, ohne dazuzuthun.

Mir gibt die obige Betrachtung viel zu denken. Einstweilen aber mache ich mir's nicht schwer damit, ich bin überhaupt seit Tagen jetzt viel leichter im Denken, und auch — ich habe mich heute wiegen lassen — um 5½ Pfund habe ich abgenommen, ich wiege nur noch 157, ich kann noch schlank werden, wenn's so weiter geht.

Den 18. Juli 1875.

Es regnet und regnet. Von den 18 Tagen, die ich nun hier bin, sind kaum drei regenlos. Aber wir halten den hellen Sinn fest, und erst jetzt bildet sich festerer Zusammenhalt.

Wir hatten gestern einen tollen, aber rein schönen Tag auf Fettan. Löwe, Dingelstedt, Barnay, Kahle u. A., unserer elf waren alle voll Uebermuth, und ich bin heute doch frisch, während ich zwei Tag vorher wieder beängstigend an Schwindel litt. Löwe ist mir eine feste Stützung, körperlich und geistig.

Ich werde also Mittwoch Mittag von hier abreisen und freue mich unsäglich auf die Arbeit.

Habe ich dir schon gesagt, daß binnen nicht ganz 6 Wochen bereits die dritte Auflage der „Drei einzigen Töchter" nöthig geworden?

Constanz, 23. Juli 1875.

Hier bin ich, lieber Jakob, mit meinem Sohne Rudolph. Vorgestern reiste ich von Tarasp ab, und Löwe rief mir noch nach: Arbeite nicht zu viel! Er kennt den Zustand meiner Nerven und überhaupt meines Körpers besser als irgend Einer. Ich hoffe aber bei guter geistiger Diät doch tapfer arbeiten zu können. Die Reise war beschwerlich. Ich hatte entsetzlichen Frost auf dem Fluela. Auf der Bahn erst wurde mir's wohl, und hier ist es

gar anmuthend. Ich athme immer besonders fröhlich, wenn ich im Badischen bin. Freilich ist die Luft hier fast beengend weich und mild im Gegensatze zu der herbkräftigen im Engadin.

553.

Ischl, 29. Juli 1875.

Da sind wir also, lieber Jakob. Du kennst ja Ischl, du warst ja, wie ich mich erinnere, oft zur Sommerfrische hier. Wir haben eine herrliche Wohnung gefunden. Ich athme auf, wie heimkehrend nach langer müder Wanderung.

O weh! Eben, indem ich das da drüben schreibe, höre ich ein Pochen und Poltern in der Salinenschmiede jenseits der Traun, und der Schall bricht sich grade hier, daß ich aus der Haut fahren möchte. Also auch hier keine Ruhe und Stille.

Ischl, 1. August 1875, 12 Uhr.

Und so ist's, lieber Jakob. Ich habe soeben das erste Kapitel meiner neuen Erzählung geschrieben[1], flottweg ohne Aufhalt und wenn's so fortgeht — ich will nicht sagen, wie schnell ich fertig bin, denn ich täusche mich immer in der Zeit und muß auch auf Hindernisse gefaßt sein.

Den 9. August 1875.

Heute ist der erste wirkliche Sommertag, seitdem wir hier sind. Ich war in der Frühe droben im Walde, die Wege sind noch feucht, aber der Harzduft der Tannen um so stärker. Ich habe im Wandern ein neues Kapitel gefunden, das gut retardirt und doch zur Sache gehört. Ich traf Bauernfeld, der nach der Rettenbach-Mühle geht, um dort einige Scenen seines neuen Lustspiels fertigzumachen. Wir drückten uns gegenseitig kurz das Glück der Schaffenslust aus und schieden. Ich ging heim, und sei es, daß die Wanderung mich strammer und unempfindlicher macht, oder daß heute in der That mehr Stille in der Schmiede herrscht, genug, es quillt und strömt in der Arbeit, und ich bin froh, daß ich jetzt wieder selbst schreibe. Ich bin oft so im Zuge, daß ich mich gewaltsam zwingen muß, aufzuhören, denn die Wangen brennen mir, und ich darf doch nicht vergessen, daß ich schon ein alter Knabe bin.

[1] „Des Lorles Reinhard". Erschien als erster Band von „Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten" (Stuttgart, Cotta, 1876), wovon die Erzählungen: „Der Tolpatsch aus Amerika" und „Das Nest an der Bahn" den zweiten und dritten Band bilden.

Den 15. August.

Du hast Karl Andree ja auch gekannt. Heute steht in der Zeitung, daß er gestorben ist. Wie viel habe ich mit dem Freunde gelebt, in Mainz, Karlsruhe, Köln, Dresden. Er war ein ganzer Mann, heftig, grundgelehrt und versteift in das, was er einmal faßte. Zur Deutschmachung der Rheinlande hat er Großes gewirkt, was man jetzt nicht mehr spürt. — Wir hatten uns in letzten Jahren aus den Augen verloren und nun auf immer. Man muß endlich hart und steif werden, um all die einreißenden Lücken zu verwinden.

Ich habe heute vom Großherzog von Baden einen innigen und feinen Brief über den „Collaborator."

554.

Ischl, Montag, 6. September 1875.

Guten Morgen! Es sagt sich das doch ganz anders, wenn man beim Erwachen empfindet: nun bist du fertig, oder doch nun ist's fixirt, denn das Ganze ist wohl da, aber noch überall ungelenk. Das Pathos ist gelöst, jetzt kommt die stille Treue. Es war kein richtiges Wort, wenn die Romantiker sagten, man müsse die Ironie gewinnen; aber es ist der richtige Gedanke gemeint, daß der Kunstverstand gleichzeitig mitwirken oder jedenfalls eine Verkühlung nach dem heißen Guß eintreten muß, kurz ich meine, daß ich jetzt die hingeklecksten Farben lasiren und stimmen und verreiben kann. Ich habe gesehen, daß Ludwig Knaus nach aufgetragener Farbe mehr mit dem bloßen Finger malt, als mit dem Pinsel. Ich habe, wie gesagt, noch sehr viel zu thun, aber ich kann es jetzt in Ruhe. Ich wollte nur, ich könnte dir das ganze Manuskript geben, aber das ist jetzt nicht möglich, und schließlich will ich's doch wieder wagen hinauszugeben, ohne daß ein anderes Auge, und sei es auch das deine, mit freundlicher und intimer Kritik darauf geruht.

Ich will heute das alte Lorle lesen. Ich habe das Büchlein nicht angesehen, so lange ich diese zweite Folgegeschichte schrieb, ich hielt mich an meine Erinnerung, die doch nur allgemein ist, denn es ist mir ja seitdem so viel durch den Sinn gegangen. Jetzt werde ich manchen neuen Anklang finden, ich habe mir aber vorgenommen, die sich selbst fortsetzende Melodie nicht zu vertrillern.

Den 7. September
bei wieder leuchtender Sonne

Ich habe also nach vielen Jahren das Lorle wieder gelesen. Ich weiß kaum, wie ich den Eindruck bezeichnen soll. Ich glaube, dem Opus ganz fremd gegenüberzustehen, vielleicht zu fremd kritisch. Mit einem Aufwand von sehr wenig Mitteln ist der ergiebige Contrast dargestellt und der Con-

flict ausgetragen. Ich würde das heute nicht mehr wagen, vielleicht auch nicht können. Sehr überraschend war mir auch die revolutionäre Stimmung eben aus den nächsten Vorjahren von 1848. Wir haben doch redlich gerungen und gearbeitet. Daß ich aber damals schon so den Kirchenconflict witterte, war mir völlig neu. Ich finde im Ganzen eine etwas spitze Pinselführung, es fehlt an breiten Strichen, und doch sind die Figuren so gut und scharf herausgekommen.

Wie ich wohl nach nochmals dreißig Jahren über mein Jetziges denken möchte! Aber freilich, das erlebe ich nicht mehr, und wie wenig wird das Sieb der Geschichte auch für Andere durchlassen. Es ist nicht immer tröstlich, die Dinge sub specie aeterni zu sehen.

555.

Ischl, 18. September 1875.

Gestern erhielt ich deinen Brief, und Alles, was du sagst, geleitete mich auf einem weiten Waldgang mit meinem lieben Eugen. Zunächst — so ist der Mensch oder wenigstens dieser Schreibmensch da — ist mir's eine wahre Herzenserleichterung, daß dir die „Tausend Gedanken" so anmuthend sind. Auch Löwe hat mir gesagt, daß im ersten Theil zu Subjectives sei, und stimmt also vollkommen mit dir, aber dein Rath, Derlei in eine andere Rubrik zu bringen, ist so neu als zutreffend. Leider wird es auch bei künftigen Auflagen zu spät dazu sein. Die Stereotypirung würde mich nicht hindern, aber ich muß dem Publikum das nun so lassen, wie es ist.

Ischl, 21. September 1875.

Das wird wohl seit lange das erste Jahr sein, in dem wir uns nicht persönlich begegneten. Da ich nun fest entschlossen bin, die Erzählung jetzt nicht, sondern erst mit der gesammten Reihe herauszugeben, so werde ich auch nicht nach Stuttgart kommen, sondern mit den Meinen gradaus von hier nach Berlin reisen.

Ich arbeite jetzt mit Ruhe einzelne Notizen auf und „ist nicht nöthig" sage ich bei vielen. Man lernt, wenn man älter und kunstverständiger wird, das abthun, daß etwas hingestellt wird, weil man's gern sagen möchte oder weil man besorgt, daß das Gegebene nicht recht gefaßt werde. Weg damit! sage ich da; was nicht nöthig ist, soll auch nicht da sein. Das Thema und die Figuren — besonders der Collaborator — verführen oft genug zu Excursen, die ich möglichst knapp halte.

Die Abende sind jetzt, da man sich nicht müde gehen kann, beschwerlich und so gehen wir öfter ins Theater. Es ist mir heute aber gewesen, wie wenn ich in eine Jauchengrube gefallen wäre, da mir der Eindruck der

Posse nachging, die wir gestern sahen. Sie heißt „Der Goldonkel“ und ist ein solcher Rattenschwanz von Rohheit und Blödsinn, daß man milder wird gegen die französischen Unzuchtsdramen und Zoten, die doch pikant sind und von Bildung zeugen. Und solch ein Stück ist in Berlin wie vielmal gegeben und wird hier und anderwärts wiederholt. Man kann sich gar nicht denken, daß dasselbe Publikum ein anständiges und logisch gehaltenes Buch lese.

Den 27. September.

Ich verlasse Ischl mit einem ruhigen Behagen, ich habe hier gute Waldluft eingeathmet und war, was das Beste ist, fleißig.

Neue Menschen habe ich hier nicht bekommen, und ich bedarf ihrer eigentlich auch nicht mehr. Mit Bauernfeld habe ich Mancherlei geplaudert, und mit Keudell manche ins Höchste hineinragende Erörterung gepflogen. Sonst ist mir das Getriebe hier fremd und zuwider.

... Ueberhaupt herrscht eine naive Frivolität, die ganz erstaunlich ist. Es geht da auch wieder wie bei Sodom; wenn nicht brave Bürger in Wien wären, die gute Sitte erhielten und sich selbstlos dem Gemeinwesen widmeten, die Stadt könnte nicht bestehen. Ich habe auch derartige kennen gelernt, und so muß es noch viele geben.

Den 30. September.

Hier in Oesterreich ist noch farbenbunt blühendes Volksleben, und wie gar nicht denkbar ist, daß ein norddeutscher Bauer Blumen und Federn auf dem Hut trage, so ist es in Allem. Heute früh, als ich vom Waldgang heimkehrte, zogen die Rekruten ab, frische, rauflustige Gesellen, mit Bändern und Blumen geschmückt. Der Kahn hielt da an der Brücke, und Väter und Mütter, Brüder und Schwestern nahmen rührenden Abschied, aber die begleitende Musik spielte lustig auf, und vom Wirthshaus und von den Flößen wurde noch ein Trunk beigebracht, und so ging's fort unter Jauchzen, Singen und Hutschwenken, derweil die Zurückbleibenden die Thränen trockneten und einander trösteten.

Wie gesagt, ich war wie in meine Jugend zurückversetzt, und wie ich's beim Tolpatsch zu schildern versuchte. Derartiges ist bei der strammen und trockenen Pflichterfüllung der Norddeutschen nicht denkbar.

Keudell ist abgereist, denn es ist nun entschieden, daß der Kaiser nach Italien geht. Ich machte gestern einen weiten Gang mit seiner Frau, die ich schon als Hedwig von Patow gut kannte und die eine feine und sanfte Frau ist und glücklich mit ihrem Manne, wie selten eine Frau. Sie erzählte mir viel von Rom.

Ischl, 2. October 1875.

Ausharren, das müssen Berg und Baum draußen, sie können nicht fort vor der Unbill des Wetters, wie da die Kühe, die jetzt schaarenweise von den Almen in den Stall flüchten, oder wie die Sommerfrischler, die auch gleich stadtwärts eilen. Wer aber bei der stummen Natur in Treuen ausharrt, dem lohnt sie's, und solch ein goldglänzender Herbsttag wie der heutige läßt gar nicht mehr dran denken, wie unheimisch es war in Regen und Wind.

Sonntag, 3. October.

Wenn ich das Datum vom 3. October schreibe, muß ich immer dran denken, daß dies der Geburtstag unseres Vetters Emil war, dem du ja auch so nahe standest und mit dem ich meine meiste Jugendzeit verlebte. Ich habe vor einem Jahre seinen chirurgischen Assistenten kennen gelernt, der mir erzählte, wie schwer er gestorben. Er war um mehrere Monate jünger als ich. Er war eine gerade und strenge Natur.

Aber das wollte ich dir eigentlich nicht schreiben. Ich wollte dir nur sagen, daß dies der letzte Sonntag hier ist. Ich glaube, daß ich nie mehr hieher komme, der Ort ist schön mit seiner Umgebung, ist wie ein schönes Gefäß für frohes Treiben, aber die ganze Stimmung ist mir fremd. Ich werde indeß den Ort in gutem Gedenken haben, denn ich habe hier, wie ich glaube, gute Arbeit gemacht. Ich lese jetzt zu stilistischer Zusammenstimmung das Ganze durch, und ich fühle, daß das Buch ein besonders Günstiges darin hat, daß jeder Leser mit mir dichtet; er kennt den Hintergrund der Thatsachen und der Figuren, die als Factum und Tradition erscheinen, und in dieser Richtung der Seele auf das Wie des sich Fortsetzenden ist ein Mitarbeiten und eine, wie ich hoffe, überraschende Lust in der Ausführung. Das ist die besondere Gunst einer cyklischen Dichtung.

Noch Eins. Hast du gehört oder gelesen, daß das ultramontane Wiener Blatt „Vaterland" einen mit hebräischen Lettern gedruckten Artikel zu den jüdischen Festen brachte, voll gemeinen Judenhasses? Es ist eine ganz neue und tief bösartige Widersacherei gegen die Juden aufgekommen.

Ich beobachte nun seit Monaten die Wirkungen des Wiener Feuilletons, sie sind sehr verderblich, denn sie gewöhnen an literarisches Opium. Hervorgegangen aus der Schule von Heine, benützen sie die Preßfreiheit zu eitel Pikanterien; das moussirt, das bitzelt auf der Zunge und hinterläßt nichts als Oede. Ich nehme natürlich Männer wie Hanslick und Speidel aus.

556.

Wien, Sonntag Abend, 10. October 1875.

Ich habe eine Stunde der Pause, und da ist das Beste, ich bin bei dir und erzähle dir und halte dich im fortwährenden Mitleben.

Also wir reisten vorgestern bei prächtigem Sonnenschein von Ischl ab, und ich erinnere mich keines schöneren Ausblicks als während der Fahrt auf die herbstlich bunten Bergwälder.

. . . Am Morgen [nach meiner Ankunft hier] besuchte ich Dingelstedt und ging Abends in seine Loge, um „Arria und Messalina" von Wilbrandt zu sehen. Das Stück ist kühn und von großer dramatischer Schraubenkraft, aber an der äußersten Grenze des Erlaubten, an der auch Makart und Richard Wagner sich tummeln und auch die Grenze überschreiten. Ich halte die Geschlechtslust für ein künstlerisch vollberechtigtes Motiv, aber sie muß in den Grenzen des Natürlichen und somit rein und schön bleiben. Ein Don Juan ist gestattet, aber eine Donna Juana wie diese Messalina nicht, weil es wider die Natur ist, daß eine Frau geschlechtlich initiativ ist, und das Widernatürliche ist unschön. Dazu kommt ein Zweites. Ein verführtes Mädchen ist im tragischen Interesse, weil nicht nur das Initiative fehlt, sondern auch besonders deshalb, weil mit dem Weibe eine nicht in die Integrität zu versetzende Veränderung vorgeht; nicht so ist es bei dem Manne. In diesen beiden Punkten liegt das Widerliche, weil Naturwidrige dieses Dramas. Marcus Pätus, der Verführte der Messalina, steht außerhalb des tragischen Bereichs. Ich sagte das Dingelstedt, und er gestand, daß ihm meine Betrachtnahme neu sei, keiner der Kritiker hatte das betont. Die Wirkung war gewaltig, denn die Wolter gibt eine bestrickende Darstellung.

Das Haus war gesteckt voll, Dingelstedt erhielt den Kassenbericht, es war nahezu die größtmögliche Einnahme, und dazu die 25. Aufführung. Wilbrandt ist ein großes Talent, aber es ist zu fürchten, daß er auf falschen Weg gerathe, in die Literatur des Imperialismus, wo sinnliche Lust allein übrig bleibt.

Berlin, 13. October 1875 (bei herbstlich trübem Wetter).

Gerade heute vor vier Monaten sind wir von hier abgereist, und wie immer ist mein erstes Wort im alten Daheim an dich, lieber Jakob. Ich hatte, als ich gestern Nachmittag 2 Uhr ankam und die vielen Briefe rc. vorfand, zuerst nach einem von dir gesucht. Ich hatte ihn sicher, wie eine Willkommshand gehofft. Du hast doch meinen von Ischl abgesendeten Brief erhalten? Ich schreibe indeß weiter und erzähle dir.

Also vorgestern Morgens ging ich ins Café Daum zum Frühstück. In Wien ist da schon am Morgen großes Treiben und lebhafter Rauch. Ich las bis es Zeit war, zu Dingelstedt auf seine Kanzlei zu gehen. Ich traf ihn nicht. Mir begegnete mit einem Bekannten der Herausgeber der Wiener illustrirten Zeitung, der ein Porträt von mir bringen will. Sie begleiteten mich bis zum Hause Adolph Wilbrandts. Er ist der

Einzige, von dem wir mit Sicherheit hoffen dürfen, daß er den guten Geschmack und die Kunstbedingungen aufrecht erhalte. Sonst wüßte ich von den jüngeren Kräften bis jetzt Niemand, Alles ist tagdienerisch, feuilletonistisch oder marlittistisch. Ich hielt es aber für meine Pflicht, ihn auch vor der Farbenschwelgerei à la Makart zu warnen, die in der Literatur noch viel verderblicher ist, als in der Malerei, weil hier die Nudität als bloße Schönheit sich präsentiren kann, während sie dichterisch eine ethische Basis beanspruchen und nicht bloß sinnenberückend, sondern logikverwirrend werden kann. Noch auf der Treppe sagte ich mir: bist du nicht wieder auf dem Wege unerbetener Rettungssucht? Ich hatte aber Wilbrandt aus ganzer Seele so viel Gutes zu sagen, daß ich nun dem Vorsatze ohne Weiteres Folge leistete. Es war halb Elf, ich hörte, daß Wilbrandt noch schläft, aber seine Frau, die treffliche Schauspielerin Baudius empfing mich und war sehr erfreut. Ich sah ihren Sohn, der eben heute sechs Wochen alt wurde (sie haben ihr erstes Kind verloren und Wilbrandt hat den Schmerz in wunderbaren Worten kundgegeben), und bald kam auch Wilbrandt selber, ein jugendlich frischer Mensch mit großer Stirne, schönen Zügen, vollem Haar und glänzenden Augen.

Wir frühstückten nochmals zusammen, und ich sagte ihm Alles, war aber besonders froh, ihm auch sagen zu können, daß die Scene, wie Pätus den Tod seines Sohnes beklagt, mir an die Grenze des Höchsten hinanreicht, was ich kenne, nämlich die Klage Lears an der Leiche Cordelias. Er erklärte mir, daß er vom Coloristischen angereizt war, daß er sich aber wohl hüten werde, den Lüstlingen zu Gefallen zu dichten. Er behauptet, daß die Tugendrömerin Arria das Gleichgewicht, wenn nicht das Uebergewicht halten sollte, und daß die Darstellerin es nicht dazu kommen lasse. Ich glaube ihm aber den Irrthum gezeigt zu haben, denn die Tugend ist nicht so farbig und vielfach reizend wie das Laster, namentlich als Don-Juanismus.

Innerlich beglückt verließ ich das glückliche Ehepaar, und ich glaube in Wilbrandt mir einen neuen Menschen gewonnen zu haben, und was für einen! Ich fuhr auf die Redaktion der „Freien Presse“, um mit dem Chef Etienne ein Mißverständniß, das zu einer Verfremdung geführt hatte, auszugleichen. Es gelang mir, und bald war ich vom ganzen Redaktionspersonal umgeben. Eine Deputation des Vereins „Concordia“ kam zu mir, ich sollte im Laufe des Winters zum Besten des Vereins einen Vortrag halten. Es war sehr schwer, dem unbesiegbaren Andrängen zu widerstehen, ich gab aber doch kein Versprechen, weil ich weiß, wie mir Derartiges jede Arbeitsruhe verscheucht und mich übermäßig aufregt.

Abends, als ich zu meinem Freunde Dr. Flesch ging, begegnete ich Dr. Jellinek, und er versprach, mit seinem Sohne auf den Bahnhof zu

kommen. Er kam richtig, ich fuhr um 9 Uhr ab, und ich habe so ziemlich gut geschlafen, daß ich jetzt die Furcht vor Nachtreisen verloren habe, was mir sehr lieb ist.

Es kann nicht leicht einen schärferen Contrast geben, als so plötzlich von Wien nach Berlin versetzt zu werden. Wie ist in Wien Alles so lustig, so sinnlich offen und moussirend, und hier Alles so streng und ernst und trägt die Signatur: du bist zu leben verpflichtet und Vergnügen ist Zugabe. Schon die Droschken haben ein anderes Tempo, sind nicht so bequemlich ausgestattet, sind überhaupt nur Vehikel zum Fortkommen, nicht zur Lust; die Pflastersteine reden anders, ich meine, sie haben einen andern Ton als die Wiener Granitwürfel. Hier ist Werktag in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, in Wien, zumal auf dem Ring, ständig Feiertag, geputzte Menschen, kein Frachtfuhrwerk.

Den 16. October 1875.

Ich lese das Buch von Gutzkow: „Rückblicke auf mein Leben." Ich weiß, daß du nicht mit meiner Empfindung über Gutzkow einstimmst. Abgesehen von seiner überzwerchen Vortragsweise, sehe ich immer mehr, daß er mit einem habituellen Schnupfen zur Welt gekommen ist und lebenslang die eine Hälfte des Daseins gar nicht, die andere aber falsch und naturwidrig schmeckt und riecht. Eines bleibt achtungswerth an ihm, das ist sein Unabhängigkeitssinn. Es ist ein Rousseauscher Trieb in ihm, aber ohne dessen doch wieder bestehende poetische Empfindungsweise.

557.

Berlin, 17. October 1875.

. . . Ich muß dir auch noch erzählen, daß ich gestern beim Verleger des „Collaborator" war und dort die angesammelten Recensionen las, gewiß dreißig in verschiedenen Blättern. Die meisten werfen sich auf einzelne Sätze und fast stets auf die gleichen, als ob sie sie von einander abgespickt hätten. Sie haben in Manchem Recht mit dem Tadel 2c., ich hätte gewiß gescheit gethan, wenn ich einzelne, theils krause, theils durch die unterlassene Ausdeutung nichtssagende Sätze weggelassen hätte. Das aber darf ich sagen, daß von allen den Recensenten keiner das Buch ganz gelesen hat. Das ist freilich nicht so leicht, denn man kann es nicht so auf einmal lesen. Es macht nun einen wunderlichen Eindruck, so in einem Hagel von Recensionen zu stehen, aber ich bin unverfroren genug, um keinen Schaden dabei zu nehmen. Ich erlebe dieses harte Wetter eigentlich zum erstenmal, und es mag gut sein, auch das durchgemacht zu haben.

558.

Berlin, 21. October 1875.

Ich wollte dir heute nur Einiges erwidern in Bezug auf deine gemüthlich begründeten Mahnungen an Judenthum und Juden.

Der Kampf mit der angestammten Religion ist eben auch der Kampf zwischen Geschichte und freier Individuation, die man auch als Pietät und Unabhängigkeit fassen kann. In der Erzählung „Sch'luach-Mizwa", die ich vorhabe (ich betitle sie „Das Almosen des Armen"), werde ich den Gedankengang nicht ganz ausführen können, aber die Hauptzüge werden doch darin erkennbar sein. — Ich finde, daß Spinoza darin unfrei war, daß er sich von einer persönlich gereizten Erbitterung gegen das Judenthum nicht losmachen konnte.

Genug, du kannst darüber beruhigt sein, in die inneren Debatten des Judenthums greife ich nicht ein, ich habe ja auch die nöthigen Kenntnisse nicht, aber ich hoffe, meine Errungenschaft einzulegen.

Erinnerst du dich, daß ich den Lauterbacher, als er die Horber Steige heraufkommt, beim Glockenklang sagen lasse: das hatten Griechen und Römer nicht rc.? Und auch Freytag hat seine schönste Scene da hinein verlegt, da zum erstenmal die Glocke tönt.

Das Christenthum hat die Kirchenglocken nicht erfunden, aber es hat sie und andere Bildungsprodukte sich amalgamirt, und wie der Kirchenglockenton die Luft durchdringt, so hat unter dem Namen Christenthum ein Etwas die ganze Atmosphäre der Bildungswelt durchdrungen, wie keine andere Religion. Jetzt löst sich's ab, und die Naturwissenschaft ist die Auflösung alles Confessionalismus. Ein Gemüthsklang (und das ist eigentlich was ich dir sagen wollte) bleibt im Individuum, vom ersten Tonanschlag der höheren Empfindung her.

Die angestammte Religion hat eine Parallele in der Muttersprache, wir drücken frei unsere eigenen Gedanken darin aus und bilden neue Worte, aber die eigentliche Sprache ist überkommen. Das Bild trifft nicht ganz, aber es bietet doch partielle Gleichung: es kann Adonai echad [ein einziger Gott] sein, aber nicht Schemo echad [sein Name einzig] [1], keine Weltsprache.

Ich könnte dir noch Hunderterlei sagen, aber es ist genug jetzt.

Den 29. October 1875.

O wie schön ist's, daß heute wieder einmal die helle Sonne scheint. An den sonnenlosen Morgen machte mir die Aufgabe, eine Einleitung zu

[1] Bezieht sich auf Zach. 14,9, wo es heißt: „An jenem Tage wird ein einziger Gott sein und sein Name einzig."

Benjamin Franklins Leben zu schreiben, harte Mühe, ich konnte den Schick nicht finden, heute ging's flottweg. Ich kann nicht Alles herausbringen, was und wie ich's wollte, aber es wird doch.

Ich habe meinem Neffen in Wien deine Biblischen Erzählungen versprochen und erhielt dieselben eben aus dem Buchladen. Ich las sofort darin und kann dir vor Allem sagen: das ist mundmäßig erzählt, treuherzig und schlicht. Deine Bemerkung im Vorwort rücksichtlich der freien Weise des Wortes unterschreibe ich verbotenus. . . . Hebel ist ein voller Poet, der aber die Schalkhaftigkeit über die Naivetät herrschen läßt. Ich getraue mir, das auch bei seinen biblischen Geschichten nachweisen zu können.

Den 2. November 1875.

Ich habe gestern mit meiner Frau meine vielen Plane und Notizen geordnet, ich habe so viel, daß ich an der Ausarbeitung Jahre lang zu thun habe, ich bekam Kopfschmerzen von dem Einblick in das bunte Getriebe, jetzt aber ist es wieder gut, und der „Sch'luach-Mizwa" stellt sich zuerst auf die Staffelei. [Es ist das so], daß sich mir fast unwillkürlich, d. h. aus der unbewußten Tiefe die Innigkeit der jüdischen Familienhaftigkeit zur Darstellung drängt. Ich bin es schuldig, die jüdische Dorfgeschichte zu bringen, vielleicht werden sogar zwei daraus. Diese werde ich dir dann jedenfalls vor dem Druck zusenden. Gib mir gelegentlich genau an, woher die Sitte des Ben Zion stammt. Mein Held ist nämlich ein solcher, der, da dessen Geschwister alle früh starben, bis zum 7. oder bis zum 13. Jahre in weißen Kleidern auferzogen wird. Oder hat er sonst noch besondere Obliegenheiten?

Ich muß dir nur noch sagen, daß ich heute einen Brief an Gustav Freytag abgesendet habe. In meinem Pult lag ein Brief an ihn schon vom 1. April. Ich sendete ihn nicht ab, weil ich zu befürchten habe, wieder eine Weichlichkeit oder Dummheit zu begehen, denn Freytag hat mir seit Jahren kein Wort geschrieben. Jetzt beim Tode seiner Frau schickte ich den Brief ab, und wenn er, ich weiß keinen Grund dafür, zurückhaltend bleibt, so habe wenigstens ich einem innern Drang und Pflichtgefühl genügt.

Den 4. November 1875.

Wenn ich so die Gestalten vor mir sehe und frischweg die Feder führe, lebe ich ganz in der glücklichen Fiction, und die jüdische Dorfgeschichte, die ich jetzt vorhabe, thut mir besonders wohl. Das erste Kapitel spielt am Sabbath Nachmu [Trost-Sabbath], und es singt sich mir jetzt noch am Abend ständig die Melodie: „Tröstet, tröstet mein Volk!" [Jes. 40,1]. Es ist vielleicht gerade jetzt gut, daß ich das aufnehme, denn ein neuer

Judenhaß ist in flagranti und wird von allen Seiten geschürt. Da liest man Dinge, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte. Wenn rohe Völker Fanatismus haben, so ist das eben Naturwildheit, aber ich glaube, [daß] das Christenthum alle Religionen an geschriebener Verfolgungssucht übertrifft oder doch die Christen, die schreiben können. Vor mir liegt eine Broschüre: „Der zerstörende Einfluß des Judenthums im deutschen Reich." Die Verfasser wissen, daß sie lügen und thun's doch! Da muß man sich wieder zu seinen Stammesgenossen stellen.

Den 5. November 1875.

Das war gestern ein Abend so echt schön, wie ich lange keinen erlebt. Ich bin zwar seltsam müde, ich bin ein solcher Philister geworden, daß Aufbleiben bis nach 12 mich aus aller Ordnung bringt; aber ich muß dir's doch gleich schreiben. Der ehemalige Minister der Colonien im jetzt gestürzten englischen Whig-Ministerium war hier, und Frau Helmholtz schrieb mir, daß ich kommen sollte und noch andere Freunde geladen seien. Und so war gestern Abend eine Tafelrunde, wie sie anderwärts nicht leicht zusammenzustellen ist. Mommsen, Dubois-Reymond, Treitschke, Lepsius, Curtius, Zeller, der badische Minister Freydorf, der Wirth Helmholtz und — ich möchte wirklich sagen meine Wenigkeit. Außer Curtius und Lepsius stehe ich zu jedem der Anderen in näherer Beziehung und hatte mit jedem gute Ansprache, am meisten mit Dubois und Mommsen. Die Aeußerungen Mommsens über „Waldfried" waren mir sehr überraschend; daß die Actualität noch zu nahe und frisch, das weiß ich auch, aber daß der Schluß (mit Ludwig Waldfried 2c.) den Eindruck machen könnte, ich sähe die Lösung der Culturaufgaben im amerikanischen Wesen, das ist mir neu und jedenfalls war es nicht meine Intention.

Den 10. November.

. . . Die sinnliche Lust hat ihr Recht und ist besonders ergiebig in der Kunst, gemalt und gedichtet; aber ist die einseitige Betonung nicht ebenso falsch wie der christliche Spiritualismus? Kann ein Dichter nicht ebenso in der rein coloristischen Lust verharren, wie ein Maler, etwa wie Makart? Ich möchte diese Frage erörtern, warum die Nudität in der Darstellung durch das Wort leichter ausartet, als die durch Farbe, ja sogar durch Marmor. Erstlich glaube ich: weil die bildende Kunst es mit der reinen Erscheinung zu thun hat, die Dichtkunst aber mit der ethisch bewegten Handlung des Menschen, die nicht herkömmlich sittlich zu sein braucht. Die Nudität ist naiv, vor dem sogenannten Sündenfall, die Dichtung tritt als Conflict erst mit dem Sündenfall ein, ich meine mit

dem Zwiespalt des Bewußtseins, in dem eben Wissen und Sein ist. Der Maler kann einen schönen Menschen darstellen, der nicht weiß, daß er nackt ist, der Dichter muß uns sagen, daß er's ist. Die Farbe, der Marmor gibt Abbild des Lebens, das Wort ist nicht Leben, sondern Wissen vom Leben. Der Maler faßt den nackten Menschen wie ein Thier auf, wie das schönste Thier, Tizian hat sogar den gekleideten Geliebten neben seine Venus gestellt, und sie bleibt uns doch naiv, das kann kein Dichter. Ich will einmal nachsehen, ob im Laokoon nichts darüber ist.

Den 11. November.

Ich habe im Laokoon nachgelesen, und wie das bei Lessing geht, man kann nicht mehr davon. Ich habe in seinen Abhandlungen immer das Gefühl, der hochherrliche Mensch spricht mit mir. Bei manchen Dingen ist es verwunderlich, daß ihm Beispiele nicht einfielen. So: warum ist ein gemalter Kuß zweier Liebenden langweilig und der dichterisch geschilderte nicht? Er hat das Prinzip gegeben: „Die Poesie schildert auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen." Er erweist das an der nackten Helena bei Homer und ihrer Wirkung auf die Senatoren. Und hier liegt der Punkt. Die Modernen schildern die Hüften, die Brüste 2c., und das ist dichterisch falsch und führt den Leser auf Abwege.

Nun aber genug, sonst verliere ich mich in eine Abhandlung, zu der ich jetzt nicht Studien und Denken vorbereitet habe. Und ich habe Anderes zu thun und zu sagen.

Den 19. November 1875.

Ich habe dir viele Tage nicht geschrieben, lieber Jakob. Ich war in sehr veränderlicher Gemüthsverfassung, zuversichtlich und zaghaft, arbeitsfroh und unfähig. Ich habe nämlich es aufgegeben, den „Sch'luach Mizwa" jetzt auszuführen, obgleich ich mit großer Lust dran war. Es hat sich in meinen alten Plan ein ganz neuer eingewurzelt, daß sie mit einander nicht fortkommen, und ich muß sehen, jedem zu seinem Recht zu verhelfen. Solches Abbrechen einer Arbeit thut weh und macht mich besonders bedenksam, ob das nicht Altersschwäche sei. Ich habe indeß die Aufarbeitung eines diktirten Manuskripts unternommen und da sehe ich, daß ich noch ein junger Kerl bin. Du wirst an dem jungen Tolpatsch deine Freude haben.

Die Recension des „Collaborator" in der gestrigen National-Zeitung hat mir Freude gemacht, sie ist von dem Schriftsteller Ludwig Habicht, den ich seit Jahren nicht gesehen habe und der sie, wie mir Frenzel sagt, aus eigenem Antrieb eingeschickt hat. Es gibt, wie ich dir schon oft gesagt, nur noch Gefälligkeits- und Gehässigkeits-Kritiken. Um so erfreulicher ist

ein Derartiges. Das Publikum ist urtheilslos, das erfahre ich täglich, am besten, wenn ich über Fremdes urtheilen höre, denn Eigenem gegenüber ist man doch immer unfrei.

559.

Berlin, 4. Dezember 1875.

... Es erscheint unbegreiflich, was für blödsinniges Zeug geschrieben, gedruckt und gelesen wird. Der Consum ist freilich so stark, daß wir viel reicher an Talenten sein müßten, um ihn zu befriedigen. Es ist wohl immer so gewesen, nur eben heute breiter, weil die Volksschule uns den höheren Procentsatz der Lesefähigkeit liefert. Ich hatte gestern im Flur des Reichstags Gelegenheit mit dem immer frisch thätigen Schulze-Delitzsch über das Thema zu sprechen, denn der Freund ist Vorsteher des Volksbildungs-Vereins, der jetzt die Rechte einer juristischen Person bekommen hat.

Ich kam gestern leider zu spät, um die Reden von Lasker und Bismarck zu hören. Es wurde dankbar erkannt, daß Lasker in so sachlicher als entschiedener Weise die Grenze gegen die Maßnahmen der Regierung feststellte. Ich war lange mit Löwe-Calbe, dann begleitete ich Lasker heim, er ist doch noch sehr angegriffen, und er schont leider seine Kraft noch immer nicht, wie er sollte. Er klagte mir, daß er am Morgen Kopfweh verspürt habe, und doch war er zum Hauptredner designirt.

Am Abend war ich in unserer Freitagskneipe mit Julian Schmidt, Treitschke u. u. A. Es wurde anerkannt, daß Lasker in mehr als zweistündiger Rede juristisch unwiderleglich und politisch fest bestimmend gesprochen habe, mit einer Meisterschaft, die alle seine früheren Reden überragte.

Den 15. Dezember 1875.

Ich bin mit Billroth wohl befreundet gewesen. Wir haben während des Krieges in Cannstatt viel zusammen gelebt, und noch jüngst im September waren wir in Aussee einen halben Tag sehr gut beisammen, und damals hatte der Mann doch bereits die giftige Stimmung gegen Juden in der Seele[1]. Man könnte ganz irre an den Menschen werden.

In Zeiten der Reaction letzten sich Viele am Judenhaß, und jetzt in der Zeit der Erfüllung tritt ein unerklärlicher germanistischer Zug der Antipathie heraus. So z. B. auch bei Treitschke in einem unbe-

[1] Bezieht sich auf Aeußerungen B.'s in seiner Schrift: Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften.

machten Momente jüngst in einem von Umstehenden vernommenen Zwiegespräch im Parlament. Wo soll das hinaus und was sollen wir da thun?

Den 19. Dezember 1875.

... Ich habe heute auch eine ausführlichere Biographie Karl Andrees, von seinem Sohne Richard verfaßt, erhalten. Ich werde in meiner Selbstbiographie noch ausführlich auf den so vortrefflichen als eigenartigen Freund kommen müssen. Wenn ich nur erst einmal zu dieser Arbeit käme! Ich will mir dazu dich vor Augen denken, dem ich Alles erzähle, du bist doch der Einzige auf der Welt, dem auch das Kleinste von mir wichtig ist. Freilich weißt du auch schon das Meiste.

Den 24. December.

Gestern traf ich Lasker im Thiergarten. Im Alleinwandern mit ihm war mir's wieder einmal so recht von Herzen wohl, und ich konnte ihn nur darin bestärken, daß er nach nun elfjährigem politischen Dienst sich seinem wissenschaftlichen Beruf hingebe.

560.

Berlin, 26. Dezember 1875.

So ist's, lieber Jakob, der offene Brief an Billroth[1], den ich gestern früh entworfen, läßt mir keine Ruhe. Ich fürchte mich nicht vor einer wahrscheinlich sich fortsetzenden Polemik, und ich bin eines gerechten Erfolges sicher, denn immer, wenn ich etwas absolut der Sache wegen that und keine sich heimlich zuschleichenden Nebengedanken irgend Raum gewannen, da immer war die Wirkung eine gute.

Den 28. Dezember.

... Ich ging [gestern] mit meiner Frau ins Schauspielhaus und sah „Die Geschwister" von Goethe zum erstenmal in meinem Leben aufführen. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben eine reinere Wonne des Kunstgenusses gehabt zu haben. Ich habe das Stück seit lange nicht gelesen und es war mir früher auch nicht eingegangen. Ich erinnere mich, daß mich das Tätscheln mit dem Anprobiren der Strümpfe damals geärgert hat. Bei der Aufführung sind die Worte auch weggeblieben. Aber was will solch ein Fleck oder eine Marmorader bei einer reinlichen vollendeten Psyche-Statue heißen? Das Ganze hat nur einen einzigen Drehpunkt, aber wie ist da Alles vertieft und wie ist da das vollendet Drama-

[1] Abgedruckt in der „Gegenwart" vom 8. Januar 1876.

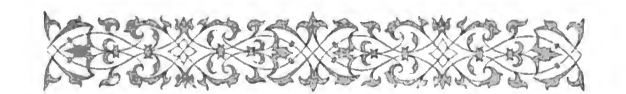
tische, indem in die Worte alle Action und Mimik in tiefster Immanenz eingesetzt ist. Die Worte sind zugleich Bewegung und Mienenspiel, und auf der Grenzlinie der Empfindsamkeit Alles so gesund im Athem der Naturfrische.

Ich habe es im „Collaborator" gesagt: Goethes Mädchen sind wirkliche Mädchen und haben nichts vom Backfischwesen. Die Naivetät, wie er sie gibt, hat Klugheit und scharfe Beobachtungen in sich, sie hat eben nun den Naturmuth, sich und Andern das Wirkliche und Selbsthafte zu bekennen, denn nichts ist da traditionirt oder geborgt.

Ich muß abbrechen, denn sonst schreibe ich eine Abhandlung, statt eines Briefes, und ich bin auch schon schreibmüde. Nur das laß mich noch sagen: Es wird noch lange dauern, bis die Welt weiß, was sie an Goethe hat. Da ist eine Psychologie, so selbstklar und thatsächlich. Wilhelm geht in Erregung durch die Pfarrgasse in der Nacht, und eben in höchster Erregung beobachtet er das Treiben der Käsehändlerin. Das ist so echt, so realistisch und gehoben zugleich.

Und mit welcher weisen Discretion endet das Stück. Nach diesem Ausrufe gibt es nichts mehr, und wir können alles Vergangene ins Futurum übersetzen.





1876.

561.

Berlin, 1. Januar 1876.

An dich, lieber Jakob, schreibe ich zum erstenmal diese Jahreszahl, und ich wünsche nur, daß wir am Ende derselben uns so frisch wissen wie heute.

Ich mußte heute nochmals den Billroth-Artikel durchgehen, und es ist mir, als hätte ich das neue Jahr mit einem frommen Werke begonnen. Räthselhaft ist mir der neuerwachte furor teutonicus gegen die Juden. Ich möchte die Grundzelle finden. Besteht sie vielleicht darin, daß das Selbstgefühl der Deutschen jetzt erwacht ist? Aber der Judenhaß war ja auch in Zeiten der Unterdrückung und besonders stark in den 18 Jahren der Reaction von 1812—30. Wo steckt es also?

Soeben erhalte ich einen Brief von Minister Falk, worin er mich zu Donnerstag zu den Mitgliedern des orthographischen Congresses einladet.

Den 4. Januar.

Gestern ist mir auch klar geworden, warum Laskers hohe Kraft und Führerschaft so leicht Widerspruch in den Gemüthern erregt, bei aller Verehrung. Jüngere Abgeordnete klagten über absolute Herrschaft, und ich weiß doch, daß Lasker nicht herrschen will und unegoistisch nur der Sache gerecht werden will. Lasker hat zuviel Vorbereitetes für Alles. Er bringt zu Allem wesentlich das Seine in einer kategorischen Weise vor. Einem Alten und einem gern Verehrenden verschlägt das nichts, aber einem jungen Manne und einem, dessen Bewußtsein auf einer Spezialität beruht, ist es kaum zu verargen, wenn er sich abgestoßen, zurückgesetzt fühlt, er hat doch auch etwas, was nicht bloß bedingt und bekämpft, sondern auch bestätigt sein will. Dieser Mangel an Verbindlichkeit in Laskers Wesen und Art fließt aus seiner



edlen Grundnatur, die das Rechte für selbstverständlich und keiner Bestätigung bedürftig hält. Er ist für sich selbst fern von jeder Eitelkeit und Einbildung und setzt das in Anderen voraus und verlangt, daß es in Anderen auch so sei. Aber die sogenannte verfluchte Schuldigkeit will auch, besonders bei erst sich aufthuenden Menschen, gesegnete und belobte Schuldigkeit sein. Zur Führerschaft, wie sie Lasker hat und haben soll, gehören verbindliche Formen, die Scheidemünzen der Bescheidenheit, und die hat er eben nicht, er hält sich beständig zur Sache und nicht auch zur Person, er betont minder die Consonanz.

Den 5. Januar 1876.

Wie wenig Menschen sind vollkommen frei in Bezug auf Juden, so daß bei keiner Gelegenheit ein Gegensatz und Widerspruch auf den Juden geladen wird.

Von verstorbenen Freunden steht vor Allem in diesem Betracht Karl Mathy mir vor der Erinnerung, er war überhaupt ein vollkommen freier Mensch, wie sie eben gar selten sind.

Den 7. Januar.

Ich war gestern Abend bei Minister Falk mit dem orthographischen Congreß. Ich hoffte noch was zu wirken, aber es geht nicht, das phonetische Prinzip ist angenommen und wird leider Entzweiung bewirken.

Man hat es nicht für nöthig gefunden, Poeten und Journalisten zuzuziehen, sondern lauter Schulmänner, und das wird sich schlimm in den Folgen erweisen. Das Schlimme ist für mich besonders das, daß durch eine radikal neue Orthographie die freie Produktion gehemmt wird, denn wir sollen uns dann stets besinnen: Wie schreibt man's?

562.

Berlin, 12. Januar 1876.

... Bestialisches und Menschliches, id est Humanes. Mit diesen zwei Worten formulirt sich mir deine Gedankenreihe und setzt sich fort. Es ist recht und nothwendig, mit Descendenz, Zuchtwahl und Racenscheidung die Grundform und den Wurzelbestand des Produktes homo zu fixiren, aber der Mensch lebt nicht in Blut und Hirn, Muskel und Nerven allein, „er lebt nicht vom Brote allein“, er ist über Alles hinaus auch Mensch. Weil die Dogmatiken und Mythen sich auflösen und zerstieben, darum ist der Mensch doch nicht nur ein Zoon politikon, wie Aristoteles meint, sondern auch ein Religionswesen im weitesten Sinn. Es wird nie und nimmer eine Menschenwelt geben ohne leitende immaterielle Gesetze.

Den 20. Januar.

Gestern Abend habe ich im 2. Band von Fritz Reuters Nachlaß die Briefe gelesen. Sehr gefreut hat mich, daß auch Reuter so voll von Walter Scott spricht und von der Einwirkung auf ihn. Ich weiß auch keinen erzählenden Dichter, den ich höher halte, und auch auf mich hat Walter Scott eingewirkt, wie kein Anderer. Ich habe von ihm gelernt, zuerst das jüdische Leben und dann das Bauernleben in dichterischer Perspective zu sehen und zu fassen.

563.

Berlin, 26. Januar 1876.

... Gestern sah ich mit Frau und Tochter ein Drama von Sardou: „Ferreol“, vortrefflich gespielt und meisterlich gearbeitet. Es ist eigentlich keine Poesie, es ist Kunstindustrie, und da zeigt sich die gute Tradition, die wir entbehren. Es ist eine Criminalgeschichte, aber die eigentliche spielt hinter der Scene, und wir erhalten den Eindruck nicht unmittelbar von der Realität, sondern, wie durch den Boten vermittelt im antiken Drama, hier durch Zuschauer und verwickelte Personen. Der Dichter, wenn man ihn so nennen kann, versteht eine Schraubenkraft einzusetzen und die Drehung geht so leicht, daß man aus dieser Technik viel lernen kann.

Den 28. Januar.

Eine Uebermüdung und Vernutzung macht sich bei den politischen Männern bemerkbar, und mit Sorge sieht man den nächsten Wahlen entgegen. Verhaltene Bitterniß wird sich überall aufthun und neben den politischen Widersachereien immer noch die religiösen. Auch die Synodalverfassung macht böses Blut.

564.

Berlin, 29. Januar 1876.

Was sagst du zu der gestrigen Allgemeinen Zeitung, die den Artikel von Julian Schmidt enthält? Was er über den „Collaborator“ sagt, das kann ich mir schon gefallen lassen, freilich geht er nicht auf die weiten Linien ein, die ich in diesem Buche allerdings mehr punktirte als im Strich fortzog. Aber seine Aussprüche über Billroth und die Juden!

Den 31. Januar.

Gestern sah ich ein herrliches Bild von Defregger. Ein junger Bauer steht links, rauchend und schmunzelnd, vor ihm die Frau, auch lächelnd, mit dem Kind auf dem Arm, zwei Bauernmädchen sind zu Besuch gekommen, und eine reicht dem Kind eine Birne, auch diese lächeln, und vier lächelnde Menschen in feiner Situation und ohne Verzerrung. In einem Buche wäre

diese Variation klein, und gemalt ist sie so stark und schön. Es ist mir eine große Lust, daß zu meiner Zeit solche Bauernmaler wie Knaus, Vautier und Defregger da sind. Ich glaube zu ihrer Aufnahme gewirkt zu haben. Das wurde mir auch Abends mehrfach gesagt, als ich zur Feier der silbernen Hochzeit bei Falk war. Der Minister und seine Frau sind so einfach bürgerliche als intellektuell hohe Menschen.

Den 5. Februar 1876.

Es ist jetzt Hochfluth des Gesellschaftstreibens, ich bin nur dabei nicht aus persönlicher Lust, sondern um der einladenden Freunde und Bekannten willen. Ich denke mich bereits hinaus aus all diesem Getriebe, und ich hoffe es eben so wenig zu vermissen, als ich vermißt werde.

Diese Tage herein geht mir immer das Denken über den Tod Deaks nach. Solche unbedingte Verehrung ist nur einem südlichen Volke möglich.

Den 11. Februar 1876.

Um halb Drei bin ich vergangene Nacht erst heimgekommen. So prachtvoll wie gestern sah ich das Hoffest noch nie. Ich kann dir nur wiederholen, daß der erneute Zusammenhang mit dem Hof mir eben sozial von Bedeutung ist. Man sieht alles Namhafte, was hier ist, und die Zahl ist sehr groß, und man erscheint dadurch nicht fremd an seinem Wohnort, weiter hat es keinen Zweck.

565.

Berlin, 14. Februar 1876.

... Ich ward gestern Abend noch sehr traurig. Ich ging noch spät auf den Klub, wo ich mich stets freue, wenn ich den Professor Reuleaux treffe, und er erzählte mir, daß zwei Lehrer hier, einer in der höheren Mädchenschule und einer im Gymnasium stets die jüdischen Kinder plagen. Ja, von Ersterem steht in der Zeitung, daß er gesagt habe, öffentlich in der Klasse, der Massenmörder Thomas könne nur ein Jude gewesen sein. Der Magistrat hat deshalb die Untersuchung eingeleitet und werden die nöthigen Maßnahmen getroffen.

Empörung und Verzweiflung erfassen die Seele, daß Derartiges noch möglich ist. Aber das kommt von der Lüge der Liebe. Man hat richtig bemerkt: in „Sonnenkamp" ist die Atmosphäre Thomas. Aber woher stammt sie? Aus der Lüge. Die christlichen Geistlichen ertheilten den Sklavenhaltern das Abendmahl und predigten sie sonntäglich an von Liebe und Gotteskindschaft. Da wird natürlich Alles Humbug, Phrase und Convenienz, und die Menschenbestie arbeitet mit den feinsten Ergebnissen der Chemie und Mechanik natürlich rücksichtslos, die urthümliche Wildheit und die raffinirte Blasirtheit sind wieder gleich rücksichtslos. — Ist die Culturgeschichte nicht die Geschichte des

Sisyphus? Diesen Gedanken muß man wie ein Ringer in der Nacht hart bekämpfen, sonst ist man verloren.

Ich hatte einen guten Gang mit Fr. Kapp. Er findet das Verfahren Laskers in der Gründersache bedauerlich, denn in der nächsten Zeit werden die Reactionäre nun ihrerseits Aehnliches uns Liberalen vorwerfen und dabei klobig persönlich werden.

Den 19. Februar.

Gegenüber dem großen allgemeinen Katzenjammer ist auch hier die Bewegung für Victor Scheffel ein erfreuliches Zeichen.

Scheffel ist in der günstigen Verfassung, nicht eigentlicher Literat sein zu müssen, er tritt nur mit ausgezeitigter Produktion heraus. Da gewinnt man nicht nur die Dankbarkeit der Menschen, weil man sie aus dem Alltag erlöst, aus den abdebattirten Zeitfragen; der Dichter selber bleibt dabei auch auf einem höheren Podium, steigt durch Stimmabgabe in Tagesfragen und unmittelbaren Bedürfnissen nicht herab in die Massen, wo Jeder ebenso stimmberechtigt bejahen oder verneinen kann. Das ist's, was Goethe damals doch auch mit seinem Ausspruche über Uhlands Abgeordnetenthätigkeit meinte, und Lenau, Fritz Reuter und jetzt Scheffel bewahren eine vornehme Position, die wir Anderen durch Kritik &c. verlassen. Das zeitlos Schöne schaffen, wie das auch Scheffel vermochte, und dazu das Lustige, das in Permanenz erklärte Studentische, das macht die Gemüther hell und frei.

Den 22. Februar.

Mit dem Aufruf zum Spinoza-Denkmal lerne ich wieder, wie ich so ungeduldig und subjectiv bin. Da habe ich gemeint, es wird nun alsbald Beiträge regnen, und jetzt haben sich erst drei aufgefunden, im Betrage von hundert Mark zusammen. Ich werde später ein Circular ergehen lassen.

Lies die Recension von Schmidt über Gutzkows „Rückblicke", sie ist treffend und souverän gehalten.

Den 23. Februar.

Heute hatte ich eine jener Erhebungen, die wir doch auch haben, und eben nur wir. Mein mir sehr lieber Freund Hauptmann Max Jähns hält nächsten Samstag in der Singakademie einen Vortrag über „Machiavelli und die allgemeine Wehrpflicht." Nun schreibt er mir, sich auf eine Notiz Treitschkes beziehend, daß Spinoza bereits auch den Gedanken ausgesprochen, und bittet mich um die betreffende Stelle. Nach kurzem Suchen fand ich sie leicht im **tractatus politicus**. Ich las mich aber so wieder in die Abhandlung hinein, daß ich gar nicht davon loskommen konnte. Welch eine Quelle ist da, und die Gedanken wie reines Wasser ohne Erdbestandtheile. Spinoza und Shakespeare scheinen, so oft man sie erkennt, nicht ein einzelner Mensch

gewesen zu sein, sondern die Incarnirung eines Collectivgeistes. Wie klein erscheint diesen gegenüber alles Thun. Was ist der Mensch vor der Alpenkette, vor dem Meere!

Ich kann nicht sagen, wie mir zu Muthe ist, so hinausgehoben über Alles, und es ist und bleibt mein schönstes Lebensglück, daß ich etwas thun konnte zur Ausbreitung Spinozas, und in dieser seiner Todeswoche spricht ein hochgebildeter Soldat über ihn vor dem besten Publikum in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Das ist Auferstehung und die einzig wahre.

Den 27. Februar 1876.

Ich war gestern Abend in der Singakademie bei der Vorlesung des Hauptmanns Jähns über die Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht. Es war viel Militär da, auch der Kaiser und die Kaiserin. Mir war besonders anmuthend, daß zweimal Spinoza erwähnt wurde und die betreffende Stelle aus dem tractatus politicus. Der von Jähns dargelegte Zusammenhang der Militärverfassung mit der nationalökonomischen von Zeit und Land war mir neu, ist aber unverkennbar thatsächlich. Es hat sein Besonderes, einen Mann im Militärrock so streng wissenschaftlich und so ethisch frei sprechen zu hören.

Den 5. März 1876.

Ein Stadtgerichtsrath hier hat eine Broschüre herausgegeben: „Die goldene Internationale", in der Alles zusammengeschaufelt sein soll, was sich jetzt im ökonomischen Katzenjammer gegen die Juden aufthut, und alle Lügenwaffen &c. sollen sich da aus Talmud &c. finden. Es herrscht hier darob große Aufregung. Ein Kreisrichter Dr. Kolkmann in Löbau schrieb eine Broschüre für die Juden und schickte mir sie. Ist es nicht entsetzlich, daß das alles nochmals sein muß? Vor nun 50 Jahren hat Hofacker in Stuttgart und dann Rotteck in Karlsruhe gegen die Juden gegeifert, und das immer wieder. Es läßt mir keine Ruhe. Ich meine, ich muß jetzt nicht dichterisch, sondern didaktisch sachlich jenes Buch schreiben, das ich „Wir Juden" betiteln wollte. Ich habe die Stellung, daß man mich hört und liest, und das ist das Wichtigste, aber ich bin leider von Persönlichem so in Anspruch genommen, daß ich nicht kann; die Bitterkeit in mir könnte ich schon niederkämpfen, aber die Lahmheit der Menschen (der Betroffenen) macht auch mich lahm, und dazu will mich meine Erzählung nicht loslassen.

Den 9. März 1876.

Gestern sah ich mit den Meinen zum erstenmal Goethes „Stella", von der Seebach meisterlich dargestellt, aber das Stück ist doch widerlich und wird es noch mehr, da Goethe später den tragischen Schluß machte. Mir ist die Mischung von Goethescher Großheit (zumal in Schürzung des

Conflictes und Empfindungsausdruck) mit einer Partikel Kotzebuescher Halbschlächtigkeit auffällig geworden, obgleich Kotzebue erst später aufkam. Ich meine nämlich, daß die Rousseau-Werther-Stimmung angefault und frivol in Kotzebue zu Tage kam. Es ist Götzendienst, selbst in einem so Hohen wie Goethe Alles zu lobpreisen. Diese Weislingen-Fernando sind Momente seiner Entwicklung, entsprungen aus einer tiefen Reue über fast nothwendige Untreue, und in diesen Figuren hat nach meiner Ansicht Goethe sich selber verurtheilen und damit fertig machen wollen.

Den 11. März 1876.

Am gestrigen hundertjährigen Geburtstage der Königin Luise zeigte sich die Wahrhaftigkeit und Tiefgründigkeit des hieländischen monarchischen Sinnes. Es war ein freiwilliger Feiertag mit Wallfahrten nach den Erinnerungsstätten, und wenn man die entsetzliche Corruption liest, die eben jetzt wieder in Amerika zu Tage tritt, lernt man die Stetigkeit in den staatlichen Instituten und die sittliche Ordnung und Verantwortlichkeit in einer mit dem Staatsverbande historisch gewordenen Familie neu schätzen.

Es ist viel Treffliches gesagt worden über die Königin Luise, aber ich sehe nicht, daß einer die Wahrheit sagt, die ich als Nichtpreuße vielleicht schärfer empfinde.

Die Königin Luise allein steht [von Friedrich II. bis Kaiser Wilhelm] nicht nur als holdselige, sondern auch als rein und deutsch-vaterländisch Gesinnte da, sie ist dichterische Gestalt geworden als Trägerin und Opfer des Leides der Fremdherrschaft. Die Preußen haben allerdings einen familienhaften Anhang an Friedrich Wilhelm III., wir Deutschen aber können ihm nie seine Unterthänigkeit gegen Metternich vergessen und sein ungelöstes Versprechen der Verfassung, und ich muß sagen, Fritz Reuters „Ut mine Festungstid" ist ein unzerstörbares Denkmal. . . .

566.

Berlin, Sonntag Morgens, 19. März 1876.

Freiligrath todt! Du hast es auch gelesen, lieber Jakob, gestern im Telegramm, und Tausende. Aber außer den Kindern und Geschwistern ist gewiß Keiner mehr erschüttert worden als ich, und die Nachricht traf mich noch dazu in großer Bewegtheit mit begleitenden Kopfcongestionen.

Ich kann heute nicht weiter arbeiten, ich kann mich nicht in so tiefem realem Schmerz in eine Fiction versetzen. Ich spüre das Vorbeisausen der tödlichen Kugel, die den guten Kameraden von der Seite reißt, und man ist kein junger Recke mehr, der stramm weiter marschirt, der Kummer und der Schmerz knickt die Kniee des Alten.

Welch ein stets gleich bleibender inniger Genosse war mir Freilig-

rath seit 36 Jahren, es war mir mit ihm so heimisch wohl, wie es gar nicht besser sein kann.

Ich glaube, ich habe dir einmal geschrieben, daß ich ihm die „Neuen Dorfgeschichten“ widmen wollte, ihm danken und ihm sagen — und damit auch der Lesewelt — wie sich das nun ansetzt und fortsetzt. Ich habe schon Einiges dafür sogar notirt und freute mich auf seinen guten Blick, seine treue Hand und sein herzliches Lachen. Und nun Alles dahin, todt.

Den 20. März.

Ja, lieber Jakob, es ist nicht recht, ich sollte stärker sein, aber ich kann nicht, ich kann noch nicht los vom Gedanken und der Vorstellung, daß der herrliche Freund nun todt ist, ich seine mächtige Gestalt nicht mehr sehen und seinen herzerwärmenden Ton nicht mehr hören soll. Man sollt allerdings gefaßt sein, zumal in unseren Jahren, daß der Tod unversehens Lücke auf Lücke reißt, aber mir ist, als spüre ich erst jetzt recht, wie Freiligrath zu meinem Dasein gehört; er war mir wie ein nothwendiges Stück meiner Welt, dessen man sicher ist, wie eines Berges, und zu dem man zurückkehrt und ihn an seiner Stelle findet zu immer gleicher Erfrischung.

Den 21. März 1876.

. . . Ich war gestern beim Diner des Ackerbau-Ministers. Es waren außer Windthorst-Meppen nur Freiconservative da, die sogenannte Gesandten-Fraction, Kardorf, Bethusy-Huc ꝛc. Die am Abend erfolgende Aufführung von Wagners „Tristan und Isolde“ wurde auch viel besprochen. Von Bismarck hörte ich Interessantes. Er ist ein strenger Stilist und sagte: Zu meinem Schmerzlichsten gehört, daß ich meinen Namen unter fremde Prosa schreiben muß. Er isolirt sich sehr und selbst seine Collegen sehen ihn selten. Er sagte auch: meine drei liebsten Dinge sind mir verdorben. Ich studire gern Geschichte als Wissenschaft und muß sie für die Politik lesen; ich gehe gern zur Jagd und komme nur noch zu Hofjagden; ich lebe gern auf dem Lande und komme nur dazu, wenn ich krank bin.

Den 30. März.

. . . Als ich dir gestern eben geschrieben hatte, kam mein Diener und meldete aufgeregt: Der Großherzog von Baden ist da. Das Gespräch war sehr angeregt, und der Großherzog blieb eine Stunde. Heute steht's in der Zeitung, und auf heute Abend 6¾ Uhr bin ich durch ein Telegramm der Gräfin Hacke zur Großherzogin entboten.

Den 7. April.

. . . Es ist mir [bei Aufführung der „Judith" von Hebbel] wieder ganz evident geworden: Wenn es einen Dichter der Unnatur geben kann, Hebbel hat den Anspruch darauf, und es ist geschichtlich und psychologisch belehrend, daß ein so stelzenhaftes Phrasenthum durch keckes geniewüthiges Aufprotzen sich einmal Geltung verschaffen konnte. Ich nehme daraus die beruhigende Belehrung, daß es einst und hoffentlich bald so auch mit Richard Wagner gehen wird. Man wird es unfaßlich finden, daß man je auf Derartiges etwas halten konnte. Beide sind darin gleich, daß sie Muth und technisches Geschick haben, aber auch darin, daß weil ihnen die natürliche Rhythmik einer Melodie fehlt, sie nun lehren und mit Werken beweisen wollen, das Gesunde und Gerade sei Larifari. Immer kolossal! ist ihr Wahlspruch, und die Männer sind Bramarbasse und die Frauen ein Gemenge von sinnlicher Tollheit und philosophischem Wahnwitz. Ich theile wieder ganz den Ekel, den Otto Ludwig vor Hebbel hatte, der verderbend und verwirrend wirkt, mit Großprahlerei verblüfft und mit gesprochenem Fusel momentan betäubt, dann aber Katzenjammer erzeugt.

567.

Berlin, 14. April 1876.

Gestern konnte ich dir nicht schreiben, lieber Jakob. Im Rüsten zu einem Leichenbegängniß kann ich nichts schreiben, kaum Zeitung lesen und zum Nächsten denken. Ich ging gegen 1 Uhr in die Wohnung Professor Traubes. Der Sarg stand mit Blumen und Kränzen bedeckt in dem Zimmer, wo ich bisweilen mit ihm war. Professoren, Aerzte, Gemeindevertreter waren da. Die Kinder traten ein, während hinter den Blattbäumen gesungen wurde, sie sahen entsetzlich gebrochen aus, und die jüngste Tochter, ein Mädchen von etwa 16 Jahren, brachte während der ganzen Zeit die Unterlippe nicht aus den Zähnen heraus. Traube hatte testamentarisch verordnet, daß keine Lobrede auf ihn gehalten werde. Lazarus sprach auf den Wunsch der Familie, wie er in der Einleitung betonte. Auf dem Kirchhof wurde nach Anordnung Traubes nur das übliche Gebet gesprochen, und gleich nach ihm — das ist die große Stadt — wurde eine Frau Lissauer begraben, an der vor wenigen Tagen ein Raubmord begangen wurde, dessen Thäter noch nicht entdeckt sind.

Den 22. April.

Mit dem Schreiben wird's jetzt nichts mehr. Und wozu auch? Ich sehe dich ja bald. Ich sehne mich nach Waldstille, ich bin mit meiner Energie inmitten des Trubels am Schluß.

Gestern nahm ich Abschied in unserer Freitagskneipe, und es wird

dich besonders interessiren: ein Gymnasiallehrer Dr. Suphan war da, der mit Unterstützung der Regierung eine kritisch geordnete Gesammtausgabe von Herder macht. Wir sprachen viel darüber, und du erinnerst dich ja auch, wie Herder zuerst auf uns wirkte.

Den 25., Mittags.

Ich bin mitten in der Unruhe des Packens, aber ich muß dir doch sagen, eben war Lasker bei mir, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Veranlassung, ihm die Stelle aus deinem Briefe über das Judengesetz vorzulesen. Er wird als Vertreter von Frankfurt das Wort nehmen und für die Leistungen zu Beamtenverpflichtungen sprechen, aber die volle Gewissensfreiheit wahren, die eben darin besteht, daß Niemand zu einem religiösen Bekenntniß angehalten werden darf. Darüber mündlich mehr.

568.

Waldkirch, 29. April 1876.

Das waren doch vollgerüttelte 24 Stunden, lieber Jakob, und wenn ich's überschlage, waren wir doch den größten Theil beisammen in ergiebigem erquicklichem Gespräch. Es thut mir wohl, daß du mich ruhiger findest, ich finde mich auch so. Nur machte mich ein Heißhunger nach Landleben und Einsamkeit in etwas unruhig, daß ich vielleicht zu schnell forteilte. Das mag indeß auch gut sein.

Von Frankfurt bis Darmstadt las ich in der Neuen Freien Presse einen die Hauptpunkte treffenden Artikel von Dingelstedt über Freiligrath, und dann die Reden Bismarcks und Laskers über Reichseisenbahn. Unsere Tage sind doch voll reichsten Inhalts, aber die Augen thaten mir doch weh, und so sah ich die ganze Bergstraße entlang nur hinaus in die blüthengeschmückte Landschaft.

In Heidelberg am Bahnhofe, wo ich bitterm Erinnern nachhängen mußte, sah ich die ersten Schwalben, es waren Rauchschwalben und noch in gesammelten Schwärmen; sie waren, wie ich glaube, erst in der Nacht angekommen, und ich sah noch wie sie sich theilten, während ich hinüber sehen mußte, dorthin wo das Grab ist.

Suggenthal (Abends).

Ich habe die besten Dinge: Arbeit, Frühling und Einsamkeit. Ich fürchte aber bereits, die letztere könnte zu viel sein. Ich will aber vorerst still halten und warten. Ich kenne genugsam den zweiten Kerl in mir, den Zaghaften, Sentimentalen, Anschlußbedürftigen, der andere hat einstweilen die Herrschaft und zum Gehilfen die necessitas.

Also vorerst vom heutigen Tage. Ja, kann man von der Frühlingsluft erzählen? Es wird immer davon gesungen und gesagt, aber voll er-

faßt wird's doch nie; das soll Jeder in seinem Leben immer wieder und sollen alle Menschengeschlechter neu haben. Es ist mir nur unfaßlich, wie man in solcher Zeit noch was Anderes treiben mag als Wandern, Schauen und Athmen.

Ich ging also zuerst im Städtchen umher. Ein Puppentheater für den Maimarkt ist bereits errichtet, und die Kinder sehen zu, wie ein Karussell aufgebaut wird, die Pferdchen mit den steifen hölzernen Schwänzen lagen auf einem Haufen, und vor den Schaubuden saßen abenteuerliche Gestalten in lockeren Morgengewändern. Ich ging weiter, da sah ich eine weinende junge Frau in Trauerkleidern. Ich sprach mit ihr, sie ist Wittwe des vor wenig Tagen verstorbenen Lehrers von Ziegelau, hat sechs Kinder, kein Vermögen und für die Kinder 200 Mark und für sich auch 200. Sie geht nach Freiburg, um zu sehen, ob dort ein Erwerb für sie möglich. Ja, mitten im Frühling Elend überall.

Das Heilsamste ist, daß man Alles wieder vergessen kann, und so wanderte ich, voll hingegeben dem Naturleben, dahin. Die Kirschen haben bereits kleine Früchte angesetzt, die Birnen haben bereits abgeblüht, aber die Aepfel stehen in voller Pracht und darin summen die Bienen, die Wiesen und Saatfelder sind so frisch grün, der Roggen steht bereits kniehoch, die Kartoffel wird gesetzt und abgewehte Blüthenblätter werden mit untergehackt. Die Welt ist neu und frisch, und ich bin mitten drin. Das fühlte ich, und das ließ mich Alles vergessen. Der weiter führende Weg geht zwischen dem Wald und der rauschenden Elz, und hoch aus den mit jungem Buchengrün durchsetzten Wäldern rief der Kuckuck. Sind diese beiden Töne nicht wie der laute Herzschlag des Frühlings auf und ab?

Ich kam endlich hier zum Wirthshause. Ich war erwartet und Wirthin und Kinder freuten sich. Der Mann ist todt, er war ein gediegener stiller Mann, nicht so lebhaft wie sein Vetter in Buchholz, der sogenannte Richbuur. Ich fragte nach ihm. Auch todt. Das erschreckte mich sehr, denn auf ihn hatte ich viel gerechnet zu neuen Einblicken in das veränderte Dorfleben. Er war der echte Bauer der gerechten Freisinnigkeit und dabei vorherrschend auf die religiöse Freisinnigkeit gerichtet. Du erinnerst dich, daß er der Lucifer genannt wurde, nach meiner Erzählung, in der ich 4 Jahre vorher erzählt hatte, was ihm vier Jahre später sich ereignete. Er wurde Protestant, sein Schwager wanderte nach Amerika aus.

Die Wirthin erzählte mir, daß jetzt Alles schwarz in der Gegend sei, die Männer, die „zur Zeit der Reaction" (das sind ihre Worte) Schulknaben waren, sind jetzt Bürger und in den Händen der Geistlichen, mit denen jetzt die meisten Lehrer in Bigotterie und Haß gegen Andersgläubige wetteifern.

Nach Tisch ging ich nach Buchholz zur Wittwe des Bauern Reich. Sie und ihre ledige Schwester weinten bitterlich, als sie mich, den alten Freund sahen. Sie zeigten mir das Zimmer, wo der Richbuur mich einlogiren wollte. Lange verweilte ich dann auf dem Bahnhäuschen und ich erhielt von den Leuten viele neue Thatsachen zum Leben der Bahnwärter. Die Leute sind sehr glücklich und gut versorgt.

Suggenthal, Montagmorgen, 1. Mai 1876.

Montagmorgen und erster Mai, du weißt, was für gute Anfänge das für mich sind. Freilich hat sich der Maimorgen mit starkem Wind angekündigt, und Blüthenblätter fliegen umher, aber die Sonne scheint hell, und ich darf auf gedeihliche Arbeit rechnen. Noch bin ich etwas unruhig, ich bin heute aus dem alten Hause in das Beihaus gezogen, denn dort ist Schattenseite, hier aber ist der erste Morgenstrahl und so vollkommen still wie der Sonnenstrahl. Vor dem einen Fenster ist ein blühender Apfelbaum, dessen Zweige ich fassen kann. Es ist mir eine seltsame Erneuerung, denn als ich 1843 die ersten Dorfgeschichten schrieb, hatte ich gerade so einen Apfelbaum am Fenster. Vor dem andern Fenster fließt die bis auf den Grund klare Elz. Der Blick geht über den Wiesengrund mit Stellfallen nach dem Dorf Buchholz bis zu den Rebhügeln. In den Weiden zwitschern und plaudern die Bachstelzen und Rohrsperlinge, und vom Garten und aus dem nahen Walde singen Finken und Amseln, ja ich höre sogar jetzt schon eine Elster.

Ich ordnete meine Reisenotizen.

Abends 9 Uhr.

Ich ging früh in den Wald, wo ich einst ein wunderbares Erlebniß ganz allein hatte. Es sieht entsetzlich aus im Walde, der Frühlingssturm hat auch hier die schönsten Stämme an der Halde niedergerissen. Hochaufgeschossene schwanke Tannen, die ehedem geschützt waren, wanken wie verlassen hin und her und werden beim nächsten Sturme geknickt und entwurzelt.

Nach Tisch fuhr ich mit unserm Haussohn und mit dem Bruder der Frau Reich nach Waldkirch zum Markt. Aus allen Thälern waren Männer und Frauen da, wenig schöne Menschen und meist still. Das Puppentheater ist abgeschmackt und hat nur das Neue, daß der Kasperle die umstehenden Kinder zu Zurufen Ja und Nein herausfordert. Ich wollte, ich hätte meinen Plan ausgeführt, ein Puppenspiel zu machen, das ich vor Jahren fertig im Kopfe hatte. Da war Kasperle der Verleiter und Begleiter der Auswanderer und erlebte mit ihnen allerlei Abenteuer.

Ich besuchte den alten General Böckh, der in Waldkirch wohnt. Es

ist ein schönes Leben im Hause des Generals, er ist der Sohn des Finanzministers in unserer Karlsruher Zeit und ein Neffe August Böckhs.

Den 3. Mai 1876.

Kalt, herbkalt, lieber Jakob, und naß, der trotzige Fink wagt es kaum bisweilen loszuwettern, sonst Alles stumm, regungslos. Ich bewaffne indeß schon beim Aufstehen mein Pedal mit hohen Stiefeln und hole mir Wärme von außen, und meine Arbeit gibt mir auch davon von innen, freilich unter Beihilfe des geheizten Ofens.

Gestern Mittag war ich beim Bürgermeister und dann beim Schullehrer. Es war gerade der erste Tag für die jüngsten Schüler. Die Kinder waren scheu, aber munter, und lieblich anzuschauen war's, wie die älteren Geschwister je hüben und drüben ein jüngeres heimführten.

Ich habe heute auch schon erklecklich gearbeitet [1].

Den 5. Mai 1876.

Ich war sehr fleißig am Morgen und Mittags fuhr ich nach Denzlingen. Ich ging durch das lange Dorf einen herrlichen Weg im Angesichte der Berge nach Heuweiler, wo ein tüchtiger junger Lehrer sein soll. Ich traf ihn mit seiner jungen Frau, sie sind äußerst wohlgemuth, wenngleich in Zerfall mit dem Pfarrer, der zur ecclesia militans gehört und ein echter Schüler von Alban Stolz ist.

Was mir der Lehrer von der Heirathsmacherei hier zu Lande erzählt, klingt gar nicht romanhaft. Die Geldbeutel werden vor Allem gegen einander abgewogen, und der junge Bauer findet sich mit den außerehlich erzeugten Kindern ab.

Am Wege sah ich den Roggen bereits so hoch, daß die Aehren ausgeschlüpft waren. Ich lege dir eine bei, ich glaube, ich habe dir schon einmal eine geschickt. Kälte und Nässe halten an und ich muß im geheizten Zimmer schreiben, aber ich gehe hinaus und den Berg hinan, und das macht mich immer wieder frisch.

569.

Suggenthal, Sonntag, 14. Mai 1876.

. . . Heute ging ich mit meinem Neffen zum Oberbauer am Fuße des Luser. Nur die alte Mutter war zu Haus, sie ist gelähmt, und ich habe vor Jahren mit ihr getanzt. Sie erinnerte mich, wie ich damals, in Schweiß gebadet, ins Glotterthal kam, und ich weiß das jetzt auch. Ich habe ja

---

[1] An den neuen Dorfgeschichten. Vgl. S. 254, Anmerk.

diese Verirrung im Walde damals im „Joseph im Schnee“ verarbeitet als Verirrung der Leegart.

Ich kehrte heim, und da traf ich Frau Jäger von der Hochburg, die zu Besuch gekommen war. Ich bin nämlich vorgestern auf der Hochburg gewesen. — Ich habe den Frühling noch nie und nirgends schöner gesehen als dort, und dazu die prächtigen Menschen, Direktor Jäger und seine Frau, die Zöglinge und die langjährig bewährten Knechte, besonders aus meiner Heimat. Wäre ich jetzt nicht so an bestimmte Arbeit gewiesen, ich würde der Einladung folgen und nach der Hochburg ziehen. Ich weiß bestimmt, mein Berufsleben gewänne dort ein neues Datum. Ich behalte mir's vor.

Den 16. Mai.

... Im Durcharbeiten und Ausgestalten des Geschriebenen habe ich das beglückende Gefühl, daß ich im Rechten bin und etwas gebe, was dem gereiften Leben entspricht und in dem meine Kraft ruht, soviel ich eben deren habe. Das Thema des Neuelebens und der Auferstehung hat sich mir zweifach und wie von selbst gestellt, im Reinhard und in den Sträflingen.

Sonntag, 20. Mai 1876, Mittags.

Dir, lieber Jakob, darf ich's sagen, ich bin ganz glücklich mit meiner Arbeit, deren schwersten Theil ich heut vollendet. Ich habe Freuden gehabt, man kann es eigentlich nicht Freuden [nennen], sondern ein unnennbares Gefühl des Wachsens, des Ausbreitens, und ich erkenne dankbar das Geschick, daß ich in Stille und in meinem Alter noch so die Strömung in mir empfinde und daß ich gestalte, als ob das nicht erfunden, sondern von selbst sich in Wirklichkeit gebildet hätte.

Ich mache nun Pause, um zu dem Andern zu gehen, das veränderter Stimmung bedarf, aber auch weniger zu thun geben wird.

Sonntag, 21. Mai.

So ist's gut, lieber Jakob, ich habe heute einen freien Sonntag und schwere Arbeitswochen hinter mir. Ich gehe heute zum erstenmal nach Freiburg, um Mittags bei Hillerns zu essen.

Ich wollte eigentlich einige Tage aus Allem hinaus, aber es geht nicht, die anderen Geschichten lassen mir keine Ruhe und wollen auch fertig sein. Ich sehe immer mehr, es war durchaus nöthig, daß ich in unmittelbarer Anschauung Alles aufarbeite. Ich bringe freilich Einzelheiten hinein, die mehr culturhistorisch sind, aber das ist, wie ich meine, ebenfalls nöthig, denn die Poesie baut sich mir und besonders in diesen Geschichten auch auf die Wandlungen des Lebens, die sonst kaum wahrnehmbar, gewiß aber nicht in einer andern Fassung fixirbar sind.

570.

Suggenthal, 22. Mai 1876.

Ich bin heute am Tolpatsch junior und habe die andere Geschichte ganz aus dem Kopfe, nur für Reinhard fallen mir noch Sachen ein.

Ich wohne wieder im Sommerhaus und höre die Elz rauschen und die Wasseramsel singen. Am Apfelbaum vor meinem Fenster sind noch Nachblüthen, aber die Blätter sind schon reichlich und groß und von den ersten Blüthen sind manche bereits zu kleinen Aepfelchen geworden, von den fünf zusammenstehenden, so weit ich sehen kann, wird in der Regel nur eine zur Frucht.

Den 25.

Nun ist der warme Regen da. Alles lebt neu auf. Ich war gestern in Waldkirch und mit der Generalin Böckh und ihren Töchtern auf der Kastelburg, einer prächtigen Ruine mit schönem Ausblick. Schon auf dem Heimwege rieselte es, und die Nacht über wurde Alles getränkt, was da lechzte. Ich ging trotz Regens doch schon um halb Sieben in den Wald, Alles war voll frischen Duftes, und Fink und Drossel singen auch lustig während des Regens. Mir aber ging es heute doch nicht so gut wie sonst in der Arbeit. Ich bedarf eben der Sonne.

Den 26. Mai 1876.

Es war heute wieder kalt, nur 10 Grad, aber ein scharfer Gang auf der schönen Straße erwärmte und erhellte mich, und es gibt nichts Wonnigeres als meine Frühstückszeit. Ich sitze wohlgeschützt auf dem Sopha, das Fenster ist offen, ich sehe über die Wiesen nach den bewaldeten Bergen und höre nichts als das Rauschen der Elz und das unablässige Singen der Wasserdrossel. Da durchdringt mich der ganze frische Athem des Landlebens.

An meinem Apfelbaum sind an den untersten Zweigen noch einige letzte Blüthen, während oben sich die Früchte bilden. Vielleicht geht mir's auch so. Mir strömen immer neue Arbeitsplane zu, während ich alte ausarbeite, aber wer weiß, welche noch zu Aepfeln werden.

Den 27., bei Regen.

9° R. zeigt das Thermometer; auf dem Telegraphendraht sitzen, wie auf einer Schnur aufgereiht, hunderte von Schwalben, wohl hungrig und müde, sie zwitschern und sagen wohl auch zu einander: Schändliches Wetter! Absolut maiwidrig! Aber was hilft's? Die Schwalben können nichts machen und ich auch nicht. Nein, ich doch, ich bin wieder in das Winterhaus zurück und habe einheizen lassen. Es ist doch ein schwer Stück, so allein draußen zu sein, aber hat man die vielen Naturfreuden, muß man auch das Naturleid mitmachen. Und glaub mir, es ist leicht gesagt, aber

schwer gethan, so einen ganzen kalten Regentag ganz allein, ohne Ansprache und ohne andere Abwechselung als Lesen oder Schreiben auszuhalten, zumal wenn einem endlich die Augen wehthun.

Den 1. Juni 1876.

Vor Allem muß ich dir sagen, du hast absolut das Rechte getroffen, daß es wohl gut ist, Culturveränderungen zu geben, aber eben dichterisch. Ich habe mir's zum Gesetz gemacht und, wie ich glaube, dasselbe auch befolgt, nichts einzufügen, weil es an sich oder sagen wir auch für mich, d. h. für meine Betrachtungsweise von Bedeutung, sondern es muß mittragen, in Charakteren und Ereignissen motiviren.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß diese Geschichten den Erfolg der ersten nicht haben. Das kann schon an sich nicht sein, das Stoffliche ist nicht mehr überraschend oder auch nur neu, aber künstlerisch genommen, ist das Cyklische, in welchem stofflich Bekanntes überraschende Formbildungen bekommt, doch das Höhere und Reinere, und ich hoffe, was an sogenannter Naivetät fehlen mag, durch Vertiefung und kühnere Fassung weitaus ersetzt zu haben. Aber nun genug vom Vogel im Ei.

Nach Jahren sehe ich jetzt zum erstenmal wieder die Habermarke blühen, die ich als Kind in den Wiesen suchte und wie Spargel genoß. Auch hatte ich gestern Nacht eine Jagdbeute. Auf dem Heimwege von Waldkirch war mein Begleiter, der Hund Bayard, nicht vom Wiesenrain wegzubringen. Ich ging hin und fand einen prächtigen Igel, den ich heimtrug und dem Schusier schenkte. Es ist ein wunderbares Thier. Wie gesagt, ich lebe das volle Naturleben, und das thut mir gar so wohl und hilft mir über Alles weg.

571.

Suggenthal, 7. Juni 1876.

Ich bin fertig und habe eine Brunnenquelle im Walde entdeckt. Das sind zwei schöne und gute Sachen und ich erquicke mich derselben vollauf und hoffe, daß das auch Anderen wird.

Ich bin — bis auf wenige Notizen — auch mit Reinhard redivivus fertig, und gestern endlich entschied sich's mir, ich sah Schilf am Waldeshang, wo das ist, muß ständig Wasser sein. Mit Hilfe des Straßenwärters wurde eine Tannenrinde eingesetzt, und nun fließt's hell und labend. Das ist ein Glück für die Wirthsleute hier, und heute kommt General Böckh und wir überlegen die Art der Fassung. Ja, lieber Jakob, eine der besten Sachen, einen Brunnen zu finden, ist mir geworden, und ich ziehe mit besonderer Freude von hinnen. Denn nun geht's fort von hier. Ich will nur noch Vieles, was ich liegen ließ, ordnen.

Den 9. Juni.

Als ob der Hund wüßte, daß ich heute fortgehe, so drängte er sich heute auf dem Morgengang immer an mich heran und schaute zu mir auf und ließ nicht ab, bis ich ihn wiederholt streichelte und lobte. Dann sprang er aufhüpfend in das thaunasse Gras und in den Wald und kam wieder, ging voran und schaute oft nach mir um.

Es hat die ganze Nacht geregnet, jetzt ist es hell und heiß. Die Elz, die gestern Nachmittag hell und dünn war, ist heute wieder trüb und voll, so sind sie die kleinen Bächlein Stimmungswesen.

Als ich kam, begannen die Gräser erst zu sprießen, und heute wird Heu gemäht, zunächst an der Bergwiese, noch nicht im Thal, und das Heu hat nicht den gewohnten Geruch, denn es besteht aus lauter gesätem Rispengras, gar keine andere Pflanze drunter oder doch verschwindend wenig. Dagegen ist der Geruch von den Nußbäumen sehr stark, und von den Kirschbäumen, daran jetzt die Früchte reifen, fallen zahllose unreife ab, die Halbtalente halten eben die letzte Sonnenreife nicht aus.

Ich gehe heute Mittag zunächst nach Freiburg.

572.

Altdorf, 11. Juni 1876.

... Ich glaube, ich habe dir noch nicht gesagt, daß Kußmaul darauf besteht, ich müsse nach Tarasp, und ich hätte doch so gern den ganzen Sommer im hohen Schwarzwald zugebracht. Ich habe da noch große Aufgaben zu erfüllen und die Themas an der rechten Stelle zu packen. Kußmaul hat mich genau untersucht, er scheint auf der rechten Seite etwas gefunden zu haben, was nicht recht ist, er sagte es nicht deutlich und ich thue nun zunächst, was er anordnet.

573.

Tarasp, 28. Juni 1876.

... Ich reiste am 22. [von Stuttgart] nach Zürich. In der Schweiz war der Anblick der Wasserverwüstungen entsetzlich. Auf dem Fluela fuhren wir durch stockhohe Schneewände, und die Fahrt hieher hat immer etwas von einem russischen Dampfbad, so wird man durch alle Klimate gejagt. Hier begrüßt mich Alles herzlich als alten Stammgast, und ich habe mich schon ganz gut eingerichtet.

Den 1. Juli.

... Eine volle Freude habe ich an dem Unterstaatssekretär Herzog, Chef von Elsaß-Lothringen, den ich noch von Berlin her gut kenne. Er war bis nach Prima zum katholischen Theologen bestimmt, war Staats-

anwalt und hat davon die abgerundete Redeweise, war vornehmlich thätig beim Abschluß von Handelsverträgen, war preußischer Vertreter bei der Weltausstellung in Paris und hat den Friedensvertrag in Versailles und in Frankfurt mit abgeschlossen. Davon gleich zwei Geschichten. Bismarck war einmal bei den Quengeleien Jules Favres so ärgerlich, daß er heftig aufstand und deutsch vor sich hinsprach, dann zu Favre gewendet, sagte: „Ich habe meine Gründe in Ihrer Sprache erschöpft, ich werde fortan nur noch deutsch mit Ihnen reden", worauf Favre erschreckt in Alles willigte. Ebenso in Frankfurt machten die Franzosen allerlei Bedenklichkeiten wegen der Handelsparagraphen. Bismarck fragt Herzog, ob man ihnen nachgeben solle und sagt zu Hatzfeld: „Gehen Sie zu den Herren und sagen Sie ihnen, daß ich den ganzen Vertrag annullire, wenn sie nicht einwilligen"; sie gaben natürlich nach.

Gar anmuthend ist es, wie Herzog vom häuslichen Leben Bismarcks erzählt. Es geht ganz patriarchalisch darin her, die Kinder küssen dem Vater die Hand beim Gutnachtsagen, die Frau ist seine innigste Vertraute, er bespricht mit ihr, was sonst mit Niemand, und sie stützt ihn durch Klugheit und vor Allem durch großes Vertrauen in seine unerschöpfliche Natur.

Ich habe auch sonst guten Verkehr. Major Lösener aus Rastatt, den ich gut kenne, ist mein Zimmernachbar und aufmerksam und bedacht für mich, wie ein Sohn.

Es ist wundersam schön hier, der Weißdorn und die Berberitze blühen jetzt erst hier, und der Flieder ist im Abblühen, und in der hohen Luft und heißen Sonne duftet Alles mit einer alpinen Kraft.

Herzog ist ein Bergsteiger ersten Ranges, ich kann leider nicht mit ihm. Mein Herz macht mir Beschwerde. Die Aerzte sind verwundert, daß es so leise schlägt wie ein Kinderherz.

Den 8.

Ich habe mich wieder geaicht, wie viel ich bergwandern kann. Ich fasse drei Stunden ohne übergroße Anstrengung, und das ist mir sehr lieb. Ich bedurfte aller Energie dazu, um mich zu proben, aber ich sagte mir, wenn ich jetzt schon vom Wandern abstehe, wann soll ich denn wieder dazu kommen? Und so ging ich vorgestern mit unserer ganzen Gesellschaft (Herzog ist unser Führer) in das Val Plafna bis weit hinauf über eine Lawine weg. Das sieht noch ganz anders aus, als der vom Sturm entwurzelte Wald bei Suggenthal; da liegt der Berg selber mit dem Walde im Schnee begraben, die Wipfel sind in den Schnee gesteckt und die Wurzeln stehen nach oben.

Und gestern war ich mit Herzog allein über Mittag in Guarda und ging nach Val Tuoi, wo man den Silvretta-Gletscher nahe sieht. Ich hatte

das besondere Glück, eine weiße Alpenrose zu finden. Auf dem Heimwege (Herr von Planta begleitete uns) sahen wir in Ardetz einen Bären, den Waldarbeiter aus einer Lawine ausgegraben hatten, in der er verschüttet war. Die Menschen hier leben in ständigem Kampf mit der gewaltigen Natur.

574.

St. Blasien, 17. Juli 1876.

Warum bin ich nicht früher hieher? Ich meine, daß ich jetzt und hier erst die Größe der Landschaft und des Waldbetriebes sehe. Ich spür's, daß die hiesige Gegend mich zu Neuem bringt.

... Hier wohne ich bei dem Förster Lupberger, mit dem ich vor Straßburg war, seine verstorbene Frau war eine Tochter meines Freundes, des Bürgermeisters Malsch in Karlsruhe, und ich habe es äußerst behaglich. Im Hause wohnt noch ein zweiter Förster, Wasmer, ein Mann ohne Tadel, der Vertrauensmann und Schiedsrichter der ganzen Gegend, auch Wittwer, mit einem 16jährigen schönen Töchterchen, das mit zur Jagd geht und als Pauline unter dem Namen Paul einen Gewehrpaß hat und als vorzüglicher Schütze gilt; ist im Institut erzogen, gebildet und natürlich. — Ich habe schon viel hier gelernt.

Höchenschwand, badischer Schwarzwald, 18. Juli 1876.

Von hier also, vom höchsten Dorfe des Schwarzwaldes, schreibe ich dir, in einem Gasthofe der elegantesten Art, denn Maler Winterhalter hat ihn seinem Neffen erbaut.

Wir hatten Glück, wir sahen die Alpenkette ganz deutlich, besonders das Berner Oberland, und das ist selten an sonnigen Tagen, da der Duft Alles einhüllt.

Ich hatte eine gute Schlafnacht und wollte eigentlich früh schon fort nach Baden. Aber in dem großen Forsthaus ist mir so wohl, und der Förster Lupberger ein solcher Kernmensch, daß ich mich bald entschloß, heute zu bleiben, und so fuhr ich mit ihm in der bequemen Bergkutsche hieher. Lupberger erzählt mir Züge aus dem innersten Leben der Bewohner, die ergiebig an Motiven sind.

Gestern auf dem Wege durchs Albthal gestaltete sich mir eine von einem Reisegefährten erzählte Thatsache zu einer vollen Geschichte. Ich wollte, ich könnte sie jetzt gleich schreiben, aber ich muß warten. Denke dran, die Geschichte heißt: „Die Ferienkinder". Ein rechtschaffener Geistlicher in Zürich hat nämlich Geld gesammelt, um arme Kinder, besonders Fabrikkinder während der Ferien aufs Land zu schicken. Er reiste in den Kanton, wo er früher Dorfpfarrer war, und bestimmte die Bauern zur Aufnahme der Kinder.

Sie waren sehr willig, und nun soll's gar herrlich und lustig sein, wie die Kinder in Wald und Feld, in Stall und Bach gedeihen. Manche haben noch gar nie melken gesehen und noch nie ungewässerte Milch getrunken. Daraus will ich nun eine Erzählung machen[1], ich habe schon ausgiebige Motive, und die Geschichte kann gut werden und Gutes wirken.

575.

Lichtenthal bei Baden, 1 August 1876.

Gestern bei entsetzlicher Hitze und einem echten Samumwind brachte ich die Correctur des Reinhard fertig und zur Post.

Jetzt, da die Geschichte abgeschlossen ist, fällt mir ein, wie sich mir das Thema der Reue und Sühne nun zum zweitenmal in den bittersten Folgerungen aufdrängte. So in Irma, so in Reinhard. Ich bin begierig, ob ein Kritiker drauf kommen wird.

Ich habe auch bei der neuen Durchsicht erkannt, daß ich zu wenig erzähle und schildere und mich ganz in dramatisch-dialogische Exposition hinein begab. Das sah ich, konnte es aber nicht mehr wesentlich ändern. Ich verstehe selber nicht, wie ich da hinein gerathen bin. Ich glaube auch, daß ich mich im neuen Tolpatsch besser gehalten. Am begierigsten bin ich, wie dir „Das Nest an der Bahn" gefällt, denn darauf halte ich am meisten, und wunderlich! auch darin ist das Thema der Reue und Buße und Reinigung, aber praktisch und faktisch durchgeführt.

576.

Baden, 4. August 1876.

... Ich habe in diesen Tagen den Anfang des neuen Romans von Spielhagen: „Sturmfluth" gelesen, er ist ganz vortrefflich. Thema und Charaktere sind meisterlich exponirt. Wenn er sich weiter so hält, wird das ein vortreffliches Werk.

Baden, 9. August 1876.

... Ich hatte gestern Abend gute Stunden mit Heyse. Er erzählte mir auch Stoff und Behandlung seines neuen Trauerspiels „Elfride." Heyse ist ein nach allen Seiten erfreulicher Mensch, und es ist hart, daß man mit solchem nicht in derselben Stadt lebt.

Baden, 20. August 1876.

... Der Tod des Oberbürgermeisters Koch in Leipzig geht mir sehr nahe. Ich habe mit dem herrlichen Manne im innigsten Verhältniß ge-

---

[1] Der Gedanke wurde zwar später wieder aufgenommen, kam aber nicht zur Ausführung, weil das Grundmotiv sich nicht als ausgiebig genug erwies.

standen, schon von 1845 an, wo er den Verein für Emanzipation der Juden (Christen als Vereinsmitglieder) stiftete. Auch der Tod Dr. Ules in Halle (seine Frau ist eine Strecker aus Mainz) hat mich sehr erschüttert. Es ist oft wie ein Wunder, daß man noch frei aufathmet und arbeitet. Aber nun genug!

Wenn du kommst, werden wir hier ganz gute ruhige Tage haben.

577.

Baden, 12. September 1876.

Ich habe nun „Das Nest an der Bahn“ zum letztenmal durchgesehen und muß dir sagen, noch nie habe ich so viel Genugthuung von einer Geschichte empfunden wie von dieser. Einzelnes ist freilich zu sprunghaft und skizzenhaft, ich hätte mit mehr Ruhe in gutem Erzählungston die Bindungen ausführen und nicht so dialogisch abrupt sein sollen. Aber das ist nun einmal so geworden und muß bleiben. Das aber fühle ich doch, ich habe, wie ich glaube, in dichterischer Weise ein Problem der Humanität durch alle Stadien zu lösen versucht, in dem Betroffenen selber, dann in dem Frommgläubigen, im gradsinnigen freien Bauer und im skeptischen oder gar nihilistischen Staatsrath.

578.

München, 25. September 1876.

Die innern und äußern Erlebnisse der vergangenen Münchner Woche sind so gewaltig und vielfältig, daß ich dir nicht schreiben konnte.

Die Ausstellung! Ja, lieber Jakob, darüber läßt sich in einem Briefe kaum etwas sagen. Ich habe mich vornehmlich an die reine Kunst gehalten, denn von der Kunstindustrie verstehe ich nichts Rechtes. Es ist ein großer Zug in unserer modernen Kunst, aber auch ein gewaltsam aufgebauschter; die bloße Technik und Farbenschwelgerei emanzipirt sich von den Bedingungen der in sich beschlossenen Harmonisirung von Gestalten und Gedanken, und da ist mir ein Bild, das Nero und seinen Hof darstellt, im Anschauen der Christenverbrennung, ein eklatantes Beispiel. Der Contrast allein kommt zum gewaltigsten Ausdruck, aber keine Bindung, keine Lösung, und so ist auch in den Makartschen Bildern Alles für sich da im Einzelnen, prächtig, berauschend, aber Alles blinder Lärm. Es ist möglich, daß daraus eine höhere, im größeren Stile gefaßte Kunst sich entwickle, aber das wird doch erst sein können, wenn wieder eine neue Religion die Welt durchdringt oder vielmehr wenn unsere moderne Weltanschauung es wieder zu darstellbaren sichtbaren Repräsentationen der immanenten göttlichen Idee gebracht hat. Wie? wann? das sein wird — wer kann das sagen?

Es ist gut, daß ich zu einem neuen Blatt greifen muß, denn was



ich da so hinschreibe, ist so wolkenhaft, so abgerissen, daß noch gar nichts damit gesagt ist.

Gestern hatte ich herrliche Stunden mit Gregorovius, das ist ein voll ausgereifter Mann und von jener Besonderheit des gebornen Königsbergers und des gewordenen Römers. Abends aßen wir zusammen bei Schack, in dessen Galerie, unter dem großartigen Bilde Karls V. von Velasquez, wir bis spät in die Nacht über alle höchsten Fragen der Kunst und des Lebens hin- und hersprachen. Gregorovius begleitete mich dann noch mit seinem Bruder, einem Oberst a. D. bis nach Hause.

Von den „Neuen Dorfgeschichten“ sind 4100 Exemplare vor der Versendung fest bestellt worden. Das ist gut, und besser ist noch, daß bereits die Erinnerung an diese Arbeit in mir zu verblassen beginnt. Das ist der Untergrund zu Neuem.

579.

München, 30. September 1876.

Gestern Nachmittag hatte ich erquickungsvolle Stunden auf einem Gang mit Ferdinand Gregorovius, der in jedem Wort eine solche Echtheit und Urbanität bekundet und dessen Stimme schon so wohlthuend ist. Er hat Recht: dieses München hat keinen Körper unter der aufgebauschten architektonischen Hülle. Und als wir von der Großprotzigkeit der Professoren gegen uns freie Schriftsteller sprachen, sagte er fast mit denselben Worten wie ich einmal: Wenn Moses und Christus heute kämen, würden sie von den Professoren über die Achsel angesehen, wenn sie nicht wenigstens das Kandidatenexamen gemacht hätten. — Gregorovius sprach auch eindringlich über die Ungerechtigkeit, mit der jetzt Gervinus angesehen wird.

Aber, lieber Jakob, was sind solche herausgerissene Sachen gegen ein langes, sich ständig in bestem Wechselverständniß fortsetzendes und alle Wissenheiten berührendes Gespräch unter dem sonnigen Herbstwetter.

Den 2. October.

. . . Es ist traurig, von Unbefangenen und vollen Patrioten immer wieder zu hören, wie die Preußen Meister sind in der Kunst, die Süddeutschen zu verletzen, namentlich die Offiziere, die nach Berlin commandirt werden, die reichstreu gesinnt, verbittert heimkehren.

580.

Berlin, 11. October 1876.

Ja, lieber Jakob, da stehe ich wieder nach fast sechs Monaten an meinem Schreibpult unter dem Bilde meiner Mutter, und mein erster Federzug geht wieder zu dir.

Es ist doch eine wunderbare Welt! Noch gestern Morgen war ich

bei euch, und ich sehe dich noch zum Fenster herausschauen, als ich im Wagen saß, und ich weiß, wir empfanden beide still dasselbe: das waren reichspendende lebenerhöhende acht Tage besten Beisammenseins; und deine Frau hat Recht: so schön war's noch nie, wir hatten beide Ferien und das volle freie Dasein.

Das Erste von den Postsendungen, was ich sah, war der erste Band von David Strauß' Schriften, die mir sein Neffe schickt. Und dann ein Brief aus Wien von der Concordia. Ich muß also doch zusagen, da ich im vorigen Jahre auf heuer vertröstet habe.

Den 12. October.

Ich habe in David Strauß die Denkwürdigkeiten zu lesen begonnen, die ich zum Theil schon aus der Handschrift kannte, und ich glaube, ich werde was darüber schreiben. Ich bitte dich, lies es auch alsbald. Es ist eine seltene Wahrhaftigkeit und ein Aufschürfen der tiefsten Quellen in diesen Denkwürdigkeiten. Wie herrlich wär's, wenn Lessing sich zu solchen subjectiven Bekenntnissen hätte bewegen können. Es ist doch gut und schön, daß wir Modernen Ich zu sagen wagen.

Ich gehe nun auch bald an meine Arbeit über Tell. Ich habe der Wiener Concordia auf nochmalige Aufforderung heute brieflich zugesagt.

581.

Berlin, 13. October 1876.

... [Gestern] Abend war ich in unserm Klub und traf den so kernhaften Professor Reuleaux, mit dem ich stets herzlich verkehrte. Du weißt, welchen Rumor seine Briefe aus Philadelphia gemacht, wo er als Präsident der deutschen Commission war und dem Vorwurfe der Welt Ausdruck gab, daß unsere Industrie „schlecht und billig" zum Wahlspruch habe. Das war hart, aber wahr und wird gut wirken. Jetzt fragt es sich, ob wir die Pariser Ausstellung beschicken sollen. Ich war für Fernbleiben, weil wir eine Niederlage erleiden und uns erst zu fassen haben; daneben ist es eine Anmaßung der Franzosen, ohne vorherige Verständigung mit anderen Nationen eine Weltausstellung zu bestimmtem Termin zu fixiren. Die Gegengründe von Reuleaux haben aber meine Ansicht erschüttert und besonders einer, daß man auch in der Pädagogik der Industrie die Absolvirung einer Aufgabe auf einen bestimmten Termin und nicht auf unbestimmte Zeit stellen müsse rc.

Es ist doch ein belebend bewegtes Dasein hier, wie sonst nirgends in Deutschland. Ich lasse mich aber nicht in öffentliche Erörterungen ein, die nicht auf meiner Linie liegen, und besonders im Gespräche mit Reuleaux habe ich wieder einen Mangel meiner Natur wahrgenommen, der eine parlamentarische Bethätigung bei mir unmöglich machen würde. Ich habe in

vielen Dingen keine abgeschlossene Meinung und werde von der Debatte leicht herüber und hinüber gezogen.

Den 14. October 1876.

Ich blieb gestern Abend länger bei Dr. Abel, der als Correspondent der Times ganz im Türkenkrieg steckt und daneben sein hochbedeutsames Werk über das Koptische im Sinne hegt.

Eben während ich schrieb, kam Karl Braun (Wiesbaden) zu mir. Er hat in dieser Stunde den 3. Band fertig gelesen und mußte zu mir, um mir seine Begeisterung in den stärksten Ausdrücken kund zu geben. Der neue Tolpatsch ist ihm das Liebste. Er wollte für „Die Gegenwart" darüber schreiben, aber er sagt, Lindau will das selber thun, der auch ganz voll davon sei und nur erst den Reinhard gelesen habe.

So habe ich also den ersten freien Eindruck und fühle mich ganz gehoben und gesichert. Braun ist eben doch ein Süddeutscher, der muß kommen und seine Freude ausdrücken.

Den 17. October.

... Ich habe das Gefühl, daß ich mit dem kritisch ablehnenden Wesen Berlins nicht gut stehe. Das habe ich heute in der Kunstausstellung empfunden, wo ich viele Bekannte sprach und Fremde vor den Bildern sprechen hörte. Ich sah viel Schönes und war sehr bewegt davon, aber überall hörte ich nur Mäkelei, und wo man doch loben mußte, war es Aberlob, ich meine Lob mit Aber. — Ich sah da beieinander die Arbeit von hundert und hundert bewegten Künstlerseelen. Wenn man die Arbeitszeit Aller zusammenrechnete, es käme eine schöne Summe voll höchster Lebensspannung heraus, und was ein Künstler nun Monate und Jahre mit glühenden Wangen und flammenden Augen, mit Jubel und mit Bangen in der Seele schuf und ausgestaltete, das wird mit flüchtigem Blick abgethan.

Und daneben wurde ich meiner selbst seltsam inne. Ich habe jetzt über ein volles Jahr ständig in einer bestimmten Arbeit gestanden. Ich bin nicht mehr wie damals, als ich nach Erscheinen meines Spinoza-Romans meinte, alle Welt müßte nur an dieses denken. Was ist meine Arbeit? Eben auch nicht mehr als ein Bild da in der Ausstellung, das neben den vielen der Anderen hängt, für die sich ebenso eine Zeitlang die Welt nur um ihr Gebilde drehte.

Den 21. October 1876.

Ich war gestern Abend in unserer Freitagskneipe, wo Julian Schmidt, die Professoren Treitschke, Scherer, H. Grimm, der Oberbürgermeister Hobrecht und viele Andere waren. Es ging hoch her in Diskussion über die Wahlen am Tage und über den Türkenkrieg, der, wie sich immer mehr herausstellt, eigentlich die Existenz Oestreichs fraglich macht. In Bezug auf die Partei-

empfindungen hier sehe ich doch, daß ich viele Monate abwesend war. Ich hörte nur zu, und es zeigt sich, daß die nationalliberale Partei sich nach rechts und links auflösen wird.

582.

Berlin, 24. October 1876.

... Gestern Abend war ich mit meiner Frau im Residenz-Theater. Wir sahen das neueste Stück von Dumas Sohn: „Die Fremde" (von Paul Lindau übersetzt). Immer wieder aufs neue überrascht und gefaßt wird man von der Technik, ich möchte sagen: von dem historisch ausgebildeten Kunstgewerbe der Franzosen. Sie schlingen den Knoten so zierlich und fest. Sie haben feste gesellschaftliche Formen und Typen und damit Voraussetzungen und Stimmungen, die gar nicht erst zu begründen und zu erregen sind; man ist in einer fertigen Welt, der Hintergrund Paris ist fest da, und nur neue Besonderheiten in Verschlingung der Fabel, neue physiognomische Kennzeichnungen sind aufzubringen.

In diesem Stücke nun sind die Figuren lauter Extreme: der Roué, die unglückliche junge Frau, der Vater Bourgeois, der edle Liebhaber, die Weltdame; die Verführerin und Giftmischerin ist diesmal eine Quaterone und der Naturbursch ein so derber als geriebener Amerikaner. Und das ist alles so geschickt kreuzweis verköpert, daß man fast bis zum letzten Worte in thatsächlicher Spannung bleibt. Von einer naturhaften Vertiefung der Empfindung kann da nicht die Rede sein. Man hat überm Rhein und bei uns so lange mit Schimpf und Spott auf die sogenannte Sentimentalität losgeschlagen, daß die gesunde Empfindung sich vor diesem Schimpf fürchtet und nicht mehr herauswagt. Bei uns wirkt Heine da noch mächtig nach und besonders durch seinen Sohn Kladderadatsch.

Ich habe eine tiefe Scheu davor, ein Alter, ein Gestriger im Gegensatze zur immer jungen heutigen Welt zu werden. Der neue Wein verlangt neue Schläuche. Ich sehe in den Energien der neuen Kunst ein vollberechtigtes novum, aber odi profanum vulgus bleibt doch für alle Zeiten giltig, und eine Profanität ist jetzt herrschend, wenigstens im öffentlichen Wort; die Intimitäten der Gemüthsbewegung sind zurückgedrängt, nicht nur in der Aufnahme des Publikums, auch die Schaffenden haben solche nicht als Initiative, sondern gehen von der Mache aus, und so sind die Produkte nicht mehr Entwicklungsstufen des Autors und, je nach seiner Bedeutung, auch seiner Zeit, sondern eben nur neue in der Saison zu verschleißende Costüme.

Den 25. October.

Vom Großherzog von Baden, dem ich mein Buch geschickt habe, habe ich einen sehr liebenswürdigen Brief. Von Wien wurde mir eine den

Reinhard excerpirende wohlwollende Kritik in der „Deutschen Zeitung“ geschickt. Ich werde freilich darin auch ein Greis genannt, und ich meine, ich bin das noch lange nicht. Allerdings bekomme ich manchmal einen Schock, der mich bedenklich macht.

Ich notire mir Mancherlei zu meiner Tell-Abhandlung. Die Wiener sind einverstanden mit Allem, was ich vortrage, sie wünschen aber etwas Persönlicheres. Ich hatte einmal auf mein Zusammenleben mit Lenau hingedeutet, und nun wünschen sie dies vornehmlich.

Den 26. Oct. 1876.

Ich habe heute Brief vom Central-Comité aus dem Haag bekommen. Man wünscht, daß ich zum 21. Februar einen Vortrag über Spinoza im Haag halte. Ich habe natürlich abgelehnt, aber die Errichtung des Denkmals, die ich zuerst anregte, ist mir ein Lichtpunkt, und ich freue mich, zur Zeit im Haag zu sein und alle die Erinnerungsstellen aufzusuchen. Denke darauf, daß du mit dabei sein kannst.

[Gestern] ging ich endlich zu Fanny Lewald-Stahr. Ich fand die sonst so starke feste Frau ganz zermürbt und natürlich noch sehr angegriffen von den Anstrengungen der Krankenpflege. Die absolute Einsamkeit, in der sie nun lebt, ist erdrückend. Die Beiden hatten nach einem Kampfe der ungeheuerlichsten Art eine in Wirklichkeit ideale Liebesehe geführt und — nur 12 Tage ausgenommen — 21 Jahre in ständigem Zusammensein und tiefer Geistesgemeinschaft gelebt. Johann Jakoby sagte: wir Anderen sind durch Reflexion 2c. frei Gewordene, Stahr ist ein Freigeborener. Und nun ist er auch todt und sein Name nur ein Gedanke und eine Erinnerung. Man plagt sich doch entsetzlich mit Arbeiten und Wirkungen, und was dann? Du merkst wohl, daß ich mich in diesen Tagen wieder viel mit Lenau und seiner Schwermuth beschäftigte.

583.

Berlin, 31. October 1876.

... Lies den anliegenden Brief von Vischer; es ist von Bedeutung, was solch ein Mann empfindet und urtheilt. Ich gebe ihm deshalb aber doch noch nicht in der Sache selbst Recht; im Vortrag hat er allerdings Recht, ich habe mich zu skizzenhaft, zu abrupt gehalten, die Behaglichkeit des Erzählens fehlt. Ich kann mir noch nicht recht erklären, wodurch das bei mir entstanden ist, aber es ist offenbar da.

Den 4. Nov. 1876.

Es will mir scheinen, als ob ich in einem Bannkreise gestanden hätte, aus dem ich nicht heraus konnte. Ich war auf Anfremdung, auf Widerspruch gegen meine Aufnahme Reinhards gefaßt, aber auf solchen absoluten heftigen Gegensatz nicht. Ich suche mir diesen zu erklären, aber es ist mir noch

nicht ganz gelungen. Ich sage mir: wenn die Aufnahme, nach deiner Annahme so verschieft ist, so muß in der Darstellung ein Grund dazu liegen. Ich erkenne jetzt auch — und das hat andererseits etwas Tröstliches — daß Figuren wie Lorle und Reinhard so im Gedenken der Menschen stehen, daß sie sich dagegen wehren, dran zu rühren und sie zu variiren. So sagte mir gestern Frenzel: Ich will den Reinhard nicht anders sehen als ich ihn in Erinnerung habe, und es ist mir unfaßlich, wie Sie dazu kommen konnten, die alten Gestalten neu zu modeln &c. Und ein mir wahrhaft wohlwollender Freund — Dr. Karl Abel — sagt mir auch, er habe das Buch oft weggelegt und nur mit Widerstreben ausgelesen. — Die verschiedensten Menschen sind empört gegen die neue Liebe &c. und fassen die nackte Fabel allein und finden sich abgestoßen.

Ich meinerseits meine, daß ich sonst und hier besonders den moralischen Accent zu sehr herausfordere, und so will es den Lesern nicht eingehen, daß Reinhard nicht als normgebende Natur hingestellt ist, sondern als eine sich gleich gebliebene, vom Momente hingerissene Künstlernatur.

Soeben bekomme ich einen Brief von Ferdinand Hiller, der ganz entzückt ist über das „Nest“, dem du ja auch solchen Ehrentitel gegeben. Eindruck und Ausdruck ist allerdings der des Freundesherzens, aber warum soll das nicht das Rechte finden und warum soll man sich daran nicht erquicken? Ich hab's in der ausfrierenden Luft hier um so nöthiger.

Ich war gestern einen guten Mittag bei Georg von Bunsen und freute mich, in ihm einen vollkommen erkennenden Freund Laskers zu finden. Denn es ist jämmerlich, wie auch die sogenannten Freunde sonst an ihm zu nergeln suchen.

584.

Berlin, 17. November 1876.

Ich sehe eben, wie lang ich dir nicht geschrieben habe. Ich habe mich und dich und Alles vergessen, indem ich mich wieder in das schwergemuthe Wesen Lenaus und die entsetzlichen Räthsel des Daseins versenkte. Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich am 21., also nächsten Dienstag, den Vortrag über Lenau in Wien halte. Ich reise also morgen früh von hier ab, übernachte in Ratibor und bin Sonntag Abend in Wien.

585.

Wien, 20. November 1876.

Wenn ich dir nur ordentlich schreiben könnte, lieber Jakob. Aber ich bin in einem solchen Ueberstrom von Wohlwollen und Freudenaufregungen, daß ich nur schwer zum Wort auftauche.

Schon meine Reise war lauter Lust und freundliche Umhegung. Die beiden Freunde Siegfried Sobernheim und Valentin Marx, die eigens mir

zu lieb mitreisen, bereiten mir Alles so vorsorglich und behaglich, daß ich mich wie auf Händen getragen fühle.

Wir reisten also vorgestern von Berlin ab und blieben in voller Heiterkeit bis Ratibor, wo wir übernachteten, denn ich reise nicht bei Nacht. Auch in Ratibor war Alles telegraphisch bereitet, und um 9 Uhr fuhren wir gestern dort ab und kamen nach 5 hier an. Am Bahnhof erwarteten mich die Vorstandsmitglieder der Concordia, in zwei Wagen fuhren wir zur Stadt. Eine Loge im Opernhause war mir bereitgestellt, und ich war sehr erquickt von der meisterhaften Aufführung der „Weißen Dame". Das war gerade leichte vollbekannte Musik, die nach der Reise sich gut anhörte.

Heute habe ich Besuche und Briefe von allen Seiten. Ich habe auch bereits den Vortrag an Gerold in Verlag gegeben. Von Pest und Graz sind Aufforderungen zum Vortrag eingegangen, aber ich werde ablehnen. Pest möchte ich freilich gern sehen.

Den 23

Es geht nicht, ich finde weder äußerlich noch innerlich die nöthige Ruhe, um dir die tief bewegenden und beglückenden Erlebnisse hier und wie das Alles in mir wirkt, zu schildern. Es ist ein schön Stück Liebesernte, die ich hier mache. Ich war und bin noch von dem Vortrage so bewegt, daß ich mich (zumal noch bei den vielen Besuchen, die ich erhalte 2c.) kaum erhole.

Ich schreibe dir heute nur, weil morgen dein Geburtstag. Ich habe dir nichts Besonderes zu sagen, und was ich dir zu wünschen habe, ist ja auch für mich. Ich wiederhole dir nur: erhalte dich für dich und deine Familie und deinen Berthold.

Ich reise übermorgen von hier ab. Heute Abend ist noch großes Bankett.

586.

Berlin, 28. November 1876.

Wenn ich dir nur hätte Tag für Tag von Wien aus schreiben können, du hättest das Bild einer Reihe von schönen gehobenen Tagen empfangen, wie ich solche nie erlebt und, ich glaube, auch nie mehr erlebe. Jetzt ist mir hier in der Durchfröstelung schon viel von der hochgradigen Wärme verflogen. Dennoch steht noch heute und, wie ich glaube, für immer ein Wohlgefühl voll belebender Kraft in mir. Ich habe gesehen und gehört, wie mein Thun aufgenommen werden kann, und subtrahire ich auch viel auf Rechnung der Neuheit und Festesstimmung, es verbleibt doch noch ein goldener Bestand.

Ich habe dir von der Reise aus ein Blatt mit Beschreibung des Festabends geschickt. In der Zeitung kann natürlich nichts davon stehen, in welcher Weise und wie tief bewegt ich war. Wie es so auf mich nieder-

regnete von lauter Liebe und Güte, da sagte ich mir: Du bist hochbegnadet vor Vielen und laß nie mehr Zweifel und Mißmuth dich beherrschen. In jenem Momente, als ich auf die so herzlichen Anreden antwortete, hatte ich ein Hochgefühl des Daseins, wie noch nie im Leben, und daneben sprach ein Zweites in mir: halte dich fest und besonnen!

Den 2. Dezember 1876.

Eigentlich bin ich jetzt endlich — und zum guten Theil durch die Wiener Reise — meinem letzten Buche wie durch Jahre entfernt und trage mich schon seit zwei Tagen ständig mit dem Gedanken an neue Arbeit. Ich bin nur noch zweifelhaft, was zuerst zu fassen wäre. Pflicht und Neigung verlangen zuerst die Fixirung der Lebensgeschichte, aber auch Fictionen, vor Allem das Kinderbuch, klopfen an und wollen heraus. Noch bin ich zu unruhig und muß also Gesetztheit abwarten.

587.

Berlin, 4. Dezember 1876.

... Eine Sendung, die sanfte Wehmuth erweckt, kam heute, nämlich die als Manuskript für die Freunde herausgegebenen Gedichte von David Strauß.

Lazarus ist sehr eingenommen von meinen neuen Dorfgeschichten. In Bezug auf das „Nest" machte er mich, gegenüber dem christlichen Ausdruck: „Im Himmel ist mehr Freude 2c." auf den [talmudischen] Ausspruch aufmerksam: „So hoch wie die Bußfertigen, stehen selbst die Frommen nicht, die nie gesündigt haben." Das ist allerdings sehr schön.

Ich habe gestern den neuen Roman „Marcus König" von Freytag ausgelesen und werde wahrscheinlich etwas darüber schreiben. Ich kann ihn wesentlich loben.

Den 5. Dezember.

Heute erhielt ich das Buch: Neue Gedichte von Freiligrath und eingeschrieben die Worte: „Mit warmem Dankesgruß. Ida Freiligrath." Also gestern die von Strauß und heute die von Freiligrath. Zwei der liebsten Menschen todt.

Ich blätterte in dem Buche Freiligraths; sein Gedicht „Dorfgeschichten" hat das Datum vom November 1843. Und wieder nach 33 Jahren im November in Wien empfand ich ein ähnliches Gefühl der Erhebung, wie damals am Rhein, als ich Brief und Gedicht von Freiligrath erhielt. Die Freude des heurigen November ist mir heute fast so weit entrückt, wie die vor 33 Jahren.

Den 9. Dezember.

Gestern Abend brachte die National-Zeitung die Nachricht, daß der König von Bayern mir den Maximilian-Orden zuerkannt habe. Bis zur



Stunde weiß ich weiter nichts. Du weißt wohl, daß der verstorbene König von Bayern den Orden creirte und daß nunmehr das „Kapitel" die Mitglieder zur Bestätigung wählt. Schon damals, als Uhland den Orden erhielt oder eigentlich abwies, wurde mir von Liebig, Geibel und auch von Pfordten mitgetheilt, daß ich im Vorschlage gewesen sei, daß aber der König, weil ich ein Jude, mich gestrichen habe. Wahrscheinlich bin ich nunmehr an Stelle Auerspergs gewählt, auch Fritz Reuter war Mitglied und Freytag ist es.

588.

Berlin, 14. Dezember 1876.

... In der politischen Welt herrscht hier große Empörung, denn das altpreußische Juristenthum hat Unannehmbarkeiten gegen die Reichsjustizgesetze aufgestellt, die das große mühevolle Werk zu Fall bringen können. Ich habe Lasker noch nicht gesprochen, aber ich weiß, welch ein bestes Stück Leben ihm damit vernichtet würde. Ich habe heute einen großen Spaziergang mit Präsident Forckenbeck gemacht, er ist auch sehr aufgeregt und nannte es eine Krisis, wie sie noch nicht größer gewesen sei. Er sagte indeß, daß er sich als Präsident neutral verhalte, und ich drang natürlich nicht auf eine Meinungsäußerung von ihm. Aber während ich über die Sache sprach, wurde mir klar, daß es sich jetzt erst recht um die Einheit handle und daß Spätere, Nachkommende die Einheitsgesetze verbessern können. Und wenn auch die Zeitungsblätter schreien, man muß den Muth haben, auch die aura popularis dranzugeben, und auch dem Volke und seiner Gunst gegenüber sich sagen: Thue recht und scheue Niemand.

Den 16.

Wenn man's nur lernen könnte, die Dinge kühl zu nehmen! Ich traf gestern Gneist, der auch sehr deprimirt ist; er hat seine große Kraft jetzt durch Jahre an die Justizgesetze verwendet und klagt über die Verknöcherung und Selbstherrlichkeit, die nicht einmal ein freies Beamtenthum wieder einsetzen will. Ich sehe immer mehr, daß wir Befriedigten uns doch sehr geirrt haben. Die große Geschichtswendung ist oben bereits sehr abgekühlt oder hat eigentlich keine Gesinnung dort umgewandelt. Die Skeptischen und Unzufriedenen scheinen leider Recht zu bekommen, und wir alten Friedfertigen müssen uns wieder in die Opposition finden.

Wie ich höre, arbeitet Lasker an Amendirungen, die ein Compromiß ermöglichen, er setzt seine ganze Kraft ein, und um so aufreibender, da er eigentlich keinen rechten Glauben an den Erfolg des Guten haben kann, und wenn doch das große Gesetz noch zu Stande kommt, so hat kein Mensch rechte Freude dran, und es ist eine traurige Empfindung, wenn man sich nur sagen muß, es hätte noch schlimmer werden können.

Den 17. Dezember.

Ich war gestern bei der vom Reichstag veranstalteten Weinprobe, die, mit Essen verbunden, von Mittags 4 Uhr bis 11 Nachts dauerte. Ich habe mich mäßig gehalten, aber fast berauscht wurde ich von dem überschwänglichen Lob so Vieler, denen der Wein das Wort flüssig machte. Ich war längere Zeit still in einer Ecke mit meinem Tarasper Freunde Herzog, dann mit Forckenbeck und Bennigsen. Ich muß dir nämlich sagen, daß Bismarck an Forckenbeck einen Brief schrieb, worin er sagte, daß der Kaiser den Compromiß angenommen habe. Dadurch war die Stimmung festmöglich.

Den 18.

Ich bekam gestern für mich und meine Gastfreunde noch gute Plätze auf der Journalisten-Tribüne. Im Corridor hörte ich von Abgeordneten bereits, daß die Erbitterung der Parteien größer ist als je, wir sind aber der Majorität sicher, da auch Löwe-Calbe mit den Seinen zustimmt; er weiß, was es heißt, die staatliche Einheit mit dem Inhalt der Gesetze zu erfüllen. Ich hörte Miquel, Saucken, Lasker und Windthorst. Miquel ist sehr bedeutend, und Lasker ist der Meister in der Polemik, wie in positiver Darlegung. Die Frage drängt sich mir wieder auf: Wer wird denn durch die Debatte anders gestimmt? Gewiß selten Einer, aber es handelt sich um Motivirung in und außer der Versammlung.

589.

Berlin, 25. Dezember 1876.

Es ist Festesstimmnng hier. Vielleicht in keiner anderen Stadt der Welt dringt der Duft der weihnachtlichen Tannenbäume so in alle Stuben und Herzen wie hier. Ich sah gestern einen Droschkenkutscher, der mit seinem dampfenden müden Pferde heimkehrte, vom Bock steigen, sich den Schweiß von der Stirne trocknen und einen kleinen Tannenbaum auswählen und dann mit steifen Fingern seinen Geldbeutel öffnen und 10 Groschen herausnehmen, und als er aufgestiegen war, neben sich das Tännchen, bemerkte er wohl meinen theilnehmenden Blick und nickte mir zu.

Dieses Fest gibt Jugendeindrücke, wie ich oft erfahren habe, die sich nie verflüchtigen. Mag das Fest vom Christenthum aus der heidnischen Zeit übernommen sein, es ist da und schön da. Darwin und Strauß und all die Anderen gelten in diesen Tagen nichts, das Christkindchen, das das Kindliche in allen Menschenherzen auferweckt, hat in diesen Tagen eine apostolische Missionskraft, und wer kann aus Philosophie und Naturwissenschaft etwas dafür einsetzen? Daß sich die Menschen in ihre Winterstuben ein Stück Wald hereinholen und mit Lichtern und Geschenken aufschmücken, wer kann das machen oder etwas dafür einsetzen?

Es ist daneben auch heuer eine politische Festesstimmung hier, wenigstens in unserer Partei. Wie stünden wir da, wenn [man] die Rechtseinheit verworfen hätte? Auf lange Jahre wäre unsere Fortentwicklung innerlich angekränkelt.

... Eben indem ich dies Blatt weglegen will, erhalte ich die Nachricht, daß mein lieber Freund, der Stadtgerichtsrath Lehfeldt, der mir einer der liebsten Menschen hier war, gestern gestorben ist. Ich war noch vor wenigen Tagen bei seiner Mutter, und der Kranke klagte selber oft darüber, daß seine Stimmung den Angehörigen das Bild seines Lebens zerstöre. Der Tod des so tüchtigen und grundguten Mannes geht mir sehr nahe.

Den 26. Dezember.

Ich war gestern bei den Angehörigen meines verstorbenen Freundes Lehfeldt, er starb, 42 Jahre alt, bei voller Besinnung und nahm von allen Angehörigen dankvollen Abschied. Er beklagte, daß er am Weihnachtstag sterbe und so seinen Kindern den Freudentag für immer zum Todestag mache.





1877.

590.

Berlin, 20. Februar 1877.

Eben heute wollte ich dir schreiben, aber — und damit weißt du alles Beste — ich hatte mich wieder so in die neue Erzählung[1] hineinstenographirt, daß ich ermüdet wieder nicht dazu kam.

Es liegt Mancherlei für dich da, und ich will dich heute nur beruhigen. Ich reise morgen zur Spinoza-Feier nach Leipzig. Von dort oder nach meiner Rückkehr mehr.

591.

Berlin, 23. Februar 1877.

Ich bin also vorgestern Mittag um 2 Uhr, nachdem ich noch bis gegen 1 Uhr gearbeitet hatte, von hier abgereist. Um 5¹/₄ war ich in Leipzig, wo mich die Studentendeputation am Bahnhof empfing, und wir fuhren nach dem Gasthof in der Stadt. Ich machte mir es behaglich, und um 8 Uhr wurde ich wieder abgeholt und fuhr nach der Centralhalle, wo in dem Kaisersaal die Festlichkeit stattfinden sollte. Ich traf hier sofort viele gute Bekannte: Professor Marbach, Professor Biedermann, den Privatdocenten Dr. Avenarius und natürlich auch den Festredner Professor Max Heinze. Heinze hielt einen vortrefflichen Vortrag, sachlich und klar, ohne rethorischen Aufputz, aber namentlich da, wo er das Verhältniß von Kirche und Staat betonte und nachwies, wie Spinoza das bereits für die heutigen Kämpfe vorgezeichnet, von großer Eindringlichkeit. Es waren wohl ein paar hundert Studenten da, und man setzte sich zu Tische, wo ich bei dem Präsidenten Professor Heinze saß. Nun hielt Dr. Avenarius eine längere wohlgesetzte Rede, in der er die Schwierigkeiten, Spinoza populär eindringlich

[1] Landolin von Reutershöfen (erschien 1878, Berlin, Paetel).

zu machen, besonders betonte und zuletzt auf mich und mein Wirken mit großer Liebenswürdigkeit hinwies. Der Jubel war groß, und ich antwortete sofort.

Ich nahm Bezug auf die Rede des Professor Heinze und auf seine Bemerkung, daß der Sachse Dr. Tschirnhaus in seinen Werken Spinoza, mit dem er doch persönlich nahe befreundet war, nicht erwähnte, weil es eben damals gefährlich war. Ich führte nun aus, daß noch ein anderer Sachse, der einzige ebenbürtige Zeitgenosse Spinozas, sich fremd zu ihm hielt. Leibniz hat Spinoza ein Jahr vor seinem Tode besucht und spricht sehr kühl von ihm, indem er ihn le fameux juif Spinoza nennt. [Man kann] von Spinoza, ähnlich wie Goethe von Schiller, sagen: Welch ein weltbewegendes Großes ist von ihm ausgegangen! Es ist von Leibniz nicht ausgesprochen, aber es ist doch geworden, namentlich im deutschen Geiste. Ich sehe ab von der Philosophie, von der Wirkung auf Schelling und Hegel. Ich beschränke mich auf das Gebiet der Poesie. Und da ist es wunderbar, wie groß und tief die Wirkung. Abgesehen von Friedrich Heinrich Jacobi, steht zuerst Lessing vor uns. Es mag wohl wahr sein, daß Moses Mendelssohn das Modell zum Nathan war; aber jenes Austräumen und Ausdichten eines auf die Erde verpflanzten himmlischen Jerusalems, worin die Religion nur als verschiedene Farbe, Unterscheidungsform des Urgedankens erscheint, jene Denksphäre ist aus dem Geiste Spinozas. Und dann Herder. Er sprach nicht nur seine Bewunderung für Spinoza aus. Man kann sagen, die Thatsache, daß Herder die Stimmen der Völker als Einzelinstrumente, als Einzelklänge der großen Symphonie der Weltseele betrachtete und erkennen ließ, das ist eine Auswirkung Spinozas. Und nachdem Spinoza die biblische Kritik festgestellt hatte, konnte Herder weiter gehen und die des transscendentalen Nimbus entkleideten Schriften in der neuen Glorie der dichterischen Auffassung erscheinen lassen. Und über Alles dann Goethe. Goethe selber ist die concrete Menschwerdung des von Spinoza abstract aufgestellten homo liber. Wenn Goethe das wunderbare Wort sagte: ich lernte mich selber als Natur achten, so ist das wie von Spinoza selber gesprochen. Denn das ist das Große und Neubelebende in der Lehre Spinozas, daß der Mensch mitten hinein gestellt ist in die Gesammtheit der Natur. Das erniedrigt den Menschen nicht, sondern ein Großer eben wie Goethe kann sagen: ich lernte mich als Natur achten, und wir Kleinen sollen ihm nachstreben, daß wir das auch von uns sagen können, indem wir die höchste von Spinoza gelehrte Seligkeit empfinden, die adäquaten Ideen der Dinge zu denken und so in der Harmonie der Seligkeit des Alls zu stehen.

Und schließlich sagte ich: Ich habe hier Euch vor mir, die Ihr nach

uns die Welt der Wahrheit und der Schönheit aufbauen und fortbauen sollt, zunächst im Vaterlande. Ihr habt nun das, wonach wir Alten so lange und schmerzlich gerungen und gehofft. Es ist eine Verdrossenheit, eine pessimistische Lässigkeit über die Welt gekommen, die die Jugend vor Allem vergiften und lähmen kann. Es gilt aber, zu wirken für das Einzelne im Bewußtsein des Ganzen, zu wirken für die Zeit im Bewußtsein der Ewigkeit. Und das hat Spinoza ausgedrückt in jenen Urworten: **omnia sub specie aeterni.** Ich bringe mein Hoch der Jugend, der studirenden Jugend, die da wirkt für die Zeit, für das Vaterland, für die Menschheit, in der Gegenwart **sub specie aeterni!**

Der Jubel war groß. Und noch wiederholt wurden mir in allen Formen, auch von einem Landsmanne, dem Sohn des Professors Holtzmann in Heidelberg, Hochs ausgebracht und Salamander gerieben. Ich hätte wohl noch zu antworten gehabt, aber ich blieb dabei, nicht zweimal zu sprechen. Wahrhaft ergreifend war es, als ein junger brauner Hindu, der in Leipzig studirt, mit großem vielseitigem Wissen die Grundeinheit von Spinoza und Buddha darlegte. Es geht ein Zug durch den Kosmos, der wahrhaft erhebend ist.

Erst nach Mitternacht kehrte ich heim. Am Morgen hatte ich viele Besuche. Ich ging dann zu Keil und brachte mit ihm Alles wieder in gutes Geleise. Ich suchte noch andere Freunde auf, traf aber nur wenige, und das war mir schon genug.

Ich kam wohlbehalten hier an und habe heute schon an meiner Erzählung weiter diktirt. Das ist dir der beste Beweis, daß ich frischauf bin und in meinem nächsten Berufe stehe. Und so soll's hoffentlich bleiben.

592.

Berlin, 4. März 1877.

. . . Ich kümmere mich gar nicht mehr um die Tagespolitik, ich kann da doch nichts thun. Ich nehme die Thatsachen hin, wie ein alter Philister.

Ich will dir also vor Allem sagen, daß ich meine größere Erzählung im ersten Wurf fertig habe, sie wird 10—12 Bogen stark und ist mir unter der Hand ein Seitenstück zum „Diethelm" geworden.

Mein Geburtstag war sehr belebt durch Briefe, Besuche, Blumen, und Spielhagen brachte mir beifolgendes Gedicht und las es sehr liebenswürdig vor vielen Versammelten vor. Er ist doch eigentlich der einzige Berufsgenosse hier, mit dem ein fruchtbarer Verkehr möglich. Auch Julian Schmidt zeigt sich wärmer, besonders seit er mir seine neue Abhandlung über Faust vorgelesen und ich ihm Manches sagen konnte, das er ohne Ziererei bereitwillig und dankbar annahm.

593.

Berlin, 9. März 1877.

... Der Tod Johann Jacobys hat mich natürlich auch nah berührt. Wir sind zuerst durch Spinoza einander näher getreten, soviel ich mich erinnere, schon im Jahr 45. Und du weißt ja, daß ich in meiner Erzählung „Liebe Menschen“ von 1843 meinen Respekt vor Jacoby aussprach. Er trug sich, soviel ich weiß, zeitlebens damit, ein Werk über die „Ethik“ Spinozas zu schreiben und diese in eine flüssigere Form zu bringen. In der Zeit seines Gefängnisses hat er ja dann später einzelne Aphorismen edirt, und das Kapitel in Stahrs Lessing: „Lessing als Philosoph“ ist von Jacoby verfaßt. Im Frühling 1848, bald nach dem Tode meiner Auguste, kam Jacoby mit Heinrich Simon zu mir nach Heidelberg. Er ließ nicht ab, bis ich mit ihnen beiden und mit Moleschott nach Neckarsteinach fuhr. Ich hatte damals auch, durch Schlosser veranlaßt, einen Aufsatz über Dahlmanns Deutschen Verfassungsentwurf geschrieben. Jacoby fand ihn sehr zutreffend; nur damit war er nicht einverstanden, daß ich die monarchische Spitze, den deutschen Kaiser, als altes Burschenideal, so nachdrücklich verlangt hatte. Er nahm den Aufsatz mit, und er erschien in der ersten Nummer der von Robert Blum und Günther herausgegebenen Zeitschrift. Ich muß trachten, daß ich noch ein Exemplar bekomme oder eine Abschrift davon. In Dresden besuchte mich Jacoby mehrmals. Und hier in Berlin verkehrte ich viel mit ihm im Hause seines Freundes und Vetters, des Geheimen Sanitätsraths Dr. Waldeck. Eines Tages kam ich zu Jacoby, und da sagte er mir: Heute habe ich schon zwei Seiten über Sie gestrichen. Die Schwester Heinrich Simons hatte das Leben ihres Bruders geschrieben und darin einfach erzählt, wie ich den Titel zu Heinrich Simons Hauptschrift: „Annehmen oder Ablehnen?“ gemacht hatte und überhaupt bei dem so entscheidenden Buch mithalf. Jacoby sagte mir: Sie haben Ehre genug, und dieses Buch ist das bleibende unseres verstorbenen Freundes, drum habe ich Ihre ganze Antheilnahme gestrichen. Ich war natürlich damit einverstanden. — Jacoby war eine durchaus mathematische Natur, von einer Ruhe und Bestimmtheit, die an Spinoza erinnerte.

Ich war bei Uhland, als er eben in derselben Zeit den Orden pour le mérite abgelehnt hatte. Und Uhland sagte mir — und ich sehe noch, wie seine Lippe zitterte —: ich kann keinen Orden annehmen von einem Fürsten, der meinen Freund Jacoby auf die Anklagebank setzte, so daß er zum Tode verurtheilt wurde, während er doch nur dasselbe gethan hatte, was auch ich gethan habe.

Ich glaube, daß ich in einem meiner Briefe dir geschrieben habe, wie ich bei der Versammlung war, in welcher Jacoby hier die letzte öffentliche Rede

hielt und sich damals bereits nachgiebig gegen die Sozialdemokraten erwies. Ich kann mir nicht recht denken, wie Jacoby sich der Chaosmacherei der Sozialdemokraten anschloß. Das aber ist sicher, er zog die Consequenzen der Freiheitsidee absolut rücksichtslos, unbekümmert um historische Bedingungen. Und sein Leben war so rein und dem Allgemeinen hingegeben, daß es nie Jemand wagte, ihm irgend etwas vorzuwerfen. Und er hatte eine ähnliche Kraft wie Lasker; in seiner Gegenwart wagten die Frivolen nie mit einem unanständigen Wort sich heraus. So ist nun auch er dahin, und er erscheint, wie Kant, als ein persönlicher Vertreter des nordischen stahlharten kategorischen Imperativs.

Ich lese jetzt Anzengrubers Buch „Der Schandfleck“: sehr bedeutend in Einzelheiten, von großer plastischer Kraft, aber auch theaterhaft und dazu französisch überbeizt in der Fabel, von da, wo die Geschichte ins Stadtleben einmündet, unbegreiflich abgeschmackt.

594.

Berlin, 11. März 1877.

Und heute schreibe ich dir schon wieder, denn ich habe dir einen neuen Entschluß zu melden.

Ich war gestern Abend bei dem Feste, das Herr Mosse hier gab, da sein „Tageblatt“ die Zahl der 50,000 Abonnenten erreicht hatte. Ich saß neben dem Oberbürgermeister und Spielhagen. So waren wir behaglich bei Tische, da auch Lazarus später dazu kam. Spielhagen benahm sich gegen mich mit einer wahrhaft kindlichen Sorgfalt, und alle Leute gratulirten mir und ihm zu dem schönen Poem.

Es war 1 Uhr in der Nacht, als wir heimkehrten. Wir wollten auch einmal die hier neu aufkommenden Wiener Cafés in so später Stunde sehen. Es war in der That bedauerlich gesteckt voll, denn es ist traurig, daß solches Nachtleben die hiesige Arbeitsstrenge untergräbt.

Spielhagen war mittheilsamer als je. Er erzählte mir Ausführliches und Intimes aus seinem früheren Leben und wie er jetzt bereits an die Aufzeichnung gehe. Er ermahnte mich aufs eindringlichste, vor Allem nun mein Leben zu schreiben. Und wunderlich! Da er sagte, daß dies mindestens fünf Bände füllen müsse, ermuthigte und belebte mich das neu dafür, denn ich wüßte in der That nicht, wie ich es anfangen sollte, wenn ich mir wie bisher nur einen oder zwei Bände dafür dächte. Lasse ich mir aber weitesten Spielraum, dann bewege ich mich auch freier und leichter und kann später ja kürzen.

Lieber Jakob! Ich habe gemeint, ich könne warten und ich wartete und wartete bis schöne Ruhe, Einheit und Heiterkeit in mir sei, bis ich mir

selber lieb und wichtig genug wäre, um meine Erlebnisse festzuhalten, und bis ich mir eine kleine oder weitere Welt gegenüber wisse, der ich Alles gern erzähle und der in Liebe Alles bedeutsam ist, was mir geschah oder ich mir anthat.

Aber Spielhagen hat Recht. Wem hat Goethe sein Leben erzählt? Doch schließlich sich selber. Denn im letzten Verschluß ist man immer einsam.

Es gilt also, keine Zeit mehr verstreichen und die Ereignisse nicht noch mehr verblassen zu lassen.

Ich habe mich entschlossen, sobald ich die jetzt vorliegende Geschichte fertig habe, alles Andere — auch das Kinderbuch, von dem nur du weißt — bei Seite zu schieben und allein und ausschließlich mich selber vorzunehmen. Ich kann zwei Jahre zu der Arbeit brauchen.

Ich habe heute Nacht wenig geschlafen, denn du kannst dir denken, wie mich das Vorhaben bewegt. Ich bin indeß der Zuversicht, daß Ruhe und Glücksgefühl bei der Aufzeichnung über mich kommen wird, wenn ich nur erst einmal in Zug gerathen bin.

Den 12.

Ich will dir heute nur sagen, daß ich einen guten Montagmorgen hatte. Ich arbeite an meiner Erzählung weiter, ich möchte sie noch in der alten Wohnung bis 1. April fertig machen, um dann in der neuen meine Lebensgeschichte anfangen zu können. In meiner Seele erwachen bereits unzählige Erinnerungsbilder. Ich denke, daß mir die Sache gelingen wird.

Den 17. März.

Ich lebe hier nun in Saus und Braus des Gesellschaftsgetriebes, und da es nun doch unabänderlich ist, daß ich hier bleibe, entziehe ich mich den geselligen Beziehungen nicht mehr. — Gestern Abend war ich mit meiner Frau beim landwirthschaftlichen Minister Friedenthal. Es war ein solennes Mahl von 50 Personen im großen Saal, und Alles so schön, als ob man in einem Bild von Paul Veronese säße. Heute Abend sind wir auf 9½ Uhr (so spät beginnen jetzt die Gesellschaften) zu Professor Richter eingeladen, und morgen Abend muß ich auf eine Stunde zu dem Maler und Schriftsteller L. Pietsch. Nicht wahr, das ist viel? Kannst aber ruhig sein, ich bin doch auch etwas klüger geworden, ich gebe mich nicht mehr so viel her, ich lasse mich auch mehr von Anderen unterhalten.

Ich muß dir doch auch noch sagen, daß ich eine kleine Erzählung von Theodor Storm gelesen habe, die mir sehr bedeutsam scheint. Storm hat sonst viel Spielen mit Halbtönen. Aber diese Halbtöne passen eben

vollkommen zu dieser Geschichte; oder auch anders: sie ist geschrieben wie die Initialen in Gebetbücher von Nonnen gemalt wurden, so zierlich, so fein und andächtig.

Die Geschichte heißt **Aquis submersus**, stand in der „Rundschau" und ist nun in Miniatur als Büchlein erschienen, sie ist für Miniaturformat geschrieben. Der Ton aus dem 17. Jahrhundert ist sehr gut getroffen, und es wäre besser, wenn die Einrahmung von heute weggeblieben wäre. Es ist eine feine sinnige Natur in dem Dichter, Großes ist ihr nicht gegeben, aber zarte Anmuth und leises Erbeben in hohem Grade. Lies die Geschichte auch und sag' mir deinen Eindruck.

595.

Berlin, 28. März 1877.

Gestern hatten wir einen brutwarmen Frühlingstag, und ich wanderte lange einsam und wohlgemuth im Thiergarten, wo mit einemmal der Fink voll schmetterte. Der ist mein alter Freund und macht mich immer wieder jung und löst die vielen Verzagtheiten, die mich immer und immer wieder überkommen.

Heute regnet es, die Knospen draußen haben nur darauf gewartet, nun wird es grün. Ich werde dem Thiergarten nahe wohnen und mir so viel als möglich Naturleben holen.

Den 30. März 1877.

Gestern und heute konnte ich es nicht lassen, mich wieder einmal herauszureißen aus meiner nächsten Arbeit, ich schrieb eine Recension über Turgénjews neuesten Roman, die ich in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichen werde. Ich hatte da so Vieles zu sagen, was vielleicht nur ich sagen kann, und überhaupt — mein Theoretisiren muß doch auch zu irgend einem Ventil heraus.

Ich werde, bis die neue Wohnung fertig eingerichtet ist, nach Charlottenburg zu Professor Bleibtreu ziehen und da vielleicht in Ruhe die Erzählung durchlesen und fertig machen.

596.

Charlottenburg, 3. April 1877.

Gestern, als ich eben Alles gerichtet hatte, um über die Zeit des Umzugs hieher zu fahren, kam einliegender Brief vom Großherzog von Baden. Der ist einfach bescheiden und gut, und ich war natürlich zur bestimmten Stunde im Palais. Ich mußte noch eine Viertelstunde warten, der Großherzog war noch zum Diner beim Prinzen Reuß. Er kam und holte mich aus dem Vorzimmer. Es ist eine wahre Wonne, diesem offen-

herzigen und offengeistigen Manne gegenüber zu sein, und man möchte alles Gute vor ihm ausschütten, was man seit der letzten Begegnung erlebt und gedacht hat, und er hört so getreu zu und nimmt so getreu auf und thut auch mit, läßt nicht bloß den Andern sich abhaspeln.

Wir redeten über Allgemeines und Persönliches. Der Großherzog erzählte mir auch viel von seinem Sohne, wie weit er in juristischen und philosophischen Studien sei, und wie schön, einander erziehend, das Verhältniß zu Prinz Wilhelm von Preußen sei. Die beiden Vettern wollen jetzt zusammen auf Universität sein. Der Großherzog sagte mir auch, daß er meine letzten Geschichten schon zwei- oder dreimal gelesen, und es war fein, wie er erklärte, was er alles darin finde. Er geht auch meinem persönlichen Leben nach.

Mit einer Innigkeit, wie eben von innerlichst Zugehörigen, nahmen wir Abschied, es war halb 10 und ich fuhr unter heftigem Sturmwind noch hieher.

Hie im Hause ist es voll Behagen. Der künstlerisch arbeitsame Mann, die tüchtirge kernhafte Frau und der einzige Sohn mit entschiedener dichterischer Neigung und, wie ich glaube, auch dichterischer Befähigung — es weht eine edle reine Luft im ganzen Hause voll Schönheit und Sauberkeit.

Den 6. April 1877.

Hell und frisch ist der Tag und hell und frisch ist mein Gemüth, verflogen alle Schwere, der Frühling ist da und neue Arbeitslust.

Ich machte heute meinen ersten Morgengang vor dem Frühstück, es ist eigentlich Haide, darüber sich der Weg hinzieht, nur wenig Saatfelder, meist Wiesen mit winterdürrem Gras und Wasserüberfluthungen, aber drüber hin sangen zahllose Lerchen in der hellen Sonnenluft, und am Wege fand ich Veilchen zwischen thauglitzernden Grashalmen.

Ich habe mehrere Stunden still und froh gearbeitet, es setzen sich immer mehr lichte Punkte in das düstere Gemälde ein, und Gestalten, die ehedem noch unbewegt waren, recken sich und strecken sich.

Meine Gastfreunde hier sind in ständig gleicher Weise innig und freudig, ich habe Ansprache und ruhiges Alleinsein, wie ich beide nur wollen kann.

Den 7. April.

O diese wonnige Ruhe und Stille am Morgen! Das labt die Seele wie Thau die Pflanze, von innen regt sich's, von außen fliegt's heran. Ich bange vor der Rückkehr in die Stadt und doch muß es sein. Für meine Natur das gemäßeste wäre ein Wohnen auf dem Lande in der Nähe der Stadt.

Mein Gastfreund Professor Bleibtreu ist ein warmherziger Mann von umfassenden historischen Kenntnissen und reicher Gestaltungskraft. Er malt jetzt an den Entwürfen zu der Concurrenz für Ausschmückung des Kaiserhauses in Goslar. Das Programm lautet: Kaisergeschichte von 1050 bis 1250, und er hat markvolle Bilder geschaffen.

In dem alten Nibelungen-Xanten geboren, hat Bleibtreu eine grundtiefe Begeisterung für die großen geschichtlichen Vergangenheiten, während mir die ganze deutsche Kaisergeschichte so erscheint, als wäre sie einem andern Volke geschehen. Wir haben keinerlei Institutionen aus jener Zeit, wir sind ein althistorisches Volk und doch eigentlich ein Volk von gestern; wie unsere Literatur hinter Lessing, so hat unser politisches Leben hinter Friedrich dem Großen kaum Wirkungskräfte für uns.

Es ist ein Großes, solch eine umfassende Concurrenz-Arbeit zu machen, immer mit dem Gefühl, daß alle Mühe vergebens sein kann, und dabei doch den vollen Einsatz alles Könnens dranzugeben.

Bleibtreu erzählt gut und gern aus seinen Feldzügen, er hat als Schlachtenmaler den holsteinischen, böhmischen und französischen Feldzug mitgemacht und hat im letztern besonders viel mit süddeutschen Soldaten gelebt. Auch war er bis nach Rheims, wo Gustav Freytag zurückkehrte, beständig mit diesem. Freytag hat sich nie unter die Gruppen der Soldaten gemischt, er lebte vornehmlich im Hauptquartier und trug sich schon damals ständig mit den Planen zu seinen historischen Romanen.

Ich war gestern nicht in der Stadt, ich machte mit meinem Gastfreund einen weiten Gang über die Haide nach dem Grunewald, und es hat etwas wahrhaft Rührendes, was für Schönheiten Bleibtreu an der Haide entdeckt oder eigentlich, da er sie liebt, immer darin sieht.

Den 8. April 1877.

Heute sind es also acht Tage, daß ich hieher gezogen, und heute Abend ziehe ich nun endlich in meine neue Behausung ein. Ich kam gestern nicht zum Briefschreiben (und oft ist mir, als müßte das täglich sein), ich war müde, da ich erst um halb 2 zu Bett kam. Ich war bei der Vorstellung des „Wintermärchens“ zum Besten des Vereins „Die Presse“, dargestellt von den ersten deutschen Schauspielkräften, und doch machte mir das Stück wiederum keinen reinen und festen Eindruck. Ich bin kein Shakespeare-Orthodoxer.

Ich habe gestern meinen, wenn auch verspäteten Morgengang noch gemacht, ich arbeitete dann bis 12 Uhr, da kam ein Hoflakai mit einer Einladung zur Großherzogin von Baden. Ich fuhr nach Berlin, und vor Allem muß ich dir sagen, daß mir unsere neue Wohnung sehr wohl gefiel.

Ich fuhr gegen 7 nach dem Schlosse, und bald trat die Kaiserin ein, Arm in Arm mit ihrer Tochter; sie stützte sich sehr auf die jugendliche Gestalt; sie sagte, wie sehr sie sich freue, immer Gutes von mir zu hören und daß ich so rüstig fortarbeite; sie reichte mir mit herzlichen Wünschen die Hand zum Abschiede.

Ich war mit der Großherzogin allein, die prächtig aussieht. Sie sagte mir, sie habe staunend gehört, wie alt ich sei: „Man sieht Ihnen das nicht an und man liest Ihnen das nicht an.“ Sie sprach sehr freundlich von meinen letzten Sachen und meiner Arbeitsfrische und erzählte mir von der unablässigen Arbeit des Kaisers: „Er geht nicht schlafen, ohne seine Akten abgestoßen zu haben, und vorgestern machte er sich Vorwürfe, daß das nicht geschehen war. Er war erst um halb 2 von einer Soirée heimgekehrt und er sagte: „Ich hätte nicht vorher so lange im Theater bleiben dürfen.“ Sie erzählte auch, wie er sich der beiden Enkel freue, die als Lieutenants Front vor ihm machen. Der badische Prinz und Prinz Wilhelm sind sich sehr nahe, jener sei anderthalb Jahre älter und ruhiger, während Prinz Wilhelm stürmischer sei. Auch sei es gar anmuthig, wie die 14jährige badische Prinzessin den Großvater so lieb zu behandeln verstehe. Noch Manches sprachen wir, und die Großherzogin sagte mir, wenn ich auf meiner Rückkehr von Tarasp wieder über Constanz käme, müsse ich länger bleiben, sie habe auch eine Bitte an mich, die ich erfüllen müsse. Ich fragte, was es sei, sie erwiderte: „Das sage ich jetzt noch nicht, aber es ist etwas Humanitäres.“

Ich fuhr wieder heim und dann hieher. Heute Abend ziehe ich nun in meine Wohnung ein.

Berlin, Hohenzollernstraße 18, den 10. April 1877.

... Ich machte schon um halb 8 meinen Morgengang, ich habe nur sechs Häuser zu passiren und bin im Thiergarten, in dem es heute so frisch war und in den einsamen Gängen so voll Vogelsang, als wäre man droben im Walde bei Höchenschwand. Ich denke also: gute Ruhe, und das ist bei mir Schaffensfähigkeit, wird sich finden. Einstweilen beunruhigt mich der Gedanke, daß ich etwas Rechtes machen sollte zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden am 25. d. M. Ich hatte den Plan, Hebel mit seinen Gestalten in einem Festspiele erscheinen zu lassen, aber es will sich mir jetzt nicht fügen und es ist ein besonderer Mangel, daß mir die Versform so ungelenk ist. Ich denke also, es bei einem Briefe mit dem vollen Ausdruck meiner Herzensmeinung bewenden zu lassen.

597.

Berlin, 14. April 1877.

. . . Ich habe es jetzt wieder eingerichtet, daß ich, um meine Stimmung rein zu erhalten, morgens nicht mehr in die Zeitung sehe. Ich kann ja auch nichts zu den Welthändeln thun. Die Reichskanzler-Krisis ist also vorüber. Mir ist der Wunsch aufgegangen, daß ich Kenntnisse und Zeit hätte, um eine Parallele der Arbeit aufzustellen, auch der staatsmännischen, von sonst und jetzt. Wir sind nicht schwächer als die Menschen zur Zeit eines Pitt oder Richelieu, wir sind nur aufgeregter und verbrauchter; der Telegraph mit seinen Zuckungen zu jeder Tag- und Nachtzeit, die Zeitungen und die parlamentarischen Reibungen, das zerfeilt auch die stählernen Nerven.

Sonntag, 15. April 1877.

Nein, lieber Jakob, das ist doch nicht recht, daß du mich so warten lässest, ich weiß nun nicht einmal, ob du meinen am 11. abgesendeten Brief erhalten hast. Ich schicke also heute diesen Brief ab.

. . . Professor Ernst Kapp hat mich gestern besucht (er ist der Onkel von Fritz), er hat eben ein Buch edirt, das die Geschichte der Cultur in der Geschichte der Werkzeuge aufzeigen soll. Ich sagte, daß ich Aehnliches bereits vor 40 Jahren in dem Kapitel „Hantirung" in meinem Roman Spinoza gesagt, ich suchte die Stelle auf, Kapp las sie vor und war ganz außer sich, daß ich alle seine Beweisführungen vorgeahnt hatte; er wird die Stelle in der neuen Auflage abdrucken.

Abends war ich dann in der Generalversammlung des Vereins für jüdische Studirende. Der Verein hat im vergangenen Jahre 18,000 Mark verausgabt und vor kurzem namhafte Stiftungen erhalten. Da Generalversammlung und Fest heuer wieder so oft verschoben wurde, machte ich den Vorschlag, daraus ein unbewegliches Fest zu machen und zwar auf den Geburtstag Lessings, den 22. Januar. Mein Antrag wurde einstimmig angenommen.

598.

Berlin, 20. April 1877.

So ist's, und so ist's gut. Alles ist Parallele, ein Strichregen hat in der Frühe Alles draußen erfrischt und dein Brief Alles drin in mir. Dazu kam auch noch ein guter Brief von Eugen und deine Karte.

Ich habe heute meinen Aufsatz zum Jubiläum des Großherzogs von Baden an die Allgemeine Zeitung geschickt. Ich habe mir allein da nicht recht getraut und habe den Aufsatz Dr. Oppenheim vorgelesen, der Alles recht fand. Es ist mir ein inniges Genügen, daß ich zur Feier des Großherzogs ein Wort sagen darf. Ich habe den Großherzog in seiner Grad-

heit und Sinnigkeit so herzlich lieb, daß ich mich nur vor jedem superlativen Ausdruck zu wahren hatte, und ich weiß, ich mache auch ihm wahre Freude.

Den 22. April.

. . . Du merkst schon, daß ich heute lustig bin, und doch habe ich auch mich schon geärgert über die cavaliermäßig frivole Weise, mit welcher Dingelstedt eine Erinnerung an den kürzlich verstorbenen Mosenthal in der „Gegenwart" gibt. Ich halte auch nicht viel von Mosenthal als Dichter, er verstand lebende Bilder zu stellen mit Geschmack und bräuchlicher nobler Intention, er war ein theatralisches und kein dichterisches Talent, und diese beiden sind ja leider in unseren Tagen getrennt. Seine letzten Erzählungen haben aber viel Inniges. Jedenfalls verdient er achtungsvolle Behandlung. Dingelstedt, wie die Wiener Feuilletonisten alle, behandeln dagegen Mosenthal in jenem Witzboldenton, der von Heine stammt. Dazu mutzt Dingelstedt immer das Jüdische in scheinbar harmloser, aber in Wahrheit tief gehässiger Weise auf.

Ich hatte gestern auch Lust, gegen Julian Schmidt aufzutreten, der in der National-Zeitung zu beweisen sucht, daß Goethe kein Spinozist war, und dabei fallen auch versteckte Hiebe auf den Juden. Ich könnte Schmidt nachweisen, daß seine Aufstellungen grundfalsch sind, aber ich darf mich jetzt in Derartiges nicht einlassen.

Den 23. April.

Ich habe eine Recension über einen neuen Dichter angefangen, glaube aber nicht, daß ich dieselbe vollende und veröffentliche. Der Mann heißt Konrad Ferd. Meyer (ein Schweizer) und hat einen vortrefflichen Roman geschrieben: „Georg Jenatsch".

Daneben läßt mich der Aerger über Dingelstedt noch nicht los. Es ist zum Rasendwerden, was für eine Judenhetze noch in den Deutschen steckt. Nun sagt Dingelstedt, die Juden hätten nichts Lyrisches, Heine und Felix Mendelssohn seien Ausnahmen, und Moritz Hartmann u. A. scheinen ihm nicht erwähnenswerth. Das Unfaßlichste aber ist, daß Dingelstedt von sich sagt, er hätte es weiter gebracht, wenn er ein Jude wäre, und das sagt der, der selber gestand, daß die Erfolge seines Lebens märchenhaft seien.

Daß ich persönlich Dingelstedt mit dieser Kundgebung verliere, muß ich eben verschmerzen. Wir hatten in der Ferne immer gut zu einander gehalten, und in Tarasp haben wir Wochen lang in ständigem trautem Verkehr gestanden. Ich werde einfach ihm gar nicht mehr schreiben, ein Eclat wäre da in keiner Weise am Ort.

599.

Berlin, 30. April 1877.

... Eben erhalte ich die Nachricht, daß mein lieber Freund Löwe beim Herabgehen von der Tribüne des Reichstags den Arm gebrochen hat. Ich möchte gleich zu ihm, kann aber nicht fort.

Den 1. Mai.

... Ich war gestern noch bei Löwe. Ich durfte ihm nur kurz die Hand reichen, er fieberte, er sagte indeß, ich solle bald kommen, denn er habe mir viel zu sagen.

Den 5. Mai.

... Ich nehme ein neues Blatt, denn ich bin so glücklich und erhoben. Wenn ich nur etwas schaffen könnte, das meiner innern Bewegung, die aber so wundersam ruhig, entsprechen könnte. Ich habe einen Plan, aber ich weiß nicht, ob ich noch die Kraft dazu habe, ob ich noch die Ruhe und innere Sammlung und Klärung dafür finde.

In der Singakademie wurde [gestern] Händels Judas Makkabäus aufgeführt. Ich ging hin, und die Chöre und Soli und die Instrumentalmusik, das brauste mir durch die Seele wie ein heiliger Strom. Noch nie im Leben fühlte ich mich größer, weiter, erhobener und von aller Lebensschwere erlöst, wie in diesen Stunden, überfluthet von diesen Klängen. Wir Kirchenberaubten empfangen die Sacramente im Reinsten, in den Tönen, in den melodisch geschlossenen, gefugten, und die ganze Skala der Unendlichkeitsempfindung gibt dieses Thema und diese Musik Händels. Die Musik gibt noch mehr als die ruhende Skulptur, sie lebt, bewegt und bewegend, erklingt immer neu von athmenden Lippen, ist unsterblich und macht unsterblich.

Ich kann nicht Alles sagen, ich kann nicht nochmals zurückrufen, was und wie ich da war, ich kann nur sagen, ich war eine Zeit, die sich nicht nach der Uhr mißt, glückselig in der Welt und über der Welt.

Ich hatte nie eine schönere Schlaflosigkeit. Denn aus Allem heraus stieg mir mein oft vorgenommener und nie recht erfaßter Plan zu meinem Roman „Ben-Zion“ auf, der jetzt freilich anders heißen muß. Ich habe heute schon Titel und Einleitung geschrieben, theile sie dir aber noch nicht mit. Die Makkabäus-Musik hat mir wieder die Aufgabe und Pflicht erneuert, die wunderbare Mission der Juden in der Geschichte dichterisch zu gestalten. In meiner ersten Studentenzeit, schon in Tübingen wollte ich ein großes episches Gedicht schreiben, das die Geschichte eines jüdischen Jünglings behandelt, der nach Jerusalem wandert und dort auf den Tempelruinen stirbt. Meine Unreife und meine Unfähigkeit im Verse ließ mich nicht weit kommen, aber es müssen sich noch Bruchstücke finden, die freilich jetzt nichts mehr gelten können. Ich habe den neu erschienenen Roman der

Eliot: „Daniel Deronda“ noch nicht gelesen. Ich höre, daß er ein ähnliches Thema behandelt. Das geht mich nichts an und mein Plan ist auch ein ganz anderer.

Aber ich will dir nicht weiter von meinem Plan sprechen, und ich darf ihn jetzt ja auch nicht ausphantasiren. Ich komme mir vor, wie eine Lerche in der Luft, die wieder zu ihrem Nest in der Ackerfurche hinab muß und dort ihre Eier ausbrüten. Ich muß zunächst meine Erzählung fertig machen, aber wenn ich mein Leben geschrieben habe und vielleicht auch das Kinderbuch, ja dann — ich hoffe noch Lebenskraft zu haben und ich werde ruhig sterben, wenn ich dies Letzte, Gewaltige noch ausgeführt habe.

Einstweilen aber muß ich noch das Tagleben fortsetzen.

. . . Ich habe endlich auch guten Brief von meinem Bruder Julius in Amerika, mit Bildern von ihm und seiner Familie.

600.

Berlin, 8. Mai 1877.

Ich habe Löwe-Calbe wieder besucht, er trägt sein Leiden mit schöner Mannhaftigkeit. Löwe ist der Einzige hier, der auch meinem Bedürfniß nach ermuthigendem Zuruf entgegenkommt. Er hat meinen Aufsatz [zum Jubiläum des Großherzogs von Baden] gelesen, und er sagte mir, ich hätte mich gehalten, wie ein Arbeiter am Volkswohl zu einem andern Arbeiter in höherer Stellung spricht.

Sonntag, 13. Mai 1877.

Mein herrlicher, herzlich lieber Freund Löwe ist lebensgefährlich krank, das geht mir stündlich nach, und ich muß mich zwingen, irgend etwas Anderes zu denken. Ich bin heute in der Frühe, statt in den Park, in Löwes Wohnung gegangen, die Nacht war entsetzlich, jetzt ist es etwas besser, aber die Furcht vor dem Schlimmsten besteht noch.

Den 15.

Es geht Löwe seit gestern wieder besser, er scheint außer Gefahr, ich fühle mich wieder frei und im Frühling.

Gestern war Wilbrandt bei mir, und ich war Abends mit ihm bei Lindau, wo auch sonst noch treffliche Männer waren. Heute war ich in der Mittagszeit zwei Stunden allein mit Lasker in brutwarmem Wetter im Thiergarten, alle Vögel sangen, es sind nun alle da, auch die Nachtigall, durch die Luft flogen die Schuppen von Buchen- und Rüsterknospen, die Blätter wollen grünen, wie die Vögel singen, und wir zwei Menschlein hatten zwei lebenswerthe Stunden, in die sich ein unmeßbarer Inhalt drängte. Lasker hat das Glück, daß jetzt in der Ferienzeit sein Denken und Sinnen sich in Versform faßt; er hat mir davon Treffliches vorgesagt. Solchen

scharfen Denkern, wie Lasker und Strauß, die zugleich melodische Naturen sind, geht es so, daß die andere Seite ihrer ideellen Substanz sich plötzlich aufzeigt.

601.

Berlin, 28. Mai 1877.

Der gestrige letzte Maiensonntag war ein Wonnetag für mich. Lasker, von Schwerin zurückgekehrt, nahm sich vor, mir ganz allein diesen Tag zu widmen, denn heute Abend reist er bereits nach Freiburg. Er kam gegen 12 Uhr, als just auch dein Brief ankam, und so hatte ich dich brieflich und ihn leiblich. Wir blieben beisammen, bis es Nacht war.

Jetzt muß ich mich rüsten, um als Comité-Mitglied des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger mit Kapp u. A. nach dem Müggelsee zu fahren, wo die Seeleute den Rettungsapparat uns praktisch vorführen wollen.

Den 30. Mai.

Das waren zwei Tage voll Unruhe, aber auch von mancherlei Erquickung. Vorgestern, gleich nach dem Mittagessen fuhr ich die Stunde weit nach dem Frankfurter Bahnhof und dann nach dem Müggelsee. Man staunt, solch einen mächtigen See mit bewaldeten hügeligen Ufern zu sehen. Die Proben mit den Rettungsraketen gingen gut. Ich sprach auch den Marine-Minister Stosch. Abends war ich dann noch bei Begrüßung der Deputationen aus den Hansestädten 2c. zur Generalversammlung, und gestern war ich bei dieser und hatte anmuthendes Sein mit dem Admiral Werner. Abends beim Festessen sprach ich, wie ich glaube, zutreffend. Ich muß eben jedes Thema so nehmen, daß ich den ethischen Punkt betonen kann und auch zeigen, daß das Christenthum nicht Alleinpächter der Humanität ist.

Den 14. Juni.

Da hält man eine Rede für die Humanität, da sitzt man am Schreibtisch und sucht die geheimen Gänge des Seelenlebens aufzudecken, und derweilen herrscht in der weiten Welt draußen Mord und Todtschlag und dazwischen werden von den christlichen Vertretern der Humanität 70 — 80 Judenfamilien beraubt und mißhandelt. Wir erhalten hier spezielle Nachrichten über die neuen Greuel in Rumänien und werden sehen, ob wir nicht öffentlich etwas thun können.

Heute ist im 6. Bezirk Abgeordnetenwahl hier. Die Liberalen kämpfen mit den Sozialdemokraten. Unser Kandidat ist der Maschinenfabrikant Ludwig Löwe, den ich schon lange kenne vom Handwerkerverein her, er ist ein frischer und freithätiger Mensch. Ich habe erst jetzt durch ein Pasquill der Sozialdemokraten erfahren, daß er ein Jude ist.

Es steht schlimm mit uns Liberalen, die neue Jugend hat eben andere Postulate und weiß nichts mehr von den Bedrückungen und wie wir darum mit dem status quo im Ganzen zufrieden sind. Ich spreche viele junge Leute und muß da immer denken: „Es stand ein neuer König auf, der Joseph nicht kannte," sie wissen eben auch nichts von unseren Hungerjahren und unserm Joseph.

Den 30. Juni.

Nun bin ich endlich fertig, wirklich und ganz. Wie viel habe ich dir zu sagen! Das Beste aber ist, ich kann dir's sagen, denn ich komme im Laufe der nächsten Woche zu dir, vorerst nur auf einen Tag, denn ich muß nach Tarasp. Ich hab's in jeder Beziehung nothwendig, mich wieder aufzufrischen.

602.

Tarasp, 11. Juli 1877.

Meine Fahrt hieher war sehr beschwerlich und nur die Zuversicht, daß ich hier wieder frischauf werde, ließ mich weiter reisen, und jetzt, meine ich, wird wieder Alles gut. Gestern habe ich zu trinken angefangen . . .

Tarasp, 26. Juli.

Was sagst du dazu, daß ich gestern in einem Zug ein einaktiges Lustspiel angefangen und fertig gemacht habe? Ich bin froh, daß ich wieder so was kann, wie daß ich wieder Berg steigen kann. Ich habe hier kernhafte Schweizer kennen gelernt, Kaufleute, die aus den entferntesten Ländern, und daheim verbliebene, und alle haben etwas Wahrhaftiges, wollen nicht mehr und anders scheinen als sie sind, und die höheren Beamten, wie Landammann Aebli und General Herzog, haben so etwas selbstverständlich Einfaches und in allen großen Zeitfragen Heimisches, daß jedes Gespräch eine Erquickung ist.

603.

Samaden, 2. August 1877.

Da bin ich nun seit vorgestern Abend und, es ist eigentlich lächerlich und mir selber räthselhaft, ich habe gestern und heute in wenigen Stunden bereits ein zweites einaktiges Lustspiel geschrieben[1]. Ich habe kein Urtheil darüber, denn das hat sich so von selbst gemacht, und das Seltsamste ist,

[1] Die oben erwähnten einaktigen Lustspiele sind: „Das erlösende Wort" und „Eine seltene Frau" (anfangs betitelt: „Zu jung") Dazu kam (Brief v. 9. August) das Stimmungsbild: „Riegel vor!" (Mit den in nachfolgenden Briefen erwähnten Erzählungen: „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen

daß in der Umgebung dieser majestätisch wunderbaren Bergwelt sich mir Solcherlei ausgestaltet.

Ich traf in Tarasp mit einem jungen Berliner zusammen, der unter dem Namen Hugo Bürger mehrere theatergerechte Stücke geschrieben hat. Ich erzählte ihm ein Thema zu einem kleinen Stücke und im Erzählen baute es sich auf und ich schrieb's nieder. Ich erzählte ihm ein zweites und da ging es ebenso, und das ist eben das, was ich heute fertig geschrieben habe. Es ist natürlich an beiden noch zu thun, aber sie stehen und gehen, wie ich meine, und jedenfalls haben sie mich erheitert, denn solche kurzathmige Dinge sind mir just recht und beschäftigen mich auf der Reise, zumal ich allein bin.

Hier fand ich bei dem ehemaligen Apotheker Bernhard behagliche Wohnung, und da bleibe ich nun wahrscheinlich bis Montag, dann geht's nach Triberg.

Sonntag, 5. August 1877.

Gestern, nachdem ich Morgens gearbeitet und viel Briefe geschrieben hatte, fuhr ich nach dem Hospiz Bernina und ging von da aus nach Sasall am Gletscher. Ich kann ziemlich gut marschiren, aber mir wird bald so entsetzlich heiß und dann wehen die scharfen Winde und durchschauern mich.

Die Hauptsache ist, ich vergesse Alles, zumal die kleine Arbeit, die ich jetzt mit mir herumtrage, und lebe ganz in der Hoheit dieser Bergwelt, die so überwältigend und niederdrückend wäre, wenn nicht die leichte freie Athmung und die entlastete Luftsäule einen Leichtmuth und ein Gefühl des Flüggeseins gäbe. Im einsamen Ausruhen, während ich — ich weiß nicht wie — meinen hebräischen Namen mit großen Buchstaben in den Schnee schrieb, fiel mir ein: solch ein Einschreiben in das große Buch der Welt wird deine Lebensgeschichte sein, bald verweht, geschmolzen und nicht mehr da. Aber was thut's? Im Anblick des Höchsten und Ewigen ist alles Einzelleben klein und nichtig, und doch lebt jedes sein Leben aus und faßt es in Töne, dort das jauchzende oder in Furcht klagende Murmelthier und hier die Bergkrähen, die um die nasse Felswand fliegen, wo sie wahrscheinlich nisten und nur wenn ich das Echo erwecke, wieder auffliegen.

Ich freue mich auf das alpine Kinderbuch, ich habe heute schon Einzelnes dafür notirt, aber ich dränge es zurück, zuerst muß ego ipse dran, das habe ich mir gelobt.

Gestern erzählten mir meine Reisegenossen von den Niederlagen der

---

Fest", „Der Sohn des Käthchen von Heilbronn", „Die feindlichen Schwestern", „Wie der Großvater die Großmutter nahm" und „Die Vergolderin", unter dem gemeinsamen Titel: „Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele", Berlin, Paetel, 1879, zusammengestellt.)

Russen, ich weiß nichts mehr von den Welthändeln, ich lebe nur Natur. Die Weltgeschichte geht ohne mich fort, und ich schleppe im Ameisenhaufen meine Tannennadel nach gegebener Kraft.

Den 9. August.

Und abermals lächerlich, es drängt sich mir ein drittes Stück auf, freilich nur eine Soloscene. Was will ich machen? Die Sachen machen sich selber und gewähren mir ein heiteres Spiel, fast als wäre ich Zuschauer meiner selbst. So war's noch nie, und mag nun werden was da will.

Samaden, 12. August, Morgens 9 Uhr.

Um elf Uhr reise ich ab, mit Freund Valentin Marx, der vorgestern zu mir kam. Ich gehe eigentlich ungern von hier weg, aber das ist immer und überall so. Mann und Frau und Kinder, Tante und Nichte, Alles hier im Hause umgab mich mit Dienstwilligkeit und Güte, und ich habe hier so viel schöne Stille, so viel Erhebung in der übergewaltigen Naturumgebung und dabei doch erquickliche kleine Fabulirungslust gehabt.

Constanz, 14. August 1877.

Nur zwei Zeilen von hier aus. Es ist eine eigene Lust, wieder im Vaterlande und zumal in Baden zu sein, es ist eben Heimat. Die Fahrt über den Albula war so groß als bequem und heiter. Die überwältigende Erhabenheit der Alpenpässe duldet keine Schilderung, man schaut und empfindet das Wortlose. Wir übernachteten in Alvenen und sind über Chur hieher gefahren.

Triberg, Schwarzwald-Hotel, 15. August 1877.

... Ich habe doch gewiß Großes und Hocherweckendes gehabt in der Schweiz, aber hier bin ich daheim, hier ist mir Baum und Wiese und Berg und Thier und nun erst der begegnende Mensch — Alles ist mir wie Jugendgenosse, und wir kennen uns und verstehen uns.

Als ich gestern Abend durch den Wald ging und die ersten mächtigen Weißtannen sah, die so gradauf, so still schön gedeihen, da war mir's, als müßte ich Verwandte, Altvertraute umarmen. Hätte ich die Kraft des Verses, ich hätte ein Lied gesungen, einen Waldgruß, der noch von bewegten Lippen tönen müßte, wenn ich längst in sechs Brettern ruhte und über meinem Grabe eine Weißtanne grünt. Aber ich denke noch nicht ans Sterben, noch lange nicht, ich muß dir immer wiederholen: ich habe das Eigentliche noch gar nicht gesagt, was in mir und was in meinem Walde.

Ich schreibe dir hier auf dem Balkon über dem Portal, der Blick geht über die ansteigenden Matten, und drüben am Hang die Felder und

hüben der Wald, jeder Athemzug ist tannenduftige Erquickung. Das mußt du einmal mit mir haben, ich thu's nicht anders.

Die Fahrt von Constanz hieher war eine Kette von schönen Belebungen, und wenn man so aus den Hochalpen kommt, erscheint die Feldwirthschaft wie ein Wunder, da und dort ist bereits geerntet und werden die Stoppeläcker umgepflügt. Die Jahresschosse an den Tannen sind heuer mächtig groß, und es ist ein sehr reiches Sonnenjahr noch dazu. Erst hier im Lande weiß man wieder, was wohlgepflegter gut bestandener Wald ist.

604.

Triberg, 17. August 1877.

... Ich hatte gestern einen guten Nachmittag mit Professor Friedreich, seiner Frau und Nichte. Friedreich ist nicht nur als Arzt so bedeutend, er erscheint mir auch als eine reicherfüllte offene und gradsinnige Natur, der wie alle großen Spezialisten eben zu klagen hat, daß er nicht den allseitigen Kundgebungen der Zeit folgen kann; indessen hat er sich doch aus culturgeschichtlichen Gründen dem Altkatholizismus angeschlossen, freilich den Katechismus minus Unfehlbarkeit glaubt er nicht.

Den 18.

Das Dramatische hat doch eine unausweichliche Verführungskraft. Da gehe ich heute früh in den nahen Wald mit einem auf das Unmittelbare gewendeten Denken, und unversehens bin ich im Ausdenken eines Trauerspiels „Johann Kepler". Du erinnerst dich vielleicht, daß ich schon in Mainz im Anfang der 40er Jahre umfassende Studien zu einem historischen Roman „Kepler" gemacht habe, ich besitze die Auszüge noch und nun stellt sich mir das Thema dramatisch mit einem Drehpunkte, der den Conflict Welt oder Familie bezeichnet. Ich habe einen vorläufigen Entwurf fixirt, aber ich kann nicht und darf und will nicht, mich jetzt in solches, noch so sehr Lockendes einlassen, ich verwirre mich sonst ganz. Aber für gute ruhige Zeit ist's aufbewahrt und soll werden. In meinem Alter darf ich nicht mehr Versucherles treiben, ich muß meine Ernte unter Dach bringen, und wenn das geschehen, dann walte, was da mag. Wenn mir's aber nur nicht geht wie jenem Soldaten: „Herr Leutnant! Ich hab' drei Gefangene." „Bring sie her!" „Sie lassen mich aber nicht los."

Ich habe dir gestern „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest"[1] geschickt, die Geschichte war mir sehr lieb, sag mir bald deinen Eindruck.

---

[1] Vgl. S. 226.

Den 19. August 1877.

Ist es erfüllte Sehnsucht, ist es die Fülle belebender Wahrnehmungen? ich meine, ich war noch nie so waldfroh wie jetzt; der Wald war mir aber auch noch nie so nachbarlich, so heimisch zugehörig, und das Rauschen des Wasserfalls mit der durchtränkten Luft erquickt mich allmorgendlich, ich trinke aus dem Felsenquell zwei oder drei Glas und gehe dann langsam bergauf. „Wie eine Hindin schmachtet nach Wasserbächen", das ist gut gesehen und gradaus gesagt, und da behauptet man, die Naturfreude sei modern; die Bibel drückt sie nur nicht als Lust für sich aus, sondern exemplificirt auf das Seelenleben.

Man hört nur noch die Elster und den Nußhäher, das Jahreswachsthum ist fertig, und nur dem Werdenden wird gesungen.

Den 20.

Gestern Nachmittag ist Valentin Marx abgereist, und ich habe ihn und Hugo Bürger bis Hausach begleitet. Daß Valentin fort mußte, thut mir sehr leid. Der warmherzige und auf alles Denken treulich eingehende Freund umgab mich mit einer kindlichen und zugleich männlichen Fürsorge, um es mir zu jeder Stunde und an jedem Orte wohlig und von allem materiellen Thun und Besorgen befreit zu machen. Nun bin ich wieder ganz allein, denn auch Friedreichs sind fort.

Ich habe die kleine Geschichte [Adam und Eva rc.] gemacht wie eine Art Virtuosenstücklein, ich meine, das Technische hat mich besonders gereizt. Es ist ähnlich, wie wenn Knaus eine Figur als solche charakteristisch hinstellt, ganz für sich, und sie sagt weiter nichts, als: ich bin ein Stück künstlerisch fixirten Lebens. Es ist aber sehr die Frage, ob das die Dichtkunst auch kann oder vielmehr darf. Die Darstellung durch das Wort ist etwas Anderes, als die durch die Farbe, deren Constellation schon etwas bedeutet; das Wort hat seinen Ursprung aus dem Gedanken und für denselben. Freilich liegt in dem Ausspruch Adams: Du könntest ja auch Wittwe sein — der ethische Kern einer restitutio in integrum, aber er ist nicht zum Keimpunkt und Drehpunkt gemacht, und so hat das Ganze nur Bildanspruch.

Ich bin gestern von Hausach nach Wolfach gefahren, traf den prächtigen Amtsrichter Kohlunt bei der Stadtmusik im Badgarten, und er erzählte mir eine Thatsache, die ein dichterisches Motiv werden kann.

Den 23. August.

Ich weiß rein nicht mehr, was ich mache, es macht sich Alles von selber. Da habe ich nun binnen zwei Morgen eine ganze Novelle geschrieben, voll ausgegliedert, zunächst aus dem von Kohlunt vernommenen Motive, mit Hinzufügung von Anderem und aus der Phantasie sich nothwendig

Anschließendem. Ich will meine Lebensgeschichte schreiben und komme nicht dazu, aber ich muß doch und ich will jetzt.

Ich habe auch wieder gute Nachmittags-Ansprache. Ein württembergischer Artillerie-General (von Marchthaler), ein offener biederherziger Mann, der auch schön nach der Natur zeichnet, seine ernstdenkende Frau und eine anmuthige Tochter stellten sich mir freundlich als meine Landsleute vor, und wir sind uns nahe geworden. Eine besondere Freude habe ich auch an einem jungen Dr. Nebel aus Heidelberg, dessen Vater und Großvater ich kannte. Er begleitet mich bei meinen Besuchen in den Bauernhäusern, besonders in Schönach, und kann als Arzt besonders Willkommnes bieten. Auf Schritt und Tritt bietet sich mir Merkwürdiges. So ist dem Sohn des Wegknechts eine Geschichte passirt, die ganz genau dieselbe ist, die Turgénjew vor kurzem geschrieben hat, und auch hier ist eine Uhr Wendepunkt.

Die Erzählung, von der ich dir schrieb, bildet eine Parallele [zu meiner Erzählung: „Die feindlichen Brüder"] und heißt: „Die feindlichen Schwestern."

605.

Triberg, 27. August 1877.

Das geht nun so fort und fort, kreuz und quer, ich weiß selber nicht wohin noch. Ich bin, wenn ich den ganzen Morgen von halb 9 bis gegen 1 Uhr gearbeitet habe, wie benebelt, dann mache ich Nachmittags einen weiten Gang und bin wieder ganz frisch und weiß nichts mehr von geistiger Ermüdung. Ja, es ist lächerlich, ich bin schon wieder in einer ganz neuen Arbeit[1] und habe heute 24 Seiten geschrieben und hätte das ganze Buch schreiben können, wenn die Körperkraft ausreichen würde.

Ich war gestern mit Gerwig (dem Erbauer der Schwarzwaldbahn und Beginner des Gotthard-Tunnels) und dem Amtmann Benkieser und seinen Damen drunten im Thal beim Bachjörg. Auf dem Wege dorthin — ich ging allein — kam mir der neue Arbeitsplan, und er ist so elastisch als ergiebig; ich kann dir aber noch nichts Näheres sagen, denn das Ding ist zu complicirt und, ich weiß nicht woher es kommt, ich habe jetzt Lust zur Pseudonymität, ja zur Anonymität, um mich endlich ganz frei und kühn auszugeben. Es wird mir oft ganz schwindelig, in welchen Strudel ich mich hineinreißen lasse, aber sei nur ruhig, ich komme schon wieder heraus, und

[1] Eine größere Erzählung: „Ingenieuse oder die Cyklopenbäuerin", die nicht fortgesetzt wurde. (Das hinterlassene kleine Bruchstück in Westermanns Monatsheften, April 1883, abgedruckt.)

lustig ist's über die Maßen. — Ich habe mir von Gerwig auch viel vom Bahnbau erklären lassen, ich brauch's.

Den 28. August.

Ich hatte gestern unsinniger Weise bis zur Uebermüdung gearbeitet, aber wieder half mir der Nachmittag, und es ging heute frisch weiter.

Ich ging Nachmittags den Thalweg von hier bis Hornberg, nahezu drei Stunden. Immer wieder wird mir's deutlicher, ich habe die Größe und Schönheit der heimischen Landschaft noch gar nicht entsprechend gefaßt, ich steckte mit meinen Vorstellungen doch noch zu sehr im Altbekannten, und dieser Weg ist großartig und hat mich erhoben und erquickt. Ich schloß mich auch manchem Begegnenden an, die Menschen sind mir offen und zutraulich, und heute oder morgen besuche ich einen Uhrmacher in Schönach, der mir sein Leben erzählte.

Ich habe kein Papier mehr als dieses Blatt, aber ich will, daß nicht wieder Verschleppung vorkomme, darum schicke ich dir dieses heute.

Eben, da ich das Blatt wende, sehe ich, daß heute Goethes Geburtstag ist; es läutet, während ich schreibe, just 12 Uhr, und in diesen Minuten erblickte der Herrliche das Licht der Welt, und ich sitze hier am Bergwald und gedenke dankbar seiner.

606.

Triberg, 31. August 1877.

Heute ist der letzte August, du siehst, ich bin ein wirklicher Kalendermensch, ja fast ein Minutenzähler geworden, ich lebe aber doch wieder frei und in den Tag hinein.

Ich habe doch ein schön Stück Arbeit vor mich gebracht, aber noch viel mehr wild unter Dach geführt, um später ausgedroschen zu werden. Eins aber habe ich mir abgerungen, ich sehe nicht mehr alle Arbeit als einstweilige an und dahinter wartet die Aufzeichnung meines Lebens; ich quäle mich nicht mehr, diese an einem bestimmten Tage beginnen zu wollen, ich warte es ab, und ich kenne mich, wenn ich mir selber so die Zügel lockere, dann ziehe ich plötzlich scharf an, und der Karren geht vorwärts.

Ich habe seit Mitte Juli vier fertige, wenn auch kleine Arbeiten und habe eine große angefangen, die Krümchensammlerei des Collaborators dabei gar noch nicht mitgerechnet. Das ist vorläufig genug, und ich denke doch auch in Berlin an der vita arbeiten zu können. Ich commandire mir also einstweilen: Hahn in Ruh! Punktum. Ich will mich jetzt noch frei umhertummeln.

Gutach (im Löwen), 4. September 1877.

Es ist Herbst geworden, es geht ein scharfer Wind, mit der Sommerhitze ist's vorbei.

Ich bin also gestern von Triberg fort und zunächst hieher, wo auch die Maler Breitbach und Professor Kretschmer sind und Studien machen; ich traf sie nicht zu Hause und ging ins Dorf, zunächst zum Schullehrer. Das Dorf ist protestantisch, es war ehemals württembergisch, und es ist einmal so, in einem protestantischen Dorfe fühle ich mich in der Sphäre der Cultur. Der junge Lehrer und seine Frau sind Württemberger, die staatliche Abgeschlossenheit ist auch überwunden. Der Lehrer erzählte mir von den religiösen Parteiungen hier; Stündler, Separatisten u. A., das ist eben protestantisch. Auf einem Spaziergang erhielt ich Bericht über die sittlichen Zustände der hiesigen Gemeinde und anderer.

Es geht mir seltsam. Ich sehe das Volksleben wieder nach einer Verfremdung und in reiferen Jahren, oft überfällt mich's mit Schrecken, ob ich nicht mir und der Welt Illusionen gemacht. Ich glaube trotz alledem, daß dies nicht der Fall.

Gutach, 5. September 1877.

Eben da ich Einiges aufnotirt habe und dir nun schreiben wollte, brachte mir der Sohn des Wirthes die Badische Landeszeitung. Also Thiers todt! Das ist ein Schlag für Frankreich, und doch hat Thiers viel schuld an seinem Elend durch Aufpäppelung der Napoleons-Legende und durch sein Eintreten für den Papst. Die Lüge ist die eigentliche Sünde der Welt, Napoleon sollte Poesie, der Papst Religion sein, und der Voltairianer Thiers glaubte an beide nicht und war doch ihr Missionär. — Ich lebe hier in Beobachtung des kleinen Lebens, und der Tod eines Mannes wie Thiers hebt plötzlich ins Weltweite hinaus.

Ich war lange bei dem Wassermeister nud den ufermauernden Italienern an der Gutach. Ich sehe jetzt alles dies sub specie meiner begonnenen und weiter geplanten größern Arbeit, in die ich auch meine Krisis der Volksbetrachtung hineinverarbeiten werde.

Wolfach (im Engel), 7. September 1877.

Da bin ich also, lieber Jakob, ich hüpfe von Ort zu Ort, wie die Heuschrecke, sie thut auch als ob sie Flügel hätte, sie tragen aber nicht weit.

Mir ist jeder Ort hier zu Lande ergiebig und heimisch. Es war schön in Gutach mit den Malern und ich habe von ihnen Vieles neu betrachten gelernt, ich riß mich aber doch los, ich weiß nicht, wann ich je wieder so dazu komme, Lokalstudien an einem Orte zu machen, wo die Eisenbahn sich aufschließt. Eben, da ich schreibe, klingt das Posthorn vor dem Hause vom Wagen, der nach Schiltach fährt; bald wird die Lokomotive hier pfeifen und das Posthorn wird nur noch in Seitenthälern klingen. Es ist aber eitel Romantik, darüber klagen zu wollen.

Ich wohne hier im letzten Hause des Städtchens, mir gegenüber ist die Einbindstätte, wo die einzelnen Flöße für die Fahrt nach dem Rhein zusammengebunden werden. Es ist ein erfrischender Anblick, die starken Männer arbeiten zu sehen, und ich sah sie am Abend in der allgemeinen Wirthsstube an dem langen Tisch sitzen, vor jedem Gedeck eine große Flasche Wein; die Männer hatten sich frisch gekleidet und gewaschen, es waren Kraftgestalten, aber auch ganz junge frische Bursche dabei, sie aßen und tranken still und bedächtig, und wenn einer aufstand, merkte man, daß sie in Strümpfen waren. Der Wirth sagte mir, sie schliefen über mir, ich würde sie aber nicht hören.

Du weißt, wie lang ich schon dran bin (noch Uhland sammelte mir Allerlei), das Leben der Flözer dichterisch festzuhalten, ich werde nicht dazu kommen, und doch wird das eigentliche Flözerleben bald verschwinden oder nur noch klein in abgeschiedenen Thälern hausen.

Der große Floß von gestern ist fort, um 4 Uhr heut früh ging er schon ab mit den Männern.

Ich habe immer aufs neue meine Freude an dem Oberamtsrichter Kohlunt hier. Kohlunt erzählt mir leider auch viel Entsetzliches aus dem Bauernleben, aber er fügt hinzu, daß sich vor Gericht allerdings vornehmlich die Schattenseiten des Volkes zeigen.

607.

Wolfach, 9. September 1877.

Heute in aller Frühe wurde durch Böllerschießen der Geburtstag des Großherzogs angekündigt, dann zogen die Signalisten der Feuerwehr, zur Sammlung blasend, durch das reich beflaggte Städtchen, im Badischen sind natürlich auch noch viel schwarzrothgoldene Fahnen da. Ich sah den Zug, der zur Kirche ging, voran die Musik der Feuerwehr, dann diese selbst, stattliche Männer in der kleidsamen Uniform mit blinkenden Helmen und wehenden Federbüschen — die Feuerwehr ist die einzige Organisation der neuen Zeit — dann kam Kohlunt mit den anderen Beamten, Gemeinderath &c., dann der Kriegerverein, alle mit den Ehrenzeichen geschmückt. Lebte der alte oder vielmehr junge Stadtpfarrer noch, ich wäre auch mit zur Kirche gegangen. Der treffliche Mann ward ein Opfer der Infallibilität und persönlicher Zaghaftigkeit. Ich kannte ihn sehr gut und habe manchen guten Schoppen mit ihm getrunken. Er war im Kampfe mit sich seit dem Concil und tröstete sich, daß er den canonischen Eid geschworen und alle Verantwortung den Oberen anheimgebe; er wäre altkatholisch geworden, wenn er die Gemeinde hätte mitnehmen können, so aber blieb er und sprach auf der Kanzel nie von der Infallibilität. Deshalb von den Schwarzen hier

denuncirt und vielfach geplagt, starb er — ein Mann in den Vierzigen — sehr bald.

Oberndorf, 12. September 1877.

Ich bin also gestern von Wolfach hierher. Der Engelwirth ließ sich es sich nicht nehmen, mich selber bis Alpirsbach zu fahren, und der Weg durchs Thal ist wunderschön. Hier kann man ganz genau die Bewährung jenes infamen Satzes cujus regio ejus religio kennen lernen, denn links der Kinzig, wo Alles ehemals württembergisch war, ist Alles protestantisch, und rechts, wo die Fürstenberger regierten, Alles katholisch, und da sind die Menschen noch religiös eingebildet und gar fanatisch.

Das Laub der Bäume an der Straße nimmt bereits herbstliche Färbung an, und bald begegneten uns auf der Straße Fuhrleute mit hölzernen gemaserten Pfeifen. Das sind Schwaben, das sind Württemberger, sagte mein Engelwirth in der Nähe der Ruine Schenckenzell. Immer aufs neue verwundert man sich über solche schwarzrothe und rothgelbe Grenzpfähle, die nebeneinander stehen. Sofort in Württemberg ist nicht nur die Tracht der Menschen, sondern auch die Bauart der Häuser anders.

In Alpirsbach ließ ich mir vom Schulmeister die architektonisch höchst merkwürdige Kirche aufschließen; der Stadtschultheiß Heinzelmann kam, erklärte mir Alles sehr genau und ich mußte ihm aufs Rathhaus folgen, wo er mir Zeichnungen und Photographien vorlegte und wo ich mich auch einschreiben mußte. Es war später geworden als ich gewollt hatte; wir fuhren nun bergauf durch einen schönen Wald, der nun auch bald zerrissen werden wird durch die Eisenbahn nach Freudenstadt.

Hier im Hause in der Post, im Erker, ist meine kleine Erzählung: „Die Frau des Geschworenen“ theilweise erlebt und ganz ausgedacht, und hier im Städtchen am Berge spielt die Geschichte: „Der letzte Hofmops,“ aus der Flucht des Lieblingshundes des verstorbenen Königs Wilhelm entstanden.

608.

Cannstatt, 16. September 1877, Abends 7 Uhr.

Ich muß dir schreiben, lieber Jakob, ich habe in der Dämmerung ein wenig geruht, nur äußerlich, denn in mir war und bin ich tief bewegt, aber freudig, oder eigentlich gibt es dafür kein Wort.

Ich kam von der Anhöhe hinter dem Kurhause hier, dem Sulzerrain, und sah zum erstenmal die Linde, dir mir zu Ehren gepflanzt ist; meine Schwester und dein Bruder waren mit mir und ihre tiefe Ergriffenheit verdreifachte Alles.

Ich hatte von der ganzen Sache nichts gewußt, bis mir zufällig ein Landsmann heuer in Tarasp davon sagte, daß man nach Freiligrath einen

Platz genannt und mir eine Linde gewidmet, dort in dem Wäldchen, wo ich so oft und so gern war.

Ich war nach stillem Ausruhen am Mittag eben fortgegangen, da kam mir der Portier nach und meldete, daß Manuel und Jeannette von Stuttgart gekommen. Sie wollen den Versöhnungstag hier sein. Wir gingen den Berg hinan und fanden bald die wunderbar prächtig symmetrisch gebaute Linde, von Ruhebänken umgeben (der Stamm mit Draht umhegt und auf einer Tafel daran steht: „Auerbachs Linde"). Ja, sagen läßt sich's nicht, wie das Herz bewegt ist, wenn das Auge solches sieht. Wir saßen eine Weile dort oben, dann ging ich mit unsern Geschwistern bis zur Synagoge und heim. Wenn ich zurückdenke und wenn ich vorwärts denke, das Dasein wird mir zu einem Wunder. An diesem Abend war ich von Kindheit an so mächtig ergriffen vom Gedanken über Leben und Tod, Sünde und Reinheit, ich stand neben meinem Vater, der sein Todtenhemd über den Kleidern trug, in der Synagoge, alle verheiratheten Männer trugen das Leichengewand und mir war immer so tief bang. Und wenn ich vorwärts denke: Ich werde todt sein und der Baum da oben wird in der heimischen Erde grünen und dem stillen Wanderer meinen Namen künden.

609.

Cassel (Sonntag Morgen), 7. October 1877.

Wenn wir wieder gemeinsam frühstücken, d. h. morgen früh ihr in Frankfurt und ich in Berlin, dann kommt dieser Brief und sagt euch, daß die Sonne wieder draußen scheint, und auch in mir fängt's wieder an hell zu werden.

Ich bin voll Dank und Glück, daß ich euch habe, und diese Tage bei euch haben mir alle Lebenskräfte wieder geschmeidigt und erfrischt.

Ich bin gut hierher gereist, und seit langem wieder habe ich zum erstenmal Notizen für meine Arbeiten aufgeschrieben. Die Produktionslust hat mich wieder und nun muß Alles werden.

Ich hatte einen anmuthenden Reisegefährten, der sich mir bald aufschloß. Ich wäre, wenn nicht vielleicht die Schererei zu groß gewesen wäre, gleich mit ihm weiter gereist. So aber blieb ich hier und habe ziemlich gut geschlafen, nachdem ich noch in Suleika gelesen, wo mir nach meinem gestrigen Besuch auf der Gerbermühle Alles viel gegenständlich faßbarer geworden.

So ist's nun einmal, und es ist wohl gut so, das Wirkliche und das Fingirte bildet die cursirenden Lebenswerthe mit ihrer Legirung.

Ich gebe diesen Brief auf, wenn ich nach 1 Uhr abreise.

610.

Berlin, 10. October 1877.

Auf der Reise habe ich viel von einem neuen poesievollen Stücke gehört: „Der Kuß" von Ludwig Doczi. Ich kenne den Verfasser, der Sectionsrath in Wien ist, ein lebhafter junger Mann, der früher Dux hieß. Ich sah mit Eugen gestern das Drama im Residenztheater, und es ist in der That muth- und demuthvoll, rein aus der Luft heraus geschnitten, ohne realen Anhalt, aber frei und kühn, und geschickt in ein zeitloses fabuloses Spanien versetzt, an Shakespeares Maß für Maß erinnernd, aber doch selbständig. Ich glaube, daß es der Dichter zuerst deutsch geschrieben hat, denn Ungarisch ist nicht seine Muttersprache, sondern seine Ammensprache. Diese Ungarn thun sich überhaupt was zu gute auf ihre autochtone Bildung und haben ihr Bestes doch von uns Deutschen. Nachbarn im Theater waren weniger befriedigt, vielleicht aber sagt Derartiges mir gerade um so mehr zu, da ich als Realist für diese freie Sphäre besondere Liebhaberei hege.

611.

Berlin, 23. November 1877.

Ich bin mit meinen Mittheilungen an dich so in Rückstand gekommen, daß ich zu deiner und meiner Beruhigung dem ein Ende machen muß, um hoffentlich nun wieder ins regelmäßige Gleis einzulenken.

Ich habe die Correctur des Lustspiels, sowie ein neues noch nothwendiges Kapitel zu „Landolin" gemacht. Morgen hoffe ich das zweite Stück neu organisiren zu können.

Es ist bei der Arbeit fürs Theater etwas ganz Besonderes, mir absolut Neues, man muß dabei denken: wie stellt sich das dar und wie wirkt das? während man (oder wenigstens ich) bei der Erzählung das gar nicht denkt, sondern dem Fortgang der Handlung und Charaktere folgt. Für das Publikum arbeiten, das ist erstes Erforderniß und das odi profanum vulgus hat sofort seine Einschränkung, ja, die Nothwendigkeit schauen zu machen, auch für das blödeste Auge, kann die Produktivität steigern; es bleibt aber immer die Gefahr, daß das Streben nach Effekt überhand nimmt und die innere Wahrhaftigkeit unterdrückt wird.

Ich hab's an Schillers Maria Stuart wieder gesehen, wie findig Schiller als Dramatiker ist, wie er aber auch sich zu falschen Effekten (und das sind die ohne richtige Effizienten), wie z. B. in der Scene mit dem Geheimschreiber Davison verleiten läßt.

Doch, ich hab' mit meinen kleinen Sachen noch kein Recht, da mit drein zu reden, ich hoffe es aber zu bekommen, denn ich habe zwei große Plane vor. Ich passe ja eigentlich nicht zum Lustspiel und hoffe ganz anders ausladen zu können, wenn es sich um große Affekte und absolute

Conflicte handelt. Wenn einmal die Structur feststeht, ist das Drama so rasch erledigt, ganz und gar nicht zu vergleichen mit der Mühseligkeit der epischen Ausführung. Und dazu reizt mich die neue Form mächtig. Ob ich nicht zu alt bin für solche ganz neue Wendung? Es muß sich zeigen.

612.

Berlin, 3. Dezember 1877.

Wenn man nur immer flügge und behend genug wäre! Da habe ich seit Jahren einen Plan zu einem Roman, der „Timon im Dorfe“ heißen sollte und die Schicksale und Wandlungen eines heimgekehrten Millionärs in sich schloß. Und nun lese ich heute den Inhalt des soeben erschienenen Romans von Daudet „Le Nabab“, und es ist wesentlich, natürlich mit dem Hintergrund von Paris rc. mein Plan. Ich werde diesen aber doch, sobald ich entsprechende freie Empfindung dafür habe [ausführen], und ich kümmere mich nichts drum, daß man Reminiscenz u. dgl. sagen könnte. Ich werde die Sache schon aus mir und nach meiner Art machen. Freilich drängt vieles Andere vorher.

Gestern habe ich von der Intendanz die Anzeige bekommen, daß mein Stückchen hier im Schauspielhause zur Aufführung angenommen ist, auf wann, weiß ich noch nicht.

Den 5. Dezember.

Ich habe heute bereits die erste dramatische Bearbeitung des „Landolin“ erhalten, es werden gewiß noch mehrere nachfolgen, denn die Geschichte eignet sich sehr, und ich möchte, um dem zuvorzukommen, selber drangehen, aber ich sehe erst jetzt wieder recht, daß das Bürger- und Bauernleben die Tragödie nicht verträgt oder vielmehr nicht trägt. Die Tragödie braucht die Verbindung der Personen mit großen Ereignissen, wodurch das Einzelleben über sich hinausgehoben wird. Sogar Schillers Kabale und Liebe ist sehr geschickt mit Staatsaction verbunden und war doch schuld an dem hausbackenen Ifflandismus.

Den 8. Dezember.

Also Theodor Creizenach todt! Und er war noch so lebhaft und frisch, als er mich am Morgen in deinem Hause besuchte, und freute sich so sehr, daß mir seine Herausgabe der Suleika-Briefe so reif und tüchtig erschien. Ich denke der Zeit von 38—40, da ich in sehr nahem Verkehr mit ihm und seinem Vater lebte. Wäre er an eine Universität gekommen, es wäre ein bedeutender Historiker aus ihm geworden.

613.

Berlin, 31. Dezember 1877.

Meine Jahreschronik schließt mit einer mich tief erquickenden Thatsache ab. Ich erhielt heute aus Amsterdam einen Wandkalender, der mit meinem Namen benannt ist, auf der Tafel mein Bild zeigt und Namen rc. meiner Schriften, und da ist ein sogenannter Abreißkalender für alle Tage des Jahres dabei und auf jedem Blatt ein holländisch übersetzter Spruch aus irgend einem meiner Bücher.

Nun sag mir ein Mensch auf der Welt, ist das Eitelkeit oder Kleinlichkeit, wenn ich mich damit freue? Warum soll es mir nicht wohlthun, daß in fremden Landen so tagtäglich meiner gedacht und daß vielleicht ein weggeworfenes Blatt mit seinen Gedanken zum Weckruf für einen Aufnehmenden wird? Was soll denn kommen, mit dem man sich seiner Lebensarbeit freue, wenn nicht mit solchem?

Ich bin durch und durch froh und würde mich nicht scheuen, dies nicht bloß dir, sondern der ganzen Welt zu bekennen. Ich mache mir das Leben oft so schwer, das nimmt mir Niemand ab, und es soll mir's auch Niemand wegnehmen, wenn ich mir's einmal leicht und hell mache.





1878.

614.

Berlin, 21. Januar 1878.

... Ich kam [gestern], als es schon Nacht war, [von dem Ordensfeste] nach Hause, blieb zu Hause und las den ganzen Abend in der Biographie Hebbels von Emil Kuh; ein wunderliches Buch, und das besondere Wunder ist dabei, daß ein Mensch wie Hebbel solche Pietät, solche treue Verehrung und Begeisterung erzeugen konnte. Bis jetzt hat sich bei mir noch nichts daran geändert, daß mir Hebbel mit seiner stelzenhaften Unnatur und Sucht nach der Widernatur eigentlich zuwider ist, und Ludwig sagte einmal von Hebbel: seine dramatischen Helden treten in der ersten Scene auf mit dem Dolch in der Brust und drücken ihn nur durch 5 Akte immer tiefer hinein. Hebbel selber scheint mir in ähnlicher Verfassung.

Den 22. Januar 1878.

Es ist hier hochgehende Welle des Gesellschaftslebens, und der ganze Reichthum und die Vielfältigkeit des hiesigen Seins rückt einander nahe. So war ich gestern Abend in großer Gesellschaft bei meinem Nachbar, dem Bildhauer Sußmann-Hellborn, der sich eines der im schönsten und besten Kunststil gehaltenen Häuser zum eigenen Bewohnen aufgebaut hat. Ich lernte einen Attaché der französischen Gesandtschaft, Namens Duplessis, der sehr gut deutsch spricht, kennen; der Haupttheil der Gesellschaft bestand aber aus hiesigen Künstlern mit Frauen und Töchtern. Ich saß eine Zeit lang mit unserem genialen Bildhauer Reinhold Begas, mit Professor Curtius und Oberbaurath Hitzig, und alle stimmten überein, daß der neueste Fund in Olympia das Schönste sei, was überhaupt bis jetzt auf der Welt sich befinde. Es ist ein wohlerhaltener Merkur von Praxiteles. Ich saß dann heiter mit Ludwig Knaus und Adolf Menzel zu Tische, ging aber früher

heim und ließ meine Damen dort. Denn ich muß heute Abend wiederum zu einem Feste. Es ist ja heute der Geburtstag Lessings, auf welchen nach meinem Vorschlag nun ständig Generalversammlung und Festmahl des Vereins zur Unterstützung armer jüdischer Studirender verlegt wird.

Den 23. Januar 1878.

Ich war [gestern] in der Dämmerstunde bei Spielhagen. Er hat die kleine Erzählung: „Die feindlichen Schwestern" im Bürstenabzug gelesen und findet sie in jedem Betracht, nach Inhalt und Vortrag, gelungen. Nur ein einziges Wort bat er mich zu ändern, und das konnte ich noch.

. . . Besonders anziehend war [beim gestrigen Festmahle] eine Rede des Geheimen Justizraths Professor Goldschmidt, und das erwirkte tiefe Ergriffenheit, als er erzählte, wie er durch die Staatsgesetze gebunden, zuerst Mediziner war, denn hier in Berlin konnte kein Jude als Jurist promoviren. Mit dem Jahr 1848 widmete er sich der Jurisprudenz, und nun ist er (nach Heidelberg und Leipzig) hierher berufen, und wenn er's auch nicht sagte, Jeder fühlte, was er ist als Professor wie als Schöpfer des deutschen Handelsgesetzbuches. Die letzten 30 Jahre waren doch wunderbaren Inhalts.

Den 28. Januar 1878.

Ich hatte im Sinn, weil ich mich nicht gern von Derartigem ausschließe, in Gemeinschaft mit Spielhagen meinen Glückwunsch an Karl von Holtei zu seinem 80. Geburtstage nach Breslau zu senden. Die Sache wurde verzögert, und zuletzt wurde gar nichts daraus, denn eigentlich hatten wir keinen rechten Animus dazu.

Es schickt sich nicht für mich, irgend ein Wort öffentlich darüber zu sagen, aber ich glaube doch, daß Viele mit mir der Meinung sind, daß da etwas aufgebauscht wird, was thatsächlich die Berechtigung dazu nicht hat. Was wird in der Literatur- und Culturgeschichte der Name Holtei denn sein können? Ein geschickter Theatermacher, ein Requisiteur und Rollendichter, das ist brauchbar für den Tag oder vielmehr für den Theaterabend und hat damit seine Dienste gethan. Die Romane enthalten viel Amüsantes aus einem romantisch-vagabondirenden Leben, aber Compositionen sind das doch nicht, Personen bleiben davon nicht in der Erinnerung. Es ist erfreulich, daß der Mann 80 Jahre alt geworden ist, und ist ihm ein schönes Alter zu gönnen, aber daraus eine nationale Bedeutung machen wollen, wo sollte das hinaus? Aber, wie gesagt, gegen Derartiges darf man nichts sagen, und man muß sich eigentlich damit beruhigen, daß es doch auch seine schöne Seite hat, daß die Welt zu verehren sucht. Cha-

rakteristisch bleibt dabei, wie gut es ist, wenn Jemand eine entschieden lokale Bedeutung und eine provinziale Vereinzelung hat.

Ich habe das dritte Stückchen, das früher „Zu jung" hieß, neu aufgearbeitet, und der Titel lautet jetzt: „Eine seltene Frau." Ich habe dasselbe nach Görlitz geschickt und erhalte nun einen Brief vom Direktor, daß die Rollen bereits ausgeschrieben sind und daß alle meine drei Stückchen an einem Abend gegeben werden sollen. Ich stehe aber bereits in ganz Anderem, denn die Erzählung, die früher „Knecht und Magd" heißen sollte, erweitert sich mir zu einer größeren Composition, die bereits ziemlich im Kopfe so weit fertig ist, daß sie wesentlich nur noch des Niederschreibens bedarf [1].

615.

Berlin, 7. Februar 1878.

Ich habe seit Jahren mich von der Bethätigung im Handwerkerverein zurückgezogen, weil ich überhaupt nicht gern persönlich heraustrete und auch weil ich einer Verstimmung nicht Herr wurde über die unwirsche Aufnahme, die eben unsere Bethätigung nunmehr in den handarbeitenden Kreisen gefunden hat. Was haben wir uns für Mühe gegeben, Klarheit und Sinn für das Höhere da auszubreiten, und jetzt haben's die Sozialdemokraten dahin gebracht, daß wir den Handarbeitenden fast betheuern sollten, wir Gebildeten sind auch gute Menschen, wir meinen's auch gut mit unseren Nebenmenschen. Derartige Umstimmungen und Mißstimmungen darf man aber doch nicht Herr über sich werden lassen, und so habe ich dem Drängen des Vorstandes nachgegeben und gestern, an dem ständigen Unterhaltungsabende des Mittwochs mich zu Gebote gestellt, habe aber ausdrücklich verlangt, daß nichts davon vorher in den Zeitungen steht, damit nicht ein anderes Publikum kommt als eben die Mitglieder des Handwerkervereins und ihre Frauen. Und so war's denn auch. Der große Saal war dicht gefüllt.

Es war nach 9 Uhr, als ich, stürmisch begrüßt, auf die Tribüne ging und dort zunächst eine mündliche Einleitung machte über Wesen und Bedeutung des höheren Lebens, wie es sich in der Kunst und namentlich in der Dichtkunst darstellt. Von dieser weiten Perspective lenkte ich über auf das Kleine und Einzelne, das die zeitgenössische Dichtung jetzt hervorzubringen trachte. Und dann begann ich ihnen die kleine Erzählung „Die feindlichen Schwestern", die in den nächsten Tagen öffentlich erscheinen wird, aus dem Gedruckten vorzulesen. Ich las mit Behagen und Hellig-

[1] Wurde erst später ausgearbeitet und erschien mit d. T.: Brigitta (zuerst im Feuilleton der National-Zeitung und dann in der Buchausgabe, Stuttgart 1880).

keit, und diese beiden Empfindungen gingen auch auf die Zuhörer über. Das spürte ich, und das machte sich auch laut. Nach der Vorlesung brachte der Vorsitzende Duncker noch ein sehr warmherziges Hoch auf mich aus, der ich mich nun seit länger als 30 Jahren von Zeit zu Zeit dem Vereine widmete.

Den 8. Februar.

Dem Abgeordneten Georg von Bunsen hatte ich es zugesagt, bei dem gestrigen Festmahl der aus Landtag und Reichstag vereinigten nationalliberalen Fraction zugegen zu sein. Ich hatte mir fest vorgenommen nicht zu sprechen, denn ich will nicht so oft und namentlich in politischen Dingen heraustreten. Aber was hilft's? Es schießt eine Blutwelle zum Hirn auf und man wird von so vielen Menschen umdrängt, daß man oder wenigstens ich dran muß. Nachdem Forckenbeck, Bennigsen, Bamberger und Sybel gesprochen hatten, nahm der Chefredakteur der Breslauer Zeitung, der Abgeordnete Alexander Meyer, das Wort und brachte einen Toast auf die Dichter aus. Wilbrandt und Rodenberg waren auch da. Diese und viele Andere bestürmten mich nun, daß ich das Wort nehmen müsse, und obgleich die Gesellschaft bereits im Champagner moussirte, erhielt ich noch lautloses Gehör. Ich sprach nun von der neuen Stellung der Dichter in dem endlich errungenen einheitlichen nationalen Reich, und wie die vorangegangenen Heroen der Dichtkunst und wir bescheidenen Nachfolger das nationale Bewußtsein und dessen staatliche Gestaltung heischten und aufbauten, und führte dann weiter aus, daß bei allen großen Werken, Domen und Brücken die Sage geht, der Baumeister habe in Verzweiflung inmitten der Ausführung des so ideal Geplanten Muth und Zuversicht verloren, und das wird dahin symbolisch und thatsächlich ausgeführt, daß er sich hinunterstürzte, denn die Ausführung am spröden Stoff unter Beihilfe Vieler hat eben ihr Ernüchterndes, das zur Verzweiflung sich entwickeln kann. Die Aufgabe ist und bleibt, treue Ausdauer zu bewahren, die Liebe zu Freiheit und Vaterland muß sich zur Treue gesellen, und so brachte ich mein Hoch auf diese treue Ausdauer. — Wie das nun so geht! Man betheuerte mir allgemein, daß ich das Rechte und im rechten Wort getroffen, und so mag's denn sein.

Ich hatte dann nach Tisch unsäglich viel Ansprachen von Vielen, die ich nicht kannte, und von denen, die ich kannte, von den badischen Abgeordneten, von Mommsen, Stauffenberg 2c. Besonders lieb war mir eine gute Unterredung mit Wilbrandt. Er wollte wissen, wie ich dazu komme, noch jetzt mich zum Drama zu wenden, und ich weiß das ja selber nicht.

Noch während des Bankettes kam ein Telegramm, das den Tod des

Papstes meldete. Es lebt kein zweiter Mensch auf Erden, dessen Tod so über alle Zonen empfunden wird. Das ist doch etwas, was nur die Kirche vermag und nur die katholische. Freilich Pius IX., der die letzten Consequenzen zog, wird verschiedenartig beurtheilt werden.

Ich bin mit meiner neuen Erzählung noch immer nicht im Reinen. Es drängt und reizt mich, die Hauptperson in eine höhere Sphäre zu heben; aber dann verändert sich eben die ganze Sache.

Den 18. Februar.

. . . Ich war gestern Abend im Theater und sah das neue Stück von Wilbrandt: „Auf den Brettern". Das hat mich zu einer kleinen Geschichte angeregt, die ich nun heute in einem Zug fertig diktirt habe[1].

616.

Berlin, 19. Februar 1878.

Ich habe Morgens gearbeitet, und Nachmittags ging ich nach dem Atelier von Ludwig Knaus. Das haben die Maler gut, ja es scheint ihnen fast nothwendig, daß sie Vielerlei auf einmal auf der Staffelei haben. Knaus hatte eben ein Modell stehen, einen jüdischen Knaben aus Kalisch in Polen; ein hellfarbiger rothhaariger Bursche mit einem kleinen Sammtkäppchen auf dem Hinterkopf, mit einem langen Rock angethan, und die Beine etwas krumm gestellt. Und er malte ihn eben, wie er seltsam lachend einen offenbaren Handelsverdienst in sein Portemonnaie steckt, und um ihn herum liegen Hasenfelle, die er eben verkauft hat. Das Bild ist so lustig als charakteristisch. Daneben ist ein anderes, fast fertiges Bild: ein alter Jude mit grauem Bart und klugem Gesicht, der die Beine übereinander geschlagen hat, in der Linken hält er die lange Pfeife, mit der ausgebreiteten Rechten gibt er dem vor ihm sitzenden rothhaarigen Knaben weise Handelslehren, und der Knabe horcht aufmerksam zu. Es sind treffliche Bilder, und sie werden ihr Glück machen, denn wahrscheinlich, ohne daß es der Künstler wollte, treffen sie zugleich mit einer erneuerten Zeitstimmung zusammen, die eine aufgefrischte Animosität gegen die Juden hat, und da thut es Vielen wohl, die niedere Sphäre in der Bethätigung der Juden, wie sie noch in den Zeitgenossen der polnischen Lande lebendig ist, vor Augen zu sehen, und nicht sowohl das künstlerisch Charakteristische, als ein verborgener polemischer Zug wird Vielen ein lächelndes Wohlgefallen abgewinnen. Ich glaube, daß Knaus nichts von dem wollte.

Daneben hat er noch zwei Bilder. Eines ist untermalt, von höchster dramatischer Lebendigkeit. Da steht ein riesenhafter Bauernbursch, der eben die Fäuste entballt hat, noch drein starrend und vielleicht schreiend. Die

[1] Der Sohn des Käthchen von Heilbronn.

Kleider sind ihm vom Leib gerissen, Alles ist an ihm zerfetzt und Blut strömt ihm ins Gesicht. Hinter ihm steht ein schönes Mädchen, die Hände ineinander schlagend, und sucht ihn zu beruhigen. Aber der Tanzboden ist schon ganz leer, und umher liegen zerbrochene Stühle und Flaschen, die Bauernmädchen haben sich zu den Musikanten auf die Tribüne geflüchtet und rufen den Untenstehenden offenbar zu: Kommt noch nicht [in den Saal] herauf, er ist noch wild, der Einzige, der Alle hinausgejagt hat. Auf dem andern Bilde, das noch im Carton ist, zeigt sich die Vorgeschichte dieses letzten Aktes der Rauferei. Da reißt und zerrt Alles an dem Gewaltigen, es sieht fast aus, wie wenn Jagdhunde sich auf einen Eber werfen und an ihm zerren. Tische und Stuhlbeine wanken, einige Menschen sind niedergeworfen, andere sind im Fallen, und Einer wischt sich die Wunde am Kopf aus. Es ist eine Freude, wie frisch und lebendig Knaus schafft und ist.

Den 20. Februar.

[Gestern Abend] kam Wilbrandt zu mir. Ich sprach zuerst meine Zustimmung und meine Ausstellungen über sein Stück aus und er war so treu und gradaus, daß er einige Bemerkungen und Accente, die ich machte, sofort aufschrieb, um sie, da er eben jetzt das Stück drucken läßt, noch in dasselbe einzufügen. Wer so ehrlich ist, daß er ein Gegebenes gradaus annimmt, der gibt auch gern, und so war's. Ich erzählte Wilbrandt den Stoff zu einem neuen Drama, und sein Wort beglückte mich, da er sofort sagte: Dieser Stoff ist dramatisch geboren. Wir sprachen lange, und ich schrieb erzählend und besprechend Vieles auf. Es wurde 10 Uhr, ohne daß wir es wußten. Meine Frau kam aus dem Theater heim, sie rief uns, aber wir blieben bis 11 Uhr und sprachen weiter. Dann aßen wir etwas zu Nacht, und ich begleitete noch um 12 Uhr Wilbrandt in seinen Gasthof. Daß ich eine sehr unruhige Nacht hatte, kannst du dir denken. Aber ich bin heute so frisch und froh, wie seit lange nicht. Ich glaube, daß ich was Rechtes habe und daß es mir gut gelingt, ich will dir jetzt noch nichts Näheres sagen.

Den 22. Februar.

Ich habe eine große Freude und hoffe noch viel davon zu haben. Der amerikanische Dichter Bayard Taylor ist zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin ernannt. Ich bin von lange her mit dem trefflichen Manne befreundet, der sich vom Schriftsetzer zu hoher Bedeutung und zu hohem Ansehen emporgearbeitet hat. Einen ganzen Winter durch war er bei uns in Dresden. Dann sahen wir uns wieder, nachdem er sich mit der Tochter des Astronomen Hansen in Gotha verheirathet hatte. Auch brieflich verkehrten wir viel, und er war ständig voll warmer Begeisterung

für meine Sachen. Er wollte „Auf der Höhe" in Amerika herausgeben und schlug dafür den besseren Titel vor als On the hights; schon der Assonanz wegen war es gut, dafür zu setzen Court and cottage. Es war aber bereits zu spät. Dann schrieb er eine sehr liebenswürdige Biographie von mir als Einleitung zu der in Amerika erschienenen Uebersetzung vom „Landhaus am Rhein."

Ich habe die Ausarbeitung des Dramas noch zurückgelegt; ich glaube, daß es gut ist, daß nach der Erhitzung des ersten Planes eine Verkühlung eintritt, denn das Drama verlangt noch mehr als alle anderen Dichtungsformen scharfe, bemessene Bedachtnahme in ruhiger Ueberlegung neben dem Enthusiasmus.

617.

Berlin, 8. März 1878.

. . . Gestern war ein bewegter Tag. Wir näheren Freunde feierten den 60. Geburtstag von Julian Schmidt. Schon um 11 Uhr versammelten wir uns und gingen nach dem Hause Schmidts, wo wir ihm einen schönen Schreibtisch mit unseren Namen auf einer Tafel beschert hatten. (Aegidi, Freytag, der nicht anwesend war, H. Grimm, Mommsen, Oberbürgermeister Hobrecht u. A., etwa 20).

Am Abend hatten wir ein Festmahl, wo Hobrecht, Professor Rösler, Treitschke, Geheimrath Tiedemann und auch ich sprach. Es war schön und erhebend, und Schmidt hat bei all seiner Herbheit und Unzuthulichkeit und vielleicht eben deswegen tüchtige, treu anhängliche Freunde. Ueberraschend anmuthend war es, als Schmidt seine Dankesantwort mit einem Hoch auf seine anwesende Frau schloß, die in der That sein guter Kamerad ist und den Mann, der sich leicht verherben könnte, schmeidigt und abmildert. Der Grundgedanke meiner Worte ging auch auf dieses hinaus, denn ich führte aus, Schmidt habe vordem eine eiserne Elle gehabt, die unbeugsam ist, aber auch weh thut, wo sie angelegt wird und nur Flächen messen kann, nicht Ausbeugungen; jetzt hat er eine sogenannte Schmiege, den ledernen Zollstab, der sich weich anlegt und umlegt. Ich führte auch aus, wie wenig die Kritik auf die Schaffenden wirkt, denn jede Creatur entwickelt sich organisch aus sich, die Kritik aber hat das Publikum zu stimmen und zu warnen, sie ist das Gesundheitsamt im Reiche des Geistes und hat die Fälschung und den Verderb der idealen Produkte nachzuweisen in einer Art ihr zustehender Chemie, und darauf hinaus ging mein Hoch.

Ich habe heute ein wohliges Nachgefühl vom gestrigen Tage, besonders auch von meinem Gespräch mit dem großen Goethekenner Loeper und mit Professor W. Scherer.

Den 11. März.

Was sagst du zu dem Ansprengen Bismarcks gegen Lasker? Bismarck sprach nicht unvorbereitet, er kam eigens zu diesem Zwecke, es war seine Absicht, Lasker von seiner ihm treu anhängenden Partei abzusprengen. Und wie edel hat sich Lasker benommen!

Berlin, 20. März 1878.

Ich war gestern bei einem großen Diner bei Stadtrath Magnus, einem der angesehensten und einfach tüchtigen Juden hier, der die besten Männer aus der gediegenen hiesigen Bürgerschaft bei sich sieht. Lasker war mein Tischnachbar, er sieht leider sehr angegriffen aus und will noch immer nichts davon wissen, daß er sich schone.

Es wird jetzt der Versuch gemacht, ein aristokratisch reactionäres Ministerium zu bilden, und wir dürfen nicht die Pessimisten sein, die da sagen, aus Schlimmem wird Gutes.

Den 22. März 1878.

Muß man in stolzer Souveränität die Menschen verachten, um ein großer Mann zu sein? Oder umgekehrt, ist der ein großer Mann, der die Menschen in seiner Selbstherrlichkeit gering hält, nur die vorgesetzten Ziele verfolgt und rücksichtslos die Menschen verbraucht? Das fragt sich mir jetzt oft in vielem Denken und Sprechen.

Die ehrlichen Freunde der Humanität und des Vaterlandes sagen, wir kommen jetzt in einen Sumpf. Dagegen wendet sich auch oder offenbart sich erst eine Opposition gegen Lasker, denn der unschuldige Gekränkte, Beleidigte findet bald auch seine Tadler und Spötter; es ist fast so wie die Menschen lachend vorbeigehen, wenn einer auf dem Eise gefallen ist und sich mühselig aufrappelt. Der Unmuth, daß die Reaction sich jetzt aufthun kann, wendet sich auch leicht gegen den, der in erster Reihe als Führer dagegen ankämpfte, er erscheint in der Situation des Gefallenen. — Es gibt Niemand, der nicht den Edelsinn Laskers anerkennte, aber Jeder will wissen, wie es gescheiter, behutsamer zu machen gewesen wäre.

Die Psychologie der politischen und ethischen Krisen hat wunderbare Probleme. Wenn ich noch die Kraft und die Freiheit hätte, möchte ich Derartiges gern einmal dichterisch ausgestalten, aber ich komme nicht dazu und ich muß mir genügen Kleinleben zu zeichnen und zu coloriren. Der Dichter, der einst und gewiß kommen wird, muß ganz andere Dinge packen, die neues Lebenselement werden. Ich bin jetzt auch so weit, daß ich Zuschauer des Lebens bin, aber nicht wie Goethe ein ruhiger, sondern ein aufgeregter Zuschauer.

618.

Berlin, 28. März 1878.

Ich schreibe dir heute in behaglicher Beruhigung. Ja, ein Theatererfolg, und sei es auch von einem kleinen, einem Einaktsgeschöpf, ist doch eine eigenthümliche Erquickung. Ich kann sagen, ich war ruhig.

Um 7 Uhr war ich präcis im Theater, saß in der Gitterloge auf der Bühne. Berndal hatte eine vortreffliche Maske und spielte die erste Scene vor dem Schlafe ganz besonders gut. Alle Darsteller waren offenbar voll Eifer und Frische, das Publikum lachte oft, rief die Darsteller mit großer Lebhaftigkeit zweimal, nachdem der Vorhang gefallen war, und ebenso auch mich. Ich blieb aber dabei, ich ging nicht hinaus, sondern ließ Berndal in meinem Namen danken.

Ich muß dir nur noch sagen, daß mir bei der Aufführung des Stückchens manche schnelle Hin- und Widerrede wie von den Schauspielern improvisirt erschien, und heute sehe ich, daß ich sie doch geschrieben habe. Die Vorprobung in Görlitz hat mir nicht nur die ruhige Sicherheit für hier gegeben, sondern hat mir auch für die Sache selbst genützt.

Berlin, 29. März 1878.

Das hat einen Tag gedauert, und nun ist's vorbei. Ich war einen Tag wirklich vergnügt, ja sogar freudig aufgeregt. Nun ist's vorbei. Was thut's? Ich habe doch diesen einen Tag gehabt, und das ist etwas. Ich war, wie du weißt, auf Tadel gefaßt, aber auf solche Wegwerfung, wie sie heute Frenzel in der National-Zeitung und Fontane in der Vossischen Zeitung kundgeben, war ich doch nicht gefaßt; diejenigen, auf deren Urtheil ich nichts gebe, haben mich sehr gelobt, und diejenigen, auf deren Urtheil ich was geben muß, haben das Stückchen total verworfen, und so ist sein Schicksal hier und wahrscheinlich auch auswärts entschieden. Ich sehe jetzt dem Verlaufe wie einem Experimente zu, ob das Publikum sich durch die Kritik zur Verwerfung bestimmen läßt, oder ob es auf einer eigenen Meinung beharrt; denn das sagen mir Alle, die gute Aufnahme bei der ersten Aufführung war eine durchaus spontane und volle.

Den 30. März 1878.

Mein zeitlebens vermißter Otto Ludwig hat mir oft gesagt: Du taugst nicht zum Dramatiker, ein dramatischer Dichter muß schlank sein, und du bist breitschultrig. Ja, es muß so sein, ich passe nicht zum Dramatiker, ich glaube, daß mir das Dichterische dazu nicht fehlt, aber ich bin der Außenwelt gegenüber zu empfindlich und verletzlich und in mir zu zaghaft und bedenklich.

Ich gewinne indeß doch wieder an Muth und Zuversicht, mich nicht scheuchen und schrecken zu lassen, ich werde mich an das auch mit Wilbrandt durchsprochene ernste Drama machen, und erst wenn ich auch da abblitze, lasse ich davon und bleibe bei meinem Leisten.

Den 2. April.

. . . Auf der Straße traf ich heute Graf Bethusy-Huc und dankte ihm dafür, daß er im Reichstage bei der Sache der jüdischen Gutsbesitzer bedauert hatte, daß auch nur eine Stimme sich gegen volle Rechtsgleichheit ausgesprochen habe.

Ich lese in der Zeitung, daß Gutzkow mich in einer kritischen Schrift angegriffen hat. Ich konnte das erwarten, zumal da Emil Kuh in seiner Biographie Hebbels (gegen welche Gutzkow schreibt) eine mündliche Aeußerung von mir über Gutzkow angebracht hat. Ich werde Gutzkow natürlich nicht antworten.

Den 8. April.

Ich war eben dran, einen Brief nach Dresden zu schreiben, wo mir ein herrlicher Freund, der Graf Wolf Baudissin gestorben ist, da kommt dein Brief und bringt mir die Todesnachricht zweier so nahe eingelebter Menschen. Sabel war mir so felsenhaft und haltbar, daß ich mir ihn gar nicht aus der Welt hinaus denken kann. Es sind jetzt 40 Jahre, seit ich zuerst zu ihm kam, und ich habe seine Kernnatur Vielen voraus erkannt und wir hielten in Treue zu einander. Es ist schön und recht, daß du an Sabels Grab gesprochen. Was ich im Lehrer Deeger [in „Neues Leben"] von ihm geschildert, ist nur dürftige Linie von einigen Zügen. Wenn ich noch dazu komme, mein Leben zu schreiben, soll das besser und voller werden.

Und nun auch noch der Tod von Dr. Schwarzschild! Ganz anders geartet als Sabel, war er in Freundestreue ihm gleich, und immer dem Idealen zugewendet. Ich sehe noch das innige herzvolle und herzerquickende Lächeln Schwarzschilds. Ich hatte im letzten Sommer mit ihm noch erhebende Stunden auf dem Landhause seiner Tochter in Charlottenburg und dann auf der Fahrt in Frankfurt nach der Gerbermühle zu den Spuren der Suleika. Ja, und nun Alles vorbei, fort, weggewischt!

619.

Berlin, 13. April 1878.

Es ist wieder Frühling und ich werfe Alles hinter mich und lasse mich von der Luft durchdringen, darin es singt und duftet. Ich war heute schon bald nach sieben Uhr eine volle Stunde im Thiergarten und habe dann tüchtig gearbeitet. Ich wollte zuerst eigentlich den weitläufigen Artikel über Hebbel fertig machen, zu dem ich viel Notizen habe, aber ich ließ bald ab;

der Nußknacker und Dichter der Nußknacker soll mir meinen Frühling nicht aufbrauchen. Ich bin wieder an die Erzählung gegangen, sie muß jetzt fertig werden, dann erst darf ich mir's erlauben, an meine Förstergeschichte[1], die sich immer mehr dramatisch aufbaut, zu gehen.

Den 14. April.

Die gestrige glänzende Abendgesellschaft beim Kronprinzen macht nun wahrscheinlich und hoffentlich den Schluß der Wintervergnügungen, denn der Frühling leidet das jetzt nicht mehr.

Eine besondere Freude hatte ich mit dem Generalpostmeister Stephan, dem ich meine Freude ausdrückte über seine gestern im Reichstag gehaltene Rede über die englische Sonntagsfeier. Von Umstehenden wurde darauf hingewiesen, daß der stille Suff durch die Sonntagsfeier in England gefördert werde, und ich konnte ein ganz frisches Beispiel erzählen. In der Champagnerecke ging's lustig her.

Der Kronprinz, der mich wieder traf, sagte: Sie sind noch nicht in meinem Privatzimmer gewesen, ich habe da etwas Schönes. Er begleitete mich hinein; es war da eine Terracottabüste aus der Renaissancezeit, die eben gekauft war, und der Galeriedirektor Meyer erklärte ihre Realistik und künstlerische Stilisirung.

Es war gegen ein Uhr, als ich, bis ans Brandenburger Thor mit Spielhagen fahrend, dort mit Zeller ausstieg und durch den Thiergarten einherwandelte. Die Nacht war mild, und wir tauschten allerlei Erinnerungen aus der Jugend aus.

620.

Berlin, 12. Mai 1878.

Als ich gestern in die Stadt ging, um Kleists Prinz von Homburg von den Meiningern zu sehen, erhielt ich am Thor das Extrablatt, das das ruchlose Attentat auf den Kaiser verkündigte. Den Schauer, den ich empfand, den theilte gewiß die ganze Stadt, und „der gute alte Mann" hörte man aus allen Gruppen heraus, und bald wurde auch erzählt, daß der Kaiser gesagt habe: „Hat man denn auf mich schießen wollen?" Und neben ihm saß seine Tochter, die Großherzogin von Baden. Die Flaggen stiegen alsbald von allen Häusern empor, wie zuwinkend: es ist glücklich vorübergegangen.

Im Garten des Theaters war Alles in Aufregung, die Abgeordneten, die ich sprach, waren bereits im Schlosse gewesen. Vor dem Beginn des Stückes wurde von dem gesammten Publikum stehend das „Heil Dir" 2c. gesungen und

---

[1] Der Forstmeister (Buchausgabe 1879, Berlin, Paetel). B. A. beabsichtigte anfangs eine dramatische Bearbeitung des Stoffs. Vgl. Schreiben v. 17. Juni 1878.

Hoch und Hoch gerufen. Das Drama, das wie ein Aufleben einer Vergangenheit erschien, wirkte in seiner echten poetischen Kraft auch noch momentan.

Den 13. Mai.

Ich habe heute schon in aller Frühe ein Stimmungsbild vom gestrigen Sonntag niedergeschrieben und der National-Zeitung geschickt.

Ich habe dann begonnen, meine Waldgeschichte selber ins Reine zu schreiben und sie damit ins Reine zu arbeiten. Ich wage nicht mehr zu sagen, wann ich fertig zu sein glaube, aber das kann ich sagen, ich habe meine Freude dran. Mein mehrwochiges Leben bei dem kernhaften Förster Werner im Forsthause zu Harzburg und mein allerdings nur kurzer Aufenthalt bei den Förstern in St. Blasien fließen ineinander, und das kann vielleicht einen mehr als bloß lokalen Typus geben. Nur der Dämon, der Wolf unter den Menschen, macht mir noch viel zu schaffen und auch Bedenken.

621.

Berlin, 16. Mai 1878.

Du hast dich auch gewiß herzlich mit mir gefreut, wie tapfer und taktvoll sich Lasker im Reichstage bei der Debatte über den rumänischen Handelsvertrag wieder bewährt hat; es ist eine Freude, wie er immer in reinem Aether steht, und andererseits, daß auch ein Mann wie Kardorf sich der Sache annahm und annehmen mußte. Wenn eine Universalmonarchie ein Unglück für die Welt wäre, so wäre es, wie ich glaube, eine Universalreligion noch weit mehr. Die Verschiedenheit der Confessionen und ihre Verträglichkeit constituirt die Freiheit. Jeder Baum erwächst in seiner eigenen Natur, und jeder Vogel singt seine eigene Weise.

Den 18. Mai.

Es sieht hier sehr schlimm aus. Vorgestern Abend führte ich den Schweizer Gesandten Oberst Roth, einen feinen, anmuthigen und klugen Mann in unsere Donnerstagskneipe ein. Da erzählte Treitschke, daß Falk seine Entlassung eingereicht habe. Nun steht heute bereits die Entlassung in den Zeitungen. Im neuen Ministerrathe hier will man Preßbeschränkungen einrichten, und da ein Gesetz darüber jetzt zu Ende des Reichstags nicht mehr durchzubringen ist, soll es auf dem Ordonnanzwege gemacht werden. Auch das allgemeine Stimmrecht soll geändert werden. Und alles das wegen eines zerlumpten Spenglergesellen! Es wäre entsetzlich, wenn wir alle wiederum zur Opposition verurtheilt würden.

Vom Herzog Ernst von Koburg erhielt ich gestern mit einer freund-

lichen Widmung seine als Manuskript gedruckten Gedichte. Ich habe ihm heute geantwortet.

622.

Neustadt-Eberswalde, 20. Mai 1878.

Von hier aus muß ich dir doch auch schreiben. Ich erwartete Vielerlei von einem Ausfluge hieher, vor Allem, daß ich in veränderter Luft meinen plagenden Husten los werde, das ist nun freilich noch nicht eingetroffen, aber das andere: neue frische Einblicke in die Waldcultur, das habe ich in vielem Betracht erreicht.

Ich fuhr also gestern um halb Zehn von Berlin ab, es war heiß und hell, aber schon der Anblick der Roggenfelder erfreute mich, ich bedarf des Ackerlebens, und schon die kleinen Erderhöhungen sind mir wie eine Erhebung, der Ginster blüht und die Lerchen jubeln. Ich aß mit den Stammgästen im Deutschen Hause. Um 4 Uhr holte mich der Forstmeister Bernhardt ab. Wir gingen nach dem Wald. Es sind hier prächtige Anlagen am Wasser, mit Einbauten von Gartenhäusern, und jetzt prangt Alles in Fliederblüthe. Wir kamen in den alten Forstgarten. Ich lernte viel, denn Bernhardt erklärte gut. Wir gingen durch den schönen Wald mit gemischtem Bestande, dann endlich kamen wir in den dendrologischen Garten, der der größte auf dem Continent ist. Mir war es von besonderem Interesse, auch die amerikanischen Waldbäume zu sehen. Wir kamen in eine Sommerwirthschaft, wo — wie ja überall heutigen Tages — Trompetenmusik war; die Menschen glauben sich nicht vergnügen zu können ohne diese, und hören mitten im Walde Potpourris. An langen Tischen saßen die Forstzöglinge, frische Gestalten. Wir kehrten erst spät Abends zurück.

Berlin, 22. Mai 1878.

Gestern Abend hatte ich endlich die Freude, ein paar gute ruhige Stunden mit meinem alten Freunde Bayard Taylor, der zum amerikanischen Gesandten hier ernannt ist, zuzubringen. Wir hatten uns mehrfach bei Besuchen hin und her verfehlt und darum eine feste Stunde ausgemacht. Ich war nun mit ihm und seiner Frau und seiner einzigen Tochter allein, und es war die alte warmherzige Behaglichkeit von ehedem. Das Leben Bayard Taylors ist wirklich das moderne Leben des self-made-man, und immer wieder zeigt sich, das amerikanische „Hilf dir selbst“ erzeugt eine Energie in der ganzen Lebensgestaltung, die in solcher Art ein durchaus neues Element oder vielmehr eine neue Erscheinung eines alten Elementes ist. Das Napoleonische Wort von dem Marschallsstab in dem Tornister eines jeden Soldaten ist keine Losung für das friedliche Culturleben, das ist erst in gerechter Weise in Amerika laut geworden. Taylor ist nicht nur

ein voller Dichter, sondern auch ein so kluger als warmherziger Mann und ist dabei schön gestützt und gefördert von seiner Frau, die gerade die rechte Mischung von Selbstthätigkeit und Unterordnung hat. Sehr schön war's, wie Taylor seine erste Audienz beim Kaiser erzählte. Dieser hatte ihm vorher sagen lassen, daß er deutsch sprechen möge, und da Taylor unsere Sprache vollkommen kann, so war der Kaiser sofort zutraulich, als hätte er einen alten Freund vor sich. Nun betrachtet Taylor seine Stellung hier hauptsächlich dazu dienlich, daß er sein großes Werk, ein umfassendes Leben Goethes zu schreiben, am rechten Ort und in rechter Muße vollenden könne.

623.

Berlin, 1. Juni 1878.

Paul Lindau gab gestern ein solennes Frühstück zu Ehren Bayard Taylors und bat mich, daß ich mich ihm trotz meiner Angegriffenheit nicht versage. Es waren die namhaftesten Künstler und Schriftsteller da und auch der griechische Gesandte Rhangabé, sowie auch Lasker. Lindau forderte mich offen bei Tisch auf, den Dichtergenossen, der Gesandter geworden ist, zu begrüßen. Ich that's und deutete zuerst darauf hin, daß es sich wundersam fügt, daß der Vertreter des alten Culturvolks, dem die Menschheit so Hohes verdankt, der griechische Gesandte, und der Vertreter Amerikas, des neuesten Culturvolks, beide Dichter, hier unter uns seien. Ich schilderte dann die dichterische Selbstheit Bayard Taylors in seinen lyrischen Gedichten und seinen Reiseschilderungen und Abhandlungen, ging auf die meisterhafte von Taylor gemachte Uebersetzung des Faust über und wie er jetzt eine Biographie des großen Meisters schreibe, der eine Weltliteratur prophezeite und selbst Weltliteratur wurde, und schloß mit dem Hinweis auf den Einzug des Menschengeistes durch den dichterischen Genius. Taylor antwortete, auf die 22jährige Freundschaft zu mir hinweisend, mit großer Liebenswürdigkeit. Dann nahm Lasker das Wort und sagte, daß er meinen Hinweis auf den griechischen Gesandten aufnehme, und brachte einen sehr liebenswürdigen Toast darauf hin, daß bei der Neugestaltung im Orient Neugriechenland zu großer schöner Gestaltung gelange. Rhangabé antwortete sehr freundlich. Nach Tisch ging es sehr lebhaft her. Der französische Gesandte St. Vallier sagte mir, daß er mich fast als französischen Bürger begrüßen könne, denn ich sei durch meine Schriften in Frankreich eingebürgert.

Den 3. Juni.

Heute ist Montag, arbeite weiter! Jawohl. Was denn? Für wen denn arbeitet man sein Leben lang mit allem Denken und Sinnen? Für sein deutsches Volk. Das sucht man zu verfeinern, zu vertiefen, zu erhöhen. Was haben wir nicht alles gehofft, wenn wir auf Grund unserer emsig

vorbereiteten Volksbildung ein großes freies einiges Reich haben werden! Und nun? Sozialdemokratische Chaosmacherei und ultramontane Knechtung und daneben allerlei Prätensionen ꝛc. und zuletzt solche Gassenbübereien und Meuchelmord mir nichts — dir nichts, verkommene Subjecte, diese Lust, auf einen selbstlosen braven Mann zu schießen, der sein Lebelang pflichtgetreu und aufopfernd sich bewährt hat! Von diesen Thaten her ist ein Makel auf unserer Geschichte und Cultur, der nicht wegraisonnirt werden kann. Wir sind wie die Mediziner, wir sehen die Krankheit genau, aber Heilmittel kennen wir nicht.

Ich muß dir sagen, als ich gestern das neue Attentat auf den Kaiser hörte, fühlte ich mich nicht nur wie zerschlagen, sondern auch tief beschmutzt, und es weicht auch heute noch nicht von mir. Wo sind wir? Kaum haben wir uns mit dem Schreck von dem Marineunglück ein wenig zurechtgesetzt, so kommt das wieder.

Ich kann mich noch gar nicht erholen. Es scheint mir fast lächerlich, mich in meine kleine Geschichte zu versenken und das fertig zu machen. Wieder ein Buch und noch ein Buch, wieder eine Ausklärung von Seelenbewegungen und Schicksalen!

Den 4. Juni.

Was macht man nun? Kann man diese chaotische Verwilderung so fortquirlen lassen? Aber was läßt sich thun? Das sind Fragen, die jetzt auf den Lippen Aller schweben. Ich sprach gestern Männer der verschiedensten Kreise, Stadträthe, höhere Beamten, Bürger. Ueberall bilden sich Gruppen, man sieht fast keinen Menschen, der nicht ein Extrablatt in der Hand hat. Die Kindermädchen im Thiergarten lesen einander die Extrablätter vor. Und wie gesagt, ernste Männer stehen vor der Frage, ob denn nicht etwas geschehen muß, das dem Chaos Einhalt gebiete, aber sowie man auf das Was und Wie kommt, ist man rathlos.

624.

Berlin, 11. Juni 1878.

Ich war gestern Abend bei Professor Bleibtreu in einer größern Gesellschaft. Natürlich kann man jetzt von gar nichts Anderm reden, als von dem Attentat und seinen Folgen und den etwa zu ergreifenden Maßnahmen. Ich [sprach gegen] die jetzt so vielfach belobte Manier, sozialdemokratische Arbeiter aus Werkstätten und Fabriken zu entlassen, und suchte darzulegen, daß wir überhaupt jetzt in Gefahr sind, einen Belagerungszustand zu erklären, der die bestehenden Rechte, die Humanität aufhebt. Und so ist's. Ich fürchte, wir stehen vor einem neuen und schlimmen Chaos, und es

mag ja sein, daß man sich gegen das Ungeheuerliche mit ungeheuerlichen Mitteln wehren muß, aber traurig bleibt's.

Wir saßen dann behaglich um einen Tisch, und ein Artillerieoberst Schmelzer, ein Geheimrath Hagens aus dem Reichsjustiz-Ministerium und der Maler August von Heyden saßen noch bei uns. Ich sprach nun einen an sich noch nicht reifen, aber, wie ich glaube, ergiebigen Gedanken aus: man sollte etwas finden, um dem Kaiser bei seiner Genesung ein Dankeszeichen zu geben, und an dem sich die ganze Nation betheiligen könnte, und ich schlug dazu eine Sammlung vor, unter dem Namen „Wilhelmspfennig“ oder auch „Wilhelmsgroschen“ (aber nicht über 1 Mark von einem Einzelnen), die dem Kaiser zur freien Verwendung gestellt werden sollte. Mein Gedanke fand großen Anklang, die Herren waren bereit mitzuthun, ich sollte nur Andere hinzunehmen. Ich wollte eben heute den Bürgermeister Duncker und den Minister Hofmann hinzuziehen und diesen die eigentlichen, einen großen Apparat erfordernden Ausführungen anheimgeben, da lese ich in der Zeitung, daß bereits vorgestern eine Versammlung zu ähnlichem Zwecke hier gehalten wurde, und da wurden Vorschläge gemacht, Sammlungen für ein neues Panzerschiff „Großer Kurfürst“ oder zu Ankauf des Hauses unter den Linden, aus welchem der Schuß kam, um es zu einer Stiftung zu machen. Damit scheint mir die Geschichte eigentlich schon verschießt, und ich habe ohnedies auf mir genug liegen und werde mir dies nicht auch noch auferlegen.

Den 12. Juni.

Ich habe gestern den Bürgermeister Duncker im Thiergarten getroffen. Ich legte nun meinem alten Freunde meinen Plan mit dem Wilhelmsgroschen vor. Er fand ihn in jeder Weise genehm und sagte mir, daß in der Versammlung auf seinen Antrieb verhindert wurde, irgend etwas fest zu bestimmen, so daß mein Plan noch zur Ausführung kommen könne. Ich überließ ihm die Sache.

Den 16. Juni.

Gestern Abend habe ich in der Darstellung der Meininger Schauspieler Schillers „Räuber“ wieder gesehen, fast möchte ich sagen zum erstenmal gesehen, denn es wurde ganz so gegeben, wie es geschrieben ist, und zwar in dem ersten Entwurf, wo Franz sich an der Schnur erdrosselt und nicht zum Gaudium der Galerien in den Thurm geworfen wird. Wenn man Schiller wieder sieht und wieder hört, bittet man ihn immer um Verzeihung für die Ungerechtigkeiten, die man gegen ihn hegt wegen seiner Uebernatur, es ist eine Größe in ihm, wie außer Shakespeare in Keinem. Dazu wurde mir gestern auch klar, daß in der Erzählung Kosinskys der Keim, der Boden und die Luft von „Kabale und Liebe“ vorgeahnt und vorgebildet ist. Der

Stoff hat sich natürlich, selbständig geworden und mit anderen Elementen verbunden, auch in sich umgestaltet. Und in Amalia ist die Stimmung Thekla Wallenstein bereits ganz hörbar angeschlagen, denn die Dichterseele ist eine Einheit, ja es lassen sich sogar Klänge finden, die im abgeklärtesten Stücke Schillers, im Tell, erst rein ausgeführt sind.

Daß die Meininger das Stück ganz und getreu geben, merkte ich auch daran, daß aus der Bibel vorgelesen wird, die Geschichte vom blutigen Hemde Josephs, und es ist wunderbar, daß diese anziehendste aller biblischen Geschichten auch in Schiller so tief haftete.

Neben der Pracht und Sorgfalt des Schaubaren bringen die Meininger auch den wirklichen Dichter zu Aug und Ohr, und die verteufelt neue Manier, daß die Schauspielerkunst die Hauptsache ist und sich emanzipiren will, tritt zurück in die gerechte zweite Linie, die Dichtkunst steht voran.

Vorgestern ließ sich ein Graf Eulenburg auf Prassen in Ostpreußen bei mir melden. Er erzählte mir, er käme soeben vom Bürgermeister Duncker, der ihm meinen Plan mit dem Wilhelmsgroschen dargelegt habe, und daß man die Sammlung dem Kaiser zur freien Verwendung geben möge; er habe sich sofort, da er einen ähnlichen Plan gehabt habe, mit Moltke in Verbindung gesetzt, da es vor Allem darauf ankomme, daß der populärste Name den Aufruf mache, und Moltke sei einverstanden, nur mit der Aenderung, daß man das gesammelte Geld nicht dem Kaiser, sondern dem Kronprinzen zur Verwendung im Geiste seines Vaters und nach dessen Bestimmungen übergebe. Moltke werde nunmehr den betreffenden Aufruf ausarbeiten und man würde mir einen Probedruck davon zusenden.

625.

Berlin, 17. Juni 1878.

. . . Ich denke morgen mit der zweiten oder eigentlichen Durcharbeitung [der Erzählung] fertig zu werden. Jetzt, da ich am Schlusse stehe, sehe ich den Einfluß, den die erste dramatisch intentionirte Bearbeitung hatte. Es ist Alles auf kurze Zeit zusammengedrängt, und wäre ich von Anfang an zur epischen Form entschlossen gewesen, so hätte ich die Vorgeschichte der Hauptpersonen nicht nacherzählt, sondern eben viele Jahre dazu genommen und Alles unmittelbar geschehen lassen. Vielleicht merkt das Niemand außer mir, und wenn auch, ich kann's jetzt nicht ändern.

Den 19. Juni.

Ich sehe den Gedanken und die Bethätigung der Humanität in brennender Gefahr. Die Wirkungen von den Folgen der Aufklärung er-

schrecken die Gemüther, der Mißbrauch macht Viele abtrünnig. Als ob nicht zu allen Zeiten jedes Gute und Schöne mißbraucht worden wäre und doch schön und gut blieb! Und freilich ein grauenvolles Stück des Chaos zeigt sich, aber naturnothwendig.

Den 21. Juni.

Vorgestern also kam Graf Eulenburg zu mir und sagte, daß eine Sitzung des ausführenden Comités, bestehend aus dem vormaligen Oberpräsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg, Generalpostmeister Stephan oder für ihn Wiebe, Bürgermeister Duncker und mir, um 10 Uhr im Rathhause stattfinden würde.

Ich war gestern etwas übernächtig, denn ich war erst um zwei Uhr heimgekommen vom wirklich schönen, von Poesie und Gesang durchwehten Abschiedsfeste für Professor Stockhausen, und ich selber habe mich doch wieder bereden lassen, das Wort zu nehmen. Ich hatte ein gutes Thema, da ich Stockhausen als Sänger des Volksliedes und als Elsässer bezeichnet hatte und nun darauf einging, wie das deutsche Volkslied das Elsaß immer festgehalten hatte und wie die Anerkennung des Volksliedes eigentlich vom Elsaß ausging, von jener Zeit, da Goethe mit Herder in Straßburg waren.

Also, wie gesagt, ich war übernächtig und bin es gar nicht gewöhnt, schon morgens die Stadt zu sehen. Ich fuhr also nach dem Rathhaus. Es wurde die Organisation besprochen und daß ich neben dem von Moltke verfaßten Aufruf eine Art Mahnruf, der unmittelbar ans Herz geht, hinzufügen soll.

Am Abend ging ich in unsere Donnerstagsgesellschaft, die mir immer einer der Lichtpunkte im hiesigen Leben ist. Er scheint aber jetzt verfinstert zu werden, denn ein konservativer furor will nach dem Vorgang Treitschkes sich der Menschen bemächtigen, und aus unserer schönen Gesellschaft scheint ein politisch-fanatischer Klub werden zu wollen, was sie ganz verderben wird. Die Meisten wollen eine Art liberaler Reichspartei bilden, im Gegensatz zu den Nationalliberalen, denen sie es nun so sehr verübeln, daß sie sich mit dem Fortschritt vertragen wollen.

. . . Es ist, ich weiß das namentlich von den zum Congreß hierher gekommenen Journalisten, eine entsetzliche Stimmung in der Welt gegen uns. Und in der That läßt sich nicht leugnen, daß sich auf der einen Seite eine Verwahrlosung des Volkes und Denunciantenthum und auf der andern Seite eine Bedientenhaftigkeit und Sucht nach Unterwerfung zeigt, die erschreckend sind und die dem fremd Hinzukommenden noch ungeheuerlicher erscheinen müssen. Und dieser Eindruck geht nun hinaus in alle Welt und haftet und läßt sich nicht mehr so leicht verwischen. Der gerechte Stolz, in dem wir uns fühlen konnten, ist gebrochen, und da wir eigentlich keine

Freunde in der Welt haben, wird jetzt immer und in allen Tonarten von unseren Fehlern gesprochen, und wie könnten wir dastehen, ohne die Attentate und ohne die Auflösung des Reichstags.

Ich bin entschlossen, und du wirst sehen, daß ich mich dabei streng halte, mich öffentlich gar nicht in die politische Agitation zu mischen.

Den 24. Juni.

Ich habe ein Anschreiben an die Zeitungen und eine Art Mahnruf verfaßt. In der heutigen Sitzung ist so ziemlich Alles fertig geworden und meine beiden Entwürfe (nur mit einer kleinen Abänderung) sind angenommen. Auch wurde, wie ich sehr wünschte, bestimmt, daß die Mitglieder des ausführenden Comités sämmtlich unterschreiben, nur den Brief an die Redaktionen unterschreibe ich allein.

Den 27. Juni.

Dieses Frankreich hat doch den guten Elan, auch für das Humanistische. Ich habe gestern auf das bestimmteste erfahren, daß der französische Congreßgesandte Waddington vorgeschlagen und durchgesetzt hat, daß in dem neu zu gründenden Staate Bulgarien vollständige Rechtsgleichheit der Confessionen herrschen müsse, und dieser Vorgang wird nun für die anderen Neubildungen und auch für Rumänien von zwingender Gewalt sein.

Gestern habe ich die Freude gehabt, Wilbrandt wieder zu sehen. Er wird morgen bei uns essen und ich freue mich, Mancherlei mit dem Trefflichen zu besprechen. Er ist mir überaus sympathisch, schon seine breite volle Hand thut mir wohl, wenn ich sie fasse, und er ist doch eigentlich der Einzige von den Jüngeren, der Bedeutendes, und was vor Allem wichtig ist, Künstlerisches zu schaffen weiß.

Mit Bayard Taylor war ich auch gut zusammen. Er ist gestern nach Stendal gereist, um den General Grant abzuholen, der nun mehrere Wochen hier bleiben wird. Er wünscht, daß ich auch mit Grant bekannt werde.

626.

Berlin, 2. Juli 1878.

Sonntag Morgen kamen die rumänischen Delegirten zu mir und ich mußte nochmals eine dringliche Ansprache an die Congreßgesandten für sie ausarbeiten, und Nachmittags wurde dieselbe im Comité berathen, wo sie auch mit einigen wenigen Zusätzen angenommen und sofort ins Französische übersetzt wurde.

Heute Nacht oder eigentlich heute früh, als es schon tagte, bin ich von dem Feste, das wir den fremden, zum Congreß anwesenden Journalisten gegeben haben, mit Wilbrandt, Spielhagen und Anderen heimgekehrt, und

wir waren voll Uebermuth in dem selten herangewachten Morgendämmer. Ich habe dir heute den Toast geschickt, den ich, dem das erste Wort gegeben war, auf den Kaiser auszubringen hatte. Es ging natürlich hoch her in der Gesellschaft. Das Fest wurde im großen Saal des zoologischen Gartens gefeiert, und ich lernte viele neue Menschen kennen, und sehr viele alte Bekannte, namentlich aus Wien, begrüßten mich herzlich. Wie gesagt, es war zwei Uhr vorbei, als wir an der Garderobe standen, und so zogen wir heim in einem studentischen Lustgefühl. Der Schlaf stellte sich nicht so bald ein. Und als ich eben aufgestanden war und frühstücken wollte, kamen die rumänischen Delegirten, mir mit Jubel verkündend, daß gestern im Congreß nun auch endlich die volle Rechtsgleichheit der rumänischen Juden ausgesprochen sei. Wir waren sehr bewegt, wir hatten lange und tapfer für die Sache gearbeitet, und es ist eine Freude, daß der Erfolg ein so voll schöner ist.

Den 7. Juli.

Gestern kam Ludwig Geiger zu mir und brachte mir die Biographie seines Vaters. Ich habe heute früh nur darin geblättert, es ist ein gut Stück unseres eigenen Lebens, und es hat etwas tief Bewegendes, so ein Leben nun aus dem Tode heraus zu sehen. Ich sehe bei Derartigem auch immer darüber hinaus. Ich werde viel Anregung für meine eigene Lebensgeschichte auch von diesem Buche haben.

Gestern Abend sah ich ein neues Stück von Anzengruber: „'s Jungferngift". Ich bin jetzt so in Unruhe von der vergangenen Arbeit und von der neu anbrechenden Reise, daß ich nicht mehr ordentlich lesen kann, aber ein Stück zu sehen, das nimmt mich mir selber weg. Ich habe heute bereits etwas über das Stück geschrieben, weiß aber nicht, ob und wo ich es drucken lasse. Lies doch auch einen kleinen Artikel von mir in der gestrigen Nummer der „Gegenwart" über Ludwig Steub. Ich hätte da auch gern mehr geschrieben, aber ich kam nicht dazu; ich fühle mich doch etwas zerarbeitet und muß machen, daß ich fortkomme.

627.

Salzschlirf bei Fulda, 12. Juli 1878.

Da bin ich also, drei Zeitstunden von dir entfernt, und ich soll dir schreiben und wir könnten doch so leicht in der Hörweite sein. Ich denke, du machst es gescheit und kommst auch bald hieher, es ist eine behagliche, ich möchte sagen anspruchlose Landschaft hier, aber eine Luft, als ob man lauter aufgelösten Thau athmete.

In Fulda hatte ich die Freude, meinen herrlichen Freund Hiller zu treffen, der schon zwei Tage mir zulieb hier ist. Es ist eine tiefste Herzens-

erfrischung, daß ich ihn habe. Am Bahnhofe hier wartete Löwe-Calbe mit seiner Frau und vielen Badegästen und ich wurde feierlich bewillkommt. Hiller sagte mir dann in seiner lieben Weise, ich verstünde derartige Ehrerbietungen nicht. Ja, ich muß dir gleich hinzufügen, daß du siehst, wie der Freund ist. Als ich dann mit ihm allein zu Nacht aß, an einem schönen Tische — gutes Essen, guter Wein — sagte ich ihm: Du bist als reicher Mensch erwachsen, ich aber, indem ich das da habe, empfinde vor Allem und im Tiefsten den Dank, daß mir solches zu Lust und Behagen wird. — Da haben wir's! rief Hiller, ich sag es immer, wenn die Leute von deiner Eitelkeit sprechen, die du eigentlich nicht hast, ich sag es immer, er ist ständig voll Dankbarkeit und Glück über Alles, was ihm beschert ist, ja sogar über sein eigenes Talent und seine Wirksamkeit, und weil er das offen und bisweilen malplacirt kundgibt, wird er für eitel und eingebildet gehalten rc.

. . . Eben hatte ich so weit geschrieben, da erhielt ich ein Telegramm: Ich bin Großvater geworden, August hat einen Sohn bekommen und Alles ist wohlauf. Ich habe ihm sofort telegraphirt und geschrieben und jetzt ist der neue Großvater schreibmüde. Ich fühle ohnedies heute etwas wie Ermüdung nach einer Berauschung, ich war gestern ganz wie berauscht von Ort- und Luftwechsel und dem vielen neu Erlebten.

Den 13.

. . . Hiller las mir gestern nach Tisch den von ihm zusammengestellten Text zu seinem Oratorium-Idyll Rebekka vor, er hat die unausgegliederten Motive überaus glücklich in Chöre und Soli übersetzt mit Worten aus den Psalmen rc., und mir fiel wieder auf, welch ein Chaos und wie anfremdend ist die von Wagner zu Schaum aufgepeitschte germanische Götterwelt, und wie ist die Urgeschichte in der Bibel so typisch und schön organisirt.

Sonntag Morgen, 14. Juli.

Hier in der Nähe, in Alsfeld, ist ein Pfarrer Karl Müller, er hat mich und Hiller eingeladen, und wir fahren nach Tisch nach Alsfeld.

Ich glaube nicht, daß ich hier zur Arbeit komme, die Kur nimmt mich ganz hin; im Einzelnen trage ich doch Manches nach und ich habe in diesen Tagen schon ein Drama „Judas Ischariot“ entworfen, das ich gewiß ausführen würde, wenn ich noch jünger wäre, vielleicht aber bringe ich's doch noch fertig.

Den 15. Juli.

Wir fuhren also gestern nach Tisch nach Alsfeld. Der Oberförster Müller (Bruder des Pfarrers, die beiden schreiben gemeinsam die Monographien über die Thiere der Heimat), eine stattliche Erscheinung, und der

wohlgebildete Schwiegersohn des Pfarrers, ein Kaufmann, begrüßten uns am Bahnhofe, der Pfarrer selber hatte noch eine Leichenrede zu halten, und die Glocken läuteten eben, während wir durch das Städtchen gingen, das viel vom reichsstädtischen Charakter hat. Ich freute mich auch, am Rathhause den Aufruf zur Wilhelmspende angeschlagen zu sehen, viele junge Leute standen davor und lasen. Im Pfarrhause begrüßten uns die Frau und ihre beiden Töchter; besonders die jüngere ist so frisch und anmuthend wie eine eben aufgeblühte Rose, die ältere, erst vier Wochen verheirathet, auch schlank und schön, erwies sich von ungewöhnlicher Bildung. Während wir noch beim Kaffee saßen, kam der Pfarrer, er ist 27 Jahre hier im Amt, und die Frau ist eine Kaufmannstochter von hier. Bald sang die jüngste mit wohlgebildeter jugendlicher Stimme Schubertsche Lieder und die ältere begleitete sie meisterlich. Hiller ließ sich erbitten und spielte, zuerst Improvisationen über die eben gesungenen Schubertschen Melodien, dann mehrere eigene Compositionen zu unser aller Entzücken. Dann machten wir einen Spaziergang auf einen schönen Aussichtspunkt am Kirchhof, und beim Abendessen ging's dann so lustig als geistig bewegt her.

Als wir wieder auf der Eisenbahn saßen, sprachen wir's gemeinsam aus, wie reich durchgeistigt doch unser deutsches Vaterland ist; hier in einem kleinen Städtchen ist eine reich bestandene Stätte echter Bildung.

Ich bekomme von den beiden Brüdern auch viel Material zu meinem Försterleben.

Denkst du noch daran, daß wir heute vor acht Jahren von Gernsbach weg durchs Murgthal fuhren, als eben der erste Kriegslärm ausgebrochen war? Auch in Alsfeld ist ein Denkmal für die von dort gefallenen Krieger, aber die Kunst hat nichts gewonnen durch die vielen Denkmale; der Vaterlandsgedanke hat kein Symbol gewonnen, nirgends.

Den 16. Juli.

Nun ist's gut, nun kann ich sprechen, statt schreiben. Ich werde morgen nach Frankfurt kommen. Hiller, mit dem ich Tage hatte, wie sie nicht besser zu wünschen sein können, reist morgen ab.

Also auf Wiedersehen morgen!

628.

Salzschlirf, 20. Juli 1878.

... Seltsam, daß mir jetzt so oft Bibelsprüche einfallen. „Möchte doch das ganze Volk Gottes Propheten sein!" hat Moses ausgerufen, und es wäre groß, die wirkliche Erlösung, wenn der Herzschlag eines ganzen Volkes einmal von derselben Empfindung bewegt würde. Könnte das nur eine religiöse sein und warum nur sie? Wenn die gesammte in sich gesammelte Volksseele ein Produkt ihrer erhöhten Stimmung darstellen könnte,

es wäre unmeßbar größer, als was der höchste Genius eines Einzelnen hervorbringen könnte. Aber es scheint in der Natur zu liegen, daß numine afflatus als Moment nicht einer Volksseele zukomme. Ein Bild davon hatte ich heute, als ich in solchen Gedanken allein die Straße gen Landenhausen hinging und sah, wie ein leiser Luftzug die hochragenden schlanken Pappeln bewegte; sie bewegen sich nicht gleichmäßig und in derselben Richtung, denn jede steht in ihrem eigenen Winkel zur heranfluthenden Luftwelle; während die eine sich hin bewegt, bewegt sich die andere her, und die von der einen bewirkte Luftströmung bedingt auch zugleich das Beugen und Neigen der andern. Ja, ich meine, wenn die Bäume eines Waldes alle in solcher Richtung stünden, daß ein Sturm sie alle gleich und auf einander neigte, sie würden allesammt leicht stürzen; so aber hemmt die verschiedene Richtung der Einzelnen die Kraft des Sturmes.

Den 23.

Ich war gestern müde und wollte ausruhen, aber als mir Graf Solms sagte, daß in Lauterbach Schützenfest sei, fuhr ich Nachmittags doch dorthin. Hier in Oberhessen, wo doch der Bauernkrieg gewüthet hat, ist noch viel Feudaladel, und die Riedesel haben 70,000 Morgen Wald.

Auf dem Schützenplatz wurde ich von Landwirthen und Kaufleuten umringt, besonders ein stattlicher junger Fabrikant, ein begeisterter Nationalliberaler war voll Aufmerksamkeit gegen mich. Aber das Schützenfest hat keinen Sinn mehr, und die Orgeln und Karusselle vertollen Alles, nur kurz ließ sich Volksgesang in einer Bierhütte vernehmen.

Ein Puppentheater brachte erbärmliche Ableger aus dem Tingeltangel der Städte, halb Zoten, halb Unfläthigkeiten. In der Stadt verkommene Männer und Frauen treiben sich nun in Flittern auf sogenannten Volksfesten umher. Das ist sehr traurig, aber was ist zu machen?

Den 27.

Westermann bat mich wiederholt, ich möchte ihm für das neue Quartal etwas geben, und so habe ich nun gestern und vorgestern eine altbackene Geschichte[1], die ich schon 67 auf dem Rochusberg entworfen hatte, neu aufgebacken, und gestern las ich sie bei Löwes vor, und sie sprach an. Ich glaube aber doch, daß nicht viel dran ist, aber ich will aufräumen. Ich werde in meinen alten Tagen noch der Ueberall in den Zeitschriften.

Ich will von hier aus nach Scheveningen, auch um einmal die Stätten Spinozas zu sehen, und dann will ich den Winter viele alte Plane durcheinander fertig machen.

---

[1] Die in „Unterwegs“ wieder abgedruckte Erzählung: Wie der Großvater die Großmutter nahm.

Ich habe hier auch und mit großer Mühe Walter Scotts „Alterthümler" wieder gelesen. Unbegreiflich! Bin ich denn ein ganz Anderer geworden und bin ich denn ganz anders als die Welt? Das Buch ist so compositionslos, nur Wunderlichkeiten und Schnurren. Ist es denn möglich, daß ein Dichter so veraltet und wie wird es uns gehen?

Den 2. August.

Der Flachs blüht, er ist über Nacht aufgebrochen. „Nicht wahr, das ist schön?" sagte mir eine alte Bauernfrau, die mich so dreinschauen sah, „aber wenn er blüht, da wächst er von da an nicht mehr." Sie zeigte mir mit Glückseligkeit die neuen Kartoffeln, die sie ausgethan, und klagte nur, wie alle Welt, über das nasse und kalte Wetter. Wir leben in der That wie im Herbst.

Den 5., Nachmittags 5 Uhr.

Es ist heiß, sehr heiß, ich sitze allein in der Stube und ich kann mich von der Correctur nicht trennen, ich gucke immer wieder hinein und finde da und dort ein Fiserchen. Ich habe aber heute schon Erfreuliches bekommen. Meine Uebersetzerin schickt mir mehr als ein Dutzend Ausschnitte aus amerikanischen Zeitungen, und darin werde ich wegen „Landolin" übers Bohnenlied gelobt, auch sind schon 1200 Exemplare dort verkauft. Auch „Dichter und Kaufmann" ist englisch dort erschienen und wird auch gelobt. Ich muß doch noch eitel oder besser, stolz werden.

Den 8. August, 10 Uhr.

Um zwei Uhr reise ich, und ich habe mir solche Ordnung gemacht, daß ich dir jetzt noch zwei Zeilen in Ruhe schreiben kann. Ich verlasse den Ort nach gradaus vier Wochen mit dem Behagen guter Erinnerung. Ich habe hier schöne Tage gelebt mit Freunden und neuen Menschen, und ich habe auch etwas gearbeitet. Dazu war es auch meiner Gesundheit förderlich, und was kann man mehr wollen?

Ich reise so frei und froh, wie seit lange nicht. Ich freue mich besonders, einmal die Heimstätten Spinozas aufzusuchen. Ich habe auch meine Wallfahrt.

629.

Gotha, 9. August 1878.

Gestern nach Tisch fuhr ich, von dem befreundeten Kreise zur Bahn geleitet, hieher. Das Städtchen ist mir wieder neu, ich war seit dem Schützenfest 1861 nicht hier. Ich ging zu Präsident von Holtzendorff und fand bei der herrlichen Familie die alte treue Stimmung und blieb zum Abend. Holtzendorffs sind die besten Freunde Gustav Freytags, sie drangen sehr in mich, ihn in Siebeleben zu besuchen. Ich erzählte, wie mich Freytag ganz vernachlässigt, und Holtzendorff mußte zuletzt selber sagen, er müsse es meinem

Gefühl überlassen, übrigens sei Freytag kränklich und ziehe sich von allen Menschen zurück. So weh es mir thut, den alten Freund nicht aufsuchen zu können, ich darf nach seinem Verhalten es jetzt nicht thun, und er weiß nun, daß ich in der Nähe bin, und kann mir Bescheid geben.

Friedrichroda, 11. August 1878.

Ich bin vorgestern Nachmittag hieher gefahren. Ich habe heute schon Einzelnes für den „Forstmeister" ausphantasirt, obgleich ich mir vorgenommen habe, jetzt gar nichts Arbeitsmäßiges zu denken, aber es ist, wie ich gestern Abend mit Bayard Taylor (der mit seiner Familie auch hier ist) besprach, die Phantasie arbeitet in uns ständig fort.

630.

Friedrichroda, 14. August 1878.

... Ich fuhr vorgestern mit Frau und Tochter im bequemen offenen Wagen einen wunderschönen Weg (über das Vierpfennighaus) immer durch wohlbestandenen Wald nach Georgenthal. Es war seit langem der erste absolut freie Tag, ich hatte das Frohgefühl der Arbeitsentlastung und dazu den wonnigen Waldathem. In Georgenthal am See war schöne Militärmusik.

Als ich Abends heimkehrte, merkte ich, daß das seit langem der erste Tag war, an dem ich gar nichts notirte. Ich habe also doch einmal wieder bloß gelebt, und ich kann's noch. Daneben war ich natürlich besonders erquickt von den verschiedenen guten Nachrichten, die ich dir gemeldet habe, und vor Allem, ich fühle kein Ränzchen mehr auf dem Buckel.

Ich hatte Gustav Freytag auf seinen Brief geschrieben, daß ich zu ihm käme, und so reiste ich gestern früh nach 8 nach Gotha. Am Bahnhofe in Gotha erwartete mich Freytag und er umfing mich, als ob nicht Jahre unbegreiflicher Verfremdung dazwischen lägen. Freytag ist stark geworden, wohlbeleibt, während er früher sehr hager war, die abgezirkelte Wangenröthe hat ihre Farbe noch erhöht. Die Stimme des Freundes, diese alte liebe schalkhafte und innige, sein glückliches Lachen, sein Streicheln und immer wieder Umarmen — mir ging das Herz auf, den alten treuen Genossen wieder zu haben, und ich hätte am liebsten gar nicht mehr erwähnt, oder noch lieber ganz vergessen, welch schweres Herzeleid er mir viele Jahre angethan, so daß ich immer darüber grübeln mußte, wo ich denn das verschuldet. Freytag hatte einen Wagen bereit. Wir fuhren zuerst bei Präsident Holtzendorff vor, um zu sagen, daß wir zu Tische kämen, und dann fuhren wir durch die Allee gen Siebeleben. Natürlich drängte sich das Gespräch über die vaterländischen Zustände und die Wahlen.

Am schönen Landhause, dessen Gartenanlagen noch viel mächtiger geworden sind, stiegen wir aus und machten es uns behaglich im Arbeitszimmer Freytags. Das Haus ist einsam. Freytag berichtete mir nun zuerst sein Leben. Er lebt ein Leben, das mir ganz unfaßlich ist, ganz allein, auf dem Lande.

Nun recapitulirte ich mein Leben und vor Allem die vielen Qualen, die mir die Verfremdung des Freundes verursacht hatte. Er betheuerte einfach und echt: „Ich habe mir oft gesagt, wenn du einmal einen ganzen treuen Menschen brauchst, dann rufst du dir Bertholden." Er schlug dann seinen alten liebenswürdig neckischen Fink-Bolz-Ton an, ich hatte aber zu lang und zu bitter gelitten, um ein scherzhaftes Drüberhingleiten gelten zu lassen. Ich verlangte, daß er mich ganz abladen lasse, damit dann auch nichts mehr zurückbleibe. Wir gingen in den Garten, wir saßen in der Sommerhalle, es war Freytag zu kühl, wir wandelten in den Gängen, wo die Obstbäume voll hingen und schöne Pflanzungen wohl gedeihen.

Wegen meines Artikels über „Ingo und Ingraban", worauf Freytag gar keinen Appell gab, sagte er, er sei tief erquickt davon gewesen, begreife aber nicht, wie ich über ihn schreiben könne, wir seien uns zu nahe, er habe ja im gegebenen Falle auch nicht über mich geschrieben. Kurz, wir erörterten Alles und Jegliches, und sein Nichtschreiben entschuldigte Freytag wiederholt mit seinen traurigen Erlebnissen und seinem Streben, sich zu isoliren. Er sprach, zu mir mit aller nur erdenklichen Liebe, und so frühstückten wir und tranken eine Flasche Champagner, wobei wir auch über die neuen Wendungen und die neue Tonart in der Literatur sprachen, die wir nicht mitmachen wollen und können, und Freytag wiederholte: du und ich, wir können zufrieden sein, wir haben in großer Zeit und zu Großem mitgewirkt, und man wird in späteren Tagen doch auch auf uns zurückkommen.

Ich war müde und Freytag bettete mich gut in seinem Arbeitszimmer, legte mir sorglich Kissen unter und deckte mich mit einer Decke mittelalterlichen Musters zu, die ihm die Holtzendorff'schen Damen genäht hatten. Ueber mir hingen auch Bilder aus der Freytag-Galerie, und Freytag sagte, er habe nicht die volle Freude dran, sie seien auf ihn applicirt und er hätte mehr Freude gehabt, wenn (wie Vautier zu mir) Einer ein bestimmtes Werk durchcomponirt hätte. Ich mußte noch über Julian Schmidt berichten, dann schlief ich ein, und als mich Freytag weckte, wußte ich gar nicht, wo ich bin, so voll und fest hatte ich geschlafen.

Wir fuhren nun nach Gotha und ich kann dir nicht genug sagen, wie liebevoll Freytag stets in Wort und Miene war und wie er wiederholte, daß wir dem Großen, Allgemeinen und uns selbst treu verblieben waren.

Bei Holtzendorffs in den schönen Räumen und bei Tische war's heimisch und anmuthend (der Mann, die Frau, die beiden Töchter und wir Zwei), und Freytag hatte Recht: wenn man ruhig thut, kann man wieder essen und trinken. Präsident Holtzendorff war natürlich sehr ermuntert, daß er uns so wieder zueinander gebracht, und drückte das in einem kurzen Toast aus. Die Wahlbewegung war natürlich auch Thema, und Freytag erzählte, daß sein Vater 1848 gestorben war, als der Conflict zwischen dem König und der Nationalversammlung zum Ausbruch kam. In der Nacht, nachdem er die Nachricht erhalten, traf ihn ein Schlag. Freytags Mutter (die ich auch noch gut kannte) starb den Tag darauf, als Freytag ihr das erste Exemplar von „Soll und Haben" geschickt hatte, sie hat es nicht mehr gesehen.

Ich kann natürlich nicht behalten, was alles gesprochen wurde. Nur weiß ich noch, daß von den Darstellungen der Meininger die Rede war, und Freytag meint, daß sie des Nebensächlichen und Raffinirten zu viel thun, und er hat das bei Wiederholungen noch besonders abstoßend empfunden.

Wir schieden in voller alter unverstümmelter Herzlichkeit. Es thut mir unsäglich wohl, den alten Freund so ganz wieder zu haben. Es ist, wie wenn man ein Werthes, ein pretium affectionis, verloren und wieder gefunden hat, es ist eine neu bewußte, vordem nicht so gekannte Freude des Besitzes. Ich mußte lange auf dem Bahnhofe den Zug erwarten, aber die Stille und das Alleinsein nach so viel Reden 2c. that mir wohl. Hier am Bahnhofe erwarteten mich Frau und Tochter und brachten mir deinen Brief und einen von Valentin Marr. Dieser reist nun doch noch mit mir nach Scheveningen. Wir treffen uns Montags in Köln. Es ist mir sehr lieb, daß der treue fürsorgliche Freund mit mir reist.

Die Fahne war auf Schloß Reinhardsbrunn aufgepflanzt, der Herzog ist da. Ich ging nach dem Schloß in der Dämmerung. Der Herzog war überaus herzlich, er fand mich sehr gut aussehend und ich ihn noch mehr, er sieht ganz jugendlich frisch aus. Tempeltey begleitete mich, nachdem ich länger mit dem Herzog gewesen, nach meiner Wohnung, er ging zu seiner Frau, die seit gestern auch hier im Städtchen wohnt.

Nun aber, was sagst du zu dieser langen Epistel? Es ist nicht lauter Tugend, daß ich so viel schreibe, es ist heute ein grausam regnerischer Tag.

631.

Scheveningen, 21. August 1878.

Gestern in Köln hörte ich beim Erwachen preußische Militärmusik und heute Meeresrauschen.

Wir hatten eine behagliche Fahrt voll Sonnenschein. Die Ausblicke

in die ebene Landschaft, in die Dörfer und Städte mit den farbenhellen Häusern waren anmuthend und überall weidende Viehheerden, man fährt wie an einer sich stets fortsetzenden Reihe von Bildern vorbei, und die niederländischen Maler haben uns dafür das Auge geöffnet und stellen uns überall in sich abgeschlossene Gruppen. Ja, das ist die innerste Kraft der bildenden Kunst, sie lehrt uns sehen, die Philosophie lehrt sub specie aeterni betrachten, die Kunst lehrt sub specie pulchri sehen, und das pulchrum ist auch das aeternum.

Man sieht immer fertige Bilder, ganze Heerden Jungvieh, meist Schecken, am Mittag auf dem Boden liegend, wiederkauend, nur selten ein Hirte dabei, aber an den Ufern der Kanäle stehen Störche, Kraniche, und eine rothröckige Menschengestalt wandert in der Ferne. In der Gegend von Arnheim waren weite Strecken blühenden Haidekrautes, gegen den Haag zu schon weite Getreidefelder; sie mähen hier das Korn mit einer kurzen Sense, die zwischen Sichel und Sense die Mitte hält. Uns war's, als athmeten wir schon Seeluft, so von Wasser durchtränkt ist die Atmosphäre. Wir kamen im Haag an. Ein Freund Valentins wartete mit einem Wagen auf uns. Wir kamen an der Dünenseite des Gasthofes an, ich ging allein durch das Haus, und da war ich am Meere, da ist's, weit hinaus weiße Wellenbänke, die zergehen und wieder erscheinen, und ein Rauschen und Brausen, wie aus unendlichen Tiefen. Ich ging zurück nach der Dünenseite, da ist es, wie wenn man auf der Alpenhöhe nur die nächste Umgebung ins Auge faßt.

Heute in aller Frühe ging ich wieder allein ans Meer. In der Ferne segelten Schiffe mit braunen und hellrothen Segeln und ein Mövenpaar flog weit hinaus, bald sich trennend, bald sich ganz nahe zueinander haltend. Am Strande stehen viele korbartige Sessel mit Verdeck, man sitzt da, wie in einer gebundenen Garbe, vor Wind geschützt. Ich sah auf, da sah ich ganz deutlich einen Seeadler fliegen, zum erstenmal in meinem Leben einen fliegenden Adler, er flog einsam und schwebte so ruhig, wohin? woher? Ich verfolgte lange seinen Flug, bis er hinter den wie ein Berg sich aufthürmenden grünen Wogen verschwand. Es zeigten sich große Schiffe, ein Mann, der Deutsch sprach, erklärte mir, es seien Häringsschiffe aus Norwegen.

Ich ging ins Dorf. Die Menschen sind hier alle so groß, besonders die Frauen. Ein Mann schlug mit einem Klöppel auf eine Kupferplatte und rief, daß Fische versteigert werden. Ich ging wieder ans Ufer und sah zuerst einige Zeit einem Seemaler zu, dann sah ich die Fische, die auf den Sand gelegt wurden, versteigern. Und endlich ging ich ins Seebad.

Den 22.

Wir fuhren nach dem Haag. Die neue Stadt ist so schmuck, so hellfarbig sonntäglich, die wohlgebauten offenbar von einzelnen Familien bewohnten Häuser sehen aus, als ob eben erst die Maurer mit Hammer und Kelle fortgegangen wären; und dazu die prächtigen Gärten.

Ich besuchte Dr. Betz, den Sekretär des Comités für das Spinoza-Denkmal. Er wohnt schön und allein mit seiner Frau. Ich ging dann durch die Straßen, wo überall Privatwagen fuhren und Alles zum Concert strebte. Ich fand endlich einen Gymnasiasten, der Deutsch sprach (Deutsch ist in den höheren Schulen obligatorisch), er brachte mich zu einer Droschke, ich fuhr durch die alte Stadt mit den Kaufläden, die viel Aehnlichkeit mit Köln hat, und kam endlich nach dem Paveljoensgracht. Da stehen Ulmen hüben und drüben, in der Mitte ein Fahrweg. Ich stieg aus. Dr. Betz hatte mir gesagt, daß es eins der drei Häuser gegenüber von der Dubletstraße ist, wo Spinoza starb. Ich halte das Haus in der Mitte Nr. 28 dafür, im Erdgeschoß wohnt ein Stuccator, das Haus gehört einer Frau Feith, die nicht zu Hause ist, Alles ist verschlossen, und das Mädchen versteht mein Deutsch nicht und auch mein schlechtes Französisch nicht. Aber da ist am Giebel ein einfenstriges Zimmer, und das muß es sein, von welchem Spinoza bisweilen, wie Coler erzählt, zu seinem Hauswirthe van der Spyk herabkam.

Hier an diesem Orte athmete Spinoza und erkannte die Gesetze der Weltordnung und hat, ähnlich wie Kopernikus, das Sonnensystem des Denkens geklärt und gefügt, daß Alles einander hält und trägt, anziehend und abstoßend, seine Kreise ziehend, und nichts kann abirren, ausbrechen, sich ablösen. Mag Kant die Erkenntnißtheorie tiefer ausgegründet, weiter ausgebildet haben, die ganze neue Weltverfassung, soweit sie Friede und Harmonie gibt, ist und bleibt die Offenbarung Spinozas.

Nachts 11 Uhr.

Ich schreibe dir noch spät in der Nacht, ich kann nicht schlafen, und trotz des viel Erlebten habe ich kaum Verlangen darnach.

Ich ging von Spinozas letzter Heimstätte weg nach seinem Grabe in der Nieuwe Kerk, sie war verschlossen, und man weiß ja auch nur die Nummer seines Leihgrabes, der Boden ist verbrettert, und es ist auch nicht nöthig, sein Gebein zu finden.

Ich wanderte hier in der Nacht noch lange am Meere, fern von dem Musikgedudel. Der Himmel war sternvoll, und das Meer brauste, fast gleichmäßig fort und fort.

Den 23. August, im Hotel d'Orange.

Eigentlich wollte ich heute mit Dr. Betz, der mich gestern Nachmittag besuchte, nach Amsterdam und den Freitag Abend dort in der Synagoge sein, wo Spinoza einstmals gestanden hatte. Aber ich telegraphirte ab und zog aus dem lärmvollen Hotel des Bains hieher in den prächtigen Gasthof auf der äußersten Düne und habe das letzte Zimmer im Haus mit zwei offenen Balkonthüren, wo ich nichts sehe als Himmel und Meer. Da habe ich nun gesessen, eine Stunde und vielleicht mehr — die Zeit mißt sich hier nicht — und sehe die in der Fluth sich immer neu bildenden und verändernden breiten Wellen, und jetzt will ich mein neues Zimmer gleich damit heimisch machen, daß ich dir schreibe. Hat nicht Jean Paul gesagt, man soll in der Fremde, wenn man sich unheimisch fühlt, etwas arbeiten, dann wird man gleich zu Hause? Die gute große Seele hat auch das Meer nicht gekannt und doch, so viel ich mich erinnere, viel davon gesinnbildert und erlustigte sich an Kuhschnappel.

Sonntag, 25. August.

Soeben geht du Bois=Reymond von mir, der auch hier im Hause wohnt. Der quellenreiche graziöse Mann ist mit jeder Aeußerung erquickend und belebend.

Er sah auf meinem Tische meinen Roman Spinoza mit der Bezeichnung 26. Tausend und er erzählte, daß von seiner Biographie des großen Physiologen Johannes Müller siebzig Exemplare verkauft wurden. Und das von einem der ersten Männer über einen der ersten! Wir sind eben leider noch kein Volk, das auf seine Ehre hält.

Ich fuhr gestern, nachdem ich gebadet, mit Professor Robert Zimmermann aus Wien und Valentin Marr nach dem Haag. Wir besahen uns zuerst den Binnenhof, die Stätten, wo die de Witt zerrissen wurden und Oldenbarneveldt enthauptet wurde. Ich weiß gewiß, es ist eine Stelle im theologisch=politischen Tractat, die eine Stimmung aus diesem Ereigniß fixirt hat, ich muß sie gelegentlich suchen.

Wir besahen uns dann die Galerie, wo Rubens, van Dyk und Teniers 2c. mir viel deutlicher wurden. Wir fuhren zum Maler Israels (er hat mir Stiche und Holzschnitte als Verehrungszeichen gesendet), er war leider nicht da, aber seine Frau, die Manches von mir übersetzt hat.

Wir suchten dann den Bibliothekar Dr. Campbell auf, der auch Mitglied des Spinoza=Comités. Leider sind die Modelle nicht mehr hier, ein Bildhauer Hexamer in Paris (wahrscheinlich aus Heidelberg stammend) hat den Preis bekommen und die Ausführung. Zu meiner Freude hörte ich, daß er (wie ich auch den Berlinern vorschlug, sie folgten mir aber nicht)

Spinoza sitzend dargestellt hat, mit der Hand die Wange stützend. Ich hatte vorgeschlagen: den Zeigefinger an die Wange gelegt.

Campbell war sofort bereit, mich nach dem Paveljoensgracht zu begleiten, denn ich bin der Ansicht, daß man das Publikum nicht im Zweifel lassen darf, sondern eben nach Maßgabe höchster Wahrscheinlichkeit ein Haus bestimmen muß. Campbell (er stammt aus Schottland als Nachkomme eines holländischen Soldoffiziers), ein äußerst feiner und bedachtsamer Mann, ist auch für Nr. 28 und ebenso Professor Zimmermann. Wir werden einen Entscheid veröffentlichen. Die Stelle für das Denkmal ist sehr passend inmitten der baumbegrenzten Straße, die allerdings zu Spinozas Zeiten noch Kanal war und jetzt überbrückt ist.

In der Versteigerungsanzeige vom Nachlasse Spinozas heißt es: gegenüber vom Heilige geest hofje. Ich bat, uns dahin zu führen, und da sahen wir nun ein wundersam anmuthendes Institut. Zunächst ist das Versorgungshaus für circa 50 protestantische Wittwen, die nicht unter 50 Jahren alt sein dürfen, 1616 gebaut und 1647 renovirt und hat das Wappen vom Haag: Storch mit Aal im Schnabel. Das ist hier so ruhsam, wie im Kloster und so frei wie ein Landhaus. Im Viereck stehen lauter zusammengefügte einzelne Häuser mit den gestaffelten abgestumpften Giebeln, vor jedem Haus ein besonderes Gärtchen und in jedem Häuschen eine Wittwe für sich. Auch kleine steinerne Bildwerke sind da, aus der Zeit der kecken und scharfen Realistik, ein Mann mit zerrissenem Rockärmel, zu seinen Füßen den Häring, nicht weit davon eine gleichgroße Frauengestalt, armselig gekleidet, barfuß, ein Kind säugend. Die Holländer, wie die Engländer, lieben das eigene home, und darnach ist die Stiftung gemacht. Wir traten in eine Wohnung ein, von dem Portier geleitet, der der einzige Mann im ganzen Altefrauenhaus ist. Hinter der Eingangsthüre war ein Bretterverschlag, so daß den dort Sitzenden kein Luftzug treffen kann. Da saß eine alte Frau mit geschlossenen Augen vor einem teppichbelegten, mit Blumen bestellten Tisch, und ein junger Mann las ihr vor. Der junge Mann ist ihr Neffe, ein Schullehrer; die Alte ist blind und das Buch war: „Bijbellezingen" von Is. da Costa (ein sehr bekannter evangelischer Theologe aus dem Stamme Uriel Acostas). Auf dem Kaminsims stand feines Geschirr, und im Kamin über dem kleinen Feuer hing ein Kessel zu heißem Wasser für den Thee. Alles war so zierlich und so sauber, und immer wiederholt sich's: die holländischen Maler hatten das Hellfarbige und ich möchte sagen sittsam Geordnete, sich wie von selbst zu einem Bilde Fügende nur abzuschreiben.

632.

Scheveningen, 26. August 1878.

Thalatta! Thalatta! Wie muß das getönt und das Rauschen des Meeres übertönt haben, als die zehntausend Griechen, wie Xenophon erzählt, beim Wiederanblick des Meeres in den Ruf ausbrachen: Thalatta! Thalatta! Ich kann es ihnen nachfühlen, und ich bin doch erst so wenige Tage am Meere, aber es grüßt mich und hält mich und sein Anblick und sein Rauschen versenkt mich in grenzenlose uferlose Träumereien.

Heute ist das Meer so ruhig, daß sich die Wolkenschatten vom Himmel darin wiederspiegeln. Zwei Dampfschiffe kamen nicht weit vom Ufer vorüber, sie kommen von London, wie man mir sagte, und gehen nach Rotterdam.

Kuranda aus Wien kam zu mir, und ich erweckte mit dem braven Kameraden viele Erinnerungen aus Stuttgart, Mainz und Leipzig. Auch der holländische Dichter ten Brink besuchte mich, er scheint ein frischer moderner Mensch mit vielen lebhaften Bethätigungen.

Den 27. August 1878.

Gestern war ich im Haag, um ein Privathaus anzusehen, das noch vollkommen im Stil des 17. Jahrhunderts eingerichtet ist. Viel Pracht und viel gute Kunst, ich bin aber nicht Kenner genug, und mir ist nur von Interesse, daß die Patrizier so lebten, während Spinoza hier wohnte.

Haag war immer ein Asyl der Freiheit, hier wurde die Encyclopädie gedruckt, hier fand Voltaire und de la Mettrie Schutz, und man mag über die Zucker-Lords spotten, es liegt eine große Kraft in einem Colonien besitzenden und besiedelnden Volke. Daneben will mir's auch scheinen, als ob etwas von der zähen, ruhigen, dämmebauenden Gelassenheit der Holländer in Spinoza wäre.

An Goethes Geburtstag 1878.

Hier am Meere gedenke ich mit guten Genossen des Herrlichen. Er selber ist wie ein Meer, in den alle Bildungsströme mündeten, und für alle Zeiten schickt er Wolken in die Lüfte, die als Regen niedertriefen auf spätestes Wachsthum. Was verdanke ich ihm, dem Großen, und was hat er Spinoza verdankt. Ich habe Morgens meine Andacht damit vollzogen, daß ich unter Meeresrauschen in seinen Gedichten las. Wie hat er Alles gelebt und wie hat sich ihm Alles ins Wort gefügt, und er kannte auch die Beschränkung:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen,
Vor jenen wandeln,

Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ich kann noch viel älter werden, denn ich sehe von Jahr zu Jahr, wie jung ich im letzten gewesen und daß ich den Meister immer mehr mein eigen zu machen vermag.

Jetzt eben komme ich aus dem Bade, die See ist heute stürmisch, weit hinaus Schaumköpfe, und wenn ich noch ein wenig geruht, gehe ich mit du Bois-Reymond, Professor Zimmermann u. A. zu einem separaten Mittagessen, wo wir auch Goethes gedenken wollen.

Den 29. August

Ich ging also gestern mit du Bois nach dem Hotel de la Promenade, wo das Mittagsmahl angeordnet war. Die Feier und der ganze Tag war so rein schön, daß Jeder sagte, er habe noch selten etwas so rein Schönes erlebt. Wir waren elf Personen: du Bois, Herr vom Rath und Frau aus Köln, Professor Robert Zimmermann und Frau, Dr. ten Brink und Dr. Campbell aus dem Haag und noch einige Berliner.

Ohne eigentliche Rede und sitzen bleibend, nahm ich auf Aufforderung das Wort und gedachte Goethes und was er Spinoza verdankte. Nach mir sprach du Bois auf die von Goethe postulirte Weltliteratur. Professor Zimmermann sprach, daß Goethe im 2. Theil Faust bei der Landgewinnung vom Meere offenbar an Holland und seine Dämme &c. gedacht, und toastete auf Holland, worauf ten Brink innig dankte und mit einem sehr freundlichen Hoch auf mich schloß, und endlich brachte Campbell sein Hoch auf du Bois. Die ganze Gesellschaft war von der besten geistigen Belebung, besonders auch durch die sinnvolle und einfach gediegene Frau vom Rath. Am Abend gingen wir nach dem Bosch, wo Conzert war unter den Bäumen, die so schön sind, wie ich sie noch nirgends gesehen, und da waren so viel schöne Menschen, und Freundlichkeit wurde uns von allen Seiten. Unter einem Himmel, der so sternenvoll war wie noch selten, fuhren wir heim.

Eben da ich diese Worte geschrieben hatte, ließ sich Dr. Wenzelburger aus Delft melden. Er ist der Sohn des Pfarrers Wenzelburger in Braunsbach, wo ich den Winter 1837—38 verlebt habe, er kam, um mich noch im Andenken an seinen Vater zu grüßen, der vor sechs Wochen gestorben ist. Er ist Professor der Geschichte und brachte mir die ersten Bogen seiner Geschichte der Niederlande, die in der Perthesschen Sammlung erscheinen wird.

Während ich schreibe, ist starke Fluth eingetreten und die See, über der ein Nebel liegt, zischt bisweilen. Und jetzt blitzt's und donnert's und

prasselt's im mächtigen Regen, Himmel und Meer sind eins, es ist, wie es in der Bibel heißt, die unteren und oberen Wasser sind noch nicht geschieden.

Den 31. August.

Ich war gestern im Haag. Ich ging zuerst auf die Bibliothek und sah dort das Manuskript des Tractatulus, es ist nicht von Spinozas Hand, überhaupt ist kein solches hier. Auch Kortholt in der 2. Auflage ist nicht auf der Bibliothek, ich fahnde vergebens überall darnach. Ich ging allein in der Stadt umher. In einem Buchladen traf ich einen jungen Mann, der mich nach der portugiesischen Synagoge begleitete.

633.

Scheveningen, 1. September 1878.

Gestern Morgen fuhr ich mit du Bois und vom Rath und Frau nach der Stadt, wo wir bei der 84jährigen Wittwe des Admirals von Carnebeck zum Anschauen des Einzugs [des Prinzen Heinrich mit seiner Gemahlin] geladen waren. Das Haus, ein Eckhaus, gegenüber dem ehemaligen von Oldenbarneveldt, ist ein volles Patrizierhaus, und es war große Gesellschaft geladen, viele schöne junge Mädchen von dem hellen Incarnat der Holländerinnen; auch ältere Paare waren da und viele mit alten historischen Namen. Die Admiralin, noch lebhaft, sprach wie fast Alle gut deutsch, und Alle haben meine Bücher gelesen, besonders „das Landhaus am Rhein" ist hier sehr beliebt.

Es regnete beständig und Alles auf der Straße spannte Schirme auf. Die Musikbande an der Ecke spielte „Wilhelmus von Nassawe", die Hofwagen kamen und es wurde Hoch gerufen. Der Aufzug machte geringen Eindruck.

Nachdem ich noch das Haus mit seinen vielen guten Bildern (Originale und Copien) und die stolzgediegene Einrichtung gesehen, ging ich zu Maler Israels, der mit seinem Sohne von einer Studienreise zurückgekehrt ist. Ich wurde wie ein alter Freund bewillkommt. Ich traf auch den berühmten Seemaler Mesdag. Im Atelier Israels lernte ich die Besonderheit kennen, die mir das Richtige scheint: die Niederländer, auch die neuen, malen nur was man wirklich mit einem Blicke sieht, keine Details, die besondere Blicke heischen, und vor Allem, sie können malen und das Wie ist die Hauptsache, nicht das Was. Israels zeigte mir seine Skizzen, und ich darf mir eine draus wählen, er sagt, er verdanke meinen Schriften sehr viel.

Den 2. September 1878.

Heute ist der Sedantag, er wird im Vaterlande nicht gefeiert werden, wie sein sollte, denn wir sind noch nicht so gefestigt, daß wir über momen-

tane politische Verstimmungen hinüber den Grund unseres Lebens unerschüttert wissen.

Ich hatte dem Maler Mesdag versprochen, in sein Atelier zu kommen, und ich war gestern Mittag dort. Wie herrlich haben diese Künstler ihr Heim ausgestattet! Ich sah wunderbare Bilder bei ihm, meist vom Strande hier aufgenommen, in allen Jahreszeiten, Beleuchtungen und Situationen. Auch seine Frau ist vortreffliche Malerin vom Festlande. Es regnete, wie jeden Tag, und ich fuhr mit Dr. Wenzelburger und Valentin Marx nach Rotterdam. Wir fuhren an Delft vorüber und an Schiedam, wo Spinoza bei de Vries gewesen war (man weiß aber kein Haus mehr). Rotterdam ist eine Stadt, in der Blicke durch die Straßen sich von selber zu Bildern gestalten, und nun erst der Hafen mit Ostindienfahrern, Fregatten und Schonern und die mit Schiffen erfüllten Kanäle in der Stadt!

Den 4. September 1878.

Ich war gestern nochmals im Haag und sah in der städtischen Sammlung das Porträt Spinozas. Ich war erstaunt, er ist dem Brustbilde nach viel größer als ich gedacht hatte. Das Bild ist nicht gut gemalt, die schmalen Augbrauen sind unnatürlich fest und dick, das Auge gewaltsam aufgerissen. Die Haut, wo der Bart wächst, ist bläulich, der Mund fest geschlossen mit anmuthiger Lippe.

Gestern Nacht hatte ich noch viel Besuch von Holländern und da hörte ich, daß Oranien und Protestantismus für das Volk eins ist, und das einzige Pathos dieses Volkes ist der Protestantismus.

Den 5. September.

Ich habe gestern unter vielen Annehmlichkeiten und Anstrengungen die Wohnung Spinozas in Rhynsburg gesehen, dort, wo er zuerst ein längeres ruhiges Asyl fand.

Ich fuhr mit Valentin am Mittag nach dem Haag. Wir frühstückten im Südholländischen Kaffeehaus im Garten und wunderschön klang dazu das Glockenspiel, das Lied von Neerlands bloed, das seltsamer Weise den Hauptaccord ganz gleich mit dem Refrain der Wacht am Rhein hat.

Ein mir äußerst sympathischer junger Mann, Herr Hooft van Iddekinge kam (er ist Sekretär der Staatsanstalten zur Conservirung alter Baudenkmäler ꝛc.) und war sofort bereit, mit uns zu fahren. Unterwegs nahmen wir noch einen jungen Mann mit, Namens van Santen-Kolf, der künstlerisch schön eingerichtet ist und sich besonders mit Theorie und Geschichte der Musik beschäftigt. Er war viel im Schwarzwald und kennt meine Sachen. Auf dem Wege kamen wir an Voorburg vorüber,

das sich mit Thurm und Windmühle aus den Bäumen heraus zeigte. In den Wiesen wiederum die Gruppenbilder von Kühen, Schafen und Pferden. Wir kamen nach Leyden. Am Wege steht ein Denkmal Boerhaaves. Ein Produkt jener plastischen Phrasenhaftigkeit, über die künftige Jahrhunderte spotten werden; der bekannte Mantel, der dem Manne darunter malerisch umgeschlagen ist, und der Mann macht eine Rednergeste und wirft den Kopf zurück mit dem Ausdruck: Ich bin ein großer Mann und wie schön hat mich mein Bildhauer gemacht! Die Bildhauer machen nicht gern sitzende Gestalten, auch weil die Mantel-Maskerade wegfällt. Wir fuhren dann durch eine Allee von Ulmen und geschorenen Hecken, immer an Kanälen entlang, den Weg nach Rhynsburg. Hier wird auch das Heu in Feimen aufgestellt. Die Thürme des Schlosses Endegeest ragten aus großen schönen Bäumen hervor, dort hat Cartesius viele Jahre gelebt. Der Boden von Rhynsburg ist von einer erstaunlich üppigen Fruchtbarkeit. Man baggert die Kanäle aus, und den Schlamm, den man hier gewinnt, bildet einen Dünger ohne Gleichen. Man melkt hier die Kühe auf freiem Felde und schnallt ihnen die beiden Hinterfüße mit einem Riemen.

Wir kamen in das Dorf; unsere Begleiter sagten, es habe noch den altholländischen Charakter, wie wenige Dörfer noch sind. Auch dieses Dorf ist mit Kanälen durchzogen und überall sind kleine Brücken, und ganze Schiffe voll frischer Zwiebeln liegen zur Ausfuhr bereit. Wir kamen nach Spinoza-Laan (so heißt ein kleines Nebengäßchen, das von einem Kanal landeinwärts führt), es ist das letzte Haus der Laan und wie alle Häuser einstöckig, aus unverputzten Ziegeln gebaut. Der Blick geht von da ins Freie, über sehr emsig angebaute Nutzgärten hinweg bis zu den Dünen von Katwyk. Hart am Hause stehen schlanke Eschen; die Giebelseite des Hauses ist mit einem in die Breite gerissenen Spalier Birnbaum bepflanzt, und in der Mitte der Zweige ist ein Fenster, daraus ein alter Mann sah. Eine wohlgebildete Frau, mit einem Kind auf dem Arm, öffnete uns das Haus, in dem Spinoza nach bitteren Erfahrungen und Wanderungen wohl zum erstenmal rechte Ruhe fand. Der Mann, dem das Haus gehört, ist ein Gärtner. Ich ließ durch van Santen die Frau fragen, ob hier im Dorfe auch Juden wohnten. Sie sagte: nein, aber in Katwyk wohnen zwei, und hier im Hause hat vor 200 Jahren auch ein Jude gewohnt. Ein Gefühl der Sauberkeit und Wohlordnung überkommt einen immer, wenn man in ein holländisches Haus eintritt, und da war ein Zimmer noch ganz mit dem alten Fenster und der Boden noch in ganz alter Weise mit rothen, schwarzen und gelben Bließen bedeckt. Wir suchten den Arzt auf, fanden ihn aber nicht zu Hause. Wir gingen nach der Kirche. Am Kirchhofe sind auf Säulen in Stein abgebildete Todtenköpfe mit Querknochen,

der Thurm ist noch ganz im romanischen Stil erbaut, mit rheinischen Quadern, die andere Kirche ist neu. Wir fuhren zurück ins Innere der schönen Stadt Leyden, gingen dort auf die Burg, wo man einen Ueberblick über die Stadt hat, und kehrten dann heim.

Freitag, 6. September 1878.

Ich hatte heute früh gute Stunden mit Ed. Bendemann. Wie mich Jeder auf die Dorfgeschichten signirt, so ihn auf die Trauernden Juden, und er hat doch seitdem fortschreitend manches Tüchtige gemacht. Es thut wohl, wieder mit einem alten treuen Freunde zu sein, und er bildet mit Rietschel und den Andern die beste Erinnerung aus meiner Dresdner Zeit. Er machte mich auch besonders auf ein Bild von van der Helst in Amsterdam aufmerksam, indem er sagte: Das ist das zweite Wunderwerk der Welt, das erste ist die Sixtina.

Ich will dir aber noch schnell von meiner gestrigen Wallfahrt nach Voorburg erzählen. Wir fuhren an den schönsten Landhäusern vorüber, das ist ein üppiger Baumwuchs und eine Gartenpflege, wie sonst nirgends, und überall die Kanäle mit Schiffen, Bild an Bild. Wir kamen auch an dem Landhause von Huygens vorüber, das ist noch ganz wie im 17. Jahrhundert, und hier war Spinoza sicherlich oftmals bei dem großen Mathematiker, mit dem er ja auch briefwechselte. Wir kamen ins Dorf, es ist so wunderbar schön und sauber. Der Pfarrer, ein wohlbeleibter frischer Mann, erklärte mir, daß man nur die Straße, aber nicht das Haus kenne, wo Spinoza gewohnt, und daß eine Tradition sei, Spinoza habe sich hier in die Wahl eines neuen Pfarrers gemischt, sich dadurch Feinde zugezogen und sei deswegen nach dem Haag übergesiedelt. Wir waren in der Kerklaan, wo er wohnte, dann gingen wir in das Wirthshaus zum Schwan, auf welchem die Bauzeit 1632 eingemeißelt ist, und drin in der Stube begegnete mir ein so Anmuthiges, wie noch selten im Leben. Da war ein Mädchen von 18 Jahren, so schön wie die volle, eben erst aufgeschlossene Rose und von jener leuchtenden Hautfarbe, die eben nur den Niederländerinnen eigen, mit braunem goldschimmerndem Haar und runden vollen Händen, schlanken Wuchses. Sie las in einem Buche, und das war Op de hoogte. Das Erröthen der Wangen, das Glühen der Augen, das Zittern der Lippen, als Santen-Kolff ihr sagte (er kennt sie, es ist die Tochter des Hauses), ich sei der Verfasser, das kann kein Dichter schildern, kein Maler malen. Sie schrieb mir ihren Namen auf, und ich mußte ihr auf eine Karte eine Erinnerung schreiben.

Wir fuhren durch den Bosch zurück, ich aß bei Maler Israels, und Abends begleiteten mich Hooft, Santen u. A. hieher. Jetzt pack' ich, und dann geht's fort von hier nach Amsterdam.

634.

Amsterdam, (Amstel-Hotel), 7. September 1878, Morgens 6½ Uhr.

Zu solcher Tageszeit habe ich dir noch nie geschrieben. Ja, gestern beim Erwachen das gewaltige, aber in seiner Gleichmäßigkeit nicht störende Rauschen des Meeres, heute seit Schlag 5 Uhr gerade vor meinem Fenster und ganz nahe das hämmernde Picken der Straßenpflasterer, ich konnte nicht anders als unwillig aufstehen und lesen und jetzt schreiben.

Am Bahnhofe im Haag hatte ich noch viel zu sprechen mit den vielen Männern, die Abschied zu nehmen gekommen waren. Wir fuhren hierher und waren so begierig, das Geburtshaus Spinozas zu sehen und den Freitag Abend in der portugiesischen Synagoge, daß wir unsers Hungers vergaßen. Die portugiesische Synagoge ist aber nicht die alte aus Spinozas Zeiten.

[Datum des Vorhergehenden.]

In der Synagoge war es wieder so wie im Haag, nur das Gebäude größer. Wir gingen bald fort, und jetzt kamen wir in ein Gewirre und Gelärme von Menschengruppen hinein, daß man glauben mußte, man sei an hellem Tag oder in der Dämmerung auf den Blocksberg versetzt. Das wimmelte noch alles in der Jodenbreestraat durcheinander, das kreischte Obst, Fische, Gebäcke ausrufend, noch nach dem Anfang des Sabbath, und jüdische Bettelweiber, Mädchen und Kinder, gräßlich anzuschauen, verwahrlost — Alles wie ein Höllenbreughel, und ich muß sagen: Hätte ich diese Form gekannt, wie die Juden sich hier in ihrem Freiheitsbewußtsein auf der Straße bewegen, ich hätte sie noch ganz anders in meinem Spinoza geschildert. Und eine mit Abscheu gemischte Erbitterung Spinozas gegen solche Genossenschaft ist mir nun neu erklärlich, und die Absonderung der gebildeten Juden ist eine innere Nothwendigkeit. Wir waren froh, aus diesem Getriebe herauszukommen.

635.

Amsterdam, 8. September 1878.

Hätte ich die Juden verschiedener Klassen hier gekannt, ich hätte viel bewegtere, aber auch schönere Gruppenbilder aufgestellt; aber hätte ich die beiden großen Bilder aus Spinozas Zeit von den ersten Meistern (1. Rembrandts sogenannte Nachtwache, die eigentlich Tagwache sein soll, und 2. van der Helsts Schützenmahlzeit) gekannt, ich hätte den Eintritt des westphälischen Friedens nicht so gemacht, wie er jetzt ist. Ich hätte das große Leben dieser mannhaften Gestalten hereingezogen; aber freilich ich hätte, damals noch am Biographischen hängend und doch nicht mit dem Muthe freier Gestaltung ausgerüstet, das doch wahrscheinlich nicht machen können.

Was mir heute Nacht besonders klar wurde, ist dieses: Da sind

nun Menschen aus einer bestimmten Zeit, mit eigenthümlichen Physiognomien und Zeitgewändern, und sie leben ewig. Die bildende Kunst kann nur zwei Dinge: entweder lebendig Geschautes wiedergeben mit allem Zeitlichen, oder das in der Phantasie produzirte Urbild, die reine Gestalt, die reine Verkörperung der absoluten Schönheit und Innigkeit in ihrer Zeitlosigkeit fassen. Das hat vor Allem Raphael vermocht und er mußte die Fleischwerdung der höchsten Ideen erfassen. Das Historische, das Zeitliche dagegen haben diese Niederländer gefaßt, in der leblosen Natur, wie im Thiere, und zuletzt im Menschen. Hier gilt das Entweder — Oder. Du kannst nur fassen, was Dein Auge in Deiner Zeit geschaut, oder was kein Auge in keiner Zeit geschaut. Hältst Du Deine Zeitgenossenschaft fest, so wird Dein Gebilde für künftige Zeiten ein historisches, und Du gibst etwas, was keine mit Worten geschriebene Geschichte festhalten kann. Wenn nun aber z. B. ein sogenannter Historienmaler wie Schnorr uns den Einzug Barbarossas in Mailand darstellt, so ist das ein willkürliches Produkt, aus der Gymnasiasten- und Universitätsbildung erzeugt, kein für ihn, kein für uns Naturnothwendiges. Es ist die künstliche Homunculus-Macherei, und es ist gleichgiltig, ob dieses Bild heute oder nach 100 Jahren gemacht wird; es zeigt eben nur ganz abstract, wie man damals malen konnte, weiter nichts. Und ganz ist es so mit der Dichtkunst. Der historische Roman ist eine Willkürlichkeit, in der Bibliothek erzeugt; entweder muß man sein Zeitleben auffassen, oder — und das ist freilich das Höchste, was nur Dante, Goethe und Byron gelungen — das zeitlos Menschliche. Das schließt die großen Dramen Shakespeares nicht aus; denn die Menschen reden lassen, handeln lassen, das ist bereits ein Stück aus jener zeitlosen Welt, die dann nur in Zeitbedingungen eingekleidet ist, und in ganz gemessenen Situationen, aber nicht in dem ruhigen Sein und Behaben, wie das die Malerei und Erzählungskunst zu ihrem Thema haben muß.

Aber jetzt genug, und ich will dir erzählen.

Unser erster Gang war nach der Spinozastraat hier in der Nähe. Die Straße besteht aus lauter neuen dreistöckigen Häusern mit Balkon, und oben an der Spitze ist ein Vordach, wie an einer Scheune, mit einem Aufziehbalken; denn die Treppen hier sind so steil als eng, und man bringt den Hausrath auf diese Weise heraus und herein. Die ganze eine Seite ist von einem Spital mit Garten für Augenkranke eingenommen. Der Lohndiener erzählte uns sehr Merkwürdiges. Unter den 10,000 Diamantenschleifern hier sind nur 200 Christen, unter den 22 Professoren der Universität eine beträchtliche Anzahl Juden. Durch den Ankauf der Diamantenfelder am Cap ist aufs neue wieder großer Reichthum hierhergekommen. Wir gingen nun nach dem Holzgracht, wo das Haus Nr. 57 neben der

katholischen Kirche „Moses und Aron“ als Spinozas Geburtshaus bezeichnet wird. Die Menschen staunen alle uns an, wenn wir so die Häuser betrachten, und die gestern so entsetzlich Schmutzigen und Verwahrlosten gehen heute in Sabbathkleidern. Ueberall an den Fenstern sitzen jüdische Frauen mit weißen Kleidern. An den Thürpfosten auf der Straße sind die üblichen Denkzeichen mit dem „Höre Israel!“ angebracht. Der Lohndiener sagte uns, daß hier ein Apotheker de Castro wohne, der viel aus Spinozas Zeiten wisse. Wir traten ein. Der junge Mann wurde flammroth bei meinem Namen, aber nicht er, sondern sein verstorbener Bruder war der Kenner. Er konnte sich nicht, gar nicht genügen im Ausdruck seiner Freude und sagte mir, seine 76jährige gelähmte Mutter fände ihre Haupterquickung in meinen Schriften. „Barfüßele“ habe sie gewiß schon zehnmal gelesen. Ich erklärte mich bereit, die Frau zu besuchen und fand eine überaus feine Matrone in einem Lehnstuhl im schönen Zimmer, die mir so bewegt dankte, daß ich kaum ein Wort reden konnte. „Was bist Du für ein Mensch, was kennst Du die Menschen und thust ihnen so gut“ sagte sie oft. — Ist das nicht ein wundersames Gegenspiel gegen die glänzend schöne 18jährige Petronella in Voorburg?

Wir sahen dann das Standbild Rembrandts an, es ist wie das Schuberts in Wien in einem geschlossenen Gartenraum, von einem Franzosen modellirt, kühn und frei, aber der Mantel ist wieder eitel Phrase, und nun gar der Lorbeerkranz im Rücken auf einer Erhöhung!

Ich suchte dann noch den Hauptredakteur der Nieuws van den Dag auf (die Holländer schreiben Dag, und das ist schöner als Tag), der „Landolin“ übersetzt hat (er heißt H. de Veer), und Alles war freundlich.

Wir frühstückten und promenirten, dann sah ich die [erwähnten] Bilder. Abends besuchte ich Professor Israels, den Bruder des Malers; er hat mir vor 20 Jahren die lokalen Irrthümer in meiner ersten Bearbeitung des Spinoza nachgewiesen und ich habe danach bei den neuen Auflagen Alles corrigirt. Ich fand in seiner Frau eine sehr gebildete Deutsche aus Friesland, und als ich über die entsetzlichen Zerrbilder von gestern klagte, sagte mir Israels zum Troste, daß nur wenig jüdische Männer (und jüdische Frauen gar nicht) Schnaps trinken, was bei dem sonstigen niedern Volke hier noch Grauenhafteres aufzeigt.

Den 9. September.

Ich tauge eigentlich nicht zum Reisen, wenigstens Erholung ist mir's nicht, im Gegentheil die stärkste Ermüdung. Ich bin keine Reisekraft, und eigentlich wohl ist mir's nur in der Stille im Walde.

Gestern früh kam unser Landsmann, der Architekt Redtenbacher, mir

die Baulichkeiten zu erläutern. Dann fuhren wir mit Professor Israels und dessen Schwägerin, um einen vollen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen, zuerst auf der Landseite bis zum Vondelspark und dann nach dem Y. Es ist zum höchsten Erstaunen, wie man hier dem Wasser das Land abgewinnt, und mir war dann wieder neu wohl, als ich die Seeluft athmete und die Seeschiffe sah. Wir fuhren auch an dem Hause de Ruyters vorbei. Von allen bedeutenden Menschen hat man Sicheres bewahrt, nur Spinozas Geburtshaus und Grab findet man nicht mehr.

Amsterdam, 10. September 1878.

Das ist mehr, unsäglich mehr als ich je ahnen konnte, was ich gestern sah, oder eigentlich mitlebte, vor meinen Augen, in meiner Seele das ganze Leben eines Jahrhunderts unter den von der spanischen Inquisition befreiten Juden. Die stolzen, geistig strammen Männer, die wunderbare Frau, anzuschauen wie eine mächtige Fürstin, wie eine Mutter der Makkabäer, sie blickten mich an. Spinoza sagt selber, die Dinge begreifen, heißt alle Störungen und Abirrungen und alle Gewaltsamkeiten verzeihen. Diese Männer, die Alles opferten in der Vergangenheit und die nach den Protokollbüchern am Tage arbeiteten und in der Nacht wachten zum Heile ihrer Religion und deren Mitbekenner, die konnten es nicht gelassen hingehen lassen, daß ein Mann durch philosophische Untersuchungen alle ihre Hingebungen als Vergeudungen an ein Phantom darstellte, sie mußten den Ketzer verfolgen.

Ich habe die beiden Blätter in der Hand gehabt, die zusammengeklebt sind, und auf der einen Seite steht in portugiesischer Sprache der Beschluß des jüdischen Gemeinderaths mit den Unterschriften, daß diese Blätter auf ewig verklebt sein sollen. Sie enthalten den Bann und wahrscheinlich auch das Verfahren gegen Spinoza. Ich ließ die Sonne hindurchscheinen, man konnte Einiges unterscheiden, namentlich einige Unterschriften, ähnlich dem Protokoll, weiter nichts.

Ich will dir aber wieder ordentlich erzählen.

Ich ging mit Michel Mendes nach der portugiesischen Synagoge. Wir kamen nach dem Gemeindehaus. Da hängen sehr charakteristische Bilder von einem hochbedeutenden jüdischen Maler Brandom. Eines, „Die Predigt des Rabbinatsbeisitzers Cardoso": der Rabbiner, einen Vortrag haltend, und in der Synagoge wunderbare Gruppen; ein anderes, „Die Prüfung", wo die Knaben herankommen und geprüft werden. Im Sitzungssaale der Parnasim [Vorsteher] ist mehrfach das Wappen der jüdischen Gemeinde angebracht, als Holzschnitzerei auf den Stühlen 2c., ein Pelikan, der sich die Brust aufreißt und 3 Junge nährt. Ein anderes Bild stellt die

Einweihung der jetzigen Synagoge vor 200 Jahren dar, die Rabbiner tragen Kerzen. Der Küster schloß mir die Synagoge auf, an der „heiligen Lade" ist an einer der Holzsäulen ein Maser, der ganz deutlich das Bild eines Papageien hat, das sich von selbst herausschnitt. Der Küster hat nur Weniges in seinem Verschluß: ein Waschbecken für die Priester-Nachkommen, von Abraham und Sara Cohen de Hereira gespendet, in schöner getriebener Arbeit, dann schöne getriebene Schalen, die an den Fasttagen je zu drei von den Vorstehern umhergetragen werden (in die eine wird für die Armen, in die andere für Palästina, in die dritte für jüdische Gefangene gesammelt). Ich war dann bei dem Küster in seiner Wohnung, die holländisch säuberlich ist. Endlich war der Sekretär der Gemeinde in sein Bureau gekommen. Auch ein Vorsteher war da, und als ich von der Bedeutung Spinozas sprach, sagte der kleine Mann mit feurigen braunen Augen in heftigem Tone: „Er war ein Feind der Juden." Ich kann dem angesehenen Manne, der seine besten Tagesstunden für Gemeindeangelegenheiten hingibt, wohl nachfühlen, daß er nicht human gegen den Zerstörer sein kann. Endlich brachte ich den Sekretär dazu, daß er mir aus dem Archiv zwei große, in Schweinsleder gebundene Folianten herbeibrachte, und noch ein drittes Buch, worin aus dem vorigen Jahrhundert im portugiesischen Manuskript die Geschichte der Gemeinde geschrieben ist. Das Protokollbuch war mir natürlich das Wichtigste, und darin ist das verklebte Blatt, das andere aber ist noch viel merkwürdiger. Ich schlage auf, was sehe ich? einen vortrefflichen Kupferstich, ein Bild Menasse ben Israels, mit vollem, über die Stirne gekräuseltem Haare, auf dem Scheitel sitzt ein schwarzes Käppchen, Gesicht und Haltung die eines Mannes, der eben den Harnisch ausgezogen; eine wahrhaft ritterliche Gestalt mit Schnurrbart und Spitzbart, wie Gustav Adolph. Und diesem Manne hat Victor Hugo in seinem Drama: Cromwell die Rolle gegeben, die der Mohr Mulley Hassan in Schillers Fiesco hat. Auch die Bilder anderer Männer sind da, ich weiß sie leider nicht mehr.

Am meisten ergriff mich aber ein Kupferstich mit hebräischer Umschrift, der eine imponirende Frauengestalt, gewaltig und schmerzvoll wie eine neue Niobe, darstellt. Es ist die Frau, die drei ihrer Söhne von der Inquisition verbrennen sah und deren Geschichte hier erzählt ist, die ich leider nicht lesen konnte. Mein Gedanke war sofort: ich muß die Erlaubniß haben, eine Abschrift zu bekommen. Man sagte mir aber, die würde mir schwerlich gewährt. Indeß könne mir Herr D. Mendes, der Mitglied des Consistoriums ist, vielleicht die Erlaubniß verschaffen. Endlich fanden sich auch, auf einem Bogen aufgeklebt, 4 Abbildungen von verschiedenen Seiten der Synagoge, die zu Spinozas Zeiten vorhanden war. Der Sekretär war so freundlich, mir Einiges aus dem Portugiesischen ins Französische

zu übersetzen. Und um mir zu zeigen, daß man mich hier kenne, brachte er mir die holländische Uebersetzung meines Romans Spinoza, die auch im jüdischen Archiv aufbewahrt ist. Ich fragte, ob ich diese Akten abschreiben lassen dürfe, und er sagte, er selber könne nichts zugeben 2c., und Alles, was er sagte, war mit einem theils lauernden, theils schüchternen Blicke aus dem wunderbar braunen Auge. Ich habe noch bei allen Portugiesen, die mir begegneten, diese wunderbaren, glühend dunkeln Augen gefunden.

Der Sekretär las mir immer weiter und immer mehr, und gab er zuerst die Dokumente mir in die Hand, wie ein Priester eine Reliquie von einem Ketzer als Kunstwerk betrachten läßt, so wurde er allmählich durch meine Theilnahme immer wärmer. Ich vergaß Hunger und Müdigkeit und lebte so ganz unter den heldenhaften Märtyrern, daß es fast drei Uhr wurde, ehe ich wegkam, und draußen fühlte ich mich vor Hunger und Aufregung so taumelnd und matt, daß ich glaubte, ich käme nicht weiter, und Droschken gibt es hier nicht. O, wie armselig erschien ich mir da! Was haben diese Männer erduldet und wurden nicht müde! Was ist die antike Vaterlandsliebe gegen die Religionsliebe und ihren Opfermuth? Und diese heischte ein Heldenthum in der Stille und Verborgenheit, und da winkte dem Tapfern kein Siegeseinzug, kein Lorbeer, kein Ruhm unter seinen Landsgenossen oder gar Beute — still, glanzlos, nur der Sache hingegeben, nur dem Gotte in der Seele folgend. Ich muß noch einmal sagen, ich habe den portugiesischen Juden nicht das volle Recht in meinem Spinoza angedeihen lassen, freilich, ich hatte damals noch nicht die Kraft dazu und auch nicht die reine Einsicht, es steckte zu viel Aufklärungstrieb in mir. Sonst hätte ich Spinoza einen wirklichen glaubensvollen Mann, etwa wie Menasse ben Israel, der ihm intellektuell ebenbürtig, wenn auch nicht congenial, mit gleicher Kraft und gleichem Gewicht entgegenhalten müssen, und es wäre auch das Höhere, die Philosophie nicht allein Sieger werden zu lassen, sondern jede Macht behauptet sich in ihrem Lager und auf ihrem Kampfgebiete.

Wie weit hinaus hätte ich noch denken können, wenn nicht mein Magen zu schwach gewesen wäre. Ich mußte etwas essen und war so ins Alterthum versenkt, lebte so gar nicht jetzt, daß ich nicht mehr wußte, wo ich bin. Endlich besann ich mich, und ich habe ja das Seltsame, ich verstehe einen Plan im Reisehandbuche ganz und gar nicht, sind mir aber einmal Plätze, Straßen, Häuser sinnliche Anschauungen geworden, dann finde ich mich zurecht. So fand ich also auch endlich ein Kaffeehaus, und der Wirth sprach mich an mit seltsamen Fragen, ich muß sonderbar ausgesehen haben; aber Bouillon, Fleischbrot und Portwein machten mich wieder zum Menschen von heute, und ich las, um mich wieder im Jetzt zurechtzu-

finden], die ganze Kölnische Zeitung von A—Z durch. Bismarck und Lasker waren mir anfangs wunderliche Erscheinungen und das Sozialistengesetz noch mehr, aber ich war doch bald wieder dabei, daß es ein neunzehntes Jahrhundert gibt und ich darin lebe. Ich fuhr auf dem Tram heim und schlief, daß man mich zum Essen wecken mußte.

Den 11. September 1878.

Also morgen reisen wir. Ich sehe, daß ich hier für die Feststellungen zu Spinozas Leben noch so viel zu thun hätte, daß ich jetzt nicht fertig werde. Auch muß ich ja jetzt in ganz Anderes hinein.

Gestern war ich früh Morgens bei einem Sammler hier, einer Figur, wie man sie nur in den wunderlichen Novellen der Romantiker findet. Ein reicher Mann, der Alles sammelt, was auf Theater Bezug hat und vornehmlich auf das niederländische. Ich hoffte, für meine Spinoza-Zeit Manches zu finden, was just nicht zum Theater gehört, und fand auch z. B. ein gleichzeitiges Stück über Masaniello. (Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß im jüdischen Archiv ich auch Kupferstiche von Sabbathai Zewi und einem seiner Generäle sah.) Ja, der Sammler war fast noch interessanter als seine Kataloge, alten Theaterstücke und Costümbilder und selbst ein kleines Theaterchen &c.; er ließ mir dann seinen künstlichen Wasserfall im Garten sich ergießen und Alles ist so putzig und treuherzig zugleich.

Ich war dann nochmals in der portugiesischen Synagoge beim Küster und ging dann in die Bildergalerie, wo ich gute Stunden allein hatte, und ich meine, daß die Niederländer, zu denen ich stets besondere Vorliebe hatte, mir erst jetzt recht aufgehen, denn ich habe mich weidlich in sie eingesehen. Anderes kann man auch anderswo sehen, aber man kommt sozusagen mit heimischem Farbensinn, mit dem Licht aus dem Leben hier in die Galerien, und dazu bin ich ja im 17. Jahrhundert ziemlich daheim. Nicht nur Rembrandt und van der Helst, auch die Anderen sind mir hier lebensnahe geworden. Ich weiß nicht, ob es schon Jemand bemerkt hat, mir ist klar geworden, hier ist die Kunst nichts Aufgesetztes, willkürlich Verpflanztes, sie ist aus dem Leben gewachsen und gibt Leben, das muthige Mannesthum, das stille Hausleben, das lärmende Straßen- und Kneipenleben und die umgebende Natur. Alles ist Porträt auch im weitesten Sinne, und wenn auch Rembrandt frei componirt und gruppirt, Zusammenhang und Einheit in seine Bilder bringt (während z. B. das herrliche Bild von van der Helst schon an sich die Auflösung der Mahlzeit darstellt und den Accent auf die Individuen legt und das Ganze kein Individuum in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist). Die Hauptsache erscheint mir,

daß diese Kunst mit einem Spinozaschen Ausdrucke als libra necessitas zu bezeichnen ist. Die Objecte sind nicht willkürliche oder rein ideale, zeit-, ort- und volklose, diese Kunst ist national und lokal, und das ist ihr Besonderes und ihr Großes, sie ist nicht abstracter Luxus, sie ist der schöne Luxus des Gebrauchs; diese Kunst ist Freude am Leben, und das soll eigentlich der innerste Trieb aller Kunst sein. Diese Maler hatten aber auch eine frohe Wirklichkeit zu malen, Volkshelden von schlichter Art, deren Heldenthum nicht ihr Beruf, sondern ihr Bürgerthum war, ihr freies selbsterobertes; das sind kernhafte Männer voll Muth und innerer Befriedigung, fromm und fidel.

Nachts war ein Vollmondschein, der Alles in ein träumerisch verklärtes Licht versetzte, Wasser, Häuser und Menschen, und hier ist Alles so sauber, und man könnte die Reinlichkeit die materielle Ehrenhaltung des Menschen nennen.

Aber jetzt muß ich fort, ein Herr David de Castro, der viel weiß, läßt mich zu sich bitten, er war gestern bei mir.

Den 12.

Ich war nahezu vier Stunden bei Herrn de Castro und kam aus Staunen und Rührung nicht heraus. Der Mann hat den alten Kirchhof in Ouderkerk ordnen lassen, mit unsäglicher Mühe und vielem Geld, und hat die Hauptgrabsteine nicht nur wieder aufrichten lassen aus dem hiesigen Schlamm, sondern auch photographiren lassen, und ordnet nun Tabellen Aller vom ersten Kinde an, das hier begraben wurde (die Inschrift ist rührend). Ich sah die Photographien durch. Das ist ein rührendes wie Getragenwerden durch die Jahrhunderte, und welcher Ausdruck der Innigkeit ist auf jedem Stein, aber auch schöne Skulpturen, was auffällig ist. Ich fand den Grabstein vom Vater Spinozas nicht (er ist aber da), der seiner Mutter aber lautet: Ester vrouw van Michael de Spinosa. 22. Chesvan 5413. Demnach war Baruch 21 Jahre alt, als sie starb. De Castro besitzt auch das alte Steuerbuch der jüdischen Gemeinde. Ich sah das Blatt vom Vater Spinozas, und de Castro will nun auf meinen Rath die Steuern vergleichen, um etwaigen Vermögensstand herauszubringen. Auf den Grabsteinen ist die oft wiederkehrende Allegorie: eine Hand aus den Wolken mit Art, die einen Baumstamm eben zertheilt hat. Auch nackte Gestalten und andere Symbole im Stil der Renaissance finden sich auf den Grabsteinen. De Castro hat im Auge etwas von jenem vornehmen Muth der jüdischen Märtyrer, die von keinem Kameraden gesehen und nicht gesehen sein wollen, sich opfern. Ich werde von dem rührend innigen Manne noch viel haben. Ich möchte wieder hieher kommen und Alles gründlich ordnen und feststellen.

636.

Berlin, 14. September 1878.

Da bin ich also wieder an meinem alten Stehpulte, und wo war ich in der Welt und außer der Welt? Es ist mir wie ein Wunder, daß ich wieder da bin, aus so Fremdem, Neuerregendem wieder daheim in der alten Behausung.

In Gesellschaft eines prächtigen, erst drei Tage verheiratheten jungen holländischen Ehepaars reisten wir im sonnigen Tag und sahen noch einmal die holländischen Landschaften und wie das Schilf in den Kanälen mit langen Sensen gemäht wird. Alles glänzte hellfarbig. In Düsseldorf traf ich Bendemann, und er begann eine Zeichnung von mir. Dann gingen wir Abends an den Rhein und in den Malkasten. Gestern Morgen war ich schon um halb Acht bei Bendemann, der mein Bild fertig machte, seine vortreffliche Frau hält es für gelungen. Wir befestigten unsere alte Freundschaft aufs neue. Im rieselnden Landregen reiste ich ab, in Westphalen hellte sich's auf, und die ersten Berge erschienen nach dem Leben in der Ebene wie ganz neue Erscheinungen.

Den 18. September.

Alles wird jetzt von der großen Sozialistengesetz-Debatte zugedeckt. Ich habe nicht versucht, einen Zuhörerplatz im Reichstag zu bekommen, aber man liest loco die Verhandlungen doch anders, und dazu hört man auch von Ohrenzeugen. Du wirst aus den Referaten in den Zeitungen sehen, daß eigentlich nur der Fortschrittsmann Hänel den Kern der Sache bestimmt gefaßt hat.

. . . Der Krieg verwildert die Gesinnungen. Da sagt man, dem Feinde gegenüber und dann in der Diplomatie höre die sogenannte kleine Moral auf, falsche Ausstreuungen und andere Kriegslisten sind nicht nur erlaubt, sondern geboten, und flugs erklärt man dann innere Parteien zu äußeren Feinden, gegen die dann Alles erlaubt ist und die man nach Kriegsbrauch zu Boden streckt.

Gegen das Verfahren der Sozialdemokraten muß freilich gewirkt werden, aber wie? Das ist die bittere Frage, und es ist tief peinlich, daß durch Verwerfung des Gesetzes Auflösung und Conflict aufs neue da sind und die ohnehin schon tief geschädigte und lahm gelegte Volksgesinnung noch mehr turbirt und corrumpirt wird. Aber genug!

Den 19. September.

Gestern war ich in der Kunstausstellung und habe heute bereits einen Dialog darüber geschrieben, ich lasse ihn aber vor der Publikation noch etwas liegen.

... Man sollte es kaum glauben, aber es ist so. In seiner Fraction wurde Lasker nur schwer in die Commission für das Sozialistengesetz gewählt, weil er der Annahme des Gesetzes nicht durch Dick und Dünn zustimmt.

637.

Berlin, 21. September 1878.

Mein noch einziger Bruder Julius ist todt! Es steht in den Zeitungen, daß er aus dem Wagen gestürzt und todt. Ich habe das gestern Nacht auch erst aus der Zeitung erfahren, und wie kraß! Es sind jetzt 35 Jahre, seit ich auf dem Dampfschiffe bei Mainz ihm zum letztenmal die Hand reichte, er lebte in weiter Ferne, aber ich hatte doch den Gedanken, daß mir ein Bruder lebt, und er erquickte mich ab und zu mit Briefen voll Innigkeit, ja von überschwenglichem Ausdruck seiner Dankbarkeit und Liebe. Er hielt den Gedanken fest, daß er, um mich zu sehen, noch einmal nach dem Vaterlande komme.

In seinem letzten Briefe schrieb er, mir das ruhmvolle juristische Examen seines Sohnes Joseph schildernd: „Bisher war mein Stolz, der Bruder meines Bruders zu sein, jetzt ist mein Stolz, der Vater meines Sohnes zu sein."

638.

Berlin, 26. September 1878.

Unglückseliges Klavierspiel! Was bin ich von Haus zu Haus schon damit geplagt worden. Ich hatte so schöne Stille in meinem Zimmer, aber die Häuser hier sind so verdammt dünn gebaut, daß ich durch Klavierspiel im Nebenhause, wo jetzt neue Leute eingezogen sind, schon in der heiligen Morgenfrühe geplagt werde.

Ich habe dir heute das neue Heft von Westermanns Monatsschrift geschickt und du wirst meine kleine Geschichte darin lesen; ich lege gar keinen Werth darauf, aber wenn ich das Zeug betrachte, das jetzt geschrieben und gedruckt wird, könnte ich stolz werden. Gegen dieses großsprecherische Spelunkenthum und diese bettelhafte Erfindungskraft sind die französischen Unzuchtsromane noch Muster der Grazie und Sittigkeit. Dabei ist's eine unbeabsichtigte Ironie, daß Heine im Tingeltangel gesungen wird. Ich bin gewiß kein Verehrer Heines, aber seine hohe Dichterkraft verdient es doch nicht, im Fusel der Kellerkneipen herumgezerrt zu werden.

Ich hatte gestern gute Stunden mit Bayard Taylor. Er erzählte mir von seinem bald erscheinenden Epos „Prinz Deukalion." Der Gedanke ist groß und die Symbolik kühn, es umfaßt zwei Jahrtausende Vergangenheit und ein Stück Zukunft.

Berlin, 27. September 1878.

Nun habe ich heute Brief von Joseph, dem Sohne meines Bruders Julius. Die Zeitungsnachricht ist wahr. Julius hat nach dem Sturz aus dem Wagen noch acht Tage in Schmerzen gelebt, immer wünschend, noch leben zu können für seine Kinder und um mich zu sehen.

Among his last words were: „Give Berthold my brotherly affection — my love". Joseph schreibt mir englisch und sagt, daß Julius auf seinem Krankenlager immer englisch gesprochen habe, „aber gegen sein Ende kehrte er im Delirium zu seinem alten Leben mit Ihnen zurück und sprach die Sprache seiner Kindheit. O, wie liebte er Sie! Seine Gedanken waren stets bei Ihnen, und wir sprachen stundenlang von Ihrem früheren Leben, und seine größte Sehnsucht war, daß er und ich Sie noch sehen könnten. Wie war er stets stolz auf jedes Lob, das Ihnen ertheilt wurde, und wie innig liebte er Alles, was Sie geschrieben haben. Wenige Tage vor dem traurigen Fall erzählte er mir so lieb, wie er Sie noch sehe auf dem Verdeck, als er das Vaterland verließ und wie Sie ihm noch Ihre eigenen Handschuhe anzogen." Der Brief Josephs zeugt auch von der großen Achtung und Liebe, die Julius in den weitesten und in den besten Kreisen genoß. Und nun so in der Manneskraft durch einen unvorgesehenen Sturz todt, eben jetzt, da er beginnen durfte, die Freuden eines mühselig auferbauten Lebens ruhig zu empfangen!

De Castro in Amsterdam schickt mir neue, höchst merkwürdige Dokumente zum Leben Spinozas und seiner Vorfahren, und das hebt mich nun über alles Persönliche hinaus, macht mich's wenigstens vergessen. Spinozas Vater starb nicht ganz ein Jahr nach dem Tode von dessen Mutter und es stellt sich nunmehr heraus, daß die Eltern die Bannung des Sohnes nicht erlebten.

Sonntag, 29. September 1878.

Ich ging gestern wieder in die Kunstausstellung. Ich sah ein neues großes Bild von Defregger: Hofer, vor der Hinrichtung Abschied von seinen Genossen nehmend. Andree Hofer ist sehr gut charakterisirt und auch die bewegten Genossen, aber es ist mir fraglich, ob das Bauernthum so lebensgroß darzustellen ist, die nägelbeschlagenen Schuhsohlen u. dgl. drängen sich zu sehr vor. Ist es aber nicht unberechtigte Tradition, daß nur Seide und Sammt u. dgl. malerisch lebensgroß berechtigt sind? Jedenfalls hat Defregger den richtigen Moment gewählt, nicht die Hinrichtung, sondern die unmittelbar vorhergehende Situation; auf der Schwelle, da fällt das Krasse weg oder ist vielmehr unsichtbare Folge.

639.

Berlin, 17. October 1878.

. . . Durch das Gespräch über Defreggers Andree Hofer wieder auf das Thema gebracht, ließ ich mir mein Drama, von dem ich gar kein Exemplar besitze, aus Leipzig kommen. Nächstens werden es dreißig Jahre, daß ich das geschrieben habe, und als ich gestern Abend darin las, fand ich doch, daß etwas dran ist. Freilich ist die Structur nicht künstlerisch, und vor Allem auffällig ist mir eine Gewaltsamkeit in der Diction, da ist jedes Wort charakteristisch oder will es wenigstens sein, eine Kette von lauter Besonderheit des volksthümlichen Ausdrucks. Ich war damals eben in einer Krisis, die sich noch zuspitzte in „Neues Leben", bis ich ganz davon loskam. Es ist doch gar wunderlich, wenn man solche alte Bilder seiner selbst wiedersieht.

Ich meine aber doch, daß eben jetzt und hier, wo durch das neue großartige Bild von Defregger Hofer wirklich wieder auferstanden ist, das Stück sich für die Bühne einrichten ließe. Freilich müßte da viel gethan werden, und ich habe jetzt nicht Zeit und Stimmung dazu.

Den 19. October.

. . . Die kleine Erzählung vom „Großvater" ꝛc. hat vielfach wegen ihrer Simplicität angesprochen. Es ist eigentlich eine Kalendergeschichte, in diesem Rahmen wäre sie geeigneter. Der „Landolin" findet viel Anklang.

Ich habe gestern mit einem freundschaftlichen Briefe das Buch von F. Vischer „Auch Einer" bekommen. Ich habe schon ein gut Stück darin gelesen, es ist eben so wunderlich als großartig und in Einzelheiten von einer zur Sensitivität gesteigerten Feinheit. Wenn ich Zeit gewinne, schreibe ich darüber, denn ich habe da viel zu sagen. Die darin enthaltene Pfahldorfgeschichte (die ich erst begonnen habe) hat er mir einmal zur Ausarbeitung vorgeschlagen, ich bin aber natürlich nicht frei genug zu solcher Ironisirung, und es scheint auch eine Art romantischen Zaubers darin, dessen ich nicht habhaft werden könnte.

Den 24. October 1878.

Was du über die Volksbildungs-Vereine sagst, ist sehr wahr, aber es muß da doch angegriffen werden. Du hast Recht, man kann und soll nicht die Resultate der Wissenschaft geben ohne die Mühen der Arbeit. Ich habe es oft gesagt: unser deutsches Volk muß kauen lernen, und man darf ihm nicht alle geistige Nahrung in belletristisch flüssiger Form geben. Ich wollte, ich wäre frei genug, um das aller Welt darzulegen.

Mein alter Freund, der frühere Koburgische Minister von Schwendler liegt hier schwer krank, er ließ mich rufen und ich war bei ihm.

640.

Berlin, 29. October 1878.

Ich war also gestern Mittag im Theater bei der Probe von „Eine seltene Frau". Aber wie soll ich's dir sagen? — mein Stückchen gefiel mir gar nicht mehr. Ich war ihm nicht nur ganz fremd geworden — ich hatte kein Exemplar mehr im Hause und wußte nichts Rechtes mehr davon; einzelne Wendungen u. dgl. waren mir nun schon recht, aber das Ganze erschien mir ungeschickt, es ist Alles zu sehr überhastet und kein Conflict ist ausgetragen. Die Heldin spielte freilich ganz vortrefflich und auch der jugendliche Held und der alte Förster u. A. Mag sein, der Accent meiner Thätigkeit liegt wo ganz anders. Das erfuhr ich auch, als ich von der Probe weg meinen Freund Bayard Taylor besuchte, der nach schweren Operationen noch im Bette liegt; ich durfte zu ihm und er hat mir wahrhaft Erhebendes über „Landolin" gesagt.

Berlin, 31. October 1878.

Nun habe ich auch das erlebt! Also abgelehnt, nahezu durchgefallen. Die ersten Worte wurden nicht recht gehört, denn es war noch zu viel Lärm im Zuschauerraum und ich sah, die alten Praktiker haben Recht, als Einleitung etwa eine Scene unter den Dienern vorausgehen zu lassen, die man die Stuhlklappscene nennen könnte, denn sie darf überhört werden. Das Stückchen ging weiter, es wurde vortrefflich gespielt, bei Einzelnem, wo ich es nicht erwartet hatte, wurde gelacht, bei Anderem, wo ich es voraussetzen durfte, fiel der Eindruck zu Boden. Als das Stückchen zu Ende war, wurde, wie mir scheint, bescheiden geklatscht, und erst von Umstehenden hörte ich, daß auch gezischt werde. Ich war also — soll ich sagen durchgefallen? — jedenfalls abgelehnt. Es thut mir leid, denn es wurde vortrefflich gespielt und das Stückchen hat sein Gutes; es ist freilich nicht drastisch, verlangt aufmerksames Zuhören und Eingehen auf die dialektische Bewegung der Empfindungen.

Ich kann dir zur Beruhigung sagen, daß ich heute früh bereits an meiner Erzählung weitergearbeitet habe. Ich weiß, ich habe nun Spießruthen zu laufen in den Theaterkritiken der Zeitungen, ich mach' mir nichts daraus, und es thut mir nur leid, daß der Abdruck dieses Stückchens erst in einiger Zeit in Westermanns Monatsheften möglich ist.

Berlin, 1. November 1878.

Wie ich's erwartet, ja noch mehr, als ich erwartet, wird aus allen Zeitungsflinten Vogelschrot gegen mich losgeschossen, und die Herren Recensenten sind so liebenswürdig, dabei zu sagen, wie hoch sie mich sonst halten 2c. Ich gestehe, daß es mich ärgert, daß ich das Stückchen aufführen ließ, es

war unnöthig, weiter aber geht mein Aerger nicht. Das Ding ist doch mehr werth, als siebzehn solche Stücke wie „Mädchenschwüre“, und wenn nicht die Amüsirsucht, auch um den Preis aller Logik und Psychologie, so überhand genommen hätte, könnte das Stückchen gefällige Aufnahme finden.

... Ich erhielt das Octoberheft von The Westminster Review, und darin geht ein Mann meiner Produktion nach, wie es noch nie geschehen ist; ich habe das Gefühl, als hörte ich nach 30, 40 oder 50 Jahren von mir sprechen, so objectiv und doch so intim nachgehend.

641.

Berlin, 7. November 1878.

Ich glaube, du warst gerade in Gernsbach bei mir, als Professor Sengler aus Freiburg mich besuchte, und heute erhalte ich die Nachricht von seinem Tode, er ist 80 Jahre alt geworden. Er war eine kindlich reine, durch und durch ideal gestimmte Seele, er suchte sich auch von den katholischen Jugendeindrücken loszumachen und von den Schwärmereien, in die er mit Molitor, Brentano u. A. in seiner Jugend gerathen war. Er war einer der Hauptkämpfer für den Altkatholicismus. Im persönlichen Umgang konnte es keinen ruhigern, theilnahmvoll verständigern Mann geben. Es wird mir ein Unersetzliches fehlen, wenn ich wieder nach Freiburg komme.

Den 11. November.

Ich durfte hoffen, diese Woche ganz sicher mit der neuen Durcharbeitung fertig zu werden, und nun habe ich einen gründlichen Katarrh. Und dazu kommt noch, daß nun just vor meinem Fenster heute gepflastert wird, das klingt dumpf und dann wieder hell vom Spitzhammer. Wenn ich gesund wäre, würde mich das weniger angreifen.

Den 16. November.

... Berlin hat entschieden soviel immanente Poesie wie London, aber dazu muß man im intimen Leben stehen, und ich bleibe dabei, das intimste Leben kann nur der schildern, der an einem Orte Kind war. Ich habe das auch einmal dem Kaiser, der damals noch Regent war, gesagt, als er mich fragte, ob ich denn nicht auch einmal einen Roman schreibe, der in Berlin spielte. Eines der besten Muster für den Berliner Roman ist Cabanis von Wilibald Alexis.

Berlin, 18. November 1878.

Heute vor acht Tagen, auch am Montag, hatte ich über das Pflastern auf der Straße auch zu klagen, damals war das Klingen von Spitz- und Breithammer drüben auf der Straße, heute habe ich's nun auf meiner

Seite, und ich habe mir alle Mühe zu geben, meinen Montagmorgen dadurch nicht stören zu lassen. Und siehst du, dieses Moment fällt in jene Sphäre, die Friedrich Vischer in seinem Buche immer als Schnupfen einführt. Ich bin nämlich mit sehr Vielem einverstanden, was du in deinem gestrigen Briefe auf neue mir überraschende Weise über das Buch Vischers sagst; daß du aber annimmst, er habe mit dem Schnupfen den Pessimismus symbolisiren wollen, scheint mir nicht ganz zutreffend, vielmehr scheint mir, daß er damit die Irrationalität in der Theodicee bezeichnen wollte[1]. Wir können — ich finde deinen Ausdruck „Theodicee" sehr schlagend — wir können das moralische Uebel, die Missethaten als error calculi betrachten, so daß es kein radikal Böses gibt und Niemand das Böse um des Bösen willen thut, sondern weil er eben glaubt, dazu berechtigt zu sein, aus Leidenschaft, aus einem übersteigerten Egoismus; die Krankheit aber, das materielle Uebel, können wir gar nicht in Rationalität bringen. Freilich wenn, wie die neuere Naturforschung meint, jede Krankheit von irgend einem Pilz oder sonst einer organischen Substanz herrührt, dann müßten wir sagen: der Pilz, die organische Substanz hat auch ein Recht zu leben, aber wie es jetzt steht, erscheint das materielle Uebel, zumal die Krankheit, als eine Rohheit und Bosheit dessen, was man Weltordnung nennt. Ich wollte dir nur andeuten: da liegen die Punkte; ich bin aber vollkommen mit dir einverstanden, daß die Weltanschauung Vischers ein großer Fortschritt ist gegenüber von Strauß, und das, was er als „oberes Stockwerk" bezeichnet, das hat in der That etwas Erlösendes und Befreiendes. Ich hoffe, das in meinen aphoristisch kritischen Bemerkungen über das Buch darlegen zu können.

Berlin, 21. November 1878.

Ich war gestern Nachmittag in Steglitz bei Strodtmann, und was ich da wieder von Heine hörte, zeigt mir, daß Vischer in seinem Buche ganz treffend gesagt hat: Schopenhauer sei der Heine der Philosophie; beide stammen noch aus der Romantik, die eine überschraubte Idealität war, übertriebene Anforderungen an die Lebensdinge stellte und dann enttäuscht, bitter, hassend, spöttisch und höhnisch und cynisch wurde. Besonders traurig ist nur, daß Beide auf unsere heutige Jugend so einwirken, die nun den Pessimis-

---

[1] Die betreffende Bemerkung ging dahin, daß in „Auch Einer" (mit dem Katarrh u. dgl.) der Pessimismus als krankhafte Verstimmung „bezeichnet" werde, daß aber der Leser sich schwer zurechtfinde, weil den Erscheinungen, die den Mißmuth bewirken, zugleich die Bedeutung als wirkliche Uebel gegeben wird, was freilich kein eigentlicher Widerspruch ist.

mus und die Weltverspottung dogmatisch bekommt, a priori, ohne die Vorstufen durchgemacht zu haben, den Katzenjammer ohne Suff.

Wie gesagt, ich habe da noch Gedichte von Heine gehört, die eben zeigen, daß er jeder Gemeinheit in der Menschennatur überhaupt und in seiner insbesondere die Zügel schießen ließ, seiner Phantasie gar nichts abwehrte und freilich Alles auch mit einer wunderbaren Anschaulichkeit wiedergab. Es ist und bleibt eben dabei, er ist ein ebenso großer Lump als ein Genie, und wie groß muß seine Verlumptheit sein, wenn sie seinem Genie parallel ist!

Auf dem Heimwege gestern mußte ich viel daran denken, wie traurig es ist, daß die beste Jugendzeit [der heranwachsenden Generation] nun in die Reaction, in die Zeit der Ausnahmegesetze fällt; das verbittert und revolutionirt und entwurzelt den letzten Rest von Idealität. Wie ganz anders hatten wir es, die wir auf ein Großes hinzuarbeiten und zu hoffen hatten unter allem Druck; das stärkte und hob die Idealität. Und jetzt — in der Literatur grundsätzlicher Pessimismus und im wirklichen Leben eine Verwilderung, wie auch das Attentat in Spanien und Italien wieder zeigt, und dagegen der Versuch der Hilfe, und Niemand weiß wo? Gestern im Bahnzug sprachen mehrere gesetzte und gebildete Männer davon, daß man die Prügelstrafe wieder einführen, die Freizügigkeit wieder aufheben und öffentliche Hinrichtungen wieder zur Schau stellen müsse, und was der Zorn den Menschen Alles eingibt. Wo soll das alles hinaus! Aus der diplomatischen Welt zeigt sich, daß der einzige Gott, zu dem jetzt aufgeschaut wird, Erfolg ist, ohne Rücksicht wodurch und mit wem; wo soll denn da noch die Moral im kleinen Leben haften?

Berlin, 22. November 1878.

Gestern hatte ich einen guten Gang mit Ludwig Knaus im Thiergarten. Er hat Recht, es ist doch so, daß, wenn man sich auch selten sieht, man bei der Begegnung so zu einander ist, als ob man in ständigem Verkehr wäre, denn man hat das Gefühl, so viele durch geistige Arbeit nahe gestellte Menschen in der Stadt zu haben. Es freut mich, daß Knaus mir besonders bestätigte, daß ich es auch so halte wie er, und immer Neues versuche; es gibt so Viele, die, wenn sie ein Gebiet haben, in dem sie etwas errungen, in dem sie zur Geltung gekommen ꝛc., sich immer nur wiederholen: das thun wir allerdings beide nicht.

Ich habe dir noch nicht erzählt, daß der steiermärkische Dichter Rosegger hier war und mehrmals — einmal auch zu Tische — und mehrere Stunden bei mir war. Er hat hier Gedichte öffentlich vorgelesen, ganz vortrefflich und in Rührung und Heiterkeit ergreifend. Er hat sich mit großer Kraft aus dem Hirtenjungen zu guter literarischer Thätigkeit empor-

gearbeitet. Er kennt das Volksleben intim und bringt ganz neue Seiten zu Tage, und besonders kann er als Christgeborener auch die religiöse Opposition stark betonen. In diesen beiden Oesterreichern, Rosegger und Anzengruber, steckt ein guter Naturalismus, der aber freilich nicht zur künstlerischen Gestaltung heranreicht, und in Rosegger ist ein Hauch aus Hebel, und das ist und bleibt das echt Volksthümliche. Die Art, wie Rosegger mir erzählte, was ihm meine Bücher bei seiner Aufweckung zum höheren Leben geworden seien, war tief rührend, und er hat mir oft und oft betheuert, daß er das Buch „Ivo" und das „Barfüßele" geküßt habe, wie ein katholischer Geistlicher sein Brevier.

642.

Berlin, 30. November 1878.

So sind wir also im Belagerungszustand. Ueber alles eigene und fremde Persönliche hinaus geht mir der Schmerz um unsere vaterländischen Zustände ständig nach. Dahin also ist es gekommen, daß wir alten Burschenschafter keine Freude mehr haben am endlich errichteten einigen Reich. . . Die Idealität war doch das einzige und höchste Gut des deutschen Volkes, das ihm bisher Bestand und Halt gegeben hatte. Die Erfolganbetung — ohne Rücksicht auf die Mittel dazu — ist die tiefste Entsittlichung. Ich tröste mich nur damit: Wir haben im großen Kampfe mit dem äußeren Feinde ohne Niederlage gesiegt, und es ist leider so, eine Niederlage weckt weit eher und stärkt die sittlichen Mächte als ein Sieg. Jetzt müssen wir geweckt werden durch Niederlagen im Innern, durch die Erkenntniß, daß das deutsche Volk noch lange nicht ist, was wir ihm zumutheten. Dem deutschen Volk ist in großem Kampf die Einheit geworden, aber die innere sittliche Einheit, die Reife, das ständige Einstehen für das große Ganze, die sittliche Solidarität ist damit nicht gewonnen.

Aber genug! Ich wollte nur, ich hätte die Kraft und die Lebensfreiheit, das alles öffentlich zu sagen, von Ort zu Ort, von Tag zu Tag, und schonungslos gegen die Götzenanbetung, und der fratzenhafteste Götze heißt: Erfolg ohne sittliche Motive und Attribute.

643.

Berlin, 4. Dezember 1878.

. . . Du meinst, die Gehässigkeiten und Vernachlässigungen, die ich erfahre, gehören zum Alter. Ich kann das nicht zugeben oder doch nur insofern, daß man (oder doch ich) vielleicht im Alter zu sehr auf erfrischende Zufuhr von außen hofft. Ich finde einen von jeher bestandenen Naturfehler in mir, daß ich ständig an Bekannte und Freunde denke und mir ihr Leben vergegenwärtige; daher erwarte ich das Gleiche zu mir und das kommt eben nicht.

Morgen ist also der großartig vorbereitete Einzug des Kaisers. Wir alle sind voll Bangen, der Belagerungszustand paßt nicht dazu, und überdies können einige böse Buben die in der That innerlich wahre allgemeine Freude zerstören.

Den 6. Dezember.

So ist also der Tag gut und schön vorüber. Man kann sagen, in der Million Menschen, die Berlin heißt, war an diesem Tag nur eine einzige Herzbewegung. Freilich befürchtete man auch eine Störung, und wenn unter tausend Jubelnden nur Einer zischt oder pfeift, sticht das heraus und geht nach außen in die Zeitungen als krasser Widerspruch. Es war fast wiederum so wie beim Einzug nach dem Siege, und der Kaiser, der mit der linken Hand grüßte, mußte doch empfinden, was es heißt, daß Hunderttausende ihm zujubeln, das kann doch auslöschen, was ihm von zwei Verworfenen angethan war.

Ich sah Abends von der Beleuchtung nur wenig. Ich ging nur nach unserer Donnerstagskneipe und auf dem Wege sah ich die wunderbare Beleuchtung der Victoria auf der Siegessäule; die goldene Gestalt schwebte wie frei in der Luft, denn von einem hohen Gebäude wurde elektrisches Licht nur auf die Gestalt geworfen, die Säule, worauf sie steht, blieb dunkel und das machte einen märchenhaften Eindruck.

Den 14. Dezember.

Gestern kam anliegende Karte von Paul Lindau mit der anliegenden Nummer der „Gegenwart". Was ich vom Allgemeinen schrieb, muß ich nun persönlich an mir erfahren, der schrille Pfiff wird weit schärfer gehört als das umströmende Beifallklatschen. Ich finde, daß ein großer Riß zwischen uns Aelteren und idealistisch Gestimmten und den jüngeren Modernen, in Allem vorerst die Mache Sehenden und den Effekt Bedenkenden und Ausklügelnden sich aufgethan hat. Lindau sieht in Vielem, was sich organisch und naturnothwendig ergibt, wie er den richtigen Ausdruck gebraucht, „theatralisches Brimborium". Lindau ist aus der französischen Schule erwachsen, hat vielen Witz, scharfen Blick für alles ihm gemacht und traditionell Erscheinende und hat eine behende, ich möchte sagen, schlanke Vortragsweise, unbelastet von geschichtlicher Continuation und Systematik. Im Wälderjörgli den Eremiten aus dem Freischütz sehen, in Anton Armbruster Brackenburg, in der Schaubkäther Reminiscenzen aus der alten Fadette (beiläufig gesagt, habe ich die schwarze Marann im Barfüßele schon vorher geschaffen) — das alles ist eben Ergebniß dessen, daß er durchaus im modernen Französischen lebt und immer und immer vom Theater und seinen Effekten umschwirrt ist. Ich hatte gute Lust, dies einmal in demselben Blatte auseinanderzusetzen, um Gütertheilung herzustellen zwischen den absolut Modernen und

uns, aber es ist besser, ich lasse es. Und offenbar wollte Lindau mir eigentlich Gutes nachsagen, aber er glaubt es schuldig zu sein, das ihm unzuträglich Erscheinende ausführlich darzulegen. Uebrigens ist diese Kritik doch die erste eingehende, die mir zu Gesichte gekommen ist.

Den 17. Dezember.

Also Gutzkow todt! Wieder einer aus der Reihe der Lebensgenossen; und da steht nun in den Zeitungen ein vorläufiger Nekrolog und daneben gleich Anderes, das Orchester spielt weiter, wenn auch ein tonreiches Instrument zerschmettert ist. Sein Leben war in letzter Zeit ein bitteres Ringen, wie sein ganzes Dasein überhaupt ein bitterer Kampf war, der freilich, solange die Jugendkraft vorhielt, sich schöner darstellte und ihn persönlich weniger niederdrückte.

Ich habe viel mit Gutzkow gelebt, aber es war immer etwas, was eine Scheidewand, eine ganz dünne, zwischen uns bildete; ein Hauptgrund war, daß Gutzkow ein intimer Judenfeind war. In dieser Beziehung war er eines jener vielleicht nur in Deutschland möglichen Phänomene, daß man kirchlich und politisch radikal frei sein und wirken kann und einen Widerspruch gegen die Juden behält. Bei Gutzkow kam noch hinzu, daß er in der ganzen Welt immer Cliquenwesen und Kameraderien argwöhnte, und ganz ähnlich wie Richard Wagner, glaubte er von den Juden nicht gefördert, ja sogar gehindert zu sein, und schon 1834 zeigte sich dieser Widerwille, und er blieb immer, wie er ja auch einmal offen in seiner Schrift bekannte, daß er erschrocken sei, als er gehört habe, daß Ludwig Börne ein Jude sei.

War ich auch Gutzkow nie ganz und voll befreundet, so hatte ich doch immer eine Sympathie für ihn, die er freilich nicht gelten lassen wollte, weil sie nur eine bedingte war; denn ich schätzte in ihm den muthigen und rastlosen Kämpfer, aber er fühlte, daß ich ihn für Eines nicht hielt, was er am liebsten sein wollte, für einen Dichter. Er hat nach meiner Ueberzeugung nie eine reine Empfindung zu einem Naturlaut gebracht, der uns elektrisch durchfährt und uns jenen Schauer mittheilt, der bei einer Offenbarung eines bisher halb oder ganz Verhüllten in unserem Seelenleben uns anfaßt.

Ich könnte bogenlang schreiben über das Viele, das wir miteinander erlebt haben, in Heidelberg, in Mannheim, in Frankfurt und zehn Jahre lang in Dresden; vielleicht komme ich noch einmal dazu. Er erkannte vollkommen, was das Höchste in der Dichtkunst zu sein hat, und strebte lebenslang danach, und doch war er kein Dichter; er hatte nie die eigentliche Freude an der Gestaltung, an der Farbengebung, an der Auslösung eines tiefen Seelengehaltes, es war nicht das Dichterische, was ihn zu seinen Produktionen bewegte, sondern das, was man kurzweg Tendenz nennt, was aber

einen sehr weiten Umfang hat und dem Dichterischen doch wieder nahe kommt. Er war eigentlich zum politischen Kämpfer, vielleicht zum Staatsmann prädestinirt, und seine Jugend fiel in die lahme und innerlich revolutionirende Zeit Friedrich Wilhelms III., und die dichterische Form war die erlaubte und bequemere, und dazu hatte er Anschauung und Farben genug, um die abstracten Ideen zu illustriren und coloriren.

Ach, es ist eigentlich Unrecht, daß ich so und jetzt schon von ihm spreche, aber es ist jetzt wie ehedem. Vielleicht wurde über Niemand mehr gesprochen, als über ihn, denn er griff in Alles ein. Er hatte etwas soldatisch Kämpfendes und war dabei doch empfindlich, wie ein Dichter sein muß; er war eine vollkommen isolirte Natur, er hatte sich ja an Niemand völlig angeschlossen, und dabei empfand er die Einsamkeit bitter.

Er ist nun todt, und wenn auch kein voller Dichterruhm, der wird ihm bleiben: er war ein unabhängiger, unbestechlicher Kämpfer für das, was er als recht erkannte. Daß er seine Gegner, namentlich seine literarischen, auch manchmal mit den selbst im Kriege verpönten Waffen angriff, das ist leider nicht abzuleugnen, aber wie gesagt, ein unentwegter Kämpfer blieb er, und seine eigentlich kühle Natur wurde nie von Enthusiasmus für Personen und Ereignisse hingerissen, die sich nachher als mangelhaft oder widerspruchsvoll erwiesen.

644.

Berlin, 19. Dezember 1878.

Was ist Arbeitsledigkeit? Leben und Arbeiten drängt fort und fort, und es ist wohl gut, daß dem so ist. Die jüdische Dorfgeschichte regt mich bis ins Innerste auf und dazwischen schwirrt so Vieles.

Es ist heute lange nicht Tag geworden, jetzt ist ein starkes Schneegestöber draußen, und in dieser Stunde wird Gutzkow begraben. Ich habe die reuige Empfindung, daß ich gestern zu sehr dem Widrigen Ausdruck gegeben habe. Es war bei alledem etwas Mächtiges in ihm. Er war ein durch und durch moderner Mensch, er verstieg sich gern in die Romantik und in das Schrullenhafte. Nicht leicht hat ein Mensch mehr gestritten und gelitten mit sich und mit der Welt als er, und dem Ringenden und Kämpfenden gebührt doch die Ehre. Jetzt nach seinem Tode wird das Unleidliche und Unnatürliche abfallen, und Gutzkow tritt in die Reihe der wirkenden Geister deutscher Nation.

Den 21. Dezember.

Erholen, erfrischen, auskühlen wollte ich mich nach der angestrengten heißen Arbeit, und nun trifft mich der Tod meines Freundes Bayard Taylor wie ein Hammerschlag auf den Kopf, und es surrt so dumpf und schwer in mir. Ich mußte doch den Tod des herrlichen Menschen jetzt seit

Wochen fürchten, aber nun, da das Gefürchtete eingetreten, ist es doch ein ganz neues Entsetzen.

Ich war gestern Abend lange bei der Wittwe, die mir sofort geschrieben hatte und die überhaupt das Leiden und den Tod mit wahrer Seelengröße trug.

Ich konnte Frau Taylor erzählen, wie es noch in Friedrichroda war, als ich mit ihrem Manne an einem abgeregneten Nachmittag in den hochstämmigen Tannenwald fuhr. Er sprach von ihr und wie gut es sei, daß ich auch mit seiner Frau so befreundet wäre, denn nie sei ein Mensch in der Ehe glücklicher gewesen als er, sie sei sein guter Kamerad im Alltag und in allen höchsten Dingen, und wenn man die Entwickelung in seinen lyrischen Dichtungen betrachte, so werde sich ganz deutlich machen, welch eine tiefe Wandlung in seiner Seele vorgegangen sei, seit er diese Frau zu eigen gewonnen. Und mit besonderer Lust erzählte er, wie ihm D'Israeli-Beaconsfield während des Congresses in einer Gesellschaft, nachdem er sich eine Weile mit der Frau unterhalten, die Hand darbietend gesagt habe: Sie haben eine sympathische Frau, Sie haben das seltenste Glück, das je einem Dichter zu Theil geworden. Die Frau gestand auch, daß sie eigentlich voll gesättigt sei von Liebe und Glück, sie hatte Jahrzehnte ein schön erfülltes Dasein gehabt; nur das einzige Kind, ein sehr selbständiges Mädchen von wissenschaftlicher Neigung, habe das Größte verloren, und sie werde, da das Mädchen begeisterte Amerikanerin ist und dort ihre Jugend genossen hat, doch wohl nach Amerika zurückkehren. Sie erzählte mir, wie er noch am letzten Morgen in der Frühe gesagt habe: Ich habe mich zu halten gesucht, aber jetzt kann ich nicht mehr, und während er bisher immer Hoffnung gehabt hatte, setzte er hinzu: Wir müssen auf Alles gefaßt sein. Dann sagte er: Ist es denn so dunkel? Will's denn gar nicht Tag werden heute? — Es war bereits Tag, aber sein Augenlicht hatte sich verdunkelt und er sagte zu der Frau: Ich sehe dich nicht deutlich, — er setzte die Brille auf, aber es half nichts, dann war er lange still. Er saß im großen Lehnstuhl, er wünschte etwas, aber er konnte die Worte nicht finden, und die Frau rieth hin und her, was er eigentlich verlange, es war immer nicht das Rechte, er schüttelte den Kopf. Er sprach am letzten Tage fast nur deutsch mit ihr, endlich sagte er: Saft des Lebens und brachte darauf das Wort hervor: Wein. Sie gab ihm zu trinken, das war das letzte Wort, das er sprach, und das war das Letzte, was er zu sich nahm. Dann Mittags zwei Uhr schlief er ein, athmete ganz ruhig, aber der Kopf sank ihm tief hinab. Die Mutter und die Tochter hielten abwechselnd ein Luftkissen an seinen Kopf, er athmete ganz ruhig und leise und plötzlich um vier Uhr hörte der Athem auf ohne irgend einen Kampf.

Den 23. Dezember.

Heute habe ich mich wieder etwas erholt. Mir war's, als käme ich gar nicht mehr zu Ruhe und Gedeihen, so bis in die letzte Faser erschüttert und aufgewühlt war ich vorgestern und gestern.

Ich hatte mich, besonders auch auf Zureden der Frau Taylor entschlossen, einige Worte am Sarge des Freundes zu sprechen. Ich fuhr nach dem Trauerhaus. Ich war bei Frau Taylor und ihren Angehörigen, die aus Gotha gekommen waren. Wir gingen in den Saal, wo der Sarg stand, der Saal war voll Menschen, alle Gesandten 2c. waren da. Ich saß bei Frau Taylor, während der Geistliche Dr. Thompson eine sehr ausführliche Rede hielt und dazu eine literarische Charakteristik gab; er sprach sehr gut und ohne Predigerton und am Schlusse sagte er mit freundlichen Worten, daß ich noch einige Worte des Nachrufs geben wolle. Ich trat vor, die Stimme versagte mir anfangs, dann aber sprach ich ohne Stocken.

Den 24. Dezember Nachmittags.

... Ich bin ganz voll von der soeben vollendeten Lektüre von Gustav Freytags „Geschwister". Ich lese sonst nie des Morgens, aber ich habe mir ja jetzt Ferien gemacht und so war ich froh, etwas zu haben, das mich mir wegnimmt. Ich habe dir erzählt, wie widerwärtig mir der gekräuselte Stil war. Diese Widrigkeit war bald verwunden, und ich stand im Bannkreis einer echten Dichtung, ich konnte nicht mehr heraus, bis ich fertig war. Das ist ein farbensattes wundersames Geschichtsbild und so waghalsig als geschickt auf die Schlußscene des dreißigjährigen Krieges gestellt. Die Liebesscenen sind von einer Zartheit und Gediegenheit, wie ich solche noch selten gelesen und sie nach dem Bisherigen Freytag nie zugetraut hätte, und dabei die historischen Situationen und Gestalten von einer sichern festen Lebenskraft, daß man nur bewundern kann. Nur von Gottfried Kellers „Dietegen" habe ich einen ähnlichen Eindruck bekommen. Auffällig ist mir nur die Erfindungsarmuth von Freytag, wenn man die Fabel an sich betrachtet: da ist immer das Gleiche, ein edler Jüngling, der seine Geliebte entführt, gebannte Menschen und dann ein kräftiger Sohn, um die Folgenreihe der Romane fortzusetzen. Darauf besinnt man sich aber erst nachher, und ich bleibe dabei, es kann als ein Stolz der deutschen Literatur betrachtet werden, daß wir diese Romane besitzen, und sei es auch, daß in Manchem und zum Theil auch hier das eigentlich frei Dichterische nicht so bedeutsam erscheint, als die meisterhafte Coloristik im Geschichtlichen.

Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's thut, wieder etwas in mich aufgenommen zu haben, was mich so tief erquickt.

Den 26. Dezember.

Ich stoße mit meinem Enthusiasmus für die Freytagsche Erzählung auf vielfachen Widerspruch, mir wird aber immer klarer und fester, Freytag hat da etwas geleistet, das als volle Parallele gelten kann zu den Bildern von van der Helst, Rembrandt ꝛc. aus derselben Zeit. Bei diesem Dichter wie bei jenen Künstlern ist das Compositionelle nicht hervorstechend, ja sogar mangelhaft und locker, aber das Physiognomische, die Modellirung, die Leuchtkraft, die Farbengebung, das strotzende warmblütige Leben ist in Beiden gleich groß, und die Dichtung wird bleiben wie jene Bilder.

Den 30. Dezember 1878.

Das ist gut, lieber Jakob, an diesem letzten Montag des Jahres habe ich guten Brief von dir und kann dir schreiben.

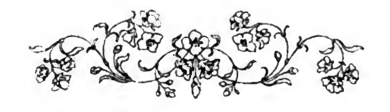
Zuerst also über deine Biographie Geigers [in der „Allg. Deutschen Biographie"]. Du hast es vermocht, dich auf den rein geschichtlichen Standpunkt zu stellen und darauf zu erhalten, alles Panegyrische zu vermeiden und eben nur das aufzubewahren, was das feine Sieb der Geschichte durchläßt. . . . Es ist doch schön, daß die Lebensgänge und Forschungen jüdischer Gelehrten nun endlich sich offen einsetzen in das deutsche Geistesleben.

Von mir kann ich dir nur sagen, daß meine Ferienstimmung bereits wieder geschwunden ist. Ich hole mir heute nochmals die letzten Kapitel aus der Druckerei, weil ich noch Wesentliches hinzuzuthun habe, das mich nicht ruhen und nicht schlafen läßt.

Du erhältst diesen Brief morgen. Thu mir die Liebe und zeige mir gleich morgen in einer Karte den Empfang an, so daß ich am Neujahrstage ein Wort von dir habe.

Glückauf! dir und all den Deinen.

Ich lege dir auch die Rede auf unsern Lehrer Schlosser bei, die mir Oncken gestern schickte. Ich finde Onckens Darstellung so correct als erschöpfend, und du und ich, wir haben ja erfahren, welche Wirkung Schlosser hatte, durch das, was Oncken den „Wahrheitssinn und Wahrheitsmuth" nennt u. s. w.





1879.

645.

Berlin, 1. Januar 1879.

Du bist fest, lieber Jakob, du bedarfst keiner Stützung auf einen Anderen. Und doch, meine ich, muß ich mit einem Worte bei dir sein. Eben jetzt, da ich dir schreibe, stehst du am Grabe unseres so lebenvollen, so frei gediegenen und zu allem Höchsten vorbereiteten und frisch bereiten Salo.

Im vergangenen Frühling waren es 40 Jahre, daß ich den schwarzlockigen, schwarzäugigen, behenden Knaben zum erstenmal auf dem Turnplatz bei Sabel im Bochschen Hause sah, ich konnte die Entwicklung des hellverständigen Warmherzigen verfolgen, und du weißt ja, wie wir im besten Worte Freunde wurden. Es ist eine Bitterniß ohne Gleichen, daß ein so hochbegabter und so wohlgerüsteter Mann so plötzlich weggerafft wird. Ich kann mir's gar nicht denken, wie ich wieder bei dir wohne und morgens kommt nicht der Herzmensch mit seiner Kraftstimme und hat immer was Gutes zu sagen. Und wie ging er mit innigstem Verständniß all meinen Sachen nach. Es ist eine Lücke gerissen in unser so langes wohliges Beisammensein. . . .

Ach! So treten wir nun das neue Jahr an!

646.

Berlin, 4. Januar 1879.

. . . Was du mir vom Begräbnisse Salos schreibst, ist mildernd, und gewiß sind die Formen der Maurerei dabei human und künstlerisch befreiend, wie das ja auch Goethe so frei und fein beim Tode Mignons anwendete. Die Maurerei könnte, richtig angewendet, oder vielmehr von den richtigen Menschen mit persönlichem Einsatze angewendet, echte uns gemäße Weihen einsetzen.

. . . Ich muß dir doch auch noch sagen, daß ich nun auch die Corporalsgeschichte, die zweite Erzählung in Freytags „Geschwister“ gelesen habe. So schön und fein, wenn auch in der Erfindung dürftig, so echt künstlerisch und historisch mir die erste erschienen ist, ebenso verfehlt erscheint mir die zweite in Plan und Ausführung.

647.

Berlin, 10. Januar 1879.

Ich beantworte deine Karte sofort, und zwar wieder an meinem Pult stehend. Ich war in den qualvollsten Leiden. Seit gestern bin ich wieder außer Bett und heute fast ganz frisch, nur darf ich bei der Kälte noch nicht ausgehen. Spielhagen hat sich mir freundnachbarlich bewährt.

Ich mag nicht wiederholen, wie weit hinaus ich so daliegend gedacht habe.

648.

Berlin, 14. Januar 1879, 12½ Uhr.

Vor wenigen Minuten habe ich die letzte Durchsicht der letzten Kapitel von „Forstmeister“ erledigt und das will ich dir gleich sagen. Ich bin seit vorgestern wieder ziemlich wohlauf und darf nach zehn Tagen heute endlich wieder ausgehen.

Soeben da ich fertig bin, erhalte ich Brief vom Großherzog von Baden. Ich lasse dir ihn abschreiben. Solcher Zuruf thut wohl; ich bedarf bisweilen einer Freudenerweckung. „Forstmeister“ ist in Vielem ganz anders geworden, als ich wollte, aber da es so geworden, muß es nun so recht sein. Ich kann das Unproportionirte nicht mehr ausgleichen. Es ging mir mit Schaller ähnlich wie dem Größten, dem wir uns nur mit unseren Fehlern nahen können, ich meine wie Shakespeare mit Shylok; der sollte nur komisch sein, ein wucherischer Jude, der geprellt wird, und er wuchs über die Intention hinaus. Sachlich ist es freilich ganz anders, aber formell künstlerisch genommen, ist es ganz gleich. Ist einmal das Dämonische in einer Figur gegeben und zum Ausdruck gebracht, dann drängt sie sich von selber breit hervor, und es gehört großer künstlerischer Bedacht dazu, sie im bemessenen Rahmen zu halten.

Den 17. Januar.

Hast du den Artikel von Emil Franzos in der „Neuen Freien Presse“ vom 12. d. gelesen? Da hast du nun auch einen Menschen aus der neuen Jugend, die unsere alten Themas viel kecker und rücksichtsloser packt und ohne ängstliches Besinnen drauf losgeht. — Mir zeigt sich, daß die neue Jugend auch bereits Perspectiven zu Dingen gewonnen hat, zu denen wir Alten nur schwer eine Distanz gewinnen. Freilich lauft da auch viel Leichtfertigkeit mit unter, aber die ganze Strategie ist eben jetzt eine andere. — Mir

ist aus diesen Betrachtnahmen mein „Ben Zion“ wieder neu lebendig und nothwendig geworden. Aber halt! Ich habe mir vorgenommen, dir von diesem Buche, wenn irgend möglich, nichts mehr vorher zu sagen, dann aber, wenn es fertig ist, soll kein Buchstabe vorher gedruckt werden, eh' du es im Manuskript gelesen.

Von der allgemeinen Verstimmung hier könnt ihr euch draußen kaum eine Vorstellung machen. Bismarck treibt uns alle wieder in die bitterste Opposition und in die Unlust am Reiche. Vorgestern im Theater klagte mir einer der höchsten Beamten über die entsetzliche Reaction, in die wir hineintreiben.

Berlin, 29. Januar 1879.

Gestern Abend war ich also wieder einmal in einer großen parlamentarischen Soirée beim Minister Friedenthal. Ich traf direkt beim Eingang meinen alten Freund, den Chef von Elsaß-Lothringen und Unterstaatssekretär Herzog, und ihn zu sprechen, ist mir immer eine große Freude. Ich traf viele alte Bekannte und wurde vielen neuen Menschen vorgestellt. Ich sprach auch den Handelsminister Maybach, den ich von früher gut kenne, und längere Zeit den aus Hessen hereingekommenen Hofmann, mit dessen Eltern ich in Darmstadt gut befreundet war und dessen Vater, mit mir Burschenschafter, an dem tollen Streich der Erstürmung der Wachen in Frankfurt betheiligt war. Besonders lieb war mir aber wieder einmal ein längeres Gespräch mit Virchow. Der allezeit frische, thätige, unermüdliche Mann von solcher wissenschaftlichen und politischen Bedeutung beklagte es, daß er jetzt wiederum in Wissenschaft und Staatsleben Dinge vorbringen müsse, die vor 48 verhandelt waren, die abgeschlossen schienen und doch jetzt wieder neu in Frage gestellt sind. Er müsse sich oft besinnen, mit welchen Gründen denn Derartiges zu widerlegen sei, und Altes auffrischen.

Den 13. Februar.

Ich bin wieder seit mehreren Tagen unwohl und meine unsägliche Schwermuth ist Ursache und Wirkung zur Erhöhung meines körperlichen Leids. Ich sage mir alles Gute vor und nehme mir alles Heitere und Freie vor, aber es hilft nichts. Ich hatte gehofft, in dieser Woche nach Eberswalde zu Forststudien zu gehen, und bin nun ans Zimmer gebannt. Ich will aber zu deiner Beruhigung sagen, daß es nichts von Bedeutung ist, und wenn ich nur erst fort kann, hoffe ich wieder volle Frische.

Nun wird in nächster Woche Andree Hofer hier auf dem National-Theater gegeben und soll a la Meininger besonders theatralisch hergerichtet werden. Ich wollte eigentlich das Stück zurückziehen, aber es ging nicht mehr. So lasse ich denn Schauspieler und Regisseur machen, was ihnen gefällig, und werde wohl nur die letzte Probe sehen.

649.

Den 25. Februar.

Ich erinnere mich keines so rein schönen, gehobenen Festes, wie die gestrige Geburtstagsfeier Spielhagens war. Gegen 1 Uhr hatten sich die vielen Freunde und Freundinnen Spielhagens in seiner schönen Wohnung versammelt. Blumen, reiche Geschenke füllten sein Arbeitszimmer, Künstler hatten Alles geordnet, auch die Darstellung der Stralsundia und vierstimmigen Gesang. Nach dem ersten Gesang sprach ich. Nachdem die Tochter als Stralsundia mit Versen einen Kranz übergeben, antwortete Spielhagen sehr bedeutend. Alles war voll Glücksgefühl.

Den 26. Februar.

Also gestern Abend wieder auf dem Hofball, diesmal im Schlosse, von 8—1 Uhr. Man macht was durch, aber es ist doch auch schön. Als ich die Treppe hinaufging, traf ich zwei badische Reichstagsabgeordnete. Ich konnte im Saal den Abgeordneten manche Persönlichkeit zeigen. Dann hieß es bald, der Kaiser kommt nicht, er ist heiser. Ich war in langem Gespräch mit dem Prinzen Hohenlohe-Langenburg, mit dem ich vor Straßburg war. Er hat das Gesetz zu Vogelschutz und Wildschutz durchgebracht, aber namentlich der Vogelschutz wird ohne strenge Handhabung in Italien nichts nützen. Dann war ich viel mit den Künstlern und nun rief mich Prinz Georg an. Du weißt, daß Prinz Georg selber Dichter ist, und wir sprachen über die Nothwendigkeit, im Drama das Hauptinteresse auf wenige Personen zu legen. Der Gesandte von Hawaii, der sich mir vorstellen ließ (durch den von Japan) sagte mir, daß er in Honolulu, wo eine angesehene deutsche Colonie sei, schon in seinem 15. Jahre meine Schriften gelesen habe, und er zeigte sich sehr bewandert. Die Kaiserin kam auf mich zu und sagte u. A., sie freue sich, wie fleißig ich sei. Die Kaiserin erfüllt die Pflichten der Wirthin mit wunderbarer Ausdauer. Ich sah sie später im weißen Saal wieder, wo sie bis halb Eins ausharrte, damit die jungen Leute tanzen können.

Das alte Schloß ist viel schöner als das Palais, in jeder Ecke findet der Blick Historisches und Künstlerisches. Reuleaux zeigte mir einen Kelch Augsburger Arbeit aus der Renaissance, den er als das Beste bezeichnete, was es hievon giebt. Ich hatte dann mit Loeper und dem Minister Bülow eine gute Viertelstunde.

Es war halb Zwei, als ich mit dem Maler August von Heyden vor meinem Hause ankam, und heut Abend muß ich im Handwerkerverein etwas vorlesen.

Den 27. Februar.

Ich muß sagen, seit lange hatte ich nicht so reines Wohlgefühl, als gestern Abend während und nach dem Vorlesen der kleinen Geschichte „Wie der Großvater ꝛc.“ Die Zuhörerschaft, nur Arbeiter und ihre Frauen, waren so voll aufmerksamer Theilnahme und so rauschend dankbar am Schlusse, daß es eine Freude ist, so geben zu können. Es ist nun fast Herkommen, daß ich jeden Winter einmal so etwas vorlese.

Den 14. März 1879.

Eugen hat mir die Briefe von Freiligrath an mich zusammengesucht, da Dr. Buchner dieselben zu einer Biographie braucht. Bei dieser Gelegenheit kam ich auch auf Briefe des vor wenigen Wochen gestorbenen St. René Taillandier. Man glaubt doch oft, schon ein Jahrhundert gelebt zu haben. Taillandier hat in der Revue des deux mondes mehrfach mit großer Liebe über mich gesprochen und noch kurz vor 70 mir geschrieben. Seitdem hat er mich nicht mehr erwähnt und als (durch einen Freund veranlaßt) Landolin in der Revue d. d. m. übersetzt werden sollte, erklärte die Redaktion, daß man mir, der ich das Straßburglied verfaßt habe, keinen Raum gewähren könne, und auch Taillandier that dagegen keine Einrede. Taillandier hatte mich auch einmal in Dresden besucht, ich lud ihn, Rietschel, Ludwig Richter u. A. zu Abend ein, und als Taillandier die Tochter Stichlings aus Weimar bei uns sah und sprach, sagte er: Nun glaube ich an Goethes Gretchen.

. . . [Ich war gestern zu Tisch] bei Lasker. [Es] war so behaglich, als es eben jetzt bei der großen Erregung aller Gemüther sein kann. Ich traf dort die Präsidenten von Forckenbeck und von Bennigsen und Professor Herman Grimm. Bei Tische ging das Gespräch leicht über Allerlei hin und her, und Eines hätte dich besonders interessirt. Es handelte sich um Erhaltung und Erhöhung und Ausbreitung unserer Bildung durch die Schulanstalten, besonders höherer Ordnung, und wie die Berechtigung zum einjährigen Soldatendienst das Niveau bestimmt. Bennigsen, der auch in aller Literaturbewegung gut heimisch ist, fürchtet den Amerikanismus, der in unser deutsches Bürgerthum einreißt zur Zerstörung unserer Bildung, indem Alles auf die schnellste und ergiebigste Nutzbarkeit sich zuspitzt. Forckenbeck ist dafür — und ich stimmte ihm bei — daß die Freiwilligen-Berechtigung nur nach Absolvirung einer ganzen Schule zu geben sei, nicht durch Kopfabschneiden mit Entlassung aus Sekunda. Auch Lasker stimmt dem bei und er hat in seinen Abhandlungen über Halbbildung ꝛc. da Treffliches geleistet.

Noch Vielerlei kam vor, und es war ein echt modernes Symposion. Erst nach Tisch beim Kaffee kam man auf die Politik, und Forckenbeck er-

innerte mich, wie er damals, als er mit Bennigsen Minister werden sollte, auch mit mir bei Lasker speiste und was wir damals sprachen. Auf meine Frage wurde mir gesagt, daß Bismarck wohl nicht geradezu auf Auflösung des Reichstags losgehe, aber Material dazu für gelegene Zeit sammle. Ich fuhr mit Forckenbeck heim. Er erklärte mir dann, welche schwere Aufgaben er habe, von der Verwaltung des großen Breslauer Stadtwesens nun in die hiesige sich einarbeiten, die er unter dem Eindrucke des Attentats antrat. Und das Präsidium des Reichstags. Jeden Morgen müsse er sich sagen: erhalte dir den Gleichmuth. Er habe bei der letzten Attake Bismarcks wieder gefühlt, wie er als Präsident die brennende Lunte in der Hand hat, über einem Faß von Sprengstoffen. Hätte er Bismarck auch in der mäßigsten Form angerufen, so war die Zersprengung da, deren Folgen nicht zu ermessen.

650.

Den 21. März 1879.

. . . Frau Professor Strecker aus Würzburg ist hier, sie ist die jüngste Tochter meines Freundes Strecker in Mainz und mir von jeher kindlich anhänglich. Sie ist trotz schweren Schicksals von einer erquickenden Helligkeit, und ich habe Uhland nie von Jemand so begeistert sprechen hören, wie von dieser Frau. Nun hat sie mir auch wieder die Jahre am Rhein neu erweckt und was ich damals für ein frohgemuther Mensch war. Auch meine Auguste hat diese und ihre Schwester, Frau Moleschott, tief geliebt.

651.

Berlin, 26. März 1879.

Ich wollte heute arbeiten. Da lese ich in der Zeitung — das steht so unter „Verschiedenes“ — daß eben in diesen Tagen in Rußland ein Prozeß vor Gericht verhandelt wird gegen sieben Juden, die ein Christenmädchen getödtet und ihm für Ostern das Blut abgezapft haben sollen. Das steht so da, und da soll ich nun eine Dichtung zu Papier bringen, um ein vereinzeltes ethisches Motiv zum Austrag zu bringen?

Ich bin so außer mir und weiß doch nicht wo hinaus. Ich habe eine in allen Zeitungen zu veröffentlichende Erklärung abgefaßt, ich werde damit heut Mittag zu Professor Steinthal gehen, ich will nichts thun, ohne den besonnenen und warmherzigen Mann berathen zu haben. Ja, da gehe ich in Zorn, Erbitterung und Wehmuth ruhelos in meinem Zimmer umher, und es steigert mir das Entsetzliche noch, daß ich voraussehe, wie Hunderte und Tausende die Zeitungsnotiz bei Seite legen. Es geht sie ja nicht unmittelbar an, wer wird sich von draußen Geschäft und Vergnügen stören lassen? Ich weiß, wie ich damals bei der Damaskus-Geschichte wochenlang nicht

schlafen konnte, ich werde jetzt schlafen, aber eine tiefe Lebensverachtung, eine Verzweiflung an aller Geistesarbeit und Zorn über den Mangel an Solidarität läßt mich kaum die Feder führen.

Berlin, 5. April 1879.

Ich lege dir hier die heute erschienene Nummer der „Gegenwart“ bei und bin begierig, was du zu meinem kleinen Aufsatze sagst. Ich für mich empfinde ein gewisses Genügen, daß wir so aussprechen und aufrütteln können. Als Hep! Hep! gerufen wurde, lebte Hegel in höchstem Glanze, und er machte sich den Spaß, über eine Tänzerin zu schreiben, aber über die Barbarei auf der Straße hatte er kein Wort. Und was haben wir von Jugend an gelitten (denke nur an Karlsruhe) von den Kindern derer, die Hexen und Ketzer verbrannten! Es ist nun doch Tag geworden und offener Kampf.

652.

Berlin, 22. April 1879.

. . . Spielhagen schickte mir einen Abzug seines Artikels über Vischer, du wirst staunen, wie wunderbar wir zusammenstimmen, und ich möchte hoffen, daß ich in Spielhagen einen neuen Kameraden bester Art endlich wieder gefunden habe. Es muthet mich an, wie in jenen fruchtreichen erquickenden Tagen mit Otto Ludwig. Ich habe Spielhagen auch einen Abzug meines Aufsatzes über Vischer geschickt, und er kam ganz glücklich über unser Zusammenstimmen. Vielleicht wird man's draußen nicht glauben, daß wir, weil wir beide schreiben wollten, uns ausdrücklich streng zurückhielten, mit einander davon zu reden.

Es kann nichts für dich Gemäßeres und Erhebenderes geben, als dich jetzt im ruhig hellen Feierabend des Daseins den ewigen großen Aufgaben der Humanität [zu widmen]. Das ist die Empfindung, in der ich deine Schrift über den Deutschen Großlogenbund las und deinen Brief über deine so unausgesetzte als rasche Ausarbeitung. Ja, die Maurerei könnte der goldene Kelch sein, aus dem die Menschen den reinen Wein des Lebens trinken, und man darf nicht ablassen, daß sie es werde.

Am 25. ist der Geburtstag meines Freundes Max Maria von Weber und ich werde Abends bei ihm sein.

26. April.

Ich war gestern Abend also bei Weber. Wir waren über ein Dutzend bei Tische, lauter frische, höher gestimmte Menschen. Das thut wohl, und man empfindet schmerzlich, wie viel Lebenszeit man an Menschen verbringt, die einen eigentlich nichts angehen, und man versäumt die im Höheren Lebenden.

Nach Tische wurden herrliche Quartette gesungen, Compositionen vom

Vater Webers, und die sind so gesund und klar, gar nicht von der Interessantheit angekränkelt, und dazu wurde Maiwein getrunken.

Es ging mir heute auch wieder gut in der Arbeit. Ich habe dir heute die „Gegenwart" mit meinem Aufsatz über Steub geschickt.

Den 2. Mai.

Ich habe Wolfgang Menzels Lebensgeschichte in diesen Tagen ganz durchgelesen, es ist nichts in ihm fest als das Turnermotto, er will dabei tief mystisch sein und ist nur trivial. Mir ist von besonderem Interesse, wie zu meiner Gymnasialzeit die Männer in Stuttgart lebten und Politik trieben. Es ist auch lehrreich, einmal so einen eingefleischten Judenfeind sich auslassen zu sehen. Immer Jud und Jud, auch die Märzrevolution in Berlin haben die Juden gemacht. Die Flachköpfigkeit Menzels tritt ganz zu Tage, und erstaunlich ist nur, daß solch ein Mensch so lang und so weit wirken konnte.

653.

Berlin, 8. Mai 1879.

Ja, lieber Jakob, der Mai ist da und jetzt erst recht. Gestern Vormittag erhielt ich deinen Brief, und du weißt, was ein Zustimmungswort von dir mir ist. Nachmittags machte ich mit Eugen einen weiten Gang ins freie Feld, ich hab das Stadtleben satt, und wunderbar! gerade an derselben Stelle, wo ich damals mit Bleibtreu die erste Schwalbe sah, sah ich gestern eine solche wieder zum erstenmal, sie flog schrillend durch die Luft; einsam und auf dem Dachsims eines zu vermiethenden Hauses saß die andere und zwitscherte noch vergnügter in sich hinein. Das war wohl das Weibchen, der Herr besah sich noch die Umgebung, bevor man sich ansiedelte. Heute früh hörte ich zum erstenmal den Kuckuck, und er verkündete mir noch viele Jahre, ich zählte sie aber nicht.

Ich habe in diesen Tagen meinen alten Aufsatz über Lessing wieder gelesen und war betroffen, daß ich auch dort den Versuch machte, das in Erz gegossene Werk wieder in das modellirbare Thonstadium zurückzuversetzen.

Der Aufsatz von du Bois über Rousseau ist auch mir eine große Freude. du Bois hat vom Französischen her das besonders Anmuthende, daß er so geschmackvoll als tiefsinnig ist.

Montag, den 12. Mai.

Gestern erhielt ich Zuschrift von der „Association littéraire internationale" in Paris (Ehrenpräsident Victor Hugo), worin ich zu meiner Ueberraschung zum Ehrenmitglied des Comités ernannt bin und zum Congreß in London eingeladen werde. Ich werde vielleicht öffentlich drauf antworten.

654.

Berlin, 22. Mai 1879.

Ich war bei Ludwig Knaus im Atelier. Das ist ein glücklich schaffender Mann auf der Höhe des Ruhms und dem Alles leicht von der Hand geht. Er hatte eben das Porträt eines amerikanischen Kindes auf der Staffelei, reizend in einer Landschaft stehend, in blaßblauem Kleide, einen Korb mit Blumen in den Händen. Ich sagte ihm, daß Blumen für ein Kind etwas Phrasenhaftes haben; ich würde in den Korb eher Trauben legen mit überrankenden Blättern. Er war sofort bereit das zu thun; aber warum? Durchaus nur aus malerischem Grunde, denn dunkelblaue und auch durchsichtige grüne Trauben mit Blättern heben sich gut ab von dem blaßblauen Kleide. Das ist der rechte Maler, bei dem das Motiv zunächst ein malerisches ist, das Sachliche folgt dann in der Regel von selbst.

„Die Raufereien auf dem Tanzboden", die er im Carton fertig hat, von denen ich dir früher geschrieben hatte, sind noch nicht gemalt, dagegen sind die Entwürfe zu zwei neuen Bildern da, eines niederländisch in moderner Fassung: ein Metzgerhaus in einem kleinen Städtchen. Unter der Thür steht die dicke Metzgersfrau mit etwas blutiger Schürze und ballt die Fäuste im Zorn; ein Metzgerlehrling ist einem Hund nachgestürzt, der ein Stück Fleisch entwendet hat, und der Lehrling fällt eben zu Boden mit einem Messer in der Rechten. Ein anderes Bild ist reizend im Contrast. Da ist ein Kaufladen von Juden auf dem Dorfe. Es ist Sonntagmorgen gedacht. Im Hintergrund sitzt Jemand auf einem beim Trödler erkauften großen Stuhl mit einem Kind im Arm, und auf dem Boden wälzt sich ein anderes Kind; vor dem Kaufladenschrank steht eine saloppe dicke Jüdin mit dem Rücken gegen uns gewendet und zieht eine Schublade auf; ihr Gesicht mit der großen Nase wendet sie dabei zu zwei sonntäglich gekleideten Bauernkindern (ein Knabe und ein Mädchen in Hessentracht), die für einen Kreuzer Süßes kaufen. Das Bild kann vortrefflich werden. Es ist noch Anderes da. Ein Kaminfeger, den sich Knaus festhielt, als er den Ofen putzte, ein Metzgerlehrling, der am Stahl ein Messer wetzt. Ja, die Maler sind glücklich, solch ein Einzelnes machen zu können, das für sich allein gilt; wie viel haben wir Dichter da noch hinzuzuthun, und es darf bei uns nicht für sich allein gelten.

655.

Berlin, 25. Mai 1879.

Ich war mehrere Tage recht krank, fast zwei Tage zu Bett und habe entsetzlich gelitten. Jetzt ist's wieder ziemlich gut und ich muß so rasch als möglich nach Marienbad, wo ich schon einmal 1845 war.

Gestern war der sechzigste Geburtstag von Ernst Dohm, dem Chef-

redakteur des Kladderadatsch. Ich war auch dort; es war viel Besuch da, und ich konnte Dohm sagen, daß es in der That eine höchst überraschende Erscheinung ist, daß ein Mann, der 31 Jahre ein satyrisches Blatt redigirt, eigentlich keinen Feind hat. Er ist ein liebenswürdiger, für alle Menschen immer wohlbedachter Mann und seine Kraft ist in der That großartig.

Von der Aufregung oder vielmehr von der Niedergeschlagenheit, Erbitterung und Empörung, die hier herrscht, könnt ihr euch draußen schwerlich eine Vorstellung machen. Alle liberalen Kräfte sind, wenn auch nicht zermalmt, so doch von jeder Bethätigung verdrängt, und die That Forckenbecks, daß er das Präsidium niederlegte, ist hoffentlich erweckend für die Nation, denn es ist kein Geringes, daß der erste Bürger des deutschen Reichs, der Oberbürgermeister von Berlin, erklärt: da kann ich nicht mehr mitthun, und wieder sich in Reih und Glied zur Opposition stellt. So sind wir Liberalen also wieder in der Opposition und schlimmer dran als je; denn die idealen Interessen verfangen nicht mehr, und es ist gelungen, absolut materielle obenauf zu bringen.

Die letzte Rede Laskers ist wiederum neben aller Sachlichkeit ethisch so groß und rein, daß er neu verehrungswürdig dasteht. Es war kein Geringes, daß er keinerlei Erbitterung über sich kommen läßt, und wie hat ihn Bismarck angegriffen! Das war aber für Lasker nicht da, und er hat vollkommen Recht, daß es eine tiefe Schädigung des nationalen Geistesbestandes ist, wenn man ins Volk hinein den Ruf wirft, die Ackerbauenden seien die Unterdrückten.

656.

Marienbad (im Nordstern), 30. Mai 1879.

Da bin ich nun, lieber Jakob. Ich habe eine schwere Reise gemacht und fürchtete gestern Abend schwere Krankheit, aber guter Schlaf hat mich gestärkt und ich darf mich immer wieder meiner sich erneuenden Lebenskraft freuen. Ich reiste Mittags ab. Draußen begann ich aufzuathmen, der Roggen steht bereits in Aehren, ich komme nicht mehr dazu, das Wachsthum im Auge zu behalten.

In Altenburg stieg ich im Hotel de Saxe ab, das Städtchen, der Marktplatz, Alles sieht aus wie aus den Zeiten der Romantik übriggeblieben. Ich besuchte noch spät den Baron Einsiedel, dessen Frau meine Landsmännin ist. Großer Jubel. Muß gestatten, daß Nachbarn gerufen werden. Ich bleibe länger als ich wollte; die Freude der Menschen thut mir wohl. Einsiedel begleitete mich in der wunderbaren Mondnacht in den Gasthof. Ich träumte noch lange am offenen Fenster hinab auf den Marktplatz, wohin man eine Eichendorffische Geschichte versetzen kann.

Früh am Morgen holten mich Einsiedel und Frau ab und begleiteten mich zur Bahn, und jetzt am Morgen, im Ueberschwall der Fliederblüthe und des thauigen Glanzes, erschien vor Allem die Burg auf der Höhe so geträumt schön, daß ich wieder einmal vollauf das Frühlingswunder empfand.

Leider war meine Reise nicht so gut, denn es wurde empfindlich kalt. Der Frühling am Wege schien bereits zu Ende, nur noch einzelne Apfelbäume blühten. In Eger, wo wir zwei Stunden blieben, freut man sich, wieder das gefällige österreichische Wesen zu sehen. Der Schaffner ruft mit freundlichem Ton: Es ist Zeit zum Einsteigen! Nach einer Weile kommt er wieder und ruft: Es ist höchste Zeit zum Einsteigen! Ein preußischer Schaffner ruft dagegen mit unteroffizierlicher Anschauung commandirend: Einsteigen! — und damit fertig.

Es sind 34 Jahre, seit ich hier war. Der Ort hat sich sehr verändert, aber dieses Umbauen von Wiese und Wald macht jeden Gang erquicklich.

Den 2. Juni 1879.

In Badeorten plätschern die Anekdoten, man kommt natürlich zu keiner Continuation der Unterhaltung. Freilich muß man da oft alte Geschichten hören, die in neuen Kreisen eben neu sind. Mir ist eine Juden-Anekdote neu: Es soll Jemand einmal zu Rothschild gesagt haben: „Mir ist Siam das liebste Land, da gibt es keine Juden und keine Schweine". — „Da sollten wir hingehen," sagte Rothschild, „da könnten wir uns für Geld sehen lassen."

Dr. Rudolf Löwenstein vom Kladderadatsch wohnt mit mir im Hause, er ist mir von lange her lieb, ist ein eigentlich dichterisch gestimmter Mann und treuherzig thätiger Freund. Natürlich ist er voll von Geschichten und Witzwendungen. Es muß sich eine ganz besondere psychische Disposition ausbilden, wenn ein Mann nun schon mehr als drei Jahrzehnte die Tagesgeschichte darauf hin miterlebt und mit dem Vorsatze die Zeitungen durchliest, um daraus etwas für Satyre 2c. abzubekommen.

Ich erwarte Correctur von Berlin, sie kommt aber noch nicht. Unterdeß verläßt mich meine letzte Erzählung noch nicht, und auf stillen Gängen finde ich noch Charakterisirendes für einzelne Figuren. Ich muß mich indeß hüten, die Geschichte nicht zu überlasten, schon der Ich-Vortrag verlangt das.

Den 4. Juni.

Ich lebe noch einmal einen Frühling. Die Kirschen stehen hier in voller Blüthe und daneben fast alle Birn- und Apfelbäume, Schwarzdorn und Rothdorn sind eben erst aufgebrochen und der Flieder steht noch in Knospentrauben. Wenn ich durch den Wald gehe — und wie schön ist

es da — weht es die Schuppenhüllen der Sommertriebe von den Tannen auf mich herab und alle Vögel singen; die Nachtigall scheint nicht hier zu nisten. Ich weiß nichts mehr von aller Vergrübelung, ich bin in der Frühlingswelt und die Menschen sind so herzlich gegen mich.

Der gestrige Tag war so rein schön, daß man das Leben wieder werth finden muß. Ich war Morgens — ich bleibe Morgens immer allein und spreche mit Niemand — beim Jägerhaus, frühstückte dort, wo der Kuckuck ganz nahe kam, ging dann lange in dem eingezäunten Wildpark und war Mittags nur mit Eduard Hanslick, der mit einer Innigkeit mein ganzes literarisches Leben im Auge hat, wie nicht besser zu wünschen ist. Wir blieben bis zum Abend selbander und fanden uns in allem Höheren einig.

657.

Marienbad, 8. Juni 1879.

Ich machte gestern einen allseitig erquicklichen Gang mit Putlitz und seiner Frau, auch eine Frau von Türkheim, eine Enkelin von Goethes Lili war dabei, eine Frau mit strahlend braunen Augen und grauen Haaren. Das resolute und doch zarte Wesen der Frau von Putlitz spricht mich sehr an, sie steht mitten im literarischen Leben und ist dabei so schön weiblich, sie erinnert mich in Vielem an Heinrich Laubes Frau. Ihr Mann diktirt ihr alle seine Produktionen, und sie nimmt ihm selbständig einen großen Theil seiner Correspondenz ab. Der Großherzogin liest sie jede Woche zwei Abende vor (vergangenen Winter hat sie ihr „Landolin" vorgelesen), die Großherzogin malt während dessen. Alles, was die Frau spricht, kommt aus wohl- und freidenkender Seele.

Den 9.

Ich hatte Sehnsucht, wieder einmal Ackerfeld zu sehen, nicht immer Wald und auf kurmäßig geebneten Wegen. Ich ging nach der Hohendörfer Höhe; die Lerchen singen da oben so voll und durcheinander, daß man keine einzelne mehr unterscheiden kann, es ist da droben, wie drunten das Saatfeld, eine große Gesammtheit.

Ich kann nicht sagen, wie wohl mir war. Man häufelt da oben jetzt erst die Kartoffeln mit dem Häufelpflug. Die Ackergeräthe sind verbessert. Ich verstehe mich gut mit den Bauern und lasse mir Manches erklären.

Da droben ist ein Wirthshaus mit gutem Kaffee, mit frischen Eiern, und ich habe allein sitzend meine gute Cigarre bei mir und rauche, nichts denkend, in die Welt hinein.

Ich kam auf dem Heimweg in Regen, aber das macht mir nichts, und auch im Regen singt die Lerche unverdrossen über mir fort.

Den 13.

Gestern frühstückte ich einmal ausnahmsweise selbander mit Hanslick. Es war Feiertag, alle Kinder waren mit Kränzen geschmückt, man baute Altäre vor den Häusern, und wunderlicher Weise kennt Niemand den vollen Grund für dieses Fest; aber der Gottesdienst im Freien hat doch was überaus Schönes, und wir waren auch in der Kirche, wo herrliche Musik gemacht wurde, und dann Pauken und Trompeten im Freien, das klingt und schmettert, und die Straßen sind mit Blumen bestreut. Die katholische Kirche gibt dem Volke doch Schönheit und freies Naturleben, soweit sie's kann.

Daneben ist jetzt hier große Wahlbewegung. Wenn ich, das betrachtend, an meinen Aufenthalt hier vor 34 Jahren denke, so habe ich ein ganz anderes Zeitalter erlebt.

Den 14. Juni 1879.

Gestern machte ich einen guten Gang mit Gustav von Putlitz und dessen Frau, mit Gisbert von Vincke und Frau von Türkheim. So unter ernsten Menschen gleicher Bildungsinteressen fühlt man sich in seinem Elemente. Ich erzählte auch von der Absicht, nun alsbald mein Leben zu schreiben, und beide Männer fanden den Titel: „Bis zum Schwabenalter" sehr genehm. Wir gingen nach Auschowitz zum Feste des h. Antonius, und schauerlich war's, diese Menge bettelnder Krüppel zu sehen. Wir kamen in einen Regen, und in der Nacht hatte ich wieder den ähnlichen Fieberanfall wie am Tage meiner Ankunft, aber heute früh war ich frisch. Ich traf eine herrliche alte Freundin, Frau Livia Frege aus Leipzig, die beste Liedersängerin Felix Mendelssohns, die auch, wie du weißt, damals Fr. Rückert seine Lieder vorsang.

658.

Marienbad, 22. Juni 1879.

Der letzte Napoleon bei den Zulukaffern erschlagen! Ein wundersames Geschick! Die Zeitungen werden allerlei Betrachtungen bringen, aber mir geht durch den Sinn — vielleicht ist es Tradition von meinem Vater — daß der echte Napoleon doch auch Befreier war; er war abtrünniger Sohn der Revolution, aber zwei Dinge hat er festgehalten und in der Welt festgesetzt: Die Gleichheit der Bürger und die religiöse Freiheit. Der Dritte, meineidig und staatsstreichlich, hat es doch gut gemeint mit der Welt, aber die pfäffische Lady Macbeth hat ihn zu Grunde gerichtet, und schwach und abenteuerlich war er selber.

Was sollen wir Poeten fingiren, wenn die Geschichte solch Alles überraschende Thatsachen ins Werk setzt?

Ich lese jetzt das Buch über D'Israeli von Brandes und habe viel Ideen dazu.

659.

Niedernau, 2. Juli 1879.

Da bin ich also, lieber Jakob. Die paar Tage mit dir und den Deinen und meinem Rudolph haben mir tief wohlgethan.

Ich bin hier im Hause herzlich aufgenommen und gehegt, und wenn ich auch tiefes Verlangen nach Alleinsein habe, so bedarf ich doch in hohem Grade freundlicher Ansprache, und die habe ich hier in Fülle von Groß und Klein.

Das Haus ist wunderschön. Ich hätte es auch einmal kaufen sollen, und kurz beschlich mich auch ein Neid, daß ich nicht auch Derartiges habe, eigenes Haus und ein Stück Erde zu eigen daheim. Der Gedanke wurde aber bald überwunden, ich gehe als Wanderer über die Erde, und das ist auch gut.

Den 10. Juli.

Wie hatte ich gemeint, dir das Wiederaufleben und neue Einleben in der Heimat theilgeben zu können. Wie hatte ich mich voll frischer muthiger Kraft gefühlt, und da wirft mich das tückische Uebel in den Eingeweiden so nieder, daß ich oftmals an gar kein Aufkommen mehr glaubte und Alles aufwenden mußte, um meine vorauseilende Phantasie zu hemmen und zu dämmen. Ich lag mehrere Tage in großen Schmerzen, und erst als Dr. Steiner, eigentlich gegen meinen Willen, den Arzt Dr. Gärtner aus Tübingen holte, kam Erleichterung und Schlaf, aber nach Pausen kamen die Schmerzen immer wieder. Eine große Erleichterung und Labung war freilich die ständige zart aufmerksame Pflege, die mir ward, von den Frauen, den Töchtern, von Dr. Steiner selbst. Endlich hat sich doch meine starke Natur wieder geholfen, gestern konnte ich ausgehen und heute fühle ich mich frischauf und kann arbeiten.

Ich muß dir doch auch noch sagen, wie ich in Dr. Steiner einen Mann von großer Sophrosyne habe, der mit klarem überschauenden Geiste Menschen und Verhältnisse, die Produkte der Kunst und Wissenschaft sich klar ordnet und damit bewältigt. Freund Oppenheim in Berlin sagt immer: „Der Auerbach hat am meisten Respekt vor dem, was er nicht kann". Das mag wahr sein. Aber warum?

Dienstag, den 15. Juli.

Soeben 10 Uhr erhalte ich deine Karte. Ich komme von einem großen Spaziergang durch den Wald, außer am ersten Tage meiner Ankunft konnte ich erst heute wieder eine solche Strapaze machen, und sie thut mir gut.

Ich bin in politicis nun auch ruhiger. Die großen ethischen Gesichtspunkte, die Lasker in erhabener Weise geltend machte, sind doch tröstlich, und ich nehme mir ein Beispiel an ihm. Man muß unverdrossen und un-

verbittert ausharren. Ich hatte geglaubt, in Loyalität noch meine Tage zu verbringen und die Erhebung und den Frieden des deutschen Gemüths dichterisch darstellen zu dürfen. Es soll nicht sein.

Ich lese jetzt Heines Leben, die Parallele mit D'Israeli wird mir immer ergiebiger.

Ich schicke dir zu deiner Beruhigung diesen Brief heute. Als Curiosum lege ich dir den heutigen Schwäbischen Merkur bei. Da hat also (ganz wie Karla) ein Mädchen den ersten Schützenpreis gewonnen, und auch ein Gedicht ist an sie gerichtet.

660.

Nordernau, 17. Juli 1879.

Ich sehe immer aufs neue, wie wenig ich in die praktische Politik taugen würde; ich werde immer wieder fanatisch, und der Parlamentarismus, so meine ich jetzt, ist gerade die hohe Schule gegen allen Fanatismus.

Ich ging gestern allein nach dem Dorfe Weiler, von wo man die ganze rauhe Alb übersieht. Ich lerne jetzt hier den Hopfenbau verstehen, von dem ich bisher wenig wußte. Entweder ist hier Alles verspätet oder ist es nur heuer so, am Wege blühen jetzt erst die wilden Rosen und duften so harzig frisch und im Walde schallt noch der volle Finkenschlag, der nach meiner Beobachtung sonst um diese Zeit aufhört.

Ach, lieber Jakob, ich habe manchmal in Schmerzensnächten gedacht, daß ich nichts mehr davon hören werde, und ich war still bereit. Aber es ist doch nun besser so.

Den 22. Juli.

... Ich muß dir heute nur noch sagen, daß ich tief ergriffen bin von der Betheiligung H. Heines am jüdischen Leben und von der Geschichte seiner Taufe, die ich eben gestern zu Ende las. Ich habe Heine vielfach Unrecht gethan, er ist ein Schelm, ein Nichtsnutz, aber wie ist er's geworden? Wie schwer und bitter hat er kämpfen müssen! Und wie steht Friedrich Wilhelm III. da! Fritz Reuter muß auf die Festung und Heine sich taufen lassen.

Ich sehne mich wahrhaft nach der Zeit, wo ich meine Abhandlung über D'Israeli und Heine schreiben und Alles frei von der Leber weg sagen kann. Ich mache mir viel Notizen dazu.

661.

Nordernau, 25. Juli 1879.

Das war heute seit meinem Hiersein der wirkliche erste mildwarme, von einem leisen Winde durchzogene Sommermorgen. Ich gehe zuerst durch den Wald, dann die Landstraße am Neckar bis zur Umbiegung, wo der Morgenschatten aufhört. Ich sog diese wonnige Luft und Ruhe mit gierigen

Zügen ein nach den deprimirenden Wochen der Krankheit und des ständigen herbstlich kalten Regens.

Ich war gestern Nachmittag, da es sich aufhellte, mit meinen Gastfreunden in Nordstetten. Ich hatte mir vorgenommen, mich gemüthlich nicht aufregen zu lassen von diesem Wiedersehen, aber es gelang mir nicht.

662.

Niedernau, 23. August 1879.

Heute habe ich mit fliegender Feder die erste Ausfahrt nach Nordstetten geschildert. Ich weiß noch nicht, ob ich's drucken lasse. Ein Feuilleton von Laube reizte mich auch, solche Flüchtigkeiten zu fixiren. Laube schrieb in der Neuen Freien Presse: „Goethe in Karlsbad" so frisch und tiefgehend zugleich. Ich habe Laube gestern geschrieben.

Es sprudelt und quillt frisch in mir. Ich war heute in der Frühe, es hatte heut Nacht stark geregnet, bei hellem Sonnenschein auf der Weiler Höhe, wo man die Kette der rauhen Alb überschaut. Die Hopfenranken hängen voll duftiger Dolden, Herbstmeisen freien auf den Stangenspitzen, und auf den Stoppeläckern weiden Schafe.

Ich werde nun morgen nach dem Rigi reisen. Ich will mir auch für die neue Erzählung[1] Züricher Lokalitäten noch einmal ansehen.

663.

Rigi-Kaltbad, 26. August 1879.

Gewiß, lieber Jakob, habe ich dir schon einmal von hier aus geschrieben, und heute thue ich's, weil ich mich so frei und frisch fühle.

Ich komme eben von einem langen herzerhebenden Gange mit meinem Freunde Herzog, der, wie du weißt, Minister für Elsaß-Lothringen geworden ist und am 1. October nach Straßburg übersiedelt. Gestern Abend stellte sich ein Mann freien Wesens vor als Sohn meines Lehrers Schelling, er ist Unterstaatssekretär im Justizministerium, der erzählte mir, daß Herzog auf Rigi-First sei. Ich schickte ihm sofort eine Karte, und er kam heute 9 Uhr und bis jetzt sind wir mit einander im höchsten Behagen gewandert. Er ist der herrliche reine, immer im Echten und Großen lebende Mann wie immer, und jedes berührte Gesprächsthema trifft auf gute Vorbereitung und setzt sich von selbst wechselseitig fort. Er war auf dem Glärnisch und erzählte mir auch von dem höchsten Empfinden dort und vor Jahren auf dem Aetna.

Ich bin also vorgestern um 10 von Niedernau abgereist, las unterwegs behaglich den ersten Theil von Spielhagens neuer Erzählung „Quisisana",

---

[1] Brigitta.



und in Zürich angekommen, fuhr ich bald nach der Augenheil-Anstalt, in der ein Hauptstück meiner neuen Erzählung spielt. Ich traf den Arzt nicht, sah aber sonst viel und erlebte wieder, wie natürlich, mein Wunder, denn die Hauptpflegerin ist eine Landsmännin, meiner Heldin ähnlich, und schon 17 Jahre hier.

664.

Niedernau, 1. September 1879.

Ich habe mit Ottilie eine schöne Reise gemacht. Ich begleitete sie bis Gutach, du weißt, das ist ein Lieblingsort von mir, und in das Löwen-Wirthshaus dort habe ich die neue Geschichte verlegt, natürlich mit freier Componirung auch im Landschaftlichen. Auf der Reise hierher habe ich viel geschrieben für eine Reihe von Aufsätzen über Juden. Ich weiß aber nicht, ob und wann ich dazu komme. Ich werde vielleicht Alles in meinen Aufsatz über Heine und D'Israeli hineinarbeiten. Ich habe unsäglich viel und Vielerlei im Sinn, ich meine oft, ich fange erst an.

Den 22. September 1879.

. . . Ich muß dir auch noch sagen, daß ich Heines Leben ausgelesen habe und, wie ich glaube, ihn nun ganz verstehe. Er ist ein Dichter, der in seiner Zeit ein Kämpfer sein mußte und nicht die Consistenz in sich hatte und doch sich an kein Gegebenes anschließen konnte, an keine Institution, nicht einmal an ein Prinzip, und dem zuletzt seine Persönlichkeit ideell und physisch vermorschte. Seine schließlich deistischen und jüdischen Aspirationen erinnern mich an eine Thatsache, die unser Freund Sabel erzählte. Du kanntest wohl auch noch Holbach, den ritterlich gestalteten, durchaus freidenkerischen Mann. Er wurde lange Zeit siech und erwartete durch Monate täglich den Erstickungstod. Eines Tages kommt Sabel zu ihm und Holbach sagt: Ich lese jetzt wieder das Gesangbuch, ich glaube ja nichts davon, aber die Worte thun mir wohl, es ist mir als ob ich meine Mutter hörte und mich selber als Kind.

Ich war vorgestern in Tübingen und seit 1833 zum erstenmal wieder auf dem Schloß, ich traf leider meinen alten Freund Klüpfel nicht, er war mit Ludmilla Assing nach Babenhausen gefahren, aber ich erweckte mir viel alte Erinnerungen. Hier am Wege wohnte ich mit Frankfurter, hier oben saß ich im Untersuchungsgefängniß und hier erschoß sich mein Kamerad Bartold Frasinelli.

Ich habe Professor Schmidt ersucht, über unsern Ahn Maram Rotenburg Forschungen anzustellen. Die Judenwiese, wo die verbrannten Juden eingescharrt wurden, kenne ich bei Rottenburg, wie das Judenloch

bei Horb. Ich habe im Sinne, bei meiner Lebensgeschichte einen größeren allgemein historischen Hintergrund aufzubauen.

665.

Niedernau, 26. September 1879.

Gestern hatte ich einen tief erquicklichen Besuch von meinem alten Freunde Dr. Klüpfel und dessen Frau, er ist ein einfacher warmherziger Mensch, glücklich in seinem Berufe als Bibliothekar und Verfasser guter Schriften. Wir haben viele Erinnerungen aufgefrischt, besonders auch an Kausler. Wenn man von dem spricht, wird man immer gut und froh. Die Frau ist eine Tochter von Gustav Schwab, und das höhere Leben ist bei ihr so prunklos selbstverständlich, wie ich es nur wieder bei Schwäbinnen erkenne; auch die Frau meines Arztes Dr. Gärtner in Tübingen ist so, und beide waren Freundinnen der Ottilie Wildermuth, die diese ehrenfeste Art schwäbischer Bildung, mit schlichter Religiosität durchtränkt, in der Literatur repräsentirt.

Den 30. September.

Es ist wieder so schön herbstlich erfrischend hier geworden, daß ich mich nur schwer von Haus und Landschaft trenne.

Der Rottenburger Notar, der zur Aktenaufnahme gestern hier war, erzählte mir, daß der Adel in der Gegend allen Ackergrund, dessen er habhaft werden kann, ankauft, und ein alter Plan zu einer Geschichte, die etwa „Der Arrondeur" heißen sollte, erwachte in mir. Ich habe gar nicht gewußt, daß noch so viel breit angesessener Adel hier in meiner Heimat ist; ich sah eben das Leben nur von unten auf, jetzt ergäbe sich's auch von der andern Seite. Aber ich darf vorerst an nichts Neues mehr denken.

666.

Karlsruhe, Hotel Germania, 3. October 1879.

Was sagst du zu dem Datum da oben, lieber Jakob? Als ich dir [zuletzt] schrieb, habe ich es selber noch nicht fest gewußt. Du weißt, wie ich schwankte, wohin ich soll, und plötzlich war ich entschieden.

Ich war und bin zum Theil in Sorge, ob nicht zwei Melodien verwirrend hier in mir spielen, erstlich Auffrischung der Erinnerungen für meine Lebensgeschichte, und dann daneben, ganze Isolirung verlangend, die Ausarbeitung der neuen Erzählung. Ich will sehen, wie mir's gelingt.

Als ich einmal entschlossen war, und meine Sympathie für das Badische wirkte sehr, nahm ich mir auch vor, so spät es werden mag, noch hieher zu reisen, um morgens gleich für mich zu sein. Ich besuchte am Morgen noch den Pfarrer und Schullehrer und sagte vielen Bauern und

Bäuerinnen auf dem Weg Lebewohl, sie kennen mich alle. Daheim in meiner Stube, wo Alles eingepackt ist und ich nichts mehr zur Hand habe, schaue ich eben lange zum Fenster hinaus und jetzt muß ich unwillkürlich wie vor 42 Jahren eine kleine Spinne beobachten, die in der Kehle des Fenstersimses eine Stubenfliege gefangen hat, zehnmal so groß als sie; sie zappelt noch gewaltig, das kluge Raubthier kommt verschiedene Straßen daher, probirt, wo die Beute zu packen, und endlich gelingt's.

Nach Tisch nahm ich raschen Abschied, er griff mich doch an; die drei Mädchen und die drei kleinen Kinder begleiteten mich im Wagen zur Bahn und so ging's fort.

Den 4. October.

Heute sehe ich erst, was das heißt, so in wenig Stunden über Nacht plötzlich aus dem Wald in die Stadt versetzt zu sein. Der Contrast ist ganz ungeheuer, und die Romantiker mit all ihren zauberischen Hebeln konnten von solchem weder Anschauung gewinnen noch geben. Wenn man der heutigen Literatur das scharf Contrastirende vorwirft, so, meine ich, liegt das eben auch in den Contrasten, die wir erleben, und die uns in den Nerven haften bleiben. Wir sind Produzenten und Produkte.

Ich ging vor Tisch noch gegen Beiertheim spazieren, gab dann ein Telegramm an Dr. Steiner auf, und da ich's in Versen gemacht hatte, ohne Unterschrift, sagte der junge Telegraphist: „Sehr schön!" So etwas scheint mir in Preußen nicht möglich.

Bei Tische war in meiner Umgebung von der neuen gesammtdeutschen Gerichtsordnung und den Versetzungen die Rede. Es vollzieht sich in aller Stille eine Umwälzung der größten Art oder vielmehr eine unverrückbare Grundlegung der Einheit.

Ich ging dann lange allein durch die Straßen. Von den ehemals kleinen Häusern sind nur noch wenige da, und man merkt an der Bauart die Wirkung der polytechnischen Schule. Der Schloßplatz, der zu unserer Zeit nur Sandebene war, ist jetzt mit Rasen, Gebüsch und Springbrunnen und auch mit den neuesten Teppichpflanzen besetzt. Das Karl Friedrichs-Denkmal erschien mir durchaus phrasenhaft, in Gestalt und Mantelung, und nun gar in den Emblemen, die bloße Wappen sind. Ich muß nachsehen, was ich Anno 44 im „Familienbuch" darüber schrieb, damals verstand ich noch nicht, was ich erst von Rietschel lernte.

Den 5.

. . . Ich besuchte Frau Mathy und blieb sehr lang; die grundgediegene Frau lebt stetig fort in der Erinnerung an ihren Mann, die Kinder sind alle todt, der Mann ist todt, die Nichte ist im Kloster, die Frau ist thätig

in vielen Vereinen und wartet dabei einsam auf den Tod. So oft von dem und jenem die Rede war, sagte sie: den hat mein Mann auch gern gehabt. — Die Freunde alle besuchen sie natürlich noch stetig, vor kurzem war Max Duncker hier mit seiner Frau, und auch aus der Stadt kommen Viele zu ihr. — Dann traf ich Koßmann und war eine gute Stunde bei ihm. Spät Abends war ich in der sogenannten Bärengesellschaft, wo ich früher mit Mathy, Malsch und Müller hinging.

Den 6.

Heute Mittag waren * und * bei mir. Sie sind beide außer sich über die Reaction und über die Judenhetzen der Hofprediger. Es ist ein Jammer, in welches Elend und in welchen Kampf wir wieder versetzt sind. Es ist so weit gekommen, daß ganz unabhängige patriotische Männer sagen: zur Zeit des Partikularismus und des Bundestages waren wir schlimm dran, aber wir waren reiner. Jetzt hetzt man die Egoismen und die materiellen Interessen auf einander und macht alles Ideale zum Kinderspott.

667.

Karlsruhe, 10. October 1879.

Soeben erhalte ich deinen Brief von gestern. Du hast Recht, wenn du mein Reisen eine Irrfahrt nennst, es gilt in dem Sinne, daß ich nicht weiß wohin. Ich habe aber meine Arbeit bei mir, und so werde ich doch Ruhe finden. Auch darin hast du Recht, daß ich nichts mehr hinausgeben darf, das nicht buchreif ist. Ich erfahre jetzt oft, daß mir die Leute sagen, sie hätten den „Forstmeister“ gelesen, und man kann nur Wenigen zumuthen, die neue Ausarbeitung sich besser anzusehen, und so entstehen Verschiefungen.

Ich habe gestern Abend nach langer Zeit wieder Goethes Faust aufführen sehen. Anno 33 schrieb ich schon über die erste Aufführung in Stuttgart. Man kennt doch jedes Wort des Gedichtes und ist immer voll neuer Bewunderung. Nur der Schluß, der eben kein Schluß ist, ist zu grell; „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an,“ sagt auch der Zuschauer. Das geht, freilich in wunderbaren Naturlauten, über das künstlerisch Zugängliche hinaus. Ich möchte sehen, wie es sich macht, wenn der 2. Theil gleich drauf folgte. Ganz neu ging mir die dramatische Gliederung des ersten Aktes auf, der doch eigentlich nur Monolog ist und doch eine ganze Welt hereinzieht, fast anschaulich.

668.

Karlsruhe, 22. October 1879.

Ich bin gestern trotz tiefen Fröstelns und Schmerzen ins Theater gegangen und habe das neue Stück „Rosenkranz und Güldenstern" gesehen. Ein ganz nichtiges Possenmachwerk, nur für Schauspielerei gemacht. Und das wird aller Orten beklatscht. Ich glaube nicht, daß mein Urtheil von meiner körperlichen Verstimmung herkommt, ich war im Theater ganz wohl. Ich weiß nicht, wo das mit unserm Publikum hinaus soll. Auch nicht eine Figur in diesem Stücke kann länger als drei Theaterstunden leben, und man flickt da Gestalten ein, die gar nicht zur Sache gehören, nur eben für den Moment amüsiren sollen. Wie soll da noch eine wohlbemessene dichterische Arbeit wirken?

669.

Karlsruhe, 27. October 1879.

... Ich hörte gestern Abend zum erstenmal die sogenannte komische Oper von Meyerbeer „Die Wallfahrt nach Ploërmel", ein Machwerk so abgeschmackt im Text, wie phrasenhaft in der Musik. Meyerbeer, der wirklich Großes geschaffen hat, bringt das still Einfache nicht zuwege. Das Wasser, einfaches Wasser, ist das Höchste in der Natur wie in der Kunst. Goethe und Mozart und Schubert sind Quellen reinen Wassers und darum allezeit erquickend.

Den 28. October.

Ich hatte heute Nachmittag eine tief belebende Stunde bei dem ehemaligen Minister Jolly, er ist ein überaus scharf und weit sehender Geist. Jolly, der vormalige Docent, ist auf wissenschaftlichem Grunde frei geworden und gehört nicht zu jenen Beamten, die mit Dekreten die Weltgebrechen zu heilen vermeinen. Er weicht den großen Problemen nicht aus, und da stehen wir eben aller Orten vor der Sphinx. Wir sehen, ohne feste Religionsform hat die Welt keinen sichern Bestand, und doch ist die alte Form im Vermorschen und wir wissen keine neue zu bilden. Freiheit und Autorität stehen sich gegenüber, beide in ihrer Art berechtigt, und was soll werden? Es ist bequem, zu sagen: das Alte wieder in Geltung bringen. Wenn es auch das Rechte wäre, es ließe sich doch nicht erzwingen.

Den 29. October.

Gestern war Victor Scheffel bei mir, er sieht groß und kräftig aus und erzählte mir viel von seinem Leben in Radolfzell und ich müsse zu ihm kommen. Nächster Tage will er mir Marau mit der Rheinbrücke zeigen, das sei eine ganz neue eigenartige holländische Landschaft. Sehr anmuthend war, wie er mir erzählte, daß zu seinem fünfzigsten Geburtstage, wo ihm

so viele und große Ueberraschungen wurden, die Bürgerschaft von Radolfzell ihm einen guten Brunnen bei seinem Hause herrichten ließ.

Den 30. October.

Ich habe Anzengrubers „Dorfwege" großentheils gelesen. Die Plauderei als Vorrede zum 2. Bändchen hat mich überrascht durch die nicht ganz offene, aber doch erkenntliche Polemik gegen mich. Ich kann in vollster Wahrhaftigkeit sagen, nur überrascht, denn was da gegen meine Fassung des Volkslebens gesagt ist, ist so oberflächlich als schief. Ich könnte ihm scharf heimleuchten, aber ich thue es nicht. Anzengruber hat viel tüchtigen Naturalismus, aber ebensoviel von Dickens abgeguckte Manierirtheit; da thut die Straße das, und das Haus thut das. Der sogenannte Pessimismus Anzengrubers ist eben intellektuell noch nicht dahin vorgeschritten, die geheimnißvollen Urmächte alles Daseins und die historischen Bedingungen der Menschen- und Volksseele zu erkennen. Das Problem steckt ja auch darin, daß wir zwischen Logik und Geschichte gestellt sind, die die beiden Seiten unserer Seelensubstanz ausmachen, man kann sie auch Reaction und Revolution nennen, Abstraction und concrete Erscheinung ꝛc.

Diese Art verharrt im Naturburschenthum, auch sprachlich, gefällt sich darin und hält das für das einzig Wahre; jede philosophische Durchdringung oder künstlerische Abrundung wird Unwahrheit, Gemachtheit, Lüge gescholten. Daher halten solche Schriftsteller auch im Darstellen nichts zurück, werfen nichts weg, was ihnen in die Hand kommt, und wer Mehl mahlt und verbackt und nicht auch alle Spreu mitgibt, wird als unwahr, als conciliant u. dgl. verschrieen.

Ich möchte das alles ordentlich ausführen, aber ich weiß, es hilft doch nichts, und überlasse der Zeit die Richtigstellung.

Den 2. November.

Ich hatte gestern Morgen unausgesetzt gut gearbeitet, war Nachmittags eine Stunde zum Kaffee bei Frau Mahler, bei der Frau Dr. Adler wohnt. Rahel Adler ist eine wahrhaft hohe Frau, von großer Einsicht und Tiefe der Empfindung. Es sind nun 40 Jahre, seit ich das schöne Mädchen bei ihrem Bruder in Frankfurt kennen lernte, und sie ist nun von einer Reife des Urtheils und einer still gehaltenen Anmuth des Ausdrucks, wie ich solche Erhöhung des Geistes nur selten gefunden habe. Ich kann mir's denken, wie diese Frau nach schwerem Schicksal fast 25 Jahre als Instituts-Vorsteherin auf Mädchen wirkt.

Ich ging dann zu Putlitz und mit ihm und seiner Familie ins Theater. Der spanische Geiger Sarasate spielte sehr schön, er singt auf der Geige wie Wenige. Nach der ersten Abtheilung wurde „Das erlösende

Wort" gegeben, das Publikum lachte viel, die Schauspieler hatten zwar schlecht gelernt, spielten aber frisch, nur der Schluß wurde possenhaft übertrieben. Am Schlusse wurde ich gerufen. Ich hatte in Voraussicht Putlitz gebeten, durch den Regisseur im Namen des Autors danken zu lassen. Das geschah nun auch, aber das Publikum gab keine Ruhe und verlangte stürmisch meine werthe Person. Putlitz sagte: „Sie müssen hinaus, und ich gehe mit Ihnen." Ich ging an der Hand von Putlitz hinaus, machte meinen Kratzfuß, der Jubel war groß.

Ja, lieber Jakob! Ich erlebe Alles doppelt. Ich mußte gleich hernach daran denken, wie ich zu Ende der 20er Jahre da droben auf dem Juchhe saß, und zwar für drei Kreuzer durch Bestechung des Billeteurs.

670.

Karlsruhe, 3. November 1879.

Das war gestern sehr behaglich bei Scheffel, gerade Menschen genug und nicht zu viel, um gemeinsames Gespräch bei vortrefflichem Essen und Trinken zu gewähren. Das Hauswesen Scheffels ist eben das eines reichen altangesessenen Mannes. Wir aßen in dem Zimmer, wo der Schrank mit den Jubiläumsgeschenken steht. Scheffel brachte einen lustigen Toast auf mich aus, er sagte nach Anderem, ich hätte den höchsten Berg der Welt bestiegen, ja den höchsten, wo man drei Monate braucht, bis man wieder herabkommt, nämlich der Hohenasperg rc.

Ich ging dann lang allein im schönen herbstlichen Wald spazieren, und ich muß sagen, ich vergaß alles Andere und war seelenvergnügt, ich habe es doch zu was gebracht in der Welt, die tüchtigsten Menschen sind mir gut und ich fühle, daß ich noch Manches zu thun habe und daß mir wohl noch Einiges gelingt. Nur der erneuerte Judenhaß, den ich dann im Lesezimmer in verschiedenen Zeitungen fand, machte mir einen bittern Mund. Woher das wieder und so von allen Seiten, von Orthodoxen und Atheisten?

Den 8. November 1879.

Seit vorgestern ist Spielhagen mit seiner Frau bei mir im Gasthofe. Er war drei Wochen in Baden zur Erholung, hat aber nicht viel gewonnen. Wir waren gestern mit einander bei Putlitz.

Lasker ist nun in Breslau nicht einmal als Kandidat aufgestellt worden. Da spielt auch wieder die Judenhetze mit. Gestern stand im hiesigen Beobachter aus einer Breslauer Zeitung, daß die Juden in Häusern wohnen, die sie nicht selbst gebaut haben rc. Das ist Anreizung zu Mord und Raub, und das müssen wir noch miterleben!

671.

Karlsruhe, 9. November 1879.

Die Sonne scheint so hell und warm und auch in mir ist Sonntag, ein tief gesegneter und gesättigter. Gestern Abend, von halb Sechs bis halb Neun unausgesetzt, las ich Spielhagen und seiner Frau die fertigen 135 Seiten meines neuen Buches vor. Die grundmäßig warme Freude, die Spielhagen am Bau des Ganzen wie an Einzelausführungen hatte, sein strahlender Blick, seine Zurufe und die feinen zustimmenden Bemerkungen seiner Frau, das alles bot eine Wonne, wie sie im Schaffen selber nicht größer und erhebender, wenn man spürt, das fügt sich und ist wie ein reines Geschenk des Genius.

Seit meinem herzeinigen Leben mit Otto Ludwig habe ich solche rückstrahlende Glückseligkeit nicht empfunden. Spielhagen konnte nicht genug kundgeben, wie er sich an der Arbeit des Genossen erfreut, ein großes und gutes Herz that sich auf, und als ich fertig war, umarmte er mich wiederholt brüderlich. Besonders wohl thut mir, daß er die Simplicität des Vortrags und die feste Construction so treu nachconstruirend auslegte.

Wir gingen dann zum Nachtessen, und nach demselben wanderten wir noch in der milden Herbstnacht lange umher. Die Beiden beschworen mich, nun hier, wo ich das so gut getroffen, das Ganze abzuschließen.

Den 10. November.

Eben als ich dir gestern schrieb, kam Scheffel mit seinem Sohne, der aussieht wie ein venetianischer Nobile, aus einem Bilde von Paul Veronese herausgesprungen. Scheffel schlug mir vor, mit ihm und Freunden, Malern, Beamten und deren Frauen und Kindern im Dorfe Berghausen im Gasthofe Zum Laub zu Mittag zu essen. Ich schlug ihm vor, auch Spielhagen und seine Frau einzuladen, er ging mit mir zu ihm. Spielhagen war dessen hocherfreut, und so fuhren wir gegen 12 im herrlichen Sonnenschein im Wagen nach Durlach bis vor Grötzingen, von dort an gingen wir zu Fuß.

Der Mittag war lustig und erhebend. Spielhagen sprach zuerst, seine Freude über den Einblick in süddeutsches Leben kundgebend und auf Scheffel schließend. Scheffel erwiderte so heiter als tief, und auf einen Toast auf mich antwortete ich, die beiden neuen Kameraden feiernd, die literarisch das Wort „vom Fels zum Meer“ darstellen, von Hohentwiel bis zur Ostsee. Sauerkraut und Schneckennudeln und süffiger Elsässer Wein thaten auch das ihre. Es war ein schöner Mittag.

Wie wunderlich rumort's aber in meinem Kopfe! Als ich mich müde zur Ruhe legte, konnte ich lange nicht einschlafen denn mir bildete sich die Episode einer Jüdin in meiner Erzählung, die sich ganz von selbst einfügt.

und ich kann auch nicht anders, ich muß jetzt ein Wort dreinreden, oder vielmehr ein Bild geben gegen die infame Judenhetze von heute. Wenn wir uns zurückhalten, das eigentliche Pathos, das uns im tiefsten bewegt, kund zu geben, was sollen wir denn?

Ich habe heute schon die ganze Episode geschrieben, anlehnend an ein wirkliches Ereigniß, aber das sollen und müssen wir ja auch. Ich hoffe, ich mache etwas, was nicht fehlt, und bin also in mir ganz froh und frisch.

Abends 8 Uhr.

Spielhagen ist heute Abend um 5 mit seiner Frau abgereist. Wir waren noch Mittags bei Putlitz zu Tische, und er fühlte sich auch ganz wohl bei den trefflichen Menschen, dann waren wir noch in einem Atelier, wie vorgestern in mehreren. Die Anwesenheit Spielhagens hat mir sehr wohlgethan. Seine Frau lebt ganz nur für ihn. Ich traf, als wir Lessing besuchten, die Großherzogin auf der Flur, sie kam aus dem Frauenverein und sprach sehr freundlich mit mir.

Ich sitze hier auf meinem Zimmer und lebe ein stilles Denken. Ich habe die Gaskrone angezündet und das große Zimmer ist hell und Niemand stört mich; ja, wenn ich von Menschen komme, bin ich sofort in der Arbeit, denn diese lebt ständig in mir.

Den 13. November 1879.

Ich muß nun, dem Wunsche der Großherzogin gemäß, einen Vortrag zum Besten des Frauenvereins halten. Ich kann nichts Neues dazu machen und werde den Wiener Lenau-Vortrag etwas aufbügeln.

Ich war eine gute Stunde bei Scheffel. Wir sprachen natürlich auch über Arbeiten, und Scheffel erzählte mir, wie er zur Publikation der „Aventiure" kam. Er wollte einen großen Roman: „Der Wartburgkrieg" schreiben und hat dazu die umfassendsten Studien gemacht, in Lokalität, Sitte bis in die zeitgenössische französische Dichtung hinein. Er wohnte damals auf der Wartburg. Nach manchen Störungen hat er sich zuletzt damit geholfen, die aus der Seele der damaligen Dichter empfundenen Gedichte als „Aventiure" herauszugeben. Jetzt möchte Scheffel doch wieder an die Ausarbeitung des Großen gehen, aber er klagt, daß er in das geschichtliche Material wie in bodenlosen Sand eingesunken sei, und dazu sind die Scenen und Bilder an sich auch eingetrocknet.

[Morgen] um 3 Uhr muß ich zu einer musikalischen Matinée.

672.

Karlsruhe, 15. November 1879.

Anfangs verwünschte ich die Musik mit Frack am hellen Mittag, dann aber war's doch schön. Ein Quintett von Dessoff und sehr schöne Lieder

von der Bianchi gesungen. Die Großherzogin war sehr herzlich, sie dankte mir vor Allem, daß ich einen Vortrag halte. Ich fragte, ob das das Humanitäre wäre, das sie mir bereits in Berlin angekündigt hatte. Sie sagte: Nein, noch Anderes. Sie meinte die Publikationen über gemeinnützige Anstalten, zu denen ich mitwirken möchte. Ich erklärte, daß das besondere Blatt abonnirt, aber nicht gelesen wird, und gab an, wie durch eine autographirte Correspondenz mit kleinen Artikeln, die allen Zeitungen geschickt würde, der Zweck zu erreichen wäre. Die Großherzogin fand das sehr praktisch, und ich soll ihr Weiteres angeben.

Dann kam auch der Großherzog von Weimar und war sehr freundlich, mich fragend, warum ich den alten Freund nicht in Weimar besuche. Auch dessen Tochter, die Prinzessin Elisabeth, sprach ich, und wir hatten Gemeinsames als Freunde von Bayard Taylor.

Ich fuhr um halb 6 zur Tafel ins Schloß. Ich sprach vor Tisch den Großherzog, der so echt liebreich ist, daß einem das Herz aufgeht.

Den 17. November.

... Und nun, lieber Jakob, hast du hier ein Prachtexemplar des „Forstmeister". Du hast es vor Allem verdient. Und doch ist mir jetzt klar, wie viel noch zu thun gewesen wäre.

Aber was nützt mir jetzt die Gescheitheit? Sie hilft mir vielleicht den Tadel leichter hinnehmen, und es geht mir vielleicht wie jenem Verurtheilten, der mir in Rottweil bekannte: „Than hau' i's, aber et so wie die Geschworene meine!" Das war dem Manne ein stiller Triumph.

Den 19. November 1879.

Also heut Abend 6 Uhr halte ich im Rathhaussaal den Vortrag. Ich habe zu dem Lenau-Aufsatz wieder viel Neues gemacht und ungeschickter Weise mich gewaltig aufgeregt, und heute Abend wird das erst noch mehr sein. Ich war im Rathhaussaal. Als ich die Treppe hinanging, fiel mir ein, wie ich vor 52 Jahren da ging, als ich wegen mangelnden Nachweises meiner Subsistenzmittel ausgewiesen werden sollte.

Den 20. November.

... Ich fühlte, ich beherrsche das Thema und die Vortragsweise, und so ging Alles glatt. Ich schloß — ganz frei sprechend — mit einer Karlsruher Erinnerung an Lenau, dieselbe umdeutend, und das griff offenbar tief.

Als ich dann vor dem Großherzog stand, reichte er mir die Hand und hielt sie lange und sagte: „Ich kann Ihnen nicht genug danken". Auch die Großherzogin dankte herzlich, und wir sprachen noch viel über Einzelnes.

Nun habe ich das hinter mir und will meine Arbeit fertig machen. Heute beim Frühstück kam 1. dein Brief, 2. ein Brief des Fürsten Hohenzollern, 3. die erste Recension vom „Forstmeister“ von Frenzel. Sie ist entschieden wohlwollend und besonders auch darin, daß er das opus zu einer Idylle macht und so den Tadel, den er nach anderer Seite haben muß, verhüllt.

673.

Karlsruhe, 24. November 1879.

... Ich habe [gestern] in Worms zum erstenmal das Luther-Denkmal gesehen. Ich war beim Werden und Bilden des Einzelnen, aber das Fertige jetzt machte einen nüchternen Eindruck auf mich. Fünf stehende geschichtliche Figuren und dazwischen drei sitzende Allegorien, Frauengestalten als Städte-Repräsentationen, und Alles das verbunden mit einer Mauerkrone — es erschien mir nicht als das plastisch gewordene „Eine feste Burg“, wie ich es damals im „Morgenblatt“ bezeichnete. Ich meine, die Schönheit als rein künstlerische fehlt, das Charakteristische herrscht, und nur die protestirende Speyer hat lebendig schöne Bewegung. Habe ich Recht, daß kein plastisch schaubares Kampfesobject da ist, daß die mythenbildende Kraft fehlte, die aus dem Worte, aus dem, was man Wort Gottes nennt, eine Gestalt machen konnte? Nun handelt sich Alles um ein Buch, und man muß wissen, aber man kann nicht sehen, um was gekämpft und gerungen wurde.

Das Novum, das Rietschel in der Einzelgestalt Lessings gab, so daß sie fortan nur so und nicht mehr anders gedacht werden kann, das ist in dieser großen Arbeit nicht gegeben. Mir fehlt der Papst oder seine Repräsentation; noch mehr, mir fehlt Jesus, der in bewegter Weise sich zu Luther hätte wenden müssen, ein Gott, der ihn bestätigte. Wie das zu machen gewesen wäre, das weiß ich natürlich nicht, aber daß etwas der Art sein mußte und ein flüssiges Leben plastisch abgeschlossen werden mußte, das ist mir ganz klar. Damals, als ich Rietschel Alles das bilden sah, fiel mir das noch nicht ein, jetzt aber erkannte ich, daß für die Reformation noch der künstlerische Mythus zu schaffen ist, wenn die Aufklärungsthat überhaupt einen Mythus haben und künstlerisch werden kann.

674.

Karlsruhe, 28. November 1879.

Die Sonne, lieber Jakob, die Sonne thut mir gut, es muß eine geheime Kraft drin stecken. Heute war ein klarer Sonnenmorgen, ich spürte die Himmelswärme in allen Gliedern und allen Nerven, und da ist es endlich geworden. Ich habe die Katastrophe endlich, wie sie bleiben muß

und wie die innere Nothwendigkeit heischt, fixirt und bin nun frei und sicher. Das wollte ich dir nur gleich sagen, ich hab ja nur dich, der das ganz mit mir theilt, und ich bin froh, daß ich eine Seele habe, in die ich Alles legen darf. Und wie gut ist's, daß du jetzt in wenig Stunden den Brief hast.

675.

Karlsruhe, 29. November 1879.

Ich habe gestern das Drama von Mosenthal „Der Sonnwendhof“ zum ersten und letzten Mal gesehen. In diesem Stücke ist Alles verlogen, Menschen und Thaten, vergangene und gegenwärtige, und zuletzt ist auch die Schuld des Vaters der Heldin nicht klar, statt, daß der Dichter zu zeigen hatte: Ja, der Vater war ein Brandstifter, aber das Kind ist brav und hat nicht drunter zu leiden. — Dabei versteht aber Mosenthal das Theatralische in wunderbarer Weise und eben das ist das Traurige, daß mit solcher Virtuosität, Alles ins Anschauliche zu treiben, die absolute Verlogenheit und die Unnatur aller Empfindung sich eint. O, wenn ich das Theater hätte packen können! Was nutzt aber Wissen von den Bedingungen des echten Volksstücks? Machen muß man's können. Mit aller Kritik vertreibt man weder Mosenthal noch die Marlitt.

Oftmals wünsche ich zu Ende zu sein und oftmals wünsche ich erst anfangen zu können.

Diese infame Judenhetze! Hast du Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern gelesen?

Den 30. November.

Gestern im Hofconzert fühlte ich mich sehr behaglich. Es waren nur dreißig Personen geladen und nur drei Säle waren offen. Auch Putlitz mit Frau und Tochter war da, die Minister und der Commandeur General Obernitz, der mich bald zu seiner Frau brachte, die mir erzählte, daß ihr Mann ihr den „Forstmeister“ vorgelesen. Obernitz, der die Württemberger angeführt hat, war überaus freundlich. Aber am erquickendsten bleibt doch die Art des Großherzogs und der Großherzogin, die mich als zugehörig betrachten. Auch mit der jungen Prinzessin sprach ich lange. Es ist kein Kleines, so rein und fein aufzuwachsen und fern von allem Herben. Das gute Kind erzählte mir, daß sie noch nichts von mir gelesen, daß sie aber jetzt „Barfüßele“ lesen dürfe. Die Tochter von Putlitz ist sehr befreundet mit ihr, und ich wünschte ihr Glück dazu. Sie sagte mir, sie habe einmal einen Aufsatz über Freundschaft machen müssen und habe Freundschaft damals noch nicht gekannt.

Den 3. Dezember 1879.

Heute ist der Geburtstag der Großherzogin. Ich erhielt noch glücklich die Barfüßele-Statuette von Cauer, und jetzt schicke ich sie ins Schloß und habe dazu folgende Verse gemacht:

Wie hier das Kind
Am Brunnen steht
Und späht,
Wer des Weges geht,
Daß er Labung find',

So spendest, so sammelst Du Gaben;
Labung ist Dir — Andere zu laben.

Den 4. Dezember 1879.

Eben erhalte ich vom Bürgermeister hier die Einladung zum Stiftungsfest des Bürgervereins „Liederkranz" auf übermorgen Abend. Ich sehe mich hier von allen Seiten von so viel echter herzerwärmender Freundlichkeit umgeben und die Stadt, das geistige Leben und die nahen Wälder, Alles muthet mich so an, daß sich mir der Gedanke befestigt, wenn mir noch ein ruhiges und gedeihliches Lebensende beschieden ist, so erfüllte sich's am besten hier. Natürlich sage ich noch Niemand als dir so was, denn wenn man Unentschiedenes ausspricht, gilt man für schwankend. Die ganze Kunst, stark zu erscheinen, besteht darin, nur mit Fertigem herauszutreten.

Ich habe gestern Abend drei Akte der Festoper „Armin" von Dahn und H. Hofmann gehört. Ich kannte sie bereits von Berlin her; das Opus ist nach meiner Empfindung ohne eine geschlossene Melodie, und dazu dieser Bettlermantel des Patriotismus, der einem auf sich beruhenden Kunstwerk nicht umgethan werden darf. Und das Thema „Armin"! Mein guter Otto Ludwig hat ein Stück Leben dran vergeudet. Der doch immer barbarische Betrug kann und soll nicht dichterisch gerechtfertigt oder gar in Berechtigung und Tugend gefälscht werden.

Den 5. Dezember.

Am Morgen nach Einheimsung der Ernte schaut der Bauer zum Fenster hinaus und raucht die Pfeife der Ruhe über die Stoppelfelder hin. Nun denke ich mich freilich nur oft in solchen Mann hinein. Aber ich habe heute in meiner Art auch etwas von jenem Sabbathgefühl. Ich bin freilich fertig, aber es gibt noch zu dreschen, zu wurfeln ꝛc., aber ich bin vom Wetter draußen ebenso nicht mehr abhängig. Und das ist heute besonders gut, denn es wird im Schneesturm eigentlich nicht recht Tag.

Gestern Nachmittag erhielt ich Brief des deutschen Kronprinzen (ich lasse dir ihn abschreiben) und Abends hatte ich wirklich schöne Stunden beim

Prinzen Karl. Das Gespräch war bei Tische lebhaft, und nach Tisch unterhielt ich mich mit der Prinzessin Wilhelm lange und gut, zumal von ihrer Tante, der Großfürstin Helene.

Ich ging dann noch auf das Museum. Ich spielte noch mit Geheimrath Schmidt einige Partien Billard und las die preußischen Kammerverhandlungen über Erhaltung der geschlossenen Bauerngüter. Die Sache ist an sich ja gewiß gut, aber heikel bleibt doch die Einschränkung des Eigenthumsrechts. Als ich das Thema im „Lehnhold" behandelte, habe ich mit Uhland viel darüber gesprochen.

Hier sende ich dir auch das Blatt mit dem Abdruck meines Schlusses zum Lenau-Vortrag.

Ich glaube, ich habe dir noch gar nicht von der Enkelin der Bettina Arnim erzählt, und doch habe ich noch nie solch eine märchenhafte Wirklichkeit vor Augen gehabt. Denke dir ein schlankes, voll erwachsenes Mädchen von 15 Jahren mit gertenhafter Biegsamkeit in allen Bewegungen — ein Köpfchen so rund wie ein schöner Apfel, eine leichtgewölbte Stirn mit kecken Löckchen und Augen wie ein verzaubertes Reh, ein überaus kleiner, etwas gespitzter Mund. Ach was, man glaubt, solche Geschöpfe seien nur in der Phantasie. Und das Kind hat Gedichte gemacht, als wären sie von ihrem Onkel Clemens Brentano, und dazu Melodien gesetzt und Zeichnungen mit der Feder, so übermüthig als correct, und hat dabei doch ein Wesen so geschämig, als wäre sie ein Wesen, in ein Dasein geweckt, wohin sie nicht gehört. Wenn man das in einer Dichtung schilderte, würde man's nicht glauben. Der Vater heißt Graf Flemming, das Kind Erika (sie wird aber erst seit einem Jahr so genannt). Nächsten Mittwoch singt Erika und spielt Theater.

Sonntag, 6. Dezember.

Ich fuhr [nach erhaltener Einladung heute] ins Schloß, der Schnee knirschte unter den Rädern. Der Großherzog kam sofort in den großen Saal. Er sagte, er spreche gern im Gehen, und so gingen wir über eine Stunde auf und ab und sprachen. Was? Ich müßte eine ganze Encyklopädie geben, wenn ich Alles erwähnen wollte. Ueber die vaterländischen Zustände, auch über die Judenhetze (der graddenkende Mann ist da ganz correct), über Erschütterung der Ideale und eben über Alles. Der Großherzog hört gern, spricht aber auch sehr gut, geschlossen im Gedanken und gerundet im Worte. Auch über meine Bücher sprachen wir.

Wir sprachen auch über Scheffel. Ich sagte, daß man ihm Vorwurf mache, weil er nicht fort und fort Neues produzirt. Abgesehen von der Frage, ob man schreiben soll, wenn man nicht innerlich muß, zeigt sich da die krittliche Undankbarkeit der Deutschen. Mit welcher Verehrung haben

die Italiener Manzoni hoch gehalten, und er hat doch nur das eine Werk geschrieben: „die Verlobten“. Und „Ekkehard“ ist nicht minder bedeutend als die „Verlobten“.

Nach 1 Uhr kam die Großherzogin und sagte, mir die Hand reichend: „Sie haben mir eine Freude machen wollen und Sie haben mir eine große, sehr große Freude gemacht.“ Die Prinzessin Victoria ließ mich auch grüßen, sie liest jetzt „Barfüßele“.

676.

Karlsruhe, 13. Dezember 1879.

Das kennst du nicht, lieber Jakob, und ich meine, ich hab's auch nicht gewußt, was das ist, so ganz für sich allein, von Niemand gewußt und angesprochen, von Mittag um zwei Uhr bis den andern Mittag wortlos in unerschöpflicher Stille in seinem Zimmer zu sitzen, zu lesen und zu träumen. Ich meine oft, ich hätte Jahre lang im Mühlengeräusch gewacht und geschlafen und jetzt erst weiß ich wieder was Stille ist.

Ich hatte einen rheumatischen Schmerz, der mich aber nur störte, wenn ich ging, und da es schneite und ich es genug habe, mit Menschen zu verkehren, auch wenn sie noch so freundlich sind, blieb ich zu Haus, d. h. im geräuschlosen Gasthofzimmer. Ich that eigentlich gar nichts Rechtes, ich las nicht ordentlich und schrieb nicht, ja ich rauchte nicht einmal eine ganze Cigarre, aber diese Stille war mir wie ein Bad, und meine Seele plätscherte darin und wollte nicht heraus. So im Halbwachen, Hindämmern bis nach Mitternacht war mir Alles absolut gleichgiltig, Leben, Sterben, Schreiben, Erfolg oder Tadel, Staat und Religion, Alles ging mich nichts an. Ich weiß, was Vegetiren ist oder ein gutes Thier sein, das nicht reden kann und auch nicht mag.

Ich glaube jetzt, es ist eine seelische Ermüdung, die mich dahin brachte. Ich war in der Arbeit so rastlos bergauf, bergab, und nun streckte sich Alles nur aus im Wohlgefühl der ausziehenden Müdigkeit. — Jetzt bin ich wieder drin in den Pflichten und Strebungen des Lebens.

Den 18. Dezember.

Der Brief ging gestern nicht ab. Ich will dir nur noch erzählen, daß ich gestern Nachmittag 4 Uhr ins Schloß beschieden wurde, da ich Abschied nehmen wollte. Als ich eintrat, kam mir die Prinzessin Victoria, die anmuthvoll schlanke Erscheinung mit allem Liebreiz der reinen Jugend entgegen und sagte, die Eltern kämen bald, sie dankte mir nochmals überaus herzlich für das Barfüßele. Dann kam die Großherzogin und bald nach ihr der Großherzog, sie sprachen beide ihre Dankbarkeit aus für das,

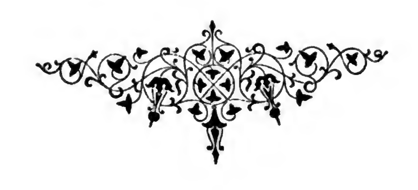
was ich ihnen hier gewesen und hoffentlich noch ferner sei. Der Großherzog hat Abends vorher bis nach 12 Uhr den „Forstmeister“ ausgelesen und er sprach tief eingehend davon (er sagte, er sehe von der Geschichte an sich ab), mit welcher humanen Liebe ich die verschiedenen Weltanschauungen gerecht behandle, besonders diese pietätvolle Freiheit, mit der ich den Vicar darstellte. Auch der patriotische Hauch, der überall hervordringe, habe ihm wieder wohlgethan ꝛc.

677.

Stuttgart, 28. Dezember 1879.

Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir die acht Tage bei dir gethan haben.

Auf der Reise hieher habe ich viel über das Allgemeine denken müssen, und das machte mich nicht froh, sondern tief traurig. Das Jahrzehnt geht zu Ende, das so groß begann, unsere höchsten Wünsche für das Vaterland erfüllte, und nun? Die gemeinen Interessen sind auf einander gehetzt und eine Judenhetze ist oben drauf.. . .





1880.

678.

Stuttgart, 2. Januar 1880.

Ich hörte gestern Abend, ich weiß nicht zum wievielten Male, die Zauberflöte. So wenig den Gläubigen ein formulirtes Gebet langweilig und inhaltsleer wird, so wenig mir diese Musik. Und ist das nicht in der That unser Cultus? Ich wenigstens fühle mich dadurch von aller Belastung der Sorgen und Grübeleien und allem Individualleben befreit und schwimme und schwebe im Unendlichen.

Ich habe schon lang im Sinn, zu zeigen, wie drei Werke so absolut deutsch, daß sie aus keiner andern Nation hervorgebracht werden konnten: Lessings Nathan, Goethes Faust, Mozarts Zauberflöte. Aber man schämt sich jetzt und man hat sich zu schämen, von absolut Deutschem zu sprechen, denn die Möglichkeit und die Thatsächlichkeit der Judenhetze ist ein Abfall und eine Verunreinigung des deutschen Geistes. Ist das noch das Volk der Humanität?

Ich war, wie gesagt, wieder aufs neue innerlichst gelabt von dieser Tonwelt aus einem Jenseits der Geschichte, herausgezaubert aus dem Märchenlande des gestaltenlosen reinen Gedankens, wo nur ein Spiel der Allegorien möglich (und darum ist der so vielgescholtene Text eine innere Nothwendigkeit); Tamino ist der direkte Gegensatz des Don Juan, dieser die absolute Sinnlichkeit, jener die absolute Idealität, d. h. beide strebend, und nebenher lauft dort Leporello, hier Papageno, das Ueberlebensgroße in der gemeinen Realität und damit naturgemäß komisch wirkend.

Die Musik kann Empfindungsreiche festigen und aufbauen, in die das Wort gar nicht hineingestalten kann, sie kann eben elementarisch sein, bevor die Bildung des Concreten und damit Begrenzten beginnt.

Etwas, wie ich glaube, höchst Charakteristisches ist mir gestern aufgefallen. Die zur Melodielosigkeit verdammte pessimistische Kunstbestrebung,

die sich Zukunftsmusik nennt, greift in ihren Stoffen auch ins Elementarische, aber naturnothwendig zurück in jene Zeiten oder Vorzeiten, in die mythische Welt vor der Geschichte und aller Cultur, und zwar in die nordische Sagenwelt, wo Alles elementarisch gelöst und ungeheuerlich losgebunden ist; sie greift da besonders die titanisch aufgebauschte Geschlechtslust heraus, die sich bis zur Vernichtungslust übersteigert. Die Humanität dagegen, die nach Versöhnung und Harmonisirung strebt und deren höchstes Apostolat sich aus dem Himmelreich des Tones über der concreten stoffbeschwerten Welt aufbaut, die hat eben in Mozart ihren Kündiger, der den Humanitätstraum der Freimaurerei faßt, und er schuf Klänge, die wie aus einem Jenseits herüber tönen, Alles wird Friede, wird Ruhe und Seligkeit.

Schiller hat das reine Idyll als letzte und höchste Kunstform und auch inhaltlich als das Aeußerste postulirt, in Mozarts Zauberflöte ist das wesentlich wirklich concret geworden. Da sind, wie in Nathan, die Conflicte nicht schroff auf einander prallend. Saladin und der Patriarch stoßen nicht aufeinander, Sarastro und die Königin der Nacht haben kein Duett (sie haben ja beide auch nicht das Concrete und sind selbst als Allegorien noch vag, nur was sie singen, ist gesondert und charakteristisch); die Conflicte sind in Nathan, wie in der Zauberflöte auseinander gehalten und spielen sich fast kindlich ab. Aber eben das Kindliche ist auch wieder das Elementarische, das mystisch Verhüllte und Flüssige.

Ich sehe eben, daß ich in meinen Darlegungen auch nicht weiter kann, da hört eben die Wortfassung auf. Ich wollte dir nur noch sagen, wie wohl mir der Nachklang aus der Zauberflöte thut, ich vergesse darüber alle Beschwerniß; dieses Kunstwerk ist eben das ewig Versöhnende und Ausglättende, und ich möchte es als einen guten Jahresanfang halten, daß ich mich durch dasselbe weihen durfte.

Den 8. Januar.

Wieder ein Tag herum, ein Tag näher der endlichen Erlösung durch den Tod — so denke ich jetzt oft, und mit großer Ruhe. Was habe ich noch zu erwarten? Literarische Ehre als solche ist nie mein Ziel gewesen, ich habe nie ein Wort um deswillen geschrieben, ich wollte immer etwas leisten, klären, gestalten und wünschte allerdings, daß die Welt mir zustimme, ich habe das Rechte getroffen. Ich habe, wie ich glaube, das Meinige gethan, ich kann gehen. Ich habe noch Einiges im Sinn, was ich gern ausführen möchte, aber wenn nicht, hat's auch nichts zu bedeuten.

Meine Nächte sind schwer, aber am Morgen und solang ich wache, bin ich immer wieder frisch und fast leichtmüthig.

Den 9. Januar 1880.

Ich gehe hier durch die Königsstraße, wie auf einem Maskenball, viele Menschen kennen mich und sprechen mich an, ich muß mir aber sagen lassen, wer sie sind, und da muß ich die Maske, die das Alter über das Jugendantlitz gelegt hat, abnehmen, um die Studiengenossen zu erkennen. Die meisten sind in guter Verfassung und hohen Staatsstellungen.

Den 17. Januar.

Liegt eine körperliche Störung zu Grunde? Ist sie Folge? Ist sie Ursache? Ich lag zwei Tage zu Bett, ich hatte wieder mein altes Leiden, jetzt scheint es wieder ziemlich vorbei, und ich fühle mich heiterer und freier, als ob mir ein Glück beschert wäre oder in Aussicht stünde.

Habe ich dir schon gesagt, daß mein Jugendfreund, der Hofmaler von Bohn ein lebensgroßes Brustbild von mir gemacht hat? Er ist ein Colorist ersten Ranges, von einer ins Feinste ausgearbeiteten Bildung, dabei stark religiös und von den edelsten Intentionen. Wir haben uns neu lieb bekommen und verstehen einander ins Tiefste hinein.

Gestern erhielt ich Brief von General Spitzenberg, daß ich morgen zur Audienz ins Schloß kommen solle.

679.

Stuttgart, 22 Januar 1880.

Endlich bin ich dazu gekommen, gestern Nachmittag Frau Freiligrath in Cannstatt zu besuchen. Es war mir wehmüthig und anmuthend zugleich. Die herrliche großsinnige Frau erweckte mir Erinnerungen aus unserm rheinischen Leben. Frau Freiligrath bewahrt mit warmer Pietät Alles, was je zu ihrem Mann in Bezug war, und da erwachten viele frohe Tage, die ich vergessen hatte. Natürlich trauerten wir auch dem verstorbenen Freunde nach. Wie schön hatte sich sein Leben gestaltet, und die Frau erkennt es als einen Segen und als reine Gunst des Geschickes, daß der Dichterberuf ihres Mannes so voll patriotisch und fast prophetisch ausklingen konnte.

Sie lebt mit ihrer Schwester in der alten Wohnung, wo noch Alles ist wie vordem.

Den 23. Januar.

Also unsere liebe Freundin Henriette Sichel todt! Du erinnerst dich, daß ich vor einigen Wochen die von einer schweren Krankheit Erstandene besuchte. Sie lag noch matt darnieder, aber ihre Freude war groß, und sie sagte: „Mein Leben hing nur noch an einem Fädchen, nun weiß ich, warum es noch gehalten hat; ich sollte Sie noch einmal sehen und Ihnen Lebewohl sagen.“

Mir ist eine der hochherzigsten Naturen entschwunden, die mir je im Leben begegnet sind. Vom Jahre 38 an war sie mir und all den Meinen in jeder Lebenslage eine mildthätige Freundin, und welch ein Glück war's, als ich ihr meine Auguste zuführen konnte!

Stuttgart, 4. Februar.

Ich habe die Abhandlung von Ludwig Bamberger „Deutschthum und Judenthum" im Februar-Hefte von „Unsere Zeit" gelesen. Ein Meisterstück hochgehaltener Polemik, so vornehm als herzbewegt.

... Ich fuhr nach Cannstatt, ging von da gen Fellbach über die gefrorene Straße und dann über die gefrorenen Feldwege, und im Ausblicke ins Weite wurde mir frei. Der Gedanke wachte auf und wurde klar, wie ich doch noch voll und ganz und hoffentlich wirksam gegen die Judenhetze eintrete. Ich habe einen umfassenden und doch leicht und schnell auszuführenden und zugleich dichterischen Plan.

Ich reise nach Karlsruhe, um vielleicht Bielefeld die Volksbücher in Verlag zu geben.

680.

Berlin, 17. Februar 1880.

... In Bezug auf die Judenhetze bin ich auch etwas ruhiger. Bald zwei Jahrzehnte stehen wir im Sinken der idealen Werthe, die Thatsachenanbetung ist auch bei den sogenannten Frommen, die gegen den Materialismus kämpfen. Traurig bleibt's, wie ein Mann wie Treitschke sich so unter den Pöbel begeben konnte. Ich kann nicht mehr in unsere Donnerstags-Gesellschaft gehen, weil ich ihm nicht dort begegnen und ihn begrüßen mag.

Den 18. Februar 1880.

Gestern war der amerikanische Gesandte White bei mir. Er konnte mir nicht genug sagen, welchen Eindruck meine Worte auf Bayard Taylor in Amerika gemacht und wie ich überhaupt dort so populär sei.

Gegen Abend war ich bei Spielhagen, der sich mir treu anhänglich erweist. Er las mir auch seine bereits gedruckte Recension des „Forstmeister" vor, es sind viele tiefer gehende Betrachtungen darin, in Lob und Tadel.

Wir fuhren dann miteinander ins Residenz-Theater, wo ein neues Lustspiel von Julius Wolff (der eine gesunde dichterische Kraft ist) zu sehen. Der Dichter verleugnete sich auch hiebei nicht, aber im Theatralischen machen es die Franzosen und die deutschen Macher eben besser.

Den 24 Februar.

Gestern war ich mit Frau und Tochter zum großen Abendfeste des Washington-Day beim amerikanischen Gesandten. Es war mir schwer, in denselben Räumen ein Fest, in dem Saale, wo die Leiche Bayard Taylors gelegen, einen Tanz zu sehen. Aber das ist der grausame Prozeß des Lebens und muß wohl so sein. Wir ertrügen das Dasein nicht, wenn wir uns ständig mit Vergangenheiten schleppten.

Ein großer Theil der Künstler- und Gelehrten- und der höheren Beamtenwelt war da versammelt. Ich sah auch Treitschke; ich kann dem Manne nicht freundlich sein, durch den eine niedrige Sache eine gewisse Erhöhung gewonnen hat.

681.

Berlin, 6. März 1880.

... Heute habe ich Brief von Fr. Vischer über „Brigitta", die ich ihm zu lesen gab. Ich lasse dir den Brief abschreiben. Du siehst, deine gute Meinung über das opus hat einen solchen Genossen und ich kann sagen, ich mache die Durchsicht nun um so leichter und freier. Ich hoffe bald damit fertig zu sein, dann mache ich die neuen kleinen Geschichten zu den Volksbüchern fertig.

Den 9. März.

Paul Heyse ist hier und ich habe große Freude an ihm, er ist in jedem Betracht eine schöne freie Natur und ein echter Künstler, der auch an fremden Hervorbringungen sich's wohl sein läßt.

Ich mache jetzt auch drunter hinein kleine Geschichten für die Volksbücher. Ich hoffe zu jedem Bändchen ein novum zu geben. Das wäre in jedem Betracht gut, und ich erledige auch die vielen kleinen Motive, die ich noch für Kalendergeschichten aufgespeichert habe. Ich werde beim Umzug noch viel mehr finden.

Den 12. März.

Gestern war ich bei der Enthüllung des Luisen-Denkmals. Es war ein wunderbar schöner warmer Frühlingstag. Aber die Preußen und Protestanten haben nicht den Muth, ein Fest schön zu machen. Alles so nüchtern. — Auf der Tribüne traf ich Herrn von Loeper. Er ist Vorstand des Goethe-Comités, und das Denkmal wird im Mai enthüllt. Ich sah dann das Luisen-Denkmal näher. Ich glaube durch den Umgang mit Rietschel etwas gelernt zu haben; ja, was gibt man den Händen zu thun und zu halten? Das ist das Elend, das war's auch bei Schiller-Goethe. Hier aber: mit der einen Hand das Halstuch, mit der andern die Schleppe halten — hat denn die Frau nichts als mit ihren Kleidern zu thun gehabt und nun

immerdar zu thun? Eine Rose mit Dornenzweig in der Hand hätte vielleicht ein populäres Symbol gegeben.

Ich habe mit Loeper auch verabredet, wie wir uns zum Lessing-Denkmal zusammenthun wollen. Das soll nach vielen Seiten hin das Rechte werden, obgleich man die Statue nicht besser machen kann als Rietschel.

682.

Berlin, 19. März 1880.

Der offene Austritt Laskers aus der nationalliberalen Fraction ist natürlich Ereigniß des Tages. Ich habe ihn selber noch nicht darüber gesprochen. Lasker bewegt sich in seiner Vereinzelung freier, und mir will fast scheinen, daß er jetzt noch über Alles seine Meinung zu Protokoll gibt, weil er sich bald vom parlamentarischen Leben zurückziehen will, nach seiner ethischen Reinheit gewiß „ohne Groll." Was hat Lasker geleistet und wie wenig gedenkt man es ihm! Die ethische Wärme, die sich nicht in religiöse Dogmen oder politische Thaten umsetzt, wird vergessen, und ganze Naturen müssen sich so als Heizmaterial verbrauchen lassen.

Unser Freund Dr. Heinrich Oppenheim liegt im Sterben, er war eine bedeutende staatsmännische Kraft, die nicht zu ihrer vollen Entfaltung kam. Wo es das Allgemeine galt, war er immer treu und hingebend, auch als Freund war er ausharrend und theilnahmvoll. Ich kenne ihn nun seit dem Jahre 38 und ich verliere in ihm ein Stück persönlichen Lebens.

Es ist zum Verzweifeln. In den Freiesten steckt ein Hochmuth und Widerwille gegen die Juden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu Tag zu kommen. Und was soll denn das, daß die Juden sich gut bewähren sollen? Ist das nicht eine Art Inquisition? Und man zähle nach, ob die deutschen Juden nicht die bürgerlichen Tugenden haben, so gut als die Christgeborenen. Was sie von Fehlern an sich haben, ist eine interne Frage.

Den 21. März.

Ich war gestern Abend in der Singakademie bei der Vorlesung des Professors Erich Schmidt aus Straßburg über Klopstocks Messias. Schmidt ist eine frische moderne Kraft, und seine Vorlesung zeigte ihn als trefflichen Schüler Scherers, der die Literaturgeschichte nicht bloß philologisch oder auch wie Gervinus abstract logisch, sondern vornehmlich auch ästhetisch und im großen Culturzusammenhange faßt.

Ich ging und fuhr dann mit Scherer und hatte meine große Freude an seinem warmherzigen Gegenkampf gegen die Judenhetze, wie er ja auch in einem trefflichen Aufsatze zeigt. Natürlich sprachen wir auch von der schönen That Mommsens. Die Zeitungen haben nur mangelhaften Bericht

gebracht, wie Mommsen bei der Festfeier in der Akademie stark betonte, daß es traurig sei, daß die Inhumanität bereits in die Kreise der Wissenschaft eingedrungen sei. Ich bin begierig, die Rede zu lesen, denn Mommsen ging geradezu auf Treitschke los. Schon Tage vorher hatte er ihm auf einen Zettel geschrieben: Ich bin an Ihnen irre geworden.

Scherer ist ein feinsinniger und echt freier Mensch. Er erzählte mir auch, daß er sich mit einem langjährigen Freunde wegen der Widersacherei gegen die Juden entzweit habe. Es thut wohl, daß diese Sache doch auch von Christgeborenen mit dem warmen Pathos erfaßt wird und nicht wir selber immer dafür einzutreten haben.

683.

Berlin, Hohenzollernstraße 10, I, den 31. März 1880.

Wiederum, lieber Jakob, ist die erste Federführung in meiner neuen Behausung an dich gerichtet. Du mußt eben Alles mitmachen. Um mich her liegen noch Bücher ꝛc. auf dem Boden und den Stühlen, aber mein alter Stehpult ist fest und da kann ich schon schreiben.

Was drängt sich nicht alles in solch einen Tag wie der gestrige war! Nachdem ich in der alten Wohnung endlich ohne Stuhl nur noch auf einem Deckelkorb saß und den Trägern, die mit Räubergeschwindigkeit Alles ausräumten, Anweisung gab, während die Meinigen im neuen Hause einordneten, ging ich endlich auch bei hellem Sonnenschein nach No. 10. Wie von selbst fügte sich's mir, daß ich wie zur stillen Weihe das Porträt meiner Mutter von dort nach hier trug. Und wie von selbst sang sich in mir die so muthig belebende Melodie aus dem Schluß von Mozarts Figaro. Mozarts Melodien und Goethes Worte begleiten mich wunderbarer Weise auf allen Wegen und Wendepunkten des Lebens.

Den 2. April.

Am Sarge Heinrich Oppenheims sprach zuerst Forckenbeck, kurz und fest die treue Haltung des Freundes hervorhebend. Dann gab Kapp ein umfassenderes Lebensbild und schilderte das Exil als einen Bruch im persönlichen Leben, ähnlich in seinen Folgen, wie der 30jährige Krieg im Leben des deutschen Volkes. Mit zornbebender Stimme wies er auch auf die Elendigkeit der Judenhetze hin. — Noch fehlte der eigentliche Mensch. Ich nahm das Wort und knüpfte zuerst an das Wort Hiobs an: „Fürwahr, Kriegsdienst hat der Mensch auf Erden“, dann aber seine allseitige Bildung betonend, setzte ich daneben den Spruch Homers: „Der Speer zieht den Mann nach.“ Das Studium des Rechts und das Recht als solches war der Speer, der den ganzen Mann nachzog. Mir stockte einmal vor Be-

wegung die Stimme, dann faßte ich mich wieder und ging auf die Kundgebung Oppenheims ein, gegen das Attentat auf die Majestät der Humanität.

Dienstag, den 6. April.

Ich traf gestern zufällig Virchow, und wir gingen eine gute Zeit miteinander spazieren. Virchow kam eben aus einer Akademiesitzung, er versteht den Tag wundersam dehnbar zu machen, steht in verschiedenen Wissenschaften, wie im politischen Leben in erster Reihe, und eben jetzt hat er sich entschlossen, das Mandat zum Reichstag in unserm Wahlbezirk anzunehmen. Er klagt freilich auch, daß der Knechtssinn in den höheren Schichten und die Culturfeindlichkeit der niederen Sphären das Wirken für die Oeffentlichkeit erschwere und die eigentliche Freudigkeit dafür raube. Besonders betonte er, daß das Niveau der Wohlanständigkeit sich gesenkt habe.

684.

Berlin, 15. April 1880.

Erinnerst du dich, daß ich dir vor Jahren von der Heimkehr aus Tarasp schrieb, wie mir ein Mann aus Appenzell erzählte, daß ein Pfarrer in Zürich es dahin brachte, mehr als hundert arme Kinder aus der Stadt durch gesammelte Gaben während der Ferien aufs Dorf zu verpflanzen? Ich wollte schon damals aus diesem Motiv eine Geschichte machen und hatte schon Einzelheiten dafür notirt. Ich weiß nicht mehr, wodurch die Ausarbeitung unterblieb. Heute bin ich zur Sache neu angeregt worden. In der National-Zeitung steht ein Bericht von Dr. Boerner über den Congreß der Kinderärzte, da ist die Sache erwähnt, besonders von einem Referenten aus Frankfurt. Und nun bin ich wieder ganz im Thema und froh damit[1]. Ich komme nun freilich nicht als Erster, der die Sache betont, aber das ist einmal so.

Gestern war ein heller warmer Tag. Heute Nacht hat's geregnet und nun grünt Alles, das auf den Regen gewartet hatte. Auch in mir spüre ich jetzt endlich den Frohmuth des Frühlings.

Eben erhalte ich deinen kurzen Brief. Ist ganz gut und besonders gut, daß du nun sicher kommst. Ich hoffe, du triffst mich in arbeitsfähiger Stimmung, und damit ist Alles gesagt.

Den 16. April.

... Lasker scheint, durch den Verfall der öffentlichen Gesinnung in allem Politischen, fest entschlossen, nach Ablauf seines Mandats sich aus dem parlamentarischen Leben zurückzuziehen.

[1] S. d. Anmerkung S. 288.

Ich habe heute eine kleine Geschichte „Die Gesellschafterin, wie sie sein soll“ für die Volksbücher geschrieben.

Vergiß nicht, einen Aufsatz von Ludwig Pfau über Emil Zola in „Nord und Süd“ zu lesen. Es sind darin große ästhetische Fragen meisterlich beantwortet, und ich freue mich besonders, auch viele meiner Ansichten so scharf begründet zu sehen.

Den 27. April.

Ich konnte die Sehnsucht, einmal wieder freie Feldgebreite zu sehen und die Lerchen drüber zu hören, nicht länger bewältigen, fuhr daher gestern ganz allein nach Schöneberg und wanderte von da nach Wilmersdorf. Die Schwalben sind endlich da, sie sitzen, offenbar vom weiten Flug ermüdet, auf den Telegraphendrähten, das Futter für sie ist längst bereit in Mückenschwärmen, die wie Rauchsäulen stehen und sich bewegen. Durch die Felder sind Straßen angelegt, zum Theil gepflastert und mit Zierbäumen besetzt, hieher soll sich künftig die Stadt ausdehnen. Es war ein herber Frühlingstag, wie er eigentlich hier zu Lande heimisch ist, aber mir war wohl dabei.

Ich wanderte gen Charlottenburg, ich hatte mir schon lang vorgenommen, Mommsen dort zu besuchen. Mommsen wohnt im eigenen Hause, das schon von der Flur an mit manchen römischen Antiken geschmückt ist. Ein schlankes Töchterchen rief den Vater, und wir saßen dann behaglich in der ebenerdigen Stube. Ich sagte Mommsen, daß ich ihm eigentlich meine Herzensfreude ausdrücken wollte über seine Rede in der Akademie. Er gab mir zum Abschied seine Rede. Ich sagte ihm, daß ich ihm „Brigitta“ schicken werde und sein ausführliches Urtheil erwarte. Er sagte: Ich lese Alles von Ihnen gern, und Sie haben Ihre Fehler wie ich auch, und wir werden sie beide nicht mehr ändern.

Berlin, 11. Mai 1880.

Ich habe in der Reconvalescenz von einem Anfalle meines alten Leidens jetzt erst Spielhagens „Quisisana“ recht gelesen. Hast du es auch gelesen? Wo nicht, so lies es bald, es verlohnt sich in hohem Grade. Das Werk ist das Werk einer staunenswerthen Kraft, die Energie ist von einer nie ermattenden Elasticität, die Charaktere sind immer scharf und bestimmt und die Spannung von einer aufs äußerste gedrängten Schraubenmacht. Dazu ist immer und allseitig die Leidenschaft der Liebe das Bewegende, und das ist leidenschaftlich geschildert und packend. Hier aber liegt bereits ein Abirren vom Epischen, Alles ist immer dramatisch zugespitzt. Verweist der Dichter ja sogar S. 155 auf das Theatralische hin. Nun ist freilich etwas von diesem auch im Leben bei Figuren aus diesen Kreisen, die sich repräsen-

tiren, aber es bleibt doch eine Inconvenienz. Von großer Virtuosität ist aber wieder die Beherrschung der Massen, da ist Gruppirung, Veranschaulichung, Herausheben der Einzelnen, die ich noch nirgends besser gefunden.

Spielhagen hat schon von vornherein einen Vortheil, daß er nicht nur interessante Menschen bringt, sondern auch den Leser in Kreise einführt, wofür er ihm dankbar ist. Das ist ein großer Vortheil. Ich habe ihn an mir erfahren. Ohne daß ich es wußte und wollte (denn ich schrieb damals die Geschichten aus tiefstem Heimweh) traf ich in den Dorfgeschichten mit einem Zuge der Zeit zusammen, daß in dem politischen Hoffnungsmuth und Aufstreben, Leute aus dem Volke interessant und willkommen waren. Das ist jetzt vorbei in dem Pessimismus einerseits und andererseits in dem Schreck vor der Sozialdemokratie. Ich habe heutigen Tages eine Widerwilligkeit zu bekämpfen, man beschäftigt sich nicht mehr gern mit dem niedern Volke und glaubt nicht mehr (oder zweifelt doch) an immanente Idealität in diesen Kreisen, die der Dichter herausholen darf und soll. Anders, wenn man in solche Kreise einführt, wie sie Spielhagen eröffnet.

Es ist in diesem Buche etwas von dem modernen französischen Drama a la Sardou ꝛc.; besonders die gut gearbeitete Russin mit der meisterlichen Kaminscene ist wie aus einem sensationellen französischen Theaterstück heraus, und der Bösewicht ist auch theatralisch, ja — und das ist wesentlich — die gedrängte Zeit, in der Alles abspielt, ist durchaus dramatisch und dazu, das ist wichtig, hat der Dichter offenbar anfangs die Sache nicht tragisch oder wie es eben jetzt ist, wollen enden lassen, später aber das sehr geschickt gewendet. In Summa aber ist es ein bedeutendes Werk von eminenter Kraft. — Warum aber bleibt schließlich doch eine gewisse Unbefriedigung? Ich glaube es zu wissen. Das Ganze ist zu stark instrumentirt mit großen, oft brillanten Klangwirkungen für die kleine Melodie oder näher gesagt Fabel.

Ich hätte große Lust, alles dies und noch Anderes in einer öffentlichen Kritik auszusprechen, aber ich weiß nicht, ob ich es kann und soll. Ich habe, wie du siehst, viel und hoch zu loben, aber ich bin eben kein Debatter und eben jetzt gar nicht aufgelegt zu unausbleiblichen Aufregungen hievon.

685.

Berlin, 31. Mai 1880.

Ich war mehrere Tage recht unwohl von einer starken Erkältung, jetzt geht mir's auch wieder besser. Nur die Arbeitskraft versagt mir noch, ich bin aber wesentlich mit den neuen Geschichten für die Volksbücher fertig. — „Brigitta“ scheint Gunst vor der Kritik zu finden.

Das Wetter ist hier sehr rauh, ich durfte seit drei Tagen nicht aus-

gehen, hoffe aber übermorgen zur Enthüllung des Goethe-Denkmals doch dabei sein zu können.

Jetzt bei der Goethefeier muß man sich doch wieder der Culturbedeutung der hiesigen Juden erinnern. Die Rahel, die Herz und Eduard Gans u. A., die waren's, die die große Bedeutung Goethes zuerst erkannten und die Weltstellung des Dichters propagirten. Und doch ist Goethe eine von Frankfurt mitgebrachte Widersacherei gegen die Juden nie los geworden. Er stand den Menschen naturforschend gegenüber mit der nöthigen aequitas animi, den Juden aber nicht, und so oft er auch Spinoza erwähnte, niemals deutet er auf den Juden hin, während er doch sonst gern bei Cartesius u. A. die Besonderheit von Geburt und Lebensstellung in die Charakteristik einbezieht. Der homo liber ist eben doch nur ein philosophisches Ideal.

. . . Von allen persönlichen Eigenschaften ändert sich der persönliche Geschmack am wenigsten. Stehe ich mit meinem Geschmack nun doch in der bereits ausklingenden Goetheschen Zeit? Ich kann's nicht glauben.

Den 3. Juni.

Das Goethefest ist vorüber. Das Denkmal ist wahrhaft schön; es stellt Goethe in der Lebensmitte dar, noch in seiner vollen Jugend, aber zugleich auch in seiner innern Reife, und es ist etwas von dem Vorgang Rietschels unverkennbar in Behandlung des Costüms, in der Haltung. Nachdem der Oberbürgermeister das Denkmal übernommen und der Gesang geendet hatte, kam Alles auf den Bildhauer Schaper zu, der neben mir stand, und gratulirte ihm auf die herzlichste Weise.

Den 7. Juni.

Ich erhielt heute Brief von Dr. Betz aus dem Haag, daß heute der Grundstein zum Denkmal Spinozas dort gelegt und das Denkmal anfangs September enthüllt wird. Ich gedenke meinen Sommer darnach einzurichten, daß ich im September im Haag bin.

Gestern sah ich ein Stück der Münchner Schauspieler: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", ein Stück ganz im Dialekt, auch in den Empfindungen voll warmer Naturlaute und überhaupt ganz naturalistisch, dabei aber mit geschickten theatralischen Contrasten und auch einigem theatermäßigen Aufputz. Ich konnte erst lang nach Mitternacht zur Ruhe kommen, so bis ins Tiefste regte mich diese neue Fassung des Volkslebens auf. Es ist offenbar, es ist ein Schritt weiter geschehen, als ich wagte oder vielleicht auch konnte, dennoch glaube ich, daß meine Haltung und Fassung mehr der Dauer der Kunst entspricht.

Den 10. Juni.

Ich machte heute zum erstenmal wieder bald nach 6 Uhr meinen Morgengang, wir haben wieder Sommer und im Thiergarten war es überaus heiter; du kennst ja meine Wege, die ich mit dir ging, die Nachtigall sang wie damals und alle anderen Vögel waren lustig mit ihr, überall waren frische Maulwurfshügel, das ist Zeichen ständigen Wetters. Ich hoffe, es ist auch in mir, und es scheint Poeteneigenheit, daß Witterungswechsel sein muß. Meinetwegen! Ich trage Hitze und Frost.

Ich habe nun einen ausführlichen festen Plan zu der Geschichte: „Billig und schlecht“, und das ist eigentlich der Hauptgrund, warum ich wieder meiner froh bin [1].

Als ich vom Morgengang heimkam, traf ich die ersten 4 Bogen Revision von den Volksbüchern. Das Ding kann schön und gut werden.

686.

Berlin, 16. Juli 1880.

Ich war gestern bei Mommsen in Charlottenburg. Sein Haus steht noch, nur die Fenster sind alle zerschlagen und schwarze Flecken von der herauszüngelnden Flamme zeigen sich; vor dem Hause liegt ein großer Schutthaufen mit vielen angebrannten Papieren, die offenbar schon durchsucht sind. Mommsen wohnt in einem Hause in der Nähe. Er sieht arg entstellt aus, aber die Heilung hat schon begonnen. Mommsen klagte nun natürlich, daß er sein Hauptwerk noch nicht vollendet habe; er werde es wohl noch können, aber immer werde es nicht das sein, was er wollte. Ich führte ihm mein altes Gleichniß an: Wir Producirenden sind wie die Schnitter; was wir geschnitten haben, legen wir hinter uns, sehen nicht mehr darauf und wissen nichts mehr davon; wir sehen nur noch, was vor uns und erst zu schneiden ist. Er gab mir Recht, aber auch darin, daß man sich doch auch getrösten müsse, schon etwas geleistet zu haben. Er hat bereits mit einigen jüngeren Gelehrten einen Katalog zu entwerfen begonnen, um sich eine neue Bibliothek anzuschaffen.

Den 22. Juli.

. . . Ich war gestern Nachmittag bei Professor Lazarus, und wie immer setzten wir unser Denken gegenseitig fort. Zufällig und leichthin berichtete mir Lazarus eine kleine Thatsache, fast eine Anekdote und sofort sprang es in mir auf, das ist ein ergiebiges Motiv, ein Drehpunkt für eine

[1] B. A. schrieb die Erzählung, der er später den Titel „Meister Bieland und seine Gesellen“ gab, bis zum Schlusse; unterließ aber, da sie ihn nicht befriedigte, die erforderliche wiederholte Durcharbeitung und legte sie zurück.

Erzählung. Ich mußte an mich halten, denn es kam noch Besuch. Ich ging durch die Stadt, ich ging durch den Thiergarten, ich sah und hörte nichts, mein Plan wurde immer bestimmter und reicher, die Figuren waren da, Alles lebte und bewegte sich. Ich ging heim und schrieb noch in der Dämmerung die Grundzüge auf, aber ich kam nicht zur Ruhe, noch bis tief in die Nacht hinein nicht. Jetzt am Morgen bin ich ruhiger, ich lasse den Plan liegen und auszeitigen. Es geht mir jetzt wieder wie bei Brigitta, sie war auch da vor dem Forstmeister, aber dieser mußte zuerst erledigt werden.

Du wunderst dich gewiß über mich. Ich bleibe, wie es scheint, mein Lebenlang ein junger Bursch, vom Nächsten bewegt und ganz hingenommen, aber es hat auch sein Gutes und so wollen wir nicht weiter drüber räsonniren.

687.

Karlsbad, 27. Juli 1880.

Da bin ich also, lieber Jakob. Ich war still begnügt auf der Reise. Die Felder sind meist abgeerntet und ich habe sie nicht wachsen sehen. Der Tag war neblig wie ein Herbsttag. Ich hätte gern Freunden in Dresden, besonders Kohlschütter, gemeldet, daß ich eine halbe Stunde dort bin, aber ich wollte mich nicht abhetzen. Als ich aber wieder im Wagen saß, kommt ein Mann mit Akten unterm Arm daher, und wer ist's? Mein alter herzbraver Freund Kohlschütter, er reiste zu Gericht nach Schandau, und wir hatten eine erquickungsvolle Stunde miteinander.

In Oesterreich muthete mich's eben süddeutsch an. Man kann dieses behäbige Verweilen auf den Stationen lässig, man kann es aber auch lustig behaglich nennen.

Den 29. Juli 1880.

Ich weiß nicht, was das ist, ich hatte mich so sehr darauf gefreut, aus der Ebene wegzukommen und jetzt wird mir der mäßige Schloßberg so schwer zu ersteigen. Das verstimmt mich tief.

In den Wäldern hier sieht es frisch aus, die Frühlingstriebe hängen erfroren neben neuen Schossen von frischem Grün. Aber das Bergsteigen! Man sagt, es wird besser werden, aber ich fürchte, es geht damit wie mit der Kahlköpfigkeit; man redet sich immer wieder ein, die Haare wachsen nach, und man bleibt kahl.

Widrig ist auch das viele Czechische, das man jetzt hier hört. Aber haben nicht die Menschen auch ein Recht auf ihre Sprache? Nur sollten sie nicht das Deutsche unterdrücken wollen.

688.

Karlsbad, 4. August 1880.

Ich kann auch wieder Berg steigen. Ich kann dir nicht sagen, wie mich das freut, und überhaupt, ich bin leichtlebiger. Es war mir bisher immer als ob Jemand hinter mir stehe, der mich antreibt, mich nicht aufzuhalten und fort zu machen, weiß nicht was. Jetzt bin ich diesen Dämon so ziemlich los und kann halbträumend dasitzen und gar nichts thun, nicht lesen, nicht schreiben, ja, nicht einmal denken. Die Lokomotive kühlt aus, und es war nöthig.

Spielhagen ist sich stets gleich, wir essen miteinander, und Nachmittags wandert er weit mit seiner Tochter, ich mache mäßige Gänge mit Professor Barak aus Straßburg, Dr. Zimmern aus Heidelberg, Professor Auerbach aus Breslau und besonders auch mit dem Abgeordneten Dumba aus Wien.

Den 6. August.

Das war heute der erste echte goldene Sommertag, wie man ihn in der Erinnerung und fast noch mehr in der Phantasie hat. Ich war von früh 6 bis jetzt nach 11 draußen im Freien, ich meinte, ich könnte mich gar nicht trennen von dieser belebenden Luft, von diesem tief durchwärmenden Sonnenschein und dem frischen Waldesgrün; und dabei mit stummer Lippe wandeln und sitzen und nichts als athmen und schauen und träumen mit offenen Augen, das ist Leben.

Nachmittags hörte ich Beethovens C-Moll, das geht auch so wohlig ein, ist so heimisch traut und hebt so frei in den Aether als flöge man.

Den 12. August.

Ich habe hier viel Freude von Professor Gneist und Frau, von Professor von Holtzendorff und Frau, und gestern ist auch mein alter Freund, der Oberhofprediger Karl Schwarz aus Gotha angekommen. Auch Kirchmann mit seiner Tochter ist hier.

Auffällig ist das wirklich traulich zugehörige Benehmen der Oesterreicher aus besseren Kreisen mit ihren jüdischen Bekannten und Befreundeten. Es liegt das wohl im österreichischen Volkscharakter, und auch individuell als Einzelner ist der Katholik viel toleranter.

Ist das nicht höchst seltsam? Ich bekomme aus San Francisco einen großen Brief von einem Unbekannten, ich möge einen erschöpfenden Judenroman schreiben, und der Wunsch klingt vielfach an meinen Ben-Zion an.

Den 13. August 1880.

Ich gebe den Brief heute zur Post, damit du mir noch hieher schreiben kannst, denn ich reise Dienstag, den 17. von hier ab. Wohin zunächst, weiß ich noch nicht.

Ich habe heute schon für Ben-Zion geschrieben, denn das Thema ist mir hier neu aufgeregt. Ich meine, ich habe dir noch nicht gesagt, daß der physiologische Bestand der Juden mir fast als Wunder erscheint. So viel Jahrhunderte von Licht und Luft abgesperrt und doch leiblich und geistig fest constituirt zu bleiben, das ist groß. Freilich wäre jetzt nöthig, daß die Juden mehr auf körperliche Erziehung bedacht wären.

Aber genug von diesen Dingen. Ich fühle mich immer wieder neu wohl im Einblick in die Kunst, besonders in die bildende. Ich hatte ein paar schöne Tage mit dem Bildhauer Zumbusch, und heute hat sich Munkaczy bei mir ansagen lassen.

Heute kann ich in der Lotterie gewinnen, und mit dem großen Loos wirst du sehen, wie fidel ist dein Berthold.

N. S. Eben merke ich, daß die Ziehung erst morgen ist. Also morgen! Die Optimisten haben immer irgend ein Lotterieloos und keine Niete schreckt sie ab.

689.

Den 19. August 1880, in Obergrund bei Tetschen in der böhmischen Schweiz.

In der böhmischen Schweiz? Warum nicht? Machen ja die Sachsen die Abgeschmacktheit, daß sie das Meißner Hochland sächsische Schweiz nennen, so thun's die Böhmen ihnen nach. Und schön ist's hier, viel breiter und reicher als am sächsischen Elbufer. Ich fürchte aber, ich kann nicht bleiben, denn drüben am Ufer ist sogenannte Vogelwiese, und das dauert mehrere Tage und der Musiklärm ist entsetzlich, es ist ein Gemisch von durcheinander geschütteten Musikschnäpsen, ein Orchester spielt den süßen, d. i. die Melodie von der letzten Rose, und zwei Orgeln mit obligaten Trommeln spielen bittere und saure drein. Es ist zum Tollwerden und unbegreiflich, wie da die Menschen Freude dran haben können, das kann nur betäubend wirken, wie eben Schnaps.

Berlin, 21. August 1880.

Es ist mir wie ein Traum, daß ich fort war und daß ich wieder hier bin. Ich meine aber doch, es war das Beste, daß ich heimging, ich hatte das Alleinsein genug und finde, wenn ich ohne Arbeit draußen bin, keine Ruhe, ich verstehe nicht, müßig zu gehen, will aber hier doch noch nicht arbeiten. Ich will nur ruhig und behaglich sein, und das kann ich jetzt, bis ich nach Holland reise.

690.

Berlin, 2. September 1880.

Du wirst den Kopf schütteln, über alles das, was ich mir auflade; mir wackelt und brummt der Kopf auch, aber es geht doch nicht anders und ich bin eben jetzt in der Geberlaune.

Die Neue Freie Presse wünscht von mir einen Artikel über Spinoza, als Actualität. Ich wollte schreiben: Wie studirt man Spinoza? Aber das führte zu weit. Und so will ich versuchen, trotzdem ich noch viel Anderes zu erledigen habe, rasch ein Stück aus meinem Leben zu schreiben, wie ich dazu kam, Spinoza zu studiren und zu bearbeiten. Ich denke, es soll was werden, und es führt mich auch wieder auf mein Hauptziel, noch meine Lebensgeschichte zu schreiben. Ich sage dir das schnell, während ich auf den Stenographen warte.

Den 3. September.

Gestern Nachmittag las ich Lasker meine neue Erzählung vor[1]. Ich halte sehr viel auf sein ästhetisches und ethisches Urtheil, und er war in beidem Betracht und auch in den politischen Einstreuungen sehr zufrieden.

Dann fuhren wir nach Potsdam zu Schulze-Delitzsch, der vor wenigen Tagen 72 Jahr alt geworden. Ich habe ehedem so viel und innig mit ihm gelebt, seit Jahren haben wir uns kaum mehr als flüchtig begrüßt. Schulze ist noch immer voll Begeisterung und Zuversicht.

691.

Berlin, 9. September 1880.

Ich reise morgen und nunmehr nicht über Frankfurt, sondern gradaus von hier morgen bis Düsseldorf und Samstag dann nach dem Haag. Ottilie reist mit mir.

Ich erhielt von Paris aus das Ersuchen um biographische Notizen, da kraft des jüngsten Unterrichtsprogramms für die französischen Lyceen die Dorfgeschichten unter die Werke aufgenommen sind für den Unterricht in der deutschen Sprache. Du freust dich gewiß ebenso wie ich über dieses Erlebniß, und es ist noch besonders überraschend, da ich seit meinem Straßburg-Buche eigentlich bei den Franzosen auf dem Index stehe.

Ich war gestern Abend mit Eugen im Theater und sah den zweiten Theil von Faust (den ersten sah ich vor vielen Tagen); ich war von der wunderbaren kosmischen Dichtung so über Alles hinausgehoben und so tief ergriffen, daß ich, so schwer es mir auch wurde, nach dem dritten Akte (nach dem Tode Euphorions) das Theater verlassen mußte; ich zitterte und alles

[1] Unter Fichten (in den Deutschen Illustr. Volksbüchern).

Blut drang mir ins Hirn und mir schwindelte. Das Schweben über Allem und die berauschende Pracht der Darstellung war zu gewaltig, und es war als wäre man bei der Weltschöpfung. Ich bin eben in den Nerven zu hoch gespannt und halte solche Erschütterungen kaum mehr aus.

Ich hoffe auf dem Heimweg zu dir nach Frankfurt zu kommen.

692[1].

Berlin, 25. October 1880.

... Gestern Abend war ich ganz allein zu Hause und las die neue Dichtung „Tannhäuser" von Julius Wolff, die der liebenswürdige frische Dichter mir gebracht hatte. Ich las fast ganz den ersten Band und finde gesunde Frische in Erfindung und Behandlung und meisterliche Formbeherrschung. Du mußt das Buch lesen und wirst erquickte Stunden haben.

Sonst lebe ich hier jetzt, als ob ich gar nicht in Berlin wäre, und nehme nur Theil an dem, was sich für das Allgemeine herausstellt. Das ist vielleicht das Gemäßeste für hier, jedenfalls für einen alten Kerl, wie ich nun doch bin oder werde.

693.

Berlin, 2. November 1880.

Gestern Abend hatten wir nun die erste Sitzung des Comités für das Lessing-Denkmal, 42 Personen stark, im Rathhause.

Oberbürgermeister von Forckenbeck wurde zum Präsidenten und Landgerichtspräsident Lessing zum Vicepräsidenten gewählt. In das ausführende Comité wurde ich als Delegirter des großen Comités gewählt. Ich widme mich der Sache natürlich von Herzen und jetzt doppelt gern, ich komme aus meiner einsamen Vergrübelung heraus.

Ich werde nun in den nächsten Tagen mit Dr. Kletke den Aufruf machen. — Große Aufregung war, da an den Säulen mit Riesenlettern angeschlagen war, man solle keinen Juden in die Stadtvertretung wählen, besonders nicht den Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Straßmann, der eben im Comité neben mir saß.

694.

Berlin, 11. November 1880.

Ich habe die ganze Nacht kaum eine Stunde geschlafen. Das gestrige Abendblatt der National-Zeitung enthält den Text der Petition an Bismarck gegen die Juden. Das also müssen wir noch erleben! Ich sah es kommen, ich habe mehrfach gewarnt und gemahnt. Ich wollte, als ich im Januar hierher zurückkehrte, eine große Versammlung veranstalten, zu welcher

[1] Genauere briefliche Mittheilungen über B. A.s zweite Reise nach Holland, die (einem Schreiben aus Brüssel vom 29. September 1880 zufolge) in größerem Umfange bereit lagen, sind dem Herausgeber nicht zugekommen.

durch Karten und durch persönliche Aufforderung die angesehensten Männer aus der Wissenschaft, aus der Bürgerschaft und soweit es ging aus dem Beamtenthum, eingeladen werden sollten, um die neu aufgeworfene sogenannte Judenfrage auf einmal energisch abzuthun, bevor das Uebel weiter fraß und bevor diese Aufwiegelungen in die niederen Kreise, in die Bierstuben hinabträufelten, von wo sie schwer mehr herauszuholen sind. Ich wurde theils ausgelacht, theils als Schwärmer und Phantast angesehen. Die Einen sagten mir, das geht bald wieder vorüber; die Anderen entgegneten, von unseren Rechten können sie uns nichts nehmen; die Dritten behaupteten mit Lustigkeit, diese ganze Sache müsse mit Witz und Spott behandelt werden, jede andere Waffe sei zu gut und unwirksam zugleich. Ich habe endlich davon abgelassen, denn ich habe ja noch Anderes zu thun; aber mitten in meine Arbeiten hinein, namentlich in die für die Volksbücher, spukte es wie ein Gespenst: da suchst du nun ethische Gedanken in die Massen hineinzubringen, da hegst du nun mit aller Emsigkeit einzelne Pflanzen, und ein Gewittersturm und Windbruch reißt ganze Wälder zusammen! Und wenn nun Bismarck auch darauf antwortet, daß er mit den Postulaten und ihren Begründungen nicht einverstanden sei — da kann selbst der Gewaltige nicht helfen; die tiefe Verhetzung, die Aufreizung zur Empörung, den scheelen Blick, der auf jeden Juden fällt, das alles kann er nicht aus den Gemüthern herausreißen, und ich kenne die Welt genugsam, ich weiß, wie im Casino zu Rastatt und in der Weinstube in Bingen und im Bierkeller in München das alles mit Jubel aufgenommen wird. Was ist da zu thun? Müssen wir in unserem Alter unthätig und stilldulдend zusehen, wie das Unheil immer größer wird und was die Kinder in den Schulen leiden von Lehrern und Mitschülern? Ich sehe in die trübste Zukunft hinein.

Es ist Hoffnung, daß eine Reihe angesehener Christgeborener, die noch wissen was Menschenthum ist, gegen diese Petition und die ganze Infamie auftreten werden. Aber das ist zu spät. Es ist ja in der Welt so, die Anklage behalten die Menschen in der Erinnerung, die Vertheidigung, die Widerlegung, die Abklärung lesen sie kaum oder vergessen sie bald wieder, und da die Anklage immer schärfer und piquanter ist als die Vertheidigung, haftet sie auch mehr in der Erinnerung.

Den 12. November.

Was thut man in solcher Gemüthsverfassung? Ich sehe andere Menschen ihre Thätigkeit oder ihr Nichtsthun in der alten Weise fortsetzen, die da sagen: es ist schrecklich! und doch bei solcher Zerwühlung alles Gerechten und Menschlichen schnell wie bei einem Preßhaften vorübereilen, um nur den Anblick schnell aus den Augen zu haben. Ich aber kann an gar nichts Anderes denken, wenigstens konnte ich es gestern noch gar nicht, und heute

sage ich mir freilich auch, man kann die träge Masse und auch die Höheren, die sich satt und ruhig fühlen, nicht aufrütteln, daß sofort und energisch etwas geschehe und gar nichts Anderes dem vorangehe.

Wann werde ich auch einmal alt und ruhig werden? Ich bin es heute auch schon etwas mehr, aber nur aus Resignation. Ich ging gestern hin und her, und was mußte ich hören! Einige sagten sogar, es ist traurig, daß die Blätter Alles so verbreiten. Als ob sich Derartiges durch Verschweigen todt machen ließe! Es ist die alte Geschichte: „Vater, der Gaul ist krank." — „Sei still, Junge, sonst merkt er's." Ich suchte mich zu beruhigen, indem ich die Ausstellung der Bilder und Studien des vor kurzem verstorbenen Malers Lessing, die in der Nationalgalerie gesammelt ausgestellt sind — du weißt, er hat auch mich porträtirt und das Bild ist auch ausgehängt — genau durchstudirte. Es half mir ein wenig.

Den 14. November.

Wie eine Gewitterbefreiung empfinde ich's, die elektrische, drückende Spannung hat sich gelöst, und man athmet frei!

Die gestrige Sitzung der Stadtverordnetenversammlung, in der die Infamie der Antisemiten gebrandmarkt wurde, und zwar durch einstimmigen Beschluß, hat schon gut gethan, und nun heute die große Erklärung der besten hiesigen Männer, die von Forckenbeck und Mommsen angeregt und durchgeführt wurde. Da lebt man wieder freudig auf, da sieht man, die Sache der Juden ist nicht ihre eigene Sache, sondern zugleich die der Freiheit und Menschlichkeit, und was wir lange und immer wünschten und immer hofften, daß nicht wir Juden uns zu wehren haben, sondern daß Christen die Initiative nehmen, das ist geschehen und in der besten Weise. Man kann nun wieder ruhig arbeiten und weiter leben, man weiß, man lebt unter treuen Volksgenossen und arbeitet für sie.

Der erste Entwurf zu dieser Erklärung ist vom Stadtschulrath Bertram verfaßt, die Einleitung, die so volltönend und gewaltig ist, stammt aus der Feder Mommsens, wie auch der Zusatz, daß die Agitation gegen die Juden ein Treubruch ist und ein Ehrenbruch. Damit ist Alles gesagt, und ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bei dem gestrigen milden Wetter den Spaziergang machte und wie die vielen Begegnenden, Christen und Juden, still hielten und man sich gegenseitig Glück wünschte. Es kann sein, daß sich die alte Geschichte von Bileam wiederholt; er wurde berufen, um zu fluchen, und mußte segnen. Die Agitation gegen die Juden kann ein Segen sein. Der gemeine Bodensatz ist aufgerührt und wird nun ausgeworfen. Ich bin wieder tief froh und ich meine, Jeder muß es als ein Glück empfinden, das ihm zutheil geworden.

695.

Berlin, 19. November 1880.

Tu mihi alter ego! Wie lange ist's, daß Horaz das Wort ausgesprochen? Und ich weiß heute kein anderes. Was soll ich dir zu deinem 70. Geburtstage sagen? Was ich dir wünsche, ist ja ein egoistischer Wunsch. Siebzehn Jahre alt warst du, sechzehn ich damals in Karlsruhe. Wenn wir zurück sehen, so ist es ein seltnes Glück, daß wir zwei uns so haben, ich kann's nicht ausdenken, was ich geworden wäre ohne dich, weil ich mich überhaupt nicht ohne dich denken kann.

... Ich kann dir nicht mehr sagen und es kommt mir überhaupt seltsam vor, daß ich dir Derartiges vorsage. Ich lasse daher auch am füglichsten ein Bild für mich sprechen. Du erhältst heute den Stich nach dem Bilde von Raphael: in der Mitte sitzt die Erkenntniß, ihr zur Rechten die Kraft, zur Linken die Mäßigung. Du hast dein Leben lang gestrebt, die Drei zusammenzuhalten, und damit aber — genug.

Wie gern wäre ich morgen bei dir und den Deinen, aber ich kann nicht fort. Ich werde morgen beim Erwachen und den Tag über dein gedenken, in tiefster Seele bei dir und den Deinen sein, mit all den Herzenswünschen, die ich für dich und die Deinen habe.

696.

Berlin, 20. November 1880.

In dieser Stunde hast du meinen Brief von gestern ... Eben im Schreiben erfahre ich, daß dein Geburtstag nicht heute ist ... Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich über diese [durch Irrthum eines Andern veranlaßte] Ungenauigkeit ärgere.

Ich sitze hier in meiner Stube, während im Landtag die Debatte über die Juden geführt wird. Ich war gestern Abend bei Fritz Kapp, er ist einer der wenigen Christen unter den Tausenden, die ich kenne, die in einem Conflictsfalle nicht sagen würden: da ist der Jud! Als ich ihm das sagte, bestätigte er, daß Amerikaner, mit denen man ganz nahe stand, auch leicht bei Streit 2c. Dutchman schimpfen. Kapp meint, daß der Rummel gegen die Juden in drei Monaten vorbei und vergessen sei. Ich glaube das nicht, das brennt fort, und es ist jetzt wieder so weit, daß man fast Jedem dankbar sein muß, der zu erkennen gibt, daß er kein Vorurtheil gegen Juden habe. Als ich Kapp sagte, daß ein Christ das gegenwärtige Elend nicht so empfinde, wie ein unmittelbar davon betroffener Jude, bestritt er das, er empfindet auch in Schmerz und Bitterkeit die Verrohung, die da über das deutsche Volk gekommen ist.

697.

Berlin, 23. November 1880.

Vergebens gelebt und gearbeitet! Das ist der zermalmende Eindruck, den ich von dieser zweitägigen Debatte im Abgeordnetenhause habe. Und wenn ich mir auch wieder sage, es ist vielleicht nicht ganz so arg, so bleibt doch die entsetzliche Thatsache, daß solche Rohheit, solche Verlogenheit und solcher Haß noch möglich ist. Und da soll man wieder Tag und Nacht darauf sinnen, ein Reines und Schönes zu gestalten und mit ganzer Seele bei der Arbeit sein, und Abscheu, Ekel erfüllt die Seele. Wie überwindet, wie tilgt man sie? Man muß die Schande des Vaterlandes mittragen und ausharren.

Es sind allerdings auch wahrhaft herrliche, reine und tapfere Menschen aufgetreten, und mit Bewunderung und Dank erfüllt ihr treues Ausharren. Aber haftet die niedrige Aufreizung nicht weit mehr in der Masse?

Ich war gestern doch noch im Abgeordnetenhause, erst Nachmittags, die Sitzung dauerte bereits von 11 Uhr an und schloß erst gegen 6 Uhr. Ich kam in die bereits hochgradig erhitzte Atmosphäre der Gemüther. Es war ein Ringkampf in erbittertem Zähneknirschen. Und was hörte man immer wieder? Den Börsen-Courier. Sind denn wir andern seit Moses Mendelssohn nicht auch da?

Wie hatte ich mich gefreut, daß nun die Volksbücher fertig sind, durch die ich manchen guten Gedanken in die Seelen der Mitmenschen flößen kann. Und nun? Was ist das gegenüber der großen Seelenverwüstung? Ich tröste mich freilich auch damit, daß nach Monaten das wieder zugeheilt sein wird, aber das Bewußtsein, was noch in deutschen Menschen gehegt wird und was unversehens explodiren kann, das ist untilgbar.

An deinem Geburtstage.

Frischauf, lieber Jakob! Das ist ja heute ein sonnenheller Wintertag, belebend, erfrischend. Ich will ausgehen, aber dir vorher schreiben. Könnte ich nur bei dir sein! An solchem Tag in solcher Zeit müßte man bei einander sein.

Ich wollte zur Festesfeier — der Dienst für das Allgemeine ist ja unsere beste Festesfeier — den gesammelten Eindruck der Judendebatte zur Klärung (für die Allgemeine Zeitung) zusammenfassen und, wie ich glaube, Ersprießliches daran knüpfen. Ich komme nicht damit zu Stande. Ich bin nicht mehr der ich war oder zu sein glaubte. Aber ich will heute nicht klagen und mich nicht grämen, ich will mich ungestört und ganz freuen, daß du auf der Welt bist und daß ich dich habe; durch dich bekomme ich

mich selber auch wieder gerne und hoffe doch noch Manches zu vollbringen, vor Allem aber meine Lebensgeschichte zu fixiren, das steht mir jetzt als Hauptaufgabe vor Augen, und du sollst Alles zuerst haben, denn wenn ich auch viel vernergelt und verkannt bin, du weißt doch was und wie ist

dein Berthold.

698.

Berlin, 6. Dezember 1880.

... In aller Frühe erhielt ich heute das erste Exemplar der neuen Auflage von Brigitta und ebenso die neue Auflage von Barfüßele, diese das 84., sage vierundachtzigste Tausend. Die Bücher sehen so nett aus, und wie sie neben den drei Bänden Volksbücher liegen, habe ich doch meine Freude dran und ein Wohlgefühl, daß ich doch schon etwas gemacht habe. Wenn das Heute so trüb und schwer, muß man sich aus dem Gestern was heraufholen, um noch Lust am Leben zu gewinnen.

... Schopenhauer hat den jugendlichen Gemüthern alle Idealität exstirpirt ... Dann lernte die Jugend: alle Idealität, Humanität und Menschenachtung ist Humbug. In derart vorbereitete Gemüther konnte nun die Gemeinheit eindringen, und den Studenten ist die Judenhetze ein lustiger Sport. — Nicht ohne Wirkung war auch Richard Wagner, der zuerst sich als Judenhasser bekannte und Judenhaß als etwas mit der Bildung Verträgliches proklamirte. So strömt Vielerlei zusammen und dazu der Aerger der Beamtensöhne, daß auch Juden in die ihnen zuerst gehörende Beamtencarriere eintreten.

Wie du siehst, fange ich endlich an, dem Entsetzlichen psychologisch nachzugehen, und das gibt mir doch bereits etwas Ruhe. Die Dinge erkennen, lehrt Spinoza, heißt sie überwinden. Ich hoffe dazu zu kommen.

Berlin, 31. Dezember 1880.

Am letzten Abend des alten Jahres will ich zu dir reden und wahrscheinlich am ersten Morgen des neuen wiederum. Jetzt mehr als je fühle ich es schmerzlich, daß wir die Lebenstage nicht mit einander verbringen. Ich bringe mich nicht mehr so leicht zum Schreiben wie sonst, ich lasse, wenn Verstimmungen und Hinderungen eintreten, Alles stehen und liegen, eine allgemeine Müdigkeit nimmt mich dann dahin, und ich habe — was ich nie geglaubt hätte — oft wochenlang kein Verlangen einen freundlich zugethanen Menschen zu sprechen.

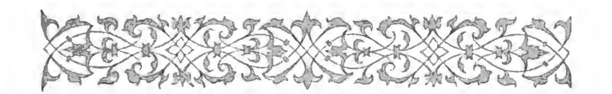
Seit meiner Rückkehr von Breslau ist es indeß besser, ich fühle mich frischer und ein gewisser Frohmuth läßt mich etwas wie Hoffnung empfinden, daß nun wieder frohe Tage kommen werden.

Ich denke zu Neujahr eine neue Arbeit scharf anzufassen, d. h. die alte Handwerkergeschichte frisch aufzunehmen und frei auszugestalten.

Ich habe heute die Correctur eines großen Aufsatzes über Freytags letzten Roman nach Augsburg geschickt. Ich habe Vielerlei Zeugs hineingelegt, was sich bei mir aufgespeichert hatte. Ich bin darauf gefaßt, Widersacherei zu erregen. Ich bin voll geladen mit einem furor criticus, ich werde aber doch zunächst Erzählendes vornehmen.

Jedenfalls siehst du, lieber Jakob, daß ich wieder mit Muth in das neue Jahr hinein gehe, q. f. f. s. Glückauf zum neuen Jahr!





1881.

699.

Berlin, 1. Januar 1881.

Mein erster Federzug ist wieder zu dir. Draußen ist es sonnig hell, und wir haben das neue Jahr in Heiterkeit begonnen.

Ich hoffe doch wieder zu Arbeit und Daseinslust zu kommen, ich will mir durch nichts, auch nicht durch die Judenhetze, mein Leben abkränken lassen. Den Spruch Spinozas: principium omnium rerum est suum esse conservare sagte ich mir in aller Frühe vor. Es hilft einem Niemand und schließlich kann man sich nur selber helfen, sein Dasein zu bewahren.

Ich will also vor Allem mich zu der neuen Arbeit halten. Wenn ich die neuesten Publikationen der Vielgerühmten und Vielgelesenen betrachte, ja sage ich mit Saint Simon: Ich bin stolz, wenn ich die Anderen betrachte und bescheiden, wenn ich mich betrachte.

Ja, lieber Jakob, so gewinnt man auf verschiedene Art wieder Selbstgefühl, und daraus allein stammt alle Lust und alle Kraft des Thuns. Also frischauf!

700.

Berlin, 3. Januar 1881.

Ich muß dir's doch gleich sagen, daß ich heute endlich wieder einmal einen rechten Morgen hatte. Ich war gestern Abend mit meiner Frau bei Bleibtreus in Charlottenburg, es war behaglich und ich weiß nicht, wie ich dazu kam von meiner Mutter zu erzählen, und heute früh beim Erwachen ging mir's auf: ja, das schreibe ich nieder. Und wozu? Laß dir sagen.

Die Karlsruher wollen zur silbernen Hochzeit des großherzoglichen Paares ein Album herausgeben, ich bin auch dazu aufgefordert und weiß nicht was zu geben. Da fällt mir ein, ich schreibe einzelne Geschichten meiner Mutter, und flottweg habe ich sofort drei niedergeschrieben.

Den 6. Januar.

Ach, wie wird das Leben zuletzt so brüchig! Als ich von Breslau heimfuhr und mir in Frankfurt a. d. O. eine Zeitung kaufte, war das Erste, worauf mein Blick fiel, die Nachricht vom Tode meines alten treuen Freundes, des ehemaligen Koburgischen Ministers Karl von Schwendler. Ich hatte in Weimar viel mit ihm gelebt, und als er hier Reichstagsabgeordneter war, kam er trotz seines schweren Leidens oft zu mir. Er war eine noble, sich stets gleich bleibende warme Natur von mildem, aber festem Freisinn. Und heute früh erhielt ich die Todesnachricht von Dr. Faas in Gernsbach. Du hast ihn ja auch gekannt und erinnerst dich noch, wie er im Juli 70 auf unserer Reise durch das Murgthal in Obertsroth mit gefüllten Champagnergläsern an den Wagen kam und seinen Leibspruch anbrachte: In hundert Jahren ist Alles in anderen Händen!

Wie viel habe ich mit dem guten Kameraden gelebt, auf Ausfahrten am Tage und singend in der Nacht.

Den 7. Januar.

Ihr draußen könnt nicht ermessen, von welcher Bedeutung es loco für uns ist, daß Dr. Straßmann wieder und mit solcher Mehrheit zum Stadtverordneten-Vorsteher gewählt ist. Straßmann ist ein ruhig gediegener Bürger und natürlich fern von aller Ostentation. Solche Männer helfen den Juden die gerechte Stimmung erwecken.

701.

Berlin, 14. Januar 1881.

. . . Ich war gestern bei Bleibtreu, er wünschte, daß ich den Carton zu seinem ersten Bilde für die Ruhmeshalle sehe. Es ist eine Darstellung von der Verkündigung des „Aufrufs an mein Volk“ in Breslau auf dem Schloßplatz und des Auszugs mit dem König, Blücher, den Prinzen und den Freiwilligen. Alles schön belebt, wenn auch etwas traditionell gruppirt. Vorn stehen Friesen, Jahn und Theodor Körner.

Ich bin ganz neu belebt von den Verhandlungen und Erklärungen der hiesigen Wahlmänner-Versammlung mit den Reden von Virchow und Eugen Richter gegen die Judenhetze. Das ist wahrhaft erlösend, und ich habe Lazarus geschrieben, daß die ganze Verhandlung in extenso als Flugblatt vertheilt werden müsse.

Den 15. Januar 1881.

Ich habe gestern deine Zeilen und heute deinen guten großen Brief erhalten. Es freut mich sehr, daß dir die Volksbücher gefallen. Ich habe es an redlicher Arbeit nicht fehlen lassen. Du hast Recht, es ist Vieles

nicht für das Volk unmittelbar, aber ich denke auch an die Dorflehrer, die Manches vorlesen und erklären sollen.

Montag, 17. Januar 1881.

Ich schicke dir hier die National-Zeitung, die die neue Kundgebung des Kronprinzen über die Judenhetze enthält, sie wird hoffentlich läuternd wirken, jedenfalls gibt sie gute Zuversicht für die Zukunft.

702.

Berlin, 22. Januar 1881.

Heute an Lessings Geburtstag muß ich doch dir schreiben. Wie wurde Kaiser Joseph gefeiert, mit Recht, aber welch ein Mehrer des Geistesreiches ist Lessing! Der hundertjährige Todestag wird, wie es scheint, die guten Geister aller Orten bewegen. Ich habe auf Andrängen der „Presse“ in Wien versprochen, zu diesem Tage Betrachtungen zu liefern; ich habe so viele, die sich nicht zusammenschließen lassen, daß ich wahrscheinlich wieder die lockere Form von Aphorismen wähle. Ich muß mich dafür freilich aus meiner Arbeit herausreißen, aber ich meine, ich darf mich nicht entziehen, zumal auch da ich noch so zum Worte gefordert werde.

Ich habe heute zweimal zum Gedenken Lessings zu wirken. Vorerst ist Sitzung des engern Denkmals-Comité's im Rathhause bei Forckenbeck, wo mein Entwurf zum Aufrufe zur Annahme kommen soll. Dann habe ich beim Bankett des Vereins für jüdische Studirende, wo ich im Vorstande bin, zu sprechen. Ich werde mich bemühen, positiv Aufrichtendes zu geben und die Bitterniß nicht Herr werden zu lassen, daß wir wiederum eine Judenhetze erleben müssen, daß unsere Kinder, die wir zu freien Menschen und Patrioten erzogen haben, nun solches Elend auch noch einmal erleben müssen.

Sonntag, 23. Januar.

Es ging Alles sehr schön und gut von statten. Mein Aufruf wurde mit ganz kleinen Aenderungen vom engeren Comité angenommen und wird nun nächsten Donnerstag dem großen Ausschuß vorgelegt und dann publizirt. Ich kam natürlich schon etwas aufgeregt zum Bankett der Generalversammlung. Ich hatte nach dem Toast auf den Kaiser von Lazarus das Wort, und es ging gut und glatt. Sehr eindringlich sprach auch Fr. Kapp. Er hat als geborener Christ mit Kraft die Gemeinheit gegeißelt. Auch Gneist und Dr. Ritter sprachen angemessen. Ich kam erst nach zwei Uhr heim, bin aber doch heute frisch.

Hast du Gottfried Kellers neueste Erzählung „Das Sinngedicht“ in der Rundschau gelesen? Keller ist erster Meister in Zeichnung und Colorit, aber inhaltlich treibt er da ein freilich gefälliges, aber ungehöriges Spiel

mit märchenhafter Phantastik und derber Realistik. — Ich war der Erste, der in der Allgemeinen Zeitung auf Keller hinwies und habe seitdem ihn treu verfolgt.

Den 29. Januar.

... Ich war bei dem Landesgerichtspräsidenten Lessing. Er besitzt eine vollkommene Reinschrift von Minna von Barnhelm, das Manuskript und die Correcturbogen von Laokoon und viele Briefe und ein Medaillon von den Haaren Lessings.

Im Rathhause wurde vom großen Comité mein Entwurf zum Aufrufe für das Lessing-Denkmal berathen. Lazarus hatte einen zweiten Entwurf gebracht mit Anlehnung an den meinen. Wir schmolzen beide zusammen.

Den 1. Februar 1881.

Die Arbeit über Lessing, zu der ich mich aus der Erzählung herausreißen mußte, hat mir gut gethan, ich verspürte den Hauch von Lessings Geist, und der wirkt kräftigend und erhellend.

Heute steht nun auch mein vielfach amendirter Aufruf, der aber im Tenor blieb, in den Zeitungen. Du wirst dich auch mit der stattlichen Reihe der Namen freuen. Der hundertjährige Todestag Lessings scheint sich zu einer großen allgemeinen Feier zu gestalten, und wieder wird Lessing helfen, die Rohheit der Judenhetze in den Hintergrund zu drängen.

703.

Berlin, 5. Februar 1881.

... Vergangene Nacht war ich bis nach 1 Uhr bei einem großen Hoffeste im Schlosse. Es waren 1700 Menschen geladen und bis zum Souper, wo neue große Säle geöffnet wurden, war das Gedränge sehr arg. Ich traf in der Garderobe Virchow und ging mit ihm die Treppen hinan. Ich konnte ihm für seine fortgesetzte tapfere Bewährung danken. Im weißen Saal kam der Kronprinz auf mich zu, mir die Hand entgegenreichend, und sagte: „Nun bekommen wir unser Lessing-Denkmal. Erinnern Sie sich, daß wir vor zwei Jahren davon sprachen? Wir haben heute auch unsern Beitrag geschickt.“ In der großen Bildergalerie begrüßte mich die Kaiserin mit freundlichen Worten.

Den 14. Februar 1881.

... Die Todtenfeier im Conzertsaale des Opernhauses war sehr schön und rein erhebend. Es war weniger Publikum da, als wir erwarten mußten, die Freien sind eben keine Kirchgänger und glauben mit stillem Denken genug gethan zu haben und nicht einmal auf eine Stunde eine Gemeinde bilden zu sollen. Der Festredner Professor Gosche aus Halle

verstand die Thatsachen neu und wirkungsvoll zu gruppiren in meisterlicher freier Rede, und es gehört Muth dazu, in der jetzigen Strömung so muthig und unabhängig sich hinzustellen.

Beim Festmahle am Nachmittag führte ich den Gedanken aus, daß Lessing der erste freie Schriftsteller war, für den das Schreiben nicht Nebenberuf neben einem Amte war. Dann wies ich darauf hin, daß nur die Freiheit Dichter hat (im Großen gefaßt: Lessing die religiöse, Schiller die politische Freiheit, Goethe die Freiheit des durch den Pantheismus gehobenen Individuums); mein Hoch galt, daß der Lessingsche Geist, auf Wissen gegründet, in der Schriftstellerei walte ꝛc. Auf eine Rede Gosches erwiderte ich von der Opferung des Dichters. Ich sprach sehr bewegt und ich darf sagen auch bewegend.

Den 15. Februar 1881.

Heute beim Erwachen war mir's, als müßte ich mit dir sprechen, mit dir eine stille Gedenkfeier halten an den Hohen, der heute vor 100 Jahren aus dem leibhaftigen Dasein schied.

Gerade die niedrige Hetze, die sich aufgethan hat, macht den Tag um so größer und allgemeiner. Du wirst nun heute meine Schrift[1] lesen, und ich kann dir sagen, ich empfinde ein Wohlgefühl, daß ich doch noch zu einer Aussprache kam.

Den 16.

Ich war gestern Abend im Theater. Das ist der angemessenste Ort, wo Lessing gefeiert werden soll. In ganz Deutschland (Wien ausgenommen) wird aber Emilia Galotti gegeben und nicht Nathan, der leider heute wieder actuell ist, und man fürchtet das.

Den 18. Februar.

Ich war also gestern Abend wieder auf dem Hofball und kam erst um 2 Uhr nach Hause. Ich war lange mit Lepsius und Forckenbeck, am längsten aber mit Mommsen, der mir auch erzählte, welche schmähliche anonyme Briefe er bekomme.

Der Kronprinz kam auf mich zu und sagte mir, er habe meine Lessing-Sachen mit großem Interesse gelesen und es sei schön, wie die Presse überhaupt einstimmig Lessing so schön gewürdigt habe. Er fügte hinzu, er habe besondere Wünsche für das Denkmal, die er mir ein andermal mittheilen werde. Ich wurde überhaupt von Vielen wegen der Lessing-Sache sehr zuvorkommend begrüßt. Auch die Kaiserin kam auf mich zu und sagte: Ich war bei der Lessingfeier (im Theater) und setze die Feier nun fort, indem ich Ihre Schrift lese.

---

[1] Die Genesis des Nathan (Berlin, A. B. Auerbach).

Unter den Abgeordneten ist große Aufregung. Daneben ist doch wieder Alles von den bevorstehenden Festlichkeiten zur Vermählung des Prinzen Wilhelm beansprucht, und in vielen Gruppen war von nichts Anderm die Rede, außer etwa noch von dem gestern erfolgten offenen heftigen Ausbruch zwischen Bismarck und Camphausen. Die ehemaligen Minister werden jetzt offen Opposition.

Ich muß dir doch noch sagen, daß Julian Schmidt in den Preußischen Jahrbüchern als Sekundant Treitschkes herausgetreten. Ich hatte schon früher immer mich dagegen zu stemmen, daß Schmidt mit einem eingefleischten Vorurtheil sich auslasse.

704.

Berlin, 1. März 1881.

So ein Geburtstag ist doch gut, man bekommt allerlei Süßigkeiten und Blumen und vor Allem auch sicher einen Brief von dir, lieber Jakob. Ich kann die vielen hübschen Sachen nicht aufzählen, Telegramme und Briefe und die Besuche. Abends brachte die „Tribüne" sehr freundlich, daß mein 70er Geburtstag gewesen sei, und nun kamen noch spät viel Stadt-Telegramme und Besuche. Die heutige National-Zeitung bringt eine Richtigstellung, ebenfalls mit sehr freundlichen Worten. Seltsam ist, daß ich so oft mit Victor Hugo genannt wurde, und sein Porträt auf der Münchner Ausstellung soll, wie mir auch Maler Gentz sagte, mir sehr ähnlich gewesen sein. Ich wünsche mir weiter nichts von Victor Hugo als das, daß das deutsche Volk in meinem Alter auch so nachsichtig gegen Verfehltes sei, wie das französische ist, denn ich muß doch mit der Erzählung heraus, sonst werde ich den Gedanken dran nicht los. Ich bin nur froh, daß ich bereits einen andern Plan habe, den ich dann ausführe und der mich von Vielem befreien wird.

Berlin, 18. März 1881.

Ich habe gestern den ziemlich festen Plan zu einer neuen Erzählung gefaßt, die ich mit ganzer Seele ausarbeiten kann, weil sie aus der persönlichen und zeitlichen Herzbewegung stammt. Aber ich dränge diese Geschichte vorerst noch zurück, sie muß reifer ausgetragen werden, damit ich dann nicht wieder da und dort einzureißen und umzubauen habe, und vor Allem, ich muß die Handwerkergeschichte los sein, sonst fühle ich immer einen Pfahl im Leibe. Und ich will und muß ganz frei sein, und dann suche ich mir Mitte nächsten Monats oder anfangs Mai einen stillen Ort, wo ich ganz allein in mir leben und die neue Geschichte, die ein Stück meines Testamentes ist, in ruhigem Bedacht ausarbeiten kann. Es soll was werden, wenn mir Kraft und Stimmung bleibt.

705.

Berlin, 26. März 1881.

Also Fritz Hecker auch todt! Ich denke zurück an die Zeit, als ich damals in Karlsruhe war und Hecker zuerst in die Kammer eintrat. Welch ein frischer Mensch war das! Freilich, er hieß immer der krasse Hecker, aber er war von jugendlichem Enthusiasmus, von löwenmäßiger Kühnheit und von hinreißender Beredsamkeit, und Abends beim Schoppen so liebenswürdig und voll Uebermuth. Ich sah ihn dann wieder in Frankfurt im Vorparlament, und zuletzt sah ich ihn 1873 in Freiburg, wo er seinen Bruder, den Professor, noch einmal von Amerika besuchte. Ich fuhr mit ihm und mit Lasker und dem Professor nach Suggenthal. Er hatte doch etwas tief Unbefriedigtes, denn man lebt eben doch im Auslande, und sei dies die freie Republik Amerika, nicht glücklich, ein Wehezug war auch in Hecker, obgleich er ihn nicht gern eingestand. Damals schenkte er mir auch seine Photographie und schrieb darunter: „Für Berthold Auerbach, der Republikaner dem Legitimen."

Und bin ich nun wirklich der Legitime? Ich muß dir von gestern erzählen. Ich lege dir einen Brief des Großherzogs von Baden bei, den er mir gestern durch einen Lakaien schickte, der auf Antwort wartete. Das ist ganz gegen Hofform, fragen, ob man kommen wolle, und so selbst schreiben. Ich fuhr also vor sieben Uhr nach dem niederländischen Palais, wo der Großherzog wohnt. Er war noch bei Tafel beim Kaiser, kam aber bald. Und nun glückwünschte ich ihm nochmals zur Verlobung seiner Tochter, und er dankte mir herzlich für den Gratulationsbrief, den ich ihm geschrieben hatte. Natürlich sprachen wir auch viel von dem Ungeheuerlichen, der Ermordung des Kaisers Alexander. Ich sagte, daß die Art, wie die Judenhetze fort und fort inscenirt wird, auch ein Werfen von Dynamitbomben ist. Aber der Großherzog hofft, daß das bald wieder vorüber sei, obgleich er die tiefe Schädigung, die das Volk damit erleide, vollkommen erkenne. Die freie reine Seele des Großherzogs leuchtete immer durch, und er freute sich, mich wieder frischer zu finden als vor drei Wochen, als ich damals bei ihm war. Ich war damals sehr bedrückt, und der Großherzog sagte, er könne mir eine besondere Freude machen, denn er habe veranlaßt, daß meine Volksbücher in allen Schulbibliotheken des badischen Landes angeschafft werden, und er hoffe, daß sich das auch in den Nachbarländern und weiter hinaus werde bewirken lassen.

Die Stunde verstrich, und nach seiner lieben, wahrhaft innigen Art, mich als den alten Herrn betrachtend, ging er mit in das Vorzimmer und gab mir einen Lakai mit, der mich durch die bedeckte Halle hinüber in das Palais zur Großherzogin führen sollte. Dort traf ich die Großherzogin,

natürlich in Trauer um den russischen Kaiser, und sie dankte mir ebenfalls für meinen Glückwunsch, den ich geschrieben. Sie sagte mir, sie habe „Brigitta“ wieder gelesen, und wenn ich es nicht übel nehme, so müsse sie mir sagen, es sei ihr das liebste meiner Bücher. „Ja,“ sagte sie, „die Brigitta quält sich, daß sie das Gebot: Liebet eure Feinde! nicht erfüllen konnte, und sie erfüllte es doch, denn was man den Feinden Gutes thun kann, das thut sie ja, und das ist doch die Liebe, die verlangt wird, denn die Liebe als Neigung kann man sich nicht gebieten, aber die That“.

Ich konnte natürlich in voller Wahrhaftigkeit sagen, wie warm und schön diese Auffassung. Als wir uns eben gesetzt hatten, kam die Kaiserin. Ich glückwünschte ihr natürlich auch, und sie sagte, es sei wohl alles schön, aber Schweden sei gar so beschwerlich zu erreichen. Sie erzählte dann der Großherzogin, wie sie mich Anno 1845 in Weimar kennen gelernt, und die Großherzogin fügte hinzu: „Und meine Schwiegermutter kannte Sie ja auch gut.“ Die Kaiserin fragte mich, was ich arbeite; ich sagte, daß ich eine Erzählung schreibe, auf die ich eigentlich nichts Rechtes halte. „Da lassen Sie sie ja nicht drucken,“ fiel die Großherzogin ein. „Sie sind gewiß Ihr bester Kritiker. Thun Sie das ja nicht! Sie dürfen nichts herausgeben, was man tadeln kann.“ Ich sagte, daß man immer getadelt werde, und sie entgegnete sehr freundlich: „Dann kann man den Tadel gut ertragen, wenn man weiß, man verdient ihn nicht.“ Ich legte nun dar, wie tief ich im Gemüth gestört sei durch die Judenhetze; es ist kein Geringes, daß man sich sagen lassen muß, man gehöre nicht zu den Deutschen und sei ohne Vaterland. Das muß ich noch miterleben, der ich bereits sechsundvierzig Jahre nach bester Kraft für das deutsche Volk arbeite und im Patriotismus Niemand nachstehe. — Das wurde mir bestätigt, und die Großherzogin sagte: „Glauben Sie mir, diese häßliche Sache ist nur in Berlin.“ „Und auch hier ist sie nur vorübergehend,“ fiel die Kaiserin ein. „Berlin treibt über Nacht, man weiß nicht woher, eine Pflanze auf, am andern Tag ist sie wieder vergangen und sie hat keine Wurzel. Und Sie sehen ja, die Sache ist eigentlich schon vorüber, aber ganz gewiß im Verschwinden.“ Ich mußte das bestreiten und wiederholte, daß man am Hofe wahrscheinlich von dieser Verwüstung der Gemüther und der Verkehrung alles graden Sinnes nicht genugsam unterrichtet sei. Die Kaiserin sagte mir: „Wir, wir haben unsere alten Beziehungen zu den alten Freunden — ich sehe von Ihnen ab, denn sie sind nicht nur ein Freund, sondern auch ein Dichter — immer aufrecht erhalten und werden es auch immer so zeigen.“ Die Kaiserin wiederholte, wie unablässig wohlthätig die Juden sich bewähren, und wie sie selber vor kurzem das jüdische Alterversorgungshaus besucht habe, wie sie nächstens das jüdische Krankenhaus besuchen wolle, und so solle ich

nur ruhig sein, es wird sich Alles wieder schön ausgleichen. Die Großherzogin lenkte über und erzählte mir, daß sie und der Großherzog meiner gedachten und, wenn ihnen etwas begegnete, oft sagten: „Da sollte der Auerbach dabei sein, er muß es wissen.“ Sie erzählte mir von einem alten Töpfer in Kandern, den ich kennen lernen müsse, das sei ein so glücklicher und arbeitsamer Mensch, bald achtzig Jahre alt, und er mache jetzt durch die Anstalten des Kunstgewerbes Majolika; sie sagte mir, sie werde mir die Adresse des Mannes aufschreiben. Dann sagte sie: Da hätten Sie auch dabei sein sollen; aber ich habe mir's für Sie gemerkt. Wir waren in Rippoldsau und frühstückten dort unter den Tannen. Da waren zwei alte Weiber, die jede Woche zweimal kommen, um Sauerwasser zu holen. Man sagte ihnen, daß das der Landesvater und die Landesmutter seien, und sie kamen herbei; sie wurden dann auf unser Zimmer bestellt, und der Großherzog gab ihnen eine Gabe, indem er sagte: Sie haben doch schwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge. — „Ja“, sagte die eine Frau, „aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal unsere Last ablegen. Aber der Regent kann seine Last nie ablegen!“ — Da haben wir dann bald gesagt, das ist etwas für Auerbach.

So ging das Gespräch nun in allerlei Leichtes hinein, das ich nicht mehr wiederzugeben weiß. Als die Kaiserin und die Großherzogin fortgingen und diese sagte: „Ich werde Sie in den nächsten Tagen wiedersehen“, bemerkte ich, daß ich auch die Prinzessin Victoria sehen und ihr Glück wünschen möchte. „Warten Sie ein wenig, ich schicke sie Ihnen gleich“, sagte die Großherzogin. Ich wartete und die Prinzessin kam. Sie war überaus zutraulich zu mir und sagte, daß sie auch „Brigitta“ gelesen, aber ihr Lieblingsbuch bliebe doch „Barfüßele“. Sie erzählte mir auch von den edlen Interessen, die ihr Bräutigam habe, und sie war sehr erfreut, als ich berichtete, daß viele meiner Sachen bereits schwedisch erschienen sind.

Den 9. April.

. . . Ich habe eine jüdische Dorfgeschichte entworfen und Einzelnes dazu fixirt, ich habe ein gutes Modell und habe andere Motive dazu eingeschmolzen; aber ich komme nicht voran in der Ausführung, und so lege ich wieder Alles bei Seite.

706.

Berlin, 19. April 1881.

Heute wollte ich dir einmal einen den Umständen gemäß heitern Brief schreiben, weil ich gestern deinen so guten mit deinem Vortrag über Lessing bekommen habe und weil ich doch auch wieder eine Hoffnung in mir aufkeimen sehe, daß ich mit meiner Arbeit zu stande komme, wenn sie eben

auch nicht so wird, wie ich meinte glauben und hoffen zu dürfen. Ich bin auch dadurch ruhiger, daß ich so viel als entschieden bin, bald nach Karlsbad zu gehen; Spielhagen reist heute dorthin, Löwe-Calbe ist bereits dort. Da, mitten in der Arbeit wird mir ein alter lieber Freund, Major Jähns gemeldet. Ich rufe ihm die Worte aus dem Freischütz zu: Max bringt gute Zeichen mit, da er zu so ungewöhnlicher Stunde mich besuche. Er aber sieht sehr traurig aus und sagt mir, ich solle es nicht durch Andere und zufällig erfahren, unser gemeinsamer lieber Freund Max Maria von Weber ist gestern Nachmittag plötzlich an Herzlähmung gestorben. Mir sträubten sich alle Haare zu Berge. Noch vor wenigen Tagen hatte ich den frischen, lebensmuthigen Freund, der mir seit mehr als vierzig Jahren immer gleich gesinnt blieb, gesprochen, und er hatte mir gesagt: Komm doch bald wieder zu mir, wir wollen eine Frühlingswanderung machen. — Ich kenne Weber schon von Dresden her Anno 1845, wo ich mit ihm und seiner Mutter oft zusammen war, auch in ihrer Theaterloge, wo ich immer einen Platz bereit fand. Es wird nicht leicht einen vielseitigern und immer frischgemuthen Menschen geben, als Weber war. In der Biographie seines Vaters zeigte er sein großes Kunstverständniß, und im Hause wurde viel gute Musik gemacht. Daneben erfreute man sich an seinen prächtigen Schriften, in denen er Eisenbahn- und Telegraphenwesen mit einer Frische der Darstellung Jedem nahe brachte. Du erinnerst dich vielleicht seines Beitrages in meinem Kalender: „Eine Nacht auf einer Lokomotive“, ein Stück, das in alle Schulbücher überging. Was hatte der prächtige Mensch noch Alles vor, und nun plötzlich todt! Ich habe sofort an die Zeitungen kurze Nachrichten von seinem Tode geschickt, und natürlich mit Weiterarbeiten ist es heute nichts, obgleich ich so gut im Zuge war.

Den 22. April 1881.

. . . Ich habe gestern meine Erzählung abgeschlossen, mit einem neuen Nothdach, aber ich kann keinen freudigen Maien drauf setzen, im Gegentheil, die Geschichte ist und bleibt lahm und halb und ich lege sie nur nieder, damit ich sie los bin. Ich glaube, obgleich ich noch viele Plane habe, daß ich nichts mehr schreibe, als nur noch meine Lebensgeschichte. Das bin ich schuldig.

Gestern habe ich einliegenden Brief von Fanny Lewald aus Rom bekommen. Ich hatte ihr zu ihrem 70. Geburtstag geschrieben. Heb mir den Brief auf, er kommt von einer aufrichtigen und reichen Seele.

707.

Berlin, 23. April 1881.

Fast täglich lese ich jetzt in den Zeitungen die Nachricht vom Tode eines Bekannten. Das bringt so das Alter mit sich und daß ich mit vielen Menschen an vielen Orten gelebt habe. Gestern brachten die Zeitungen die Nachricht vom Tode Dr. Goldmarks in Amerika. Ich habe viel mit ihm während der Octobertage 1848 in Wien gelebt. Er und Dr. Fischhof gehörten zu den angesehensten liberalen Führern; Fischhof allerdings bedeutender, etwa in der Stellung von Johann Jacoby in Preußen. Er lebt heute noch, krank auf dem Lande, und wenn er manchmal, namentlich in Sachen der Militärentlastung schreibt, so macht das in Oesterreich eine Wirkung, wie eine Kundgebung Victor Hugos in Frankreich. Aber Fischhof ist nicht confus, sondern ein klarer Kopf. Goldmark war immer der Lebhaftere. Habe ich dir schon einmal erzählt, wie ich zu seiner Rettung beitrug? Ich lebte im Winter 1848 auf 49 in Breslau. Eines Tages nun tritt Dr. Goldmark bei mir ein und sagt mir: „Du mußt mich verbergen, denn die Spione sind hinter mir drein. Man könnte mir politisch nichts anhaben, aber obgleich ich so unschuldig am Tode Latours bin wie du, wird man mich dessen anschuldigen, damit ich ausgeliefert werde. Gib jedenfalls Keinem, der zu dir kommt, Bescheid, wo ich bin." Ich behielt nun Goldmark in meinem zweiten Zimmer, und er erzählte mir, wie wunderlich es ihm ergangen war. Ein czechischer Abgeordneter, der es gut mit ihm meinte, sagte ihm, der Reichstag werde aufgelöst werden, man werde Goldmark verhaften, ihn durch einige Soldaten transportiren, und unterwegs werde er unversehens todt sein. Das war nun eine schlechte Aussicht, und Goldmark traf Vorbereitungen für seine Flucht. So kam er nach Breslau zu mir. Richtig kommt andern Tags ein junger Mann zu mir in der Uniform der akademischen Legion. Nach der aufgeregten Art der Oesterreicher und der damaligen Zeit fiel er vor mir auf die Kniee und sagte, er könne jetzt ruhig sterben, da er das Glück gehabt habe, mich zu sehen. Ich sagte ihm, daß Derartiges bei mir nicht angebracht sei und was er wünsche. Mit großer Beredsamkeit erklärte er nun, daß er in diesem Ehrengewande auf einer Barrikade sterben wolle. Ich sagte ihm natürlich, daß das übel angebracht sei, und nun sagte er mir, er habe Dr. Goldmark und Füster und Dr. Violant sehr Wichtiges zu sagen und daß er wisse, es sei mir bekannt, wo sie seien. Jetzt merkte ich, daß ich einen Spion vor mir habe, und ich erschrak, ich kann gar nicht sagen wie. Ich stand zum ersten mal unmittelbar vor dem Verkehr mit einem solchen Geschöpf. Ich lehnte natürlich jedes Wissen ab, und der junge Mann sagte: Sie glauben mir nicht, daß ich's gut meine? Ich bin auch ein Jude, und

er sagte mir „Sch'ma Israel“ vor — gewiß, es ist nie in infamerer Weise gesagt worden. Ich war noch immer ganz verblüfft, hielt mich aber stramm und sagte endlich, daß ich keine Zeit mehr habe. Nun brachte der junge Mann etwas, das er in seiner innern Rocktasche hatte und das in Papier eingewickelt war, heraus, es war ein wunderbares mit Edelsteinen eingelegtes türkisches Pistol. Er sagte, daß er es bei dem Sturm auf das Zeughaus gerettet habe, ich möge es als Pfand nehmen und ihm einiges Geld dafür borgen. Jetzt merkte ich, daß der Kerl mir eine gestohlene Waffe aufdrängen wollte, um mich dann denunziren zu können. Ich sagte ihm das offen. Er war sehr betroffen und ich erklärte ihm, daß wenn er nicht augenblicklich gehe, ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse. Er ging. Dr. Goldmark kam aus seinem Versteck; am Abend wurde er von Freunden sicher fortgebracht. Ich hörte lange nichts mehr von ihm, nur daß er eine chemische Fabrik in New-York habe und es ihm gut ginge. Vor mehreren Jahren stellte er sich plötzlich wieder bei mir ein und sagte mir, er sei hier, denn er habe Sehnsucht nach der Heimat und wolle, wenn irgend möglich, sein ferneres Leben dort beschließen. Er war amerikanischer Bürger und verlangte nun, daß ihm sicheres Geleit gewährt werde, denn er wollte sich in Oesterreich vor Gericht stellen. Ich ging mit ihm zu meinem Freunde, dem damaligen Gesandten Bancroft, und Bancroft verschaffte ihm, von dem österreichischen Gesandten unterschrieben, einen Geleitsbrief. Goldmark ging nach Oesterreich, stellte sich vor Gericht und wurde glänzend freigesprochen. Aber er blieb dennoch nicht, er kehrte wieder nach Amerika zurück, und so ist er nun dort gestorben. Eine zukünftige Zeit wird gar nicht mehr verstehen, wie viel brave Menschen ihr Dasein einsetzten für das Allgemeine.

Den 15. Mai.

. . . Ich bin froh, daß ich wieder die Kraft habe zu arbeiten und das Elend unserer Tage vergesse. Die Gemeinheit, die sich bei uns in Deutschland breit macht, zeigt sich in Rußland gleich brutal als Raub und Mord. Und wenn ich daran denke, wie viel hundert Juden jetzt dort gemartert und zerschlagen sind, so blutet mir das Herz und es erscheint mir wie eine Hartherzigkeit, daß wir da draußen uns vergnügen und vergessen, Kunstgenüsse und Alles haben, und dort ist Jammer und Wehgeschrei. Und in jedem Dorf ist ein Geistlicher und er stellt sich nicht den Wütherichen entgegen und läßt sich lieber tödten als die Greuel geschehen. Ich muß mich von diesen Gedanken abwenden.

708.

Berlin, 17. Mai 1881.

Also auch Dingelstedt todt! Die Zeitungen bringen bereits Nekrologe, und der ganze Aussud bleibt ein Hinweis auf den kosmopolitischen Nachtwächter oder auf die Geschicklichkeit in Theaterleitung. Und das soll Alles sein?

Ich habe viel mit Dingelstedt gelebt. Er war eine erobernde Natur, aggressiv und aushältig, und dabei kam ihm seine gebietende Erscheinung mit dem volltönenden Organ sehr zu statten. Ich habe das sehr oft bemerkt, während ich mit Dingelstedt auf dem Lande in Schandau lebte und dann wochenlang in Tarasp. Morgens in Tarasp ging Dingelstedt oft an mir vorüber und murmelte in seinem Grundbaß: „Berthold, sei stolz!" und ich muß sagen, ich wollte, ich könnte es sein.

Ich hatte in den letzten Jahren keine Beziehung mehr zu Dingelstedt. Ich war tief empört und gekränkt von seinem Nekrolog, den er auf Mosenthal schrieb. Es muß sich in meinen Papieren noch ein Brief finden, den ich bald nach dem Nekrolog an Dingelstedt schrieb; ich schickte ihn nicht ab. So waren wir uns in den letzten Jahren fremd geworden. Wenn ich's aber recht überlege, so muß ich doch sagen, daß der Judenhaß schon früh mit großer Keckheit von Dingelstedt in seinen Nachtwächtergedichten ausgesprochen war. Man vergißt aber das gern wieder, denn man möchte nicht immerwährend empfindlich sein und den wunden Punkt bloßlegen. So lebten wir, wie gesagt, in guter Freundschaft, soweit Dingelstedt dessen fähig war.

Ich war der Erste, der Dingelstedts literarische Thätigkeit förderte. Ich war damals bei der Redaktion der „Europa" und da waren Briefe aus der Rhön eingelaufen, die ich Lewald als vortrefflich empfehlen konnte. Wir wurden durch Heinrich König mit einander bekannt und befreundet, und aus der Fuldaer Zeit Dingelstedts weiß ich sehr viel; seine Doppelnatur, eine tief empfindende und eine frivole, machte sich schon damals kund. Er wäre eigentlich auch zu einem Staatsmann geeignet gewesen; er hatte jene starke Portion Frivolität, die, wie es scheint, in der modernen Zeit nothwendig ist. Das ganze Leben schien ihm wie ein Spiel und darum hatte er seine besondere Lust am Theaterspiel; er verfügte über Menschen und Dinge, wie über Requisitenstücke, und dabei kam ihm seine imponirende Erscheinung sehr zu statten. Eigentliche Gestaltungskraft hatte er nicht, aber einen freien Blick, ein muthiges, ja auch ein übermüthiges Anfassen von Dingen und Menschen, einen großen Gruppirungssinn, überraschend in dem Anordnen der äußerlichen Formen und auch der Gedanken. Er lachte mich oft aus, daß ich das Leben so ernst nehme und an die Wahrhaftigkeit der Menschen glaube. Er hat sein Leben unter dem Gesichtspunkte des Gesehen-

werdens eingerichtet und gehalten. Als ich das letzte Mal in Wien war und den Vortrag über Lenau hielt, gab er mir ein kleines Diner, wobei außer ihm und seiner Familie nur noch der Minister Hofmann war, und da sagte er mir: „Du hältst hier einen Vortrag über Lenau, da bekommst du nie einen Orden vom österreichischen Kaiser." Als ich einmal in München ihm sagte: „Du willst dich den Kavalieren gegenüber auch als Sportsmann zeigen, damit sie den Schulmeister von Rinteln in dir vergessen rc.," fiel er mir um den Hals und sagte: „Du bist ein braver Kerl, du hast Recht, ich werde mir's merken." Er war in der That ergriffen. Aber das vornehme Leben reizte ihn doch wieder, und er war, wie gesagt, von Natur zum Herrschen berechtigt. Er war so klug als hochbegabt, und wenn er sich einmal compromittirt hatte, so verstand er die Scharte auszuwetzen. Er klagte mir oft, wie bitter es ihm sei, nicht mehr freier Schriftsteller sein zu können. Er wäre nie voll davon befriedigt gewesen, er brauchte Applaus, Ruhm, Wohlleben, Glanz, Ruhm und Ehre in persönlicher, barer, blanker Münze, wie sie eben das Hofleben gibt.

Ich glaube, daß Dingelstedt nie eine solche allseitig beleuchtende Charakteristik bekommen wird, wie er sie doch verdiente. Ich komme darauf zurück, der schließliche Niederschlag sind ein paar Phrasen: lyrische Kraft, hohe Begabung zur Theaterleitung, und damit Punktum.

So schreitet das Leben fort und fort, und man sieht endlich ein, wie wenig daran war.

Den 19. Mai.

Ich kann dir nicht sagen, wie verzweifelt mich die Judenhetze in Rußland macht und diese beständige Drohung überall. Wie ein grausames Räthsel stellt sich die Erneuerung der greulichen Gemeinheit dar. Ich meine, daß eine solche Epidemie, solche Seelenvergiftung noch nie in der Welt war, und dagegen soll man schreiben, mit Zeitungsartikeln ein Pflaster auflegen. Der Verstand steht einem still, aber das Herz will nicht still stehen. Man tröstet einander, es wird wieder besser und es wird wieder anders; aber diese Aussaat von Gemeinheit und Ruchlosigkeit, die verschwindet nicht so bald wieder aus den Gemüthern, und Tausende gehen in den Straßen umher und müssen jedem Begegnenden dankbar sein, daß er sie nicht beschimpft oder gar attaquirt, weil sie Juden sind.

Den 22. Mai 1881.

Endlich ein voller wonniger Frühlingstag! Es hatte gestern mächtig geregnet, und heute triefte und glitzerte Alles im hellen Morgenschein und zahllose Vögel sangen, als ob sie auch erst aus dem Regen geboren wären.

Eben während ich das geschrieben hatte, kam Justizrath Meyer zu mir, er ist Vicepräsident im Vorstand der jüdischen Gemeinde, und man

will da berathen, was und wie für die vertriebenen russischen Juden zu thun sei. Zunächst ist an eine Geldsammlung für die Hilflosen gedacht, und freilich, was ließe sich sonst jetzt thun? Hat die Interpellation im englischen Parlament ja nichts genützt! So steht man thatlos einem Greuel gegenüber.

Ich habe versprochen, in den jüdischen Gemeinderath zu kommen, weiß aber nicht, was ich mitbewirken soll. — Diese nächste Woche füllt sich gut an, und ich weiß nicht, ob ich Allem nachkommen kann.

709.

Berlin, 28. Mai 1881.

Und wieder habe ich einen Todten aus meinem Bekanntenkreise zu verzeichnen, aber diesmal ist es eine anima candida der seltensten Art, eigentlich ein Fremdling in unserer modernen, nervös bewegten Zeit.

Du wirst dich noch erinnern, daß ich zur Zeit, als ich allein in Bonn war und am „Landhaus am Rhein" arbeitete, auch vielfach mit Jakob Bernays verkehrte. Er war eine feine, zartgliedrige Erscheinung, schüchtern nach außen, aber entschieden und unbeugsam in seinen innern Ueberzeugungen. Jakob Bernays war der Sohn des bekannten Rabbiners in Hamburg. Er war bei all seiner großen Wissenschaftlichkeit ein absolut orthodoxer Jude. Er hatte sich ausbedungen bei Uebernahme des Oberbibliothekaramts, daß er am Samstag und an den jüdischen Feiertagen wohl auf die Bibliothek kam, aber keinerlei Arbeit vornahm und natürlich nicht schrieb; ja, die Observanzen hielt er so streng, daß er am Samstag keine Klingel zog, er rief seine Magd [zum Oeffnen der Hausthüre] dadurch, daß er in die Hände klatschte. Er war anerkannt einer der ersten Philologen, ein scharfer Denker. Er schenkte mir seine Abhandlung über die Aristotelische Katharsis.

Er war sehr befreundet mit der Fürstin Wied, lebte eine Zeitlang auf Schloß Monrepos bei Neuwied und unterrichtete den jetzt regierenden Fürsten und die jetzt regierende Königin von Rumänien; auch half er Bunsen viel an seinem großen Bibelwerke, und überhaupt gab er gern große wissenschaftliche Resultate Andern hin und war überaus gleichgiltig, daß er auch dabei genannt werde. Wenn ich mit ihm über seine Orthodoxie sprach, so sagte er nur kurz, man habe kein Recht, die Tradition aufzulösen. Mit der religiösen Innigkeit eines alten Rabbinen betrieb er die Philologie und war überhaupt in seinem ganzen Wesen ein Exemplar jener unbeholfenen, still in sich gehegten Professorennaturen, wie sie zwar selten sind, aber in Deutschland nie aussterben werden.

Ich habe viele schöne Abende mit dem trefflichen Mann und Gelehrten, der namentlich einer der intimsten Kenner Spinozas war, zugebracht, und nun ist er auch dahin.

710.

Berlin, 1. Juni 1881.

So ist's gut. Nun ich doch wieder Brief von dir habe, kann ich wieder eine Weile fortmachen, ich bin wieder gut begrüßt. Ich will dir nur gleich sagen, ich reise unfehlbar in der ersten Hälfte dieses Monats; ob ich (da ich nun nicht mehr nach Stuttgart muß) über Frankfurt komme, ist unsicher, ich möchte so schnell als möglich nach Tarasp und gern den Schwindelweg über den Albula vermeiden und über Tirol reisen. Ich gebe dir indeß noch näheren Bescheid.

Was du von der Reduction in Ansprüchen an die Menschen sprichst und wie die Mittelmäßigkeit herrscht, so stimme ich dem ganz bei, nur will mir noch nicht zu Sinn, wie die in gegenseitiger Convenienz bewußte Verlogenheit so obenauf ist. Man sollte früh lernen gute Miene zum bösen Spiel machen und überhaupt die freundlichen Formen besser exerciren. Freilich geht dabei der Grund und die Wurzel der Wahrhaftigkeit zum Teufel, und es ist z. B. eine Religionsform möglich, deren Inhalt nicht geglaubt und noch viel weniger geübt wird, und es werden Interessen geheuchelt für Schönes und Großes, während man eigentlich nur zeitvertreibliches Amüsement dabei will, und wo wir anderen, denen es ernst ist, brennen und leiden, spielen die Meisten nur. Was will man aber machen? Man muß sich zuletzt in die Welt finden, wie sie ist, und allgemeinen und privaten Missionseifer abthun.

711.

Berlin, Pfingstmontag 1881.

Das ist gut, hin und her rasche briefliche Wechselrede. Ich erhielt deinen Brief, als eben Leopold Kompert zu mir kam, er ist die alte treuherzige Natur, und das Hauptthema unseres Gesprächs mußte leider die Judenhetze sein. Der Heuschreckenschwarm frißt eben Alles weg. Ich habe den Aufruf zur Sammlung für die gemarterten russischen Juden mitunterschrieben.

Ich war gestern mit Eugen im Jagdschlosse Königs-Wusterhausen, das mir aus meiner Chauber-Zeit in Erinnerung stand. Das Schloß macht einen ungemein anheimelnden Eindruck, das Zimmer des Tabaks-Collegiums ist sehr interessant, und im Park sangen die Nachtigallen.

Den 7. Juni.

Gestern Nachmittag und Abend war ich ganz allein auf dem Spandauer Berg und wanderte dort auf der Hochebene lang umher. Ich bedarf des Athems in reinerer Luft, die dumpfe hier lastet auf mir. Ich hatte frohe Stunden. Ich hatte das Gefühl, diese vielen frohen Menschen wissen und wollen nichts von der Judenhetze, denn das eigentliche Volk hier,

arbeitsam und verstandesklar, ist von [antisemitischen Agitatoren] noch nicht vergiftet. Ich freute mich an der Freude so Vieler, die an solchem Feiertage aller Orten sich der freien Natur erfreuen, und einen solchen Feiertag allgemein einzusetzen, das vermochte doch nur die Religion, das könnte und kann keine Rationalität und keine naturwissenschaftliche Volksbildung. Ich bleibe dabei, der Sabbath und die Sprache, das sind die Wunder des geschichtlichen Menschenthums, sie sind die Erlöser des Geistes und des Körpers und heben hinaus über die Thierähnlichkeit des Menschen in ein neues, nur den Menschen eigenes Dasein.

Ich war gern im Gewühl der lustig Gestimmten und sah keinen Betrunkenen und keine Händel, aber Alles war angeheitert.

Den 8. Juni 1881.

[Eine Broschüre gegen Stöcker], eine Beweisaufnahme — daß ich das schreiben muß, will mir nicht aus dem Sinn. Ich habe das Glück, daß ich gehört werde und darum die Pflicht, zu reden. Ich bin nur tief ärgerlich auf mich, daß ich noch zögere und allerlei Bedenken mir wie Haare in die Feder kommen wollen. Soll ich denn in diesem Elend immer nur Vorsätze haben und mich ohne rechten Muth in Unentschlossenheit und Bedenken vergrämen? Es wäre gut, wenn mich Stöcker dann bei Gericht belangte, die Sache käme zum Austrag.

Ich schreibe das so hin und möchte doch Niemand fragen, auch dich nicht, der doch vor Allen auf der Welt ein Recht hätte, dreinzureden. Ich meine, es gibt Nothwendigkeiten, die man nur aus sich ganz allein erfüllen kann, und ich hätte in meinen alten Tagen noch gethan, wozu mir Recht und Macht gegeben.

712.

Berlin, 18. Juni 1881.

So wären wir also so weit, um den Juden-Missionaren zu Danke verpflichtet zu sein. Du hast gewiß auch gelesen, daß gestern auf der Pastoral-Conferenz ein Juden-Missionar gegen Stöcker und überhaupt gegen die antisemitische Bewegung auftrat, die die Juden noch widerwilliger gegen die Bekehrungsversuche mache, und dabei hatte der Mann die Ehrlichkeit zu bekennen, daß dieses Verfahren der Antisemiten gegen alle Religion und auch gegen das Christenthum verstoße. Es wird nicht viel nützen, und wie gesagt, es ist schon traurig genug, daß die Juden-Missionare da helfen sollen; denn es ist doch empörend, daß in einem Staate, wo eine Religionsgesellschaft anerkannt ist, ein öffentliches Institut bestehen soll, um davon abtrünnig zu machen. Was würden die Protestanten sagen, wenn es einen katholischen Missionsverein für die Bekehrung zum Katholicismus gäbe?

Aber ich bin froh, daß ich aus alledem endlich herauskommen soll, und ich möchte während meiner ganzen Reise keine Zeitung lesen; man erfährt ja täglich Bitternisse, auch abgesehen von der antisemitischen Bewegung.

Ich war gestern Abend im Theater, wo die Münchner Schauspielergesellschaft Stücke im oberbayerischen Dialekt aufführt. Die Schauspieler sind fast durchweg meistermäßig. Da ist Alles so wahr und so kühn, der Wirklichkeit entnommen. Aber die Stücke! Das ist ein Jammer, die allerniedrigste Theatermacherei; da werden die stärksten Motive eingesetzt, um sie dann wieder gütlich abzuschwächen, da werden die Charaktere siebenmal umgeorgelt, damit es eben überraschende packende Situationen gebe; Empfindung und Handlung ist durch und durch erlogen, im Ganzen genommen. Aber das täuscht durch die überwältigenden Einzelheiten und die Kraft der Darstellung. Wenn ich nicht zu ermüdet wäre, möchte ich etwas darüber schreiben. Es geht mir sehr nahe, daß gerade das, was ich wollte und auch zum Theil erreicht habe, da ich doch mit war, der zur Stimmung solcher Sachen vorbereitet hatte, — wie gesagt, daß ich nun solche gemeine, innerlich verlogene Macherei so theilnahmevoll aufgenommen sehe, denn es ist wunderbar, wie sich die Berliner mit großer Naivetät hingeben, um den Dialekt zu verstehen.

Im vorigen Jahre, als die Schauspieler aus München ebenfalls hier waren, sprach ich mit dem Hauptdarsteller Neuert über eine Dramatisirung meiner Erzählung „Edelweiß". Er versprach mir darüber zu schreiben, er hat's nicht gethan. Aber in dem gestrigen Stücke ist das Hauptmotiv eben aus Edelweiß genommen, die Geschichte mit der Abholzung des Waldes, wodurch eine Lawine herabstürzt. Natürlich war noch viel Anderes hinzugethan, und ich denke daran, wie mir Gutzkow schrieb, als er hier in Berlin zum erstenmal Mosenthals „Sonnwendhof" sah: Mosenthal hat deine Wolle gestohlen, hat sie gesponnen und verwebt, und jetzt sag du, das ist meine Wolle! — Ich sprach im Theater auch unsern Gesandten in Paris, den Fürsten Hohenlohe, einen geborenen Bayern. Er fand, wie ich, das Spiel eben so meisterhaft als das Stück erbärmlich.

Den 20. Juni.

Gestern war ein etwas trüber Sonntag, und ich fuhr um halb 4 nach Potsdam, um meinen alten Freund Schulze-Delitzsch wieder einmal aufzusuchen, zumal da die Zeitungen berichten, daß er unwohl sei und somit nicht zu dem großen Feste der Fortschrittspartei auf Tivoli kommen konnte. Es regnete, aber die Pferdebahn geht bis vor das Haus von Schulze-Delitzsch, und ich traf den getreuen Menschen in seinem Garten, wo er leider durch sein Hüftenleiden oder eine Art Schlag nur schwer umherhumpelte. Sein Wesen ist noch frisch, aber der dreiundsiebzigjährige

Mann ist doch sehr baufällig und das Gesicht und der Kopf scheinen mir kleiner geworden. Wir saßen eine gute Stunde in seiner Veranda, und ich sprach mit ihm über das Thema meiner Arbeit. Ich glaube indeß nicht, daß er mir viel dazu sagen kann. Schulze hat natürlich Recht, daß durch die Vereinsthätigkeit die Initiative im Volke geweckt und gebildet wird, und diese allein wird einen wirklich freien Staat bilden; er hat auch Recht gegen Lassalle, der die Staatshilfe wollte, während er doch behauptete, daß 90% oder mehr der Staatsangehörigen aus Arbeitern bestünden, die also doch die Staatshilfe nur aus ihnen selbst auferlegten Steuern leisten könnten; auch würde der Staat den Arbeitern Vorschüsse machen, ohne sie zu kontrolliren, und mit der immer lokal geschlossenen Genossenschaft soll die Concurrenz und das Risico aufgehoben werden, wodurch jeder Ort eine Zollgrenze haben müßte, und es würde doch nichts helfen. Ich bekam ganz klare Einsicht über die Gegensätze, die hier herrschen, aber zu meiner Arbeit kann ich sie nicht brauchen, auch wenn ich dieselbe noch einmal ganz umordnen wollte. Ich habe den Conflict nicht ausgearbeitet, wie die beiden Gegensätze aufeinander prallen.

Schulze erzählte mir auch noch, wie zuerst das Programm der deutschen Fortschrittspartei entstand; ein Haupturheber derselben war Forckenbeck, und Waldeck, der jetzt als der mythische Held der Fortschrittspartei erscheint, wollte anfangs gar nicht daran. Er war ein Preuße, und zwar ein eng abgeschlossener, und er sträubte sich gegen die Bezeichnung „deutsche Fortschrittspartei"; er unterzeichnete erst Tags nachher, nachdem die Andern Abends das Programm entworfen und unterschrieben hatten. Ich ermahnte Schulze, seine Memoiren zu schreiben, er sagte aber, er habe noch viel Anderes zu thun, und er will nicht recht daran.

Ich war noch sehr heiter zum Abendessen bei Schulze-Delitzsch. Er hat einen vortrefflichen Keller und ist ein großer Weinkenner, und wir erneuerten die guten alten Tage. Wer weiß, wann wir wieder solche Stunden mit einander haben werden. Um 3/4 11 war ich wieder hier. Ich mag zögern wie ich will, eigentlich fertig werde ich hier doch nicht, und ich hoffe wieder frische, freie Stimmung, Lebensmuth und Freude zur Arbeit für das deutsche Volk zu gewinnen, wenn ich nur erst einmal wieder draußen bin.

713.

Lindau, 27. Juni 1881.

Gestern Mittag gab ich noch in Berlin Brief an dich auf, und heute bin ich schon hier, ich bin die ganze Nacht durch gefahren und fühle mich frischauf. Es hatte geregnet, es war kühl, ich allein in einem Wagen, und gegen meinen Vorsatz (ich wollte in Hof aussteigen) ließ ich mich fort-

rollen und schlief sogar. Von 3 Uhr an war ich wach, die Sonne schien hell, Nebel stiegen auf und zerflossen. Ich freute mich am Anblick der süddeutschen, mit Fruchtbäumen besetzten Straßen. In Nördlingen, wo die Kellnerin den Kaffee an den Waggon brachte, so frisch und neckisch, da fühlte ich wieder, ich gehöre nicht nach Norddeutschland, ich gehöre in dieses helle frohmuthige Leben. Nun ging's durch würzigen Heugeruch, denn überall wurde geheut, und gegen Kempten hin, wo die Kühe von dem schönen Allgäuer Schlag weideten auf den Matten, war mir Alles so heimisch.

Ich kam hier gerade zum Mittagessen, schlief ein wenig nach Tische und fuhr dann zu Schiff nach Bregenz zu Alfred Meißner, er war aber just nach Lindau gefahren. Ich ging allein auf den Gebhardsberg, ich bin schwach im Bergsteigen, ich kam nicht bis auf die Spitze. Abends kam Meißner zurück, und ich bin dann per Bahn wieder hierher gefahren.

Ich war eben auf der Terrasse und sah den hellglänzenden Kometen. Wenn man sich so ins Unendliche hineindenkt, vergißt man alles zeitliche Elend.

Nun gute Nacht! Morgen geht's in die Alpen, ich bin doch dankbar, daß ich mir das noch erobern und gönnen darf. Ich habe keinerlei Arbeit mitgenommen, ich will ganz frei sein.

Tarasp, 1. Juli 1881.

Frisch, frei von Schwindel und fromm, d. h. in beständigem Staunen über die urgewaltige Größe der Alpen kam ich hier an, wo mich Alles freudig begrüßte. Aber leider stellt sich auch hier meine tiefe Schwermuth wieder ein, ein Lebensüberdruß, eine Zaghaftigkeit und ein Bangen, die ich gar nicht los werde. Der Arzt, der mich hier untersuchte, bestätigt die Diagnose meines Berliner Arztes, daß ich neben dem Unterleibsleiden an Blutarmuth leide. Ja, ich brauche Stahl, dieses Metall ist mir ganz abhanden gekommen, und ich sollte doch jetzt erst recht gewaffnet sein gegen die Welt.

Den 3. Juli.

Meine Schwäche ist noch immer gleich, mein Schlaf ist doch wieder gut, wenigstens nicht von so entsetzlichen Träumen durchwühlt wie sonst. Es ist mir eine große Beruhigung, daß Frau Dr. Rahel Adler mit hier ist. Ich fürchte oft schwer krank zu werden, und ich weiß, daß die Freundin mich pflegen würde. Ich denke aber, es kommt nicht so weit. Ich halte mich ruhig und bin ein folgsamer Kurgast.

Der Benediktiner-Abt von Dissentis, von dem ich dir früher einmal schrieb, ist auch wieder hier, und ich freue mich des so feindenkenden, über die Weltwirrnisse frei hinschauenden Mannes. Er ist von Dissentis nach

München abberufen. — Es thut mir nun doch leid, daß ich meinen Aufsatz über Stöcker nicht publizirt.

Den 5. Juli.

Ich muß dir doch sagen, daß es mir heute etwas besser geht, d. h. die Schmerzen und die Bangigkeiten lassen nach.

Der Abt von Dissentis reist heute ab, er ist eine fein organisirte und edel geartete Natur, er steht auf dem Boden, daß aus den Lehren Christi sich Alles, was die Menschheit je bedürfe, entwickeln ließe. Dabei ist er durch und durch tolerant gegen die rein philosophischen Conceptionen. — Ich dachte immer, du schickst mir meinen Aufsatz über Stöcker, daß ich ihn doch drucken lasse.

Den 7. Juli.

... Die Ermordung des Präsidenten Garfield ist schauerlich. Ich meine, daß die Schamlosigkeit des Verbrecherthums nie so groß war als jetzt, man scheut sich der offenen Gemeinheit jetzt nicht mehr, man gibt sich gar nicht mehr die Mühe, sie zu beschönigen. Wo soll Rettung aus dem moralischen Chaos kommen?

Den 9. Juli.

Nun endlich, lieber Jakob, athme ich frei auf, und welch ein Athem! Wenn ich morgens die Balkonthüre öffne und diese Fluth würziger, über den Wassern gekühlter Luft einströmt, da fühle ich, daß bloßes Athmen Lebensfreude ist, und ich habe mich auch schon ausgeprobt, ich war vor dem Frühstück in Vulpera, freilich muß ich noch oft still stehen, aber ich habe keine Beschwerden mehr.

714.

Tarasp, 12. Juli 1881.

... Ich konnte gestern sogar zu der Höhe hinauf, die nach mir genannt ist, und was ich, als ich mich von der Gesellschaft allein machte, Alles sann? Ja, zuerst dachte ich, du hast nicht mehr geglaubt, da herauf zu kommen, und vielleicht ist das zum letztenmal. Da stehen die hohen Berge und bilden gegen Tirol eine Burg. Das wird stehen und du wirst's nicht mehr sehen, und wenn Geschlecht auf Geschlecht vergangen, werden auch diese Berge vergehen und unsere ganze Erde mit Allem, was darauf und darin. Der Gedanke des Todes, ja des Todes unseres ganzen Planeten hatte nichts Erschreckendes mehr für mich.

Und wie ich so lange Zeit am Bergeshange lag, kam mir auch die Erinnerung an Byrons „Manfred". Der Dichter läßt diese Faustnatur sich in den Alpen umhertreiben, bald lagernd, bald wandernd, ständig am Räthsel des Daseins knackend, und diesen hohen Bergen gegenüber, die nichts von menschlicher Zweckvernutzung sich aufbürden lassen, die für sich ragen, davon

die wilden Wasser rauschen Tag und Nacht, da stellt sich das Welträthsel noch schroffer dar, als in Fausts Studirstube, und man möchte zergehen. Aber genug, ich kann nicht weiter und ich will auch nicht. Der moderne Mensch kommt nicht wie Moses vom Berge mit neuen Gesetzestafeln. Wir enden mit Fragen auf den Lippen.

Den 17. Juli.

Das waren entsetzlich heiße Tage, Alles lechzte nach Kühlung. Nun hat es endlich gestern ergiebig geregnet, die Schwarzamsel, die verstummt war, läßt wieder ihre breiten Töne erschallen, der Zaunkönig trillert und in den Kornfeldern oben schlägt die Wachtel. Ich höre das wieder und höre es mit neuer Lust, der schwere Druck von Leib und Seele scheint zu weichen und ich glaube wieder an neue Erfrischung.

Morgen gehen zu Freunden gewordene Kurgenossen fort, Dr. Veiel und Frau aus Cannstatt. Es sind indeß auch andere erfreuliche Menschen hier.

Den 18. Juli.

Nun habe ich Brief von dir, und welch einen! Ich will ihn möglichst nachgehend beantworten.

Was du wegen des Alters und des Baufälligwerdens sagst, ist unbestreitbar richtig, und es ist wahr, ich habe mich zu lang dem Jugendgefühl überlassen. Ich sehe aber in Allem auch die Folge davon, daß ich stets angespannt und im Geschirr liegen muß.

Was du meinst, daß die Verwüstung alles humanen Sinns zum neuen Aufbau führen könne, so bin ich nicht deiner Ansicht. Solche radikale Verkehrung des neuen heiligen Geistes schwemmt auf lange Zeit allen Humus für gedeihliche Anpflanzung weg.

Lies nur, wie die Studenten zu einer Versammlung am Kyffhäuser aufrufen gegen den freien Gedanken und gegen die Juden. Nur das ist mir fast tröstlich, daß die Juden erstes greifbares und angriffreizendes Object sind im Sturm gegen den aus der Humanität stammenden Liberalismus. Das ist wieder ein Stück Mission der Geschichte. . . . „Herders Leben" von Haym zu lesen — mir kommt jetzt alles das so entsetzlich abseits liegend vor, wie eine auf der Alpe blühende Pflanzung, und doch ist es vielleicht wieder so, daß man den Grundbestand der Cultur nicht auflösen kann.

Den 24. Juli.

Seit gestern habe ich die Freude, meinen Freund Justizrath Simson (Bruder des Präsidenten) zum Zimmernachbar zu haben. Er gehört zu jenen, bei deren Begegnung man stets das Bedauern ausspricht, daß man sich nicht mehr und öfter sieht. Mit einem scharfen juristischen Geiste ver-

bindet er eine große ästhetische Bildung, die sich aus dem Goethe-Cultus entwickelte. Ich freue mich noch diese Tage mit ihm zu leben. Wir machen schon heute selbander einen Ausflug.

Den 26. Juli.

. . . Jetzt bei dem Regenwetter liest man viel Zeitungen. Bismarck läßt überall seine Mannen gegen den Liberalismus ziehen, der nie was geleistet, auch nicht der deutschen Einheit vorgearbeitet haben soll. Mit welchen Ideen er regieren will, läßt sich gar nicht ersehen. Ein gutes Wort sagte mir Dr. Krüger, der Gesandte Hamburgs beim Bundesrath: Jetzt so zu thun, als ob der Liberalismus nichts geleistet habe, das ist, wie wenn man sagen wollte, wir sind mit unsern großen Segeln allein ohne Wind über See gefahren.

Ich muß nun übermorgen von hier fort. Jedermann sagt mir, ich hätte entsetzlich krank ausgesehen und sähe nun besser aus; da soll nun die Luft und das Eisenwasser in St. Moritz weiter helfen. Ich bin aber des Kurlebens übersatt.

Den 27. Juli.

Du wirst die heutige Allgemeine Zeitung lesen, darin ist der Auszug der akademischen Rede Döllingers über die Juden. Sie ist brav und grad, bringt aber keinerlei ursprünglich Neues, aber es ist schon erfreulich, wie es jetzt einmal ist, daß ein Mann von solcher Bedeutung sich gegen die Infamie stemmt. Ich begreife nicht, warum die Christen nicht dem großen Problem nachgehen, das in der Erhaltung der Juden und der sich immer neu aufzupußenden Verfolgung liegt.

Ich reise morgen von hier ab, ich bin etwas gestärkt, aber das Schwergemuthe weicht nicht aus der Seele. Wollen sehen, ob die höhere Luft in St. Moritz dagegen hilft.

715.

St. Moritz, 31. Juli 1881.

Da bin ich nun, in der erhabensten Landschaft, die ich dir nicht schildern will und die man überhaupt weder schildern noch malen kann. Man sollte den Menschen dankbar sein, die uns ein solches Hochthal zur Sommerfrische hergerichtet und nichts dafür wollen als Geld, freilich ordentlich Geld, aber jeder Athemzug ist hier unbezahlbare Belebung. Ich sollte also froh und frisch sein, und bin es leider nicht. Das Gehen wird mir schwer, ich kann mich noch nicht an den Altemannsschritt gewöhnen und muß oft still stehen, bis das Herzklopfen vorüber ist. Mir ist eigentlich nur wohl, wenn ich sitze oder liege.

Ich habe ein sehr unbehagliches Zimmer, aber es ist Alles so voll hier, und ich muß mich noch freuen, ein Unterkommen gefunden zu haben.

Villa Beausite, Dienstag, 2. August 1881.

Was ich zunächst ersehnte, habe ich gefunden. Ich lernte den ersten Arzt hier, Dr. Berri, kennen, er war von echter Zuvorkommenheit, er untersuchte mich und fand es absolut nöthig, daß ich länger hier bleibe. Zufällig fand ich gerade in seiner Villa, die seine Tochter bewirthschaftet, ein leeres Zimmer, und so war ich schnell entschlossen, und ich habe heute Nacht geschlafen, wie nur je in Nordstetten.

Den 4. August.

Heute war der Großherzog von Baden 1½ Stunden bei mir auf meinem Zimmer.

Ich saß im besten Behagen allein beim Frühstück in dem schönen Empfangszimmer des Arztes, bei dem ich wohne; die wonnige frische Alpenluft strömte durch das offene Fenster, die Herdenglocken läuteten am Berge und der Nußhäher, der sich hier wohl von Zirbelnüssen nährt, jauchzte. Da kam ein braunäugiger, hochgestalteter, frischkräftiger Mann mit einem anmuthigen hochgewachsenen Mädchen; er stellte sich mir als Dr. Rückert aus Koburg, Sohn des Dichters, vor, und er sieht in der That dem Vater sehr ähnlich. Ich hatte mit ihm und seiner Tochter eine gute Stunde, sie reisten nur durch nach dem Maloja und machen überhaupt gemeinsam große Bergfahrten.

Ich ruhte mich drauf rauchend auf meinem Sopha aus, da liege ich am offenen Fenster, wie unter den Tannen am Berge. Das Mädchen meldet mir einen Herrn, der mich sprechen wolle, ich sagte, er solle hereinkommen, ich sei müde. Er kam, der Großherzog, er verlangte, daß ich liegen bleibe, was ich natürlich nicht that, und als ich die Cigarre weglegte, zündete mir der Großherzog ein Zündhölzchen frisch an und ich mußte rauchen. Wir sprachen natürlich bald über die Zeitverhältnisse. Wir sprachen auch über Ed. von Hartmann, der den Constitutionalismus als nichtig erklärt, kurz über Alles, und bei der Offenheit des Großherzogs halte ich mich nicht berechtigt, auch nur dir Alles mitzutheilen.

Der Großherzog ist sehr besorgt um meine Gesundheit und er räth mir, im Herbst nach Baden-Baden zu kommen. Der Großherzog deutete mir auch an, daß zu meinem 70. Geburtstag etwas geschehen solle, dem ich mich nicht entziehen werde. Er war lauter Liebe und Güte, und du kannst dir denken, wie wohl mir das thut.

Den 6. August.

Ich hatte eine schlimme, schlaflose, schmerzvolle und aufgeregte Nacht, und jetzt am Morgen bin ich doch wieder frischauf.

Ich bin entschieden und bin froh, Niemand zu fragen zu haben: ich schreibe eine Antwort an Döllinger auf seine akademische Rede. Es ist wie

eine höhere Fügung, daß ich bis jetzt warten mußte; jetzt trete ich heraus und jetzt sage ich, wenn auch nur kurz, was mir auf der Seele liegt, und ich kann es im Frohgefühle, daß ich Recht und Pflicht dazu habe.

Den 7. August.

Nun ist's geschehen und ich bin dessen froh. Es hat mich sehr aufgeregt, jetzt und hier das zu schreiben, aber wozu hat man seine Kraft, als um sie aufzubrauchen?

Ich schicke die Dankesantwort an Döllinger direkt an die Allgemeine Zeitung. Ich habe mich so kurz als möglich gefaßt und doch gesagt, was mir so lang und so schwer auf dem Herzen liegt. Es macht mich froh, daß ich das Recht habe, das Wort zu nehmen, und ich denke, es soll weiter wirken.

716.

St. Moritz, 12. August 1881.

Wem soll ich's denn sagen, wenn nicht dir? Noch selten im Leben hatte ich eine wohligere Empfindung als heute, da ich meinen Brief an Döllinger in der Allgemeinen Zeitung las. Es mag Manches darin fehlen und da und dort ein Ausdruck undeckend sein rc. Das Wohlgefühl, daß es mir gegeben ist, einem edlen Manne zu danken, und daß ich in die weite Welt hinaus sprechen darf und gehört werde, ist erhebend.

Ich fühle mich heute zum erstenmal etwas frischer und freier. Es hängt bei mir eben Alles wesentlich vom Gemüthsleben ab, und Freude ist meine beste Medizin. Ich schicke dir den Brief gleich, damit du meine Freude sofort theilst.

717.

St. Moritz, 15. August 1881.

Das ist das Beste, du bist zufrieden mit mir, d. h. mit meinen Worten an Döllinger, und du kannst dich drauf verlassen, ich hatte mir bereits vorgenommen, daß ich's beim Gesagten bewenden lasse und auf keinerlei Angriff rc. eingehe. Ich bin so tief froh, daß ich endlich heraus konnte, und ein vollendetes und wohl aufgenommenes Werk könnte mich nicht mehr freuen.

Ich komme eben von einem einsamen Spaziergang bis gegen Crestalta. Das Gehen wird mir schwer, ich muß fast alle zehn Schritte still stehen, aber die Bewegung ist mir doch gar erquicklich. Es hatte vergangene Nacht geschneit, die Berge waren bis tief unten mit Schnee bedeckt, aber eben diese herbkalte Luft that mir gut.

718.

Radolfzell, 22. August 1881.

Aus dem Hause Victor Scheffels schreibe ich dir. Ich bin seit gestern Mittag hier und habe gern drein gewilligt, noch bis morgen hier zu bleiben. Es ist wundersam behaglich und schön hier.

Am Samstag gegen 9 Uhr fuhr ich mit meinem Freunde Adolph von Schenk (der sich wie mit Sohnessorgfalt mir widmet) selbander im offenen Wagen über den Julier nach Chur. Die Fahrt war so bequem wie eine Spazierfahrt, und wir sangen ganze Opern und viele Schubertsche Lieder miteinander durch. Wenn man aus den Hochalpen herauskommt, ist es, als käme man aus einer fremden Welt, und das erste Kornfeld, der erste Obstbaum wird mit neuer Lust begrüßt.

Gestern Morgen fuhr ich mit Schenk bis Rorschach und dann allein hieher. Ich hatte telegraphirt, und der junge Scheffel erwartete mich am Bahnhof; Scheffel kam mir beim Hause entgegen. Es ist ein stattliches Haus, das er sich hier an der Seehalde erbaut und mit einem selbstgepflanzten Garten umgeben hat; Alles zeugt von Wohlstand und schönheitsvollem Behagen.

Ich mag viel Fehler haben, aber neidisch bin ich nicht, ich gönne Jedem sein Gutes und freue mich dessen, nur möchte ich eben auch so was haben, ein eigenes Heim, eigene Bäume. Echt gastfreundlich, wie ein homerischer Held, ist Scheffel, und wir schmausten bei Tische den besten Fisch aus dem See und das beste wilde Geflügel und tranken dazu den echten griechischen Wein.

Nach der Mittagsruhe, die durch Reise und Trunk nicht sehr ruhig war, wanderten wir am Ufer entlang nach der Insel Mettnau, die das große Landgut Scheffels ausmacht. Das Haus mit dem schönen Thurme ist mittelalterlich mit dem besten Geschmack eingerichtet, ein Schönes aber, wie ich noch nichts gesehen zu haben glaube, ist das Zimmer im Thurme, mit der Aussicht über den Weinberg, über den See und nach dem Hohentwiel und den Bergen des Hegaus. Dort saß ich lange allein in dem großen Lehnstuhl mit den massig breiten Handlehnen und schaute hinein in die untergehende Sonne, die in einer unbeschreiblichen Pracht Alles verklärte, und da saß ich und erinnere mich nicht, daß ich je im Leben eine höhere, über Alles emporgehobene Stunde hatte. Mein einziger Wunsch war: jetzt, so sterben zu können, und das schrieb ich dann auch bei Licht in das Fremdenbuch Scheffels.

Den 23. August.

Es ist früh am Morgen, und ich will dir noch von hier schreiben. Wir fuhren gestern Morgen in einem Kahn um Mettnau. Bei der Heim=

kehr fand ich in der Allgemeinen Zeitung den Brief Professor Baumgartens an Döllinger, rechtschaffen und freimuthig. Nachmittags fuhren wir nach dem Dorfe Moos durch wunderbares Schilfufer, wo Völker von Wildenten schwammen. Wir kehrten im Dorfe ein, das Wirthstöchterlein brachte uns Blumensträuße von Rosmarin und Nelken, und Scheffel (der als Bibliothekar in Donaueschingen viel gelesen hat) erklärte, welche Blumen Karl der Große den Bauerngärten gestattete. Nun aber ist's genug. Ich werde zum Frühstück gerufen und um halb Zehn reise ich.

Waldhaus Niedernau, 24. August 1881.

Da bin ich also in der Heimat, im Freundeshause. Ich reiste gestern an Nordstetten vorüber, ich werde bald einmal dorthin gehen, hier will ich zuerst wieder mich gründlich ausruhen und von den guten Menschen pflegen lassen.

Heute habe ich schon meinen altgewohnten Waldgang gemacht, die Sonne scheint hell und warm, das Gehen wird mir freilich noch schwer, ich muß oft still halten, aber ich fühle doch, daß ich hier wieder zu Kräften kommen kann, und ich denke nichts und schreibe nichts auf meinen Wegen; es geht mir bald, wie Hebel in seinen alten Tagen zu Tieck sagte: es fällt mir nichts mehr ein. Sei es drum! Wenn ich nur noch meine Lebensgeschichte schreiben kann, ist mir's genug, und was sollte ich auch in das Chaos dieser Tage hinein schreiben?

719.

Nordstetten, in meinem Elternhause, am 6. September 1881.

Ich habe heute früh meinen Freund Schenk, der nach Baden reist, bis Horb begleitet und kam dort gerade in den Martini-Markt hinein, traf meine Großneffen, und besonders lieb war mir die Begegnung mit dem jungen Buchmaier, den ich kannte, als er in der landwirthschaftlichen Schule in Kirchberg war. So wird eben das Bauernthum auch ein anderes.

Es war mir eigentlich bang, hieher zu gehen. Wozu mir die Aufregung machen, in den Ort zu gehen, wo mir Alles gestorben ist und mich jeder Stein, jeder Baum mit Erinnerungen ruft? Ich dachte mir aber wieder, ich muß doch endlich lernen, mich abzustumpfen, und so ging ich hieher. Aber nach Tische werde ich plötzlich daran erinnert, daß heute der Todestag meiner Mutter ist. Heute vor 30 Jahren starb sie, und als man ihr Trost und Hoffnung auf Genesung einreden wollte, sagte sie: Laßt mich in Ruhe, ich komme bald zu meines Bertholds Auguste, die hat mir die Hände geküßt. — Die alte, bald 80jährige Frau des Lehrers Frankfurter war heute auf dem Grabe meiner Mutter gewesen. Ich kann nicht hingehen, denn ich

weiß, wie entsetzlich es mich angreifen würde. Ich habe in der hiesigen Gemeinde eine kleine Stiftung zum Gedenken meiner Eltern gemacht, und heute wurde die Hälfte der Zinsen vertheilt.

In diesen Tagen wird das Album zur silbernen Hochzeit des Großherzogs ausgegeben, und da hat meine Mutter doch auch eine Art neuer Auferstehung.

720.

Niedernau, 19. September 1881.

Ich habe heute schon vermocht, einzelne Bilder aus der Familiengalerie von Nordstetten zu fixiren, die Thatsachen strömen mir leicht und voll zu, und ich habe daneben das Gefühl, daß ich, wann ich will, Mitlebende leicht zur Ergänzung befragen kann. Wenn es so fortgeht, bin ich bis zum Januar mit Aufzeichnung meiner Kindheit fertig, und wie schon oft bestimmt, du sollst das alles vorher lesen. Ich habe mit meiner Lebensgeschichte warten wollen, bis ich wieder Freude an mir selber habe, ich kann nicht mehr drauf warten, und zu der Fiction einer dichterischen Arbeit komme ich sicherlich lange nicht mehr, wenn überhaupt je noch einmal.

Ich möchte gern die neue Arbeit in demselben Ton halten, wie die Geschichten meiner Mutter [im Jubiläums-Album]; jedenfalls will ich alles Reflectirende und Didaktische nach Möglichkeit vermeiden, und es ist mir eine wunderbare Fügung, daß ich durch den Döllinger-Brief wieder auf den jüdischen Ursprung zurückgelenkt werde.

Den 20. September.

Ich bin gesonnen, bis anfangs October hier zu bleiben [und dann zu unseren Geschwistern nach Cannstatt zu gehen]. Ich fühle einige Kräftezunahme, zumal da das Wetter so wunderbar ist, jede Nacht ein Gewitter mit Regen und am Tage eine wahre Brutwärme. Ich wandere jetzt stundenlang, ohne daß mir einfällt, daß ich etwas aufzuschreiben hätte; diese Quietät scheint gut zu thun. Ich merke jetzt erst, daß ich vom Morgen bis zum Abend immer gelebt habe, als ob ein Dränger und Treiber hinter mir stünde. Das muß nun vorbei sein, die vis inertiae tritt ein, und die hat auch ihr Gutes. Ich arbeite indeß oft mit Lust an einzelnen Bildern aus meiner Kindheit fort, ich will Zusammenstellung und Einordnung erst später vornehmen.

Ich muß dir doch noch sagen, daß ich gestern wieder meine Wanderkraft ausgeprobt habe. Ich fuhr mit der jüngeren Familie nach Rottenburg und wanderte von dort über die neue Steige hieher.

So allein wandernd fiel mir ein (da ich eben deren Bilder aufstelle), wie in mir Hauptstücke von der verschiedenartigen Natur meiner Großväter sind. Der leichtlebige lustige Musikant von mütterlicher und der

ernst vornehm grüblerische Rabbi von väterlicher Seite, das ist eine seltsame Mischung. Wenn ich nur für künftig ein bischen mehr vom fahrenden Musikanten hätte!

721.

Niedernau, 28. September 1881.

Ja, lieber Jakob, du bist ein guter Tröster, vor Allem dadurch, daß du die Thatsachen anerkennst und dann eben beruhigst und heilst. Auch das, was du über die Wirrnisse der Zeit und über die Verwilderung des höheren und niederen Messerheldenthums sagst, trifft sich ganz mit meiner Betrachtnahme. Nur, lieber Jakob, kannst du das alles besser und ruhig freier hinnehmen.

So bin ich heute nach langer Zeit auch wieder etwas frohgemuth, weil mir heute Nacht ein allgemeines Thema einfiel, das ich nun skizzirt habe; dieses sich Entäußern und nicht immer an sich selber sich abarbeiten müssen, das ist Erlösung.

Den 30. September.

Nun endlich habe ich doch wieder ein Stück Naturleben in mich aufgenommen oder auch mich davon hinnehmen lassen. Ich bin dessen froh. Es zerfällt so Vieles um mich her und in mir, wenn ich aber das behalte, daß das Naturleben mir treu offen bleibt, dann hoffe ich Vieles entbehren zu können.

Die Sonne schien heute in der Frühe so hell — jetzt ist es wieder düster und neblig — ich ging um halb 8 aus, ich wollte nach dem Bergwalde, da höre ich drunten im Thale ein Vogelgezwitscher, wie wenn der blühende Frühling wieder erschienen wäre. Ich gehe dem Gezwitscher nach, auf einer hohen Weide, die hoch gewachsen ist wie eine Buche, sitzt eine Schaar von Staaren, einige lassen ihren breiten Schall ertönen, das sind wohl Alte, die belehren, sie haben die Erfahrungen bereits gemacht, die andern zwitschern durcheinander, wie wenn man kleingelenkige Ketten auf und nieder rollen ließe. Ich komme näher, ich schaue auf, da fliegt ein großer Schwarm Staare auf und waldwärts. Die Vögel rüsten und sammeln sich offenbar zum Zug übers Meer in warme Länder.

Ja, ich muß sagen, ich vergaß eine Weile allen Gram, da ich das wahrnehmen konnte. Ich komme aber auch außerdem zum Vergessen des Heute, d. h. zum Erinnern der Vergangenheit. Ich schreibe flottweg an der Geschichte meiner Kindheit, und davon gehe ich nun nicht mehr ab, das muß vor Allem gefaßt werden und es strömt mir gut zu. Die Form ist schwer, ich schreibe einstweilen ohne weiteres Besinnen zu, und ich habe mir ein Ventil für die Neigung zur Reflexion gemacht. Ich schreibe Betrach-

tungen ꝛc. auf besondere Blätter, sie dürfen mir nicht in den Text, und vielleicht mache ich einmal aus diesen Reflexionen eine eigene Abhandlung über Wesen und Besonderheiten der Juden.

722.

Cannstatt, 7. October 1881.

„Sind Sie krank gewesen? Sie sehen so übel aus! Ei, wie haben Sie sich verändert, so schlank und — — man wird eben auch alt." So redeten mich meine offenherzigen schwäbischen Landsleute gestern in Stuttgart bei Begegnungen an. Und wenn ich's auch spüre, daß ich baufällig bin und mir vor mir nichts draus mache, es macht sich doch eigen, das so von Anderen zu hören. Wunderlich aber ist's, daß ich immer noch meine, ich werde wieder gesund und stark.

Ich war gestern in der Landes-Ausstellung. Tausend Dinge, die mich vordem interessirten, sind mir jetzt gleichgiltig. In der Kunstausstellung fand ich indeß manches Schöne, besonders das Kriegsbild von Faber du Faur, das aber, nach meiner Ansicht, zu panoramisch gehalten ist.

Den 11. October.

Gestern Nachmittag war ich, bis es Nacht wurde, allein auf dem Sulzer-Rain, der Anlage beim Kurbrunnen. Es bewegt mich natürlich immer ganz eigen bei der Linde zu sein, deren Umgitterung meinen Namen trägt. Der Anno 70 gepflanzte Baum gedeiht prächtig, und auf der Bank saß ich lange und träumte mich hinaus über alles Leben. — Es ist schön da oben in den üppigen Waldgängen. Hier oben fliegen noch einzelne Schwalben, die sich wohl verspätet haben, und die geschmeidig beweglichen Schwarzamseln huschen hin und her und pfeifen, wie sonst nur wenn's Nacht wird.

Den 12. October.

Ich war gestern um die Mittagsstunde bei Frau Freiligrath. Die großartig und anmuthig freundliche Matronenerscheinung ist immer eine erfreuliche Begegnung, und wir sind seit 1840 gut befreundet. Sie zieht nun von hier weg zu ihrem Sohne Percy in Düsseldorf. Wir sprachen von der Biographie Freiligraths, die nach meiner Ansicht etwas zu weitläufig ist. Sie gab das zu, sagte aber, Vieles konnte eben nur an dieser Stelle aufbewahrt werden. — Ich sagte ihr, daß sie sich glücklich fühlen könne, den Namen ihres Mannes und sein Wirken so gestützt zu haben, daß die Reinheit und Kraft eine ähnliche sei, wie bei Uhland. Sie sagte, sie habe positiv eigentlich nichts gethan, man könne einem Dichter nichts Positives

leisten oder anregen, sie habe nur darauf gehalten, daß Freiligrath sein eigen Selbst frei und rücksichtslos entwickle und ausbaue.

Es war in St. Goar, das Glaubensbekenntniß (die politischen Gedichte) lag fertig da, daneben ein Dekret des Großherzogs von Weimar, das Freiligrath zum Bibliothekar mit dem Titel Hofrath und hohem Gehalt ernannte. Er nahm dies in die eine und das andere in die andere Hand und sagte: „Entscheide dich, willst du nach Weimar (wo Frau Freiligrath daheim ist) und in Ruhe, so verbrenne ich diesen Band und alles ist vorbei und eben.“ Die Frau entschied natürlich für die Freiheit des dichterischen Strebens, und sie sagte, er hätte sein Leben lang tief gelitten, wenn er nicht seinem Genius gefolgt wäre.

Sie ging mit ihm ins Exil, in Noth und Elend, und Freiligrath sagte mir oft, wie ihm diese eigentlich aristokratisch angelegte Natur stets Halt gegeben und ihm jeden Ort zur wohligen Heimat gemacht habe.

723.

Cannstatt, 13. October 1881.

Ich habe dir schon oft gesagt, daß ich mich absolut nicht in die Einsamkeit finden kann. Ich brauche Ansprache von Menschen und ich brauche Aufnahme von Kunstwerken. So fuhr ich gestern also nach Stuttgart und ging Abends mit der Tochter Steiners ins Theater zur Aufführung der Jungfrau von Orleans. Ich hatte auch die Absicht, durch neue Betrachtung dieses Dramas aus der ausschließlichen Versenkung in meine jüdische Jugend herauszukommen, um dadurch etwas freier und frischer zu werden, und es ist gelungen. Man thut Schiller immer wieder Abbitte, wenn man eines seiner Werke neu erfaßt. Das was sonst als Unnatur erscheint, zeigt sich eben als seine Uebernatur. Er faßt Alles so hoch und ist so erhaben und weise in Einzelheiten. Dabei ein Dramatiker von unerschöpflicher Energie. Widerlich bleibt, daß Schiller Gott falsch Zeugniß ablegen läßt durch das Eintreffen des angerufenen Donners, und daß er vor unseren Augen ein Wunder geschehen läßt im Abstreifen der Ketten und Bande, und doch läßt er den sterbenden englischen Heerführer sagen: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, Unsinn du siegst! — Wie weiß er aber immer uns in die von ihm beabsichtigte Stimmung zu versetzen, und welch ein dramatischer Griff ist es z. B., statt eines Monologs, worin Johanna ihre Zweifel kund geben müßte, den schwarzen Ritter auftreten zu lassen. Und so noch Vieles. Die Königin Isabeau ist Schiller ganz mißlungen, denn diese Mutter, die gegen ihren Sohn Krieg führt, wäre eine Tragödie für sich. Es ist freilich viel bloßes Theater in dem Stück, aber es bleibt doch gewaltig, und wie geschickt ist das gemacht! Die Schwestern werden

gefreit, Johanna lehnt ab. Der Bastard und der Ritter werben später um sie, sie lehnt wieder ab. Sie beleidigt damit keinen Einzelnen, sondern bekundet damit ihre Mission. — Das spätere Verhältniß zu ihrem Vater und ihren Schwestern, das wieder eine Tragödie für sich wäre, hat Schiller nur gestreift und theatralisch abgerissen verbraucht.

In meinen Heften, die „dramatische Eindrücke" enthalten, muß sich noch eine Betrachtung über das Stück finden. Ich habe sie jetzt nicht hier und bin begierig, das Damalige zu lesen. Jedenfalls siehst du, daß ich wieder etwas Kraft für meinen Beruf gewinne, und ich muß hinzufügen: es schmerzt mich immer, daß ich nicht zum Drama gekommen bin. Ich meine, ich hätte darin etwas leisten können, jetzt aber ist es zu spät, und ich will vorerst nichts als meine Lebensgeschichte schreiben.

724[1].

Cannstatt, 19. November 1881.

Ich kann heute wieder schreiben, lieber Jakob. Also dir und den Deinen und Frau Dr. Adler. Dein Berthold.

725.

Zürich, 8. Dezember 1881.

Du sollst nur wissen, lieber Jakob, daß die Reise zwar beschwerlich ist, daß ich sie aber doch weiter gut zu überstehen hoffe. Ottilie ist umsichtig und gut. Ich werde dir erst von Cannes aus ordentlich schreiben können. Ich hoffe Sonntags dort anzukommen. Herzlichen Gruß den Deinen.

726.

Cannes (Villa Mauvarre, bei Dr. Tritschler), 14. Dezember 1881.

Du sollst nur wissen, lieber Jakob, daß ich gestern wohlbehalten, aber unsäglich müde angekommen. Das Dasein ist hier ein Märchen; ich hoffe hier Ruhe zu finden und auch bald die Kraft, dir ordentlich zu schreiben.

727.

Cannes, 17. Dezember 1881.

Ich hatte gehofft, daß ich heute ausgehen dürfe, aber noch soll ich nicht, ich soll jede Erschütterung vermeiden. So sitze ich also still und lese mit ständigem lebhaftem Interesse wiederum „Goethes Leben" von Lewes. Goethe macht mich immer alles Leid vergessen und ruft mir die höhere Natur zu-

[1] Nach einem Schreiben des Freundes vom 15. October hatte ein Telegramm vom 20. dessen gefährliche Erkrankung an einer Lungenentzündung gemeldet.

rück, die auch in mir war, bevor ich die Zerrüttung so über mich Herr werden ließ. Ich lebe, weil ich leben muß, der Tod wäre mir willkommen, ich habe nichts Rechtes mehr zu thun und nichts mehr zu hoffen; aber langsam hinsiechen, das wäre entsetzlich, ich wünsche mir einen raschen frischen Tod, ich warte aber geduldig.

Ich kann dir nicht sagen, wie viel ich denke. — —

Den 19. Dezember.

Ich habe ein schlimme Nacht gehabt. Ich konnte gestern doch etwas in den nahen Wald gehen, wo die Erika busch- und baumartig gedeiht und der Rosmarin hoch wie Haselnußhecken steht und seine Kolibris hin- und herfliegen. Ich kam aber doch sehr matt heim.

Eben indem ich das schreibe, erhalte ich deinen erquicklichen Brief vom 16ten. Ich hoffe, dir nun wieder regelmäßiger schreiben zu können.

728.

Cannes, 20. Dezember 1881.

Und so wird's also wieder, lieber Jakob. Ich freue mich, daß ich vorerst doch Lust und Kraft habe, Brief zu schreiben, und hoffe, daß diese beiden Hebel auch für die Arbeit wieder kommen werden. Denn ich weiß nicht ohne Arbeit zu leben.

Gestern war ein so wonniger Frühlings-Sonnentag (es war aber zu heiß, um in der Sonne zu sitzen), daß ich es mit Dr. Tritschler wagen konnte, den Strand zu besuchen, den ich eigentlich noch nicht gesehen habe. Ich schildere dir nichts und sage dir nur, daß es mir eine wahre Wonne ist, dem Zerbersten der hohen Strandwellen zuzuschauen und die Seeluft zu athmen. Es war eine Art Corso mit Musik am Strand, ich fühlte mich aber doch bald zu schwach zu solchem Umhertreiben im Gewühl und fuhr mit Tritschler bald heimwärts.

Eben im Schreiben habe ich wieder Blut ausgeworfen, aber es soll ja ohne Bedeutung sein.

. . . Ich war und bin heute noch ein homo novus in der Welt, mir sind alle Erscheinungen und Einrichtungen neu, oder ich forsche nach ihrem Urgrund. Darin liegt der Mittelpunkt meiner Berufsbesonderheit, deren Wesen man Naivetät &c. nannte, und aus diesem Grundmotiv schuf ich, was ich eben geschaffen habe, und alles Leben war mir so neu als heilig.

Den 21. Dezember.

Ich hatte mir gestern doch zu viel zugemuthet, ich mußte es büßen. Ich bin doch noch hinfällig in der geraden Bedeutung des Wortes, es ist

mir oft, als ob ich hinfallen müßte, und als ich gestern Mittag ein Stück gegangen war, war mir's, als ob die Hüftenbänder sich auslösten, und ich mußte schnell eine Droschke nehmen und heimfahren und hatte keine gute Nacht. Jetzt ist's wieder besser, zumal auch der Wind sich gelegt hat; die Sonne scheint wunderbar hell, und ich sehe die sechs Schiffe des Panzergeschwaders draußen auf dem tiefblauen Meere bei dem hell erleuchteten Esterelgebirge in einer Reihe aufgestellt. Wenn ich nur erst wieder Kraft habe, wird das hier ein herrliches Leben, voll der größten Eindrücke.

Lazarus schrieb aus Nizza, daß er mich besuchen werde. Ich freue mich dessen und will auch mit ihm berathen, ob ich einen öffentlichen Dank in die Zeitung setzen soll.

729.

Cannes, 22. Dezember 1881.

Ich habe dir schon geschrieben, daß ich in der Biographie Freiligraths gelesen habe. Es ist wunderbar, wie sich aus seinen Briefen ein volles Bild seines Lebens, des äußern wie des innern, zusammensetzt, und wahrhaft erhebend ist es, so ständig als innig daraus zu ersehen, welch ein Halt und welche Erhebung ihm seine Frau in allen Fährlichkeiten war und blieb. Sie ist eigentlich eine vornehme, in sich geschlossene Natur, und es ist wunderbar, wie sie den extravagirenden, eigentlich auch zum Kneipenleben geneigten Mann stets in eine schöne heimische Häuslichkeit einsetzte, so daß er seine höchste Lust in seinen vier Wänden hatte. Aufgefallen ist mir jetzt zum erstenmal, daß — wohl in Folge der Hemmungen durch das kaufmännische Leben, die vorangegangen waren und immer wieder eintraten — eine eigentlich größer angelegte, langathmige Produktion sich in der Seele des Dichters nirgends zeigt; er bleibt nach dem ersten Anlauf mit den überraschenden exotischen Gedichten immer nur geneigt und fähig zu kurzen lyrischen Ergüssen; er hat nicht einmal wie Uhland, der sich doch dramatisch versuchte, eine Intention zu umfassenden Gestaltungen. Er erkennt in der zweiten Periode seines Lebens recht wohl die Bedeutung oder vielmehr die Beschränkung des politischen Gedichtes, mit dem eben so wenig eine politische That vollführt wird, wie etwa mit der Militärmusik oder dem Tone der Trommel vom Tambour, — es kann nur die Marschirenden und Kämpfenden befeuern, nicht eigentlich initiativ bewegen, und das politische Gedicht bleibt ein Gelegenheitsgedicht.

Den 25. Dezember.

Ich weiß nicht, wie ich dir, lieber Jakob, ein Bild meines Zustandes fixiren soll, hat ja nichts Bestand in mir, weder seelisch noch körperlich. Oft ist mir's, besonders wenn ich liege, als sei ich ganz gesund und gar nicht krank gewesen, und auch draußen gibt es solche halbe Stunden, dann über-

fällt mich wieder die Mattigkeit, Unfähigkeit und Unlust noch einen Fuß zu heben, und eine Traurigkeit und Verzagtheit, die über alle Beschreibung geht. Ich lese jetzt jeden Morgen einen Gesang in der Odyssee. Das hebt mich zeitweise über Alles hinaus, ich hoffe, dir noch genau davon schreiben zu können. Wenn ich aber etwas Arbeit versuche, dann fühle ich mich so leer, und wenn ich in der herrlichen Landschaft wandle, beengt mich die Beklemmung in der Brust.

Ich habe leider auch bittere Nächte, und doch hoffe ich immer wieder, ich weiß nicht was. Der Weihnachtsabend wurde hier im Hause sehr schön gefeiert, aber in mir bleibt doch Alles öd.

Den 31. Dezember.

Heute früh acht Uhr hatten wir bei 10 Grad Wärme bereits einen Regenbogen über dem Meere, jetzt hellt sich's wieder auf, und ich fühle mich fähig, der Verpflichtung nachzukommen, dir am letzten Tage dieses schlimmen Jahres noch zu schreiben.

Mein körperlicher Zustand ist noch immer auf- und abwogend, schwach, beengt und lebensüberdrüssig und dann wieder ein Kraftgefühl und Lebenslust. Meine Nächte sind noch immer in jedem Betracht beunruhigte. Manchmal Schmerzen, mehr aber noch Kummer um Vergangenheit und Sorge für die Zukunft wecken mich, dann schlafe ich aber doch wieder ein, und am Tage habe ich besonders gute Stunden im Lesen Homers.

Ich hätte viel Briefe zu schreiben, aber ich komme nicht dazu, und es thut mir nun doch leid, daß ich nicht einen Dank in die Zeitungen setzte.

Ich habe einen jungen Mann aus Stuttgart zum Nachbar, der mir gern nach Diktat schreibt, und so hoffe ich doch noch zur Abfassung meines Kindeslebens in Nordstetten zu kommen.

Ottilie setzt mir fast jeden Tag einen im Freien gepflückten schönen Blumenstrauß auf den Tisch und zeigt sich überhaupt kindlich aufmerksam und in jedem Betracht tüchtig.

Ich schlage mir's einstweilen aus dem Sinn, wie mein Leben sich im neuen Jahr gestalten soll.

Abends 4 Uhr.

Soeben ist Professor Lazarus wieder nach Nizza zurückgereist; er war nur hierher gekommen, um im alten Jahr noch nach mir zu sehen.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch heute an dich senden kann. Ich gehe mit der Zuversicht, daß ich wieder werde arbeiten können, in das neue Jahr hinein.





1882.

730.

Cannes, 2. Januar 1882.

Ich hatte mir gestern doch zu viel zugemuthet, lieber Jakob. Ich fühlte mich am Morgen so frisch. Wir hatten in der Nacht starkes Gewitter, und in der Frühe war es so belebend wie an einem hellen Frühlingsmorgen. Ich wollte das Datum des Neujahrs festhalten, begann an meinem Leben weiter zu schreiben und einige Bemerkungen über Homer zu fixiren. Ich mußte es am Abend büßen, da sich die Brustschmerzen erneuten. Ich lerne eben schwer, mich als Kranker zu halten, und ich werde fortan auch in der Arbeit Diät pflegen.

Ich bekomme von allen Seiten herzliche Zurufe. Nur die Ausgabe meiner gesammelten Werke macht mir noch viel Schererei. Ich fürchte fast, daß es mir nicht beschieden ist, meinen Lieblingswunsch auszuführen, wenigstens nicht so bald. Und wäre ich nicht in Cannstatt so krank geworden, ich glaube, ich hätte mein Jugendleben rasch und im rechten Ton fertig gemacht, denn ich stand ganz im Pathos der Heimat und der Zeit. Hier kann ich nur erst wieder schwer und fremd dazu kommen.

Den 4. Januar 1882.

Du hast nun meinen ausführlichen Brief, lieber Jakob, und es ist mir ein Wohlgefühl, daß da wieder die alte Ordnung eintritt. Noch Manches folgt nach. Ich habe leider noch immer neben Anderm ständig mit meinem Körperzustand zu thun, und das läßt keine auch nur einigermaßen continuative Geistesthätigkeit zu. Es thut mir wahrhaft leid, daß ich die Odyssee nunmehr ganz durchgelesen, denn was soll man da drauf lesen? Und jede eigene Arbeit erscheint auch gar zu kleinlich.

Den 6. Januar.

Die Tage werden schon länger. Das sehe ich am Standpunkte der Sonne, wenn sie über dem Meere und dem Esterelgebirge untergeht. Das

Mitleben mit der Sonne gehört zum Besten hier; man hat tagtäglich das große Naturleben und versäumt es nie über der Bücherwelt oder Geselligkeit. Wenn ich nur erst einmal recht hinaus dürfte, d. h. könnte, aber ich bin noch entsetzlich schwach, kurzathmig und müde. Aber gut ist's, daß ich in der großen Natur athme und schaue. Könnte ich dabei nur auch ganz das kleine und das große Menschengetriebe vergessen! Die Warschauer Judenhetzen sind wieder Greuel der empörendsten Art.

Der Arzt hat mir geboten, möglichst wenig zu sprechen, und seitdem ich das halte und das Meiste, was mir auf die Lippen kommt, hinunterschlucke, seitdem merke ich erst, was für ein Narr oder Geck der Mittheilsamkeit ich war, und wenn man meint, den Menschen ein Gutes damit zu thun, halten sie einen für eitel.

Cannes, 8. Januar 1882, bei hellem warmem Sonnenschein, 9½ Uhr.

Soeben, lieber Jakob, erhalte ich deinen Brief. Nach einer Nacht voll zerstörender Träume war ich doch wieder so frisch, daß ich einiges Reflective niederschreiben konnte. Diese Stunden bis Mittag sind in der Regel auch geistig licht, aber auch die beste Zeit zum Ausgehen. Ich sage dir also vor Allem, du hast mir wieder sehr gut gethan, du hast in allem Wesentlichen Recht, und ich hoffe auf die Energie, das Erkannte auch zur That zu machen.

Den 9. Januar, 6 Uhr Abends.

... Ich kann dir auch sagen, daß ich heute endlich wieder dazu kam, ein Kleines zu meiner Kindheitsgeschichte zu schreiben. Schon der kleine Anfang thut mir wohl, nun will ich mir täglich meine Aufgabe vorhalten. Ich hätte gern hier Unterricht genommen, um fertig Französisch zu lernen, aber ich weiß, daß ich dann daneben gar nichts Anderes vermag, und bei meinen körperlichen und andern Zuständen ist es nöthiger, alle Kraft für das schon so lang Geplante zusammenzuhalten.

Cannes, 17. Januar 1882.

Ich hatte wieder sehr schlimme Tage. Ich will dir nichts Weiteres darlegen und dir nur sagen, daß ich von der letzten Nacht wieder erfrischt bin und heute schon Einiges für meinen großen Roman notirt habe. Ob ich ihn je vollende, weiß ich nicht, aber ich muß die Gedanken los werden, und ich setze vorerst Alles daran oder schiebe vielmehr alles Andere weg, um zu meiner Jugendgeschichte zu gelangen. Ich komme vorher zu nichts.

Den 19. Januar.

Du sollst Sonntag Brief von mir haben. Ich hatte eine schlimme Nacht, und heute bei der Sonnenkraft hier bin ich doch wieder frisch. —

Ich wage mich noch nicht auf eine kurze Strecke aufs Meer, ich muß *noch* ruhig zuwarten, bis ich etwas derart unternehmen darf.

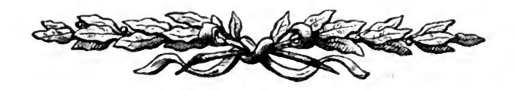
Den 20. Januar 1882.

Der Brief kam gestern nicht fort, lieber Jakob, weil ich Alles vergaß und liegen ließ, von einer Müdigkeit befallen, daß ich meinte, ich fiele auseinander. Ich habe, um schlafen zu können, zweimal Opium nehmen müssen, und jetzt wage ich gar nicht mehr, vor Mittag zu sagen, daß mir's besser geht, weil ich nicht weiß, wie mir noch wird. Das ist eine harte Existenz. Ich meine oft, das Klima hier wäre mir zu mild und erschlaffend (wir haben vollständigen Juni, gestern 18 Grad im Schatten); ich bin ein Kind rauheren Klimas. Dennoch habe ich wieder alle Hoffnung und halte die Zuversicht fest, daß ich wieder so viel Gesundheit gewinne, um arbeiten zu können. Also denke mich immer als frischauf strebend, wenn auch oft momentan gebrochen.



Auf vorstehendes eigenhändiges Schreiben folgten nur noch Mittheilungen im Namen des Kranken, dessen Zustand aber bereits am 31. Januar kaum noch auf Genesung hoffen ließ. — Ein Telegramm vom 8. Februar meldete seinen um 6 Uhr Abends eingetretenen sanften Tod.

Berthold Auerbach hatte verfügt, daß man ihm in Nordstetten die letzte Ruhestätte bereiten möge. Am 15. Februar wurde er dort bei dem Grabe seiner Eltern zur Erde bestattet.



6
33
101
144
207
226
262
270
271
299
389

